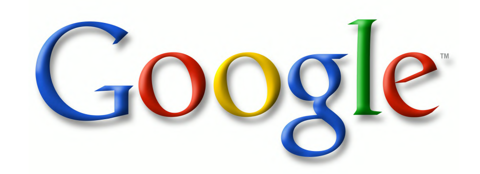
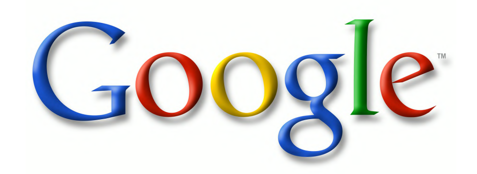
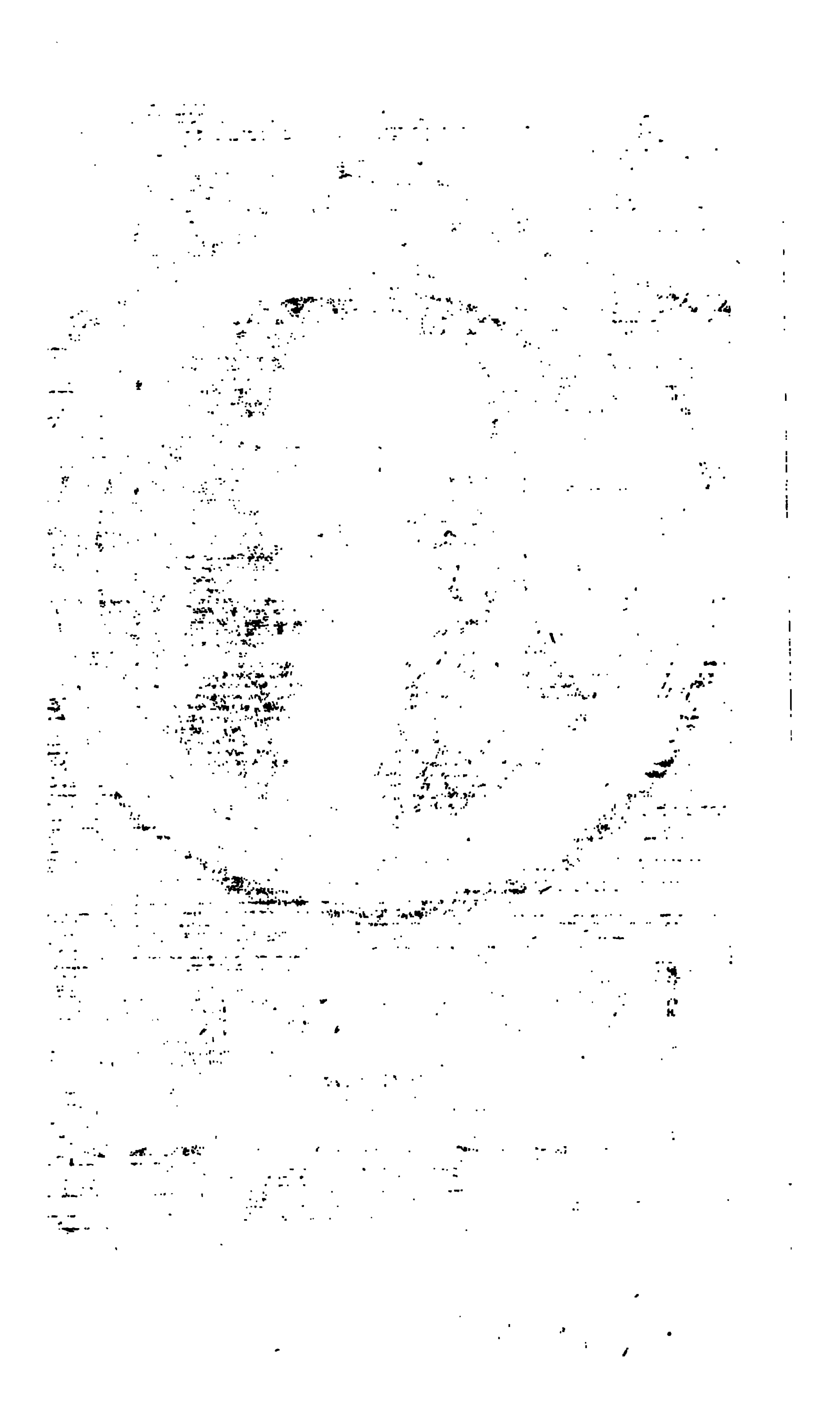





Litt. I.
2.
1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BUILDING
USE ONLY


BUILDING
USE ONLY



N. A. I. KIRCHHOFF

Rathsherr der freyen Reichsstadt Hamburg.

D. Beyel sc.

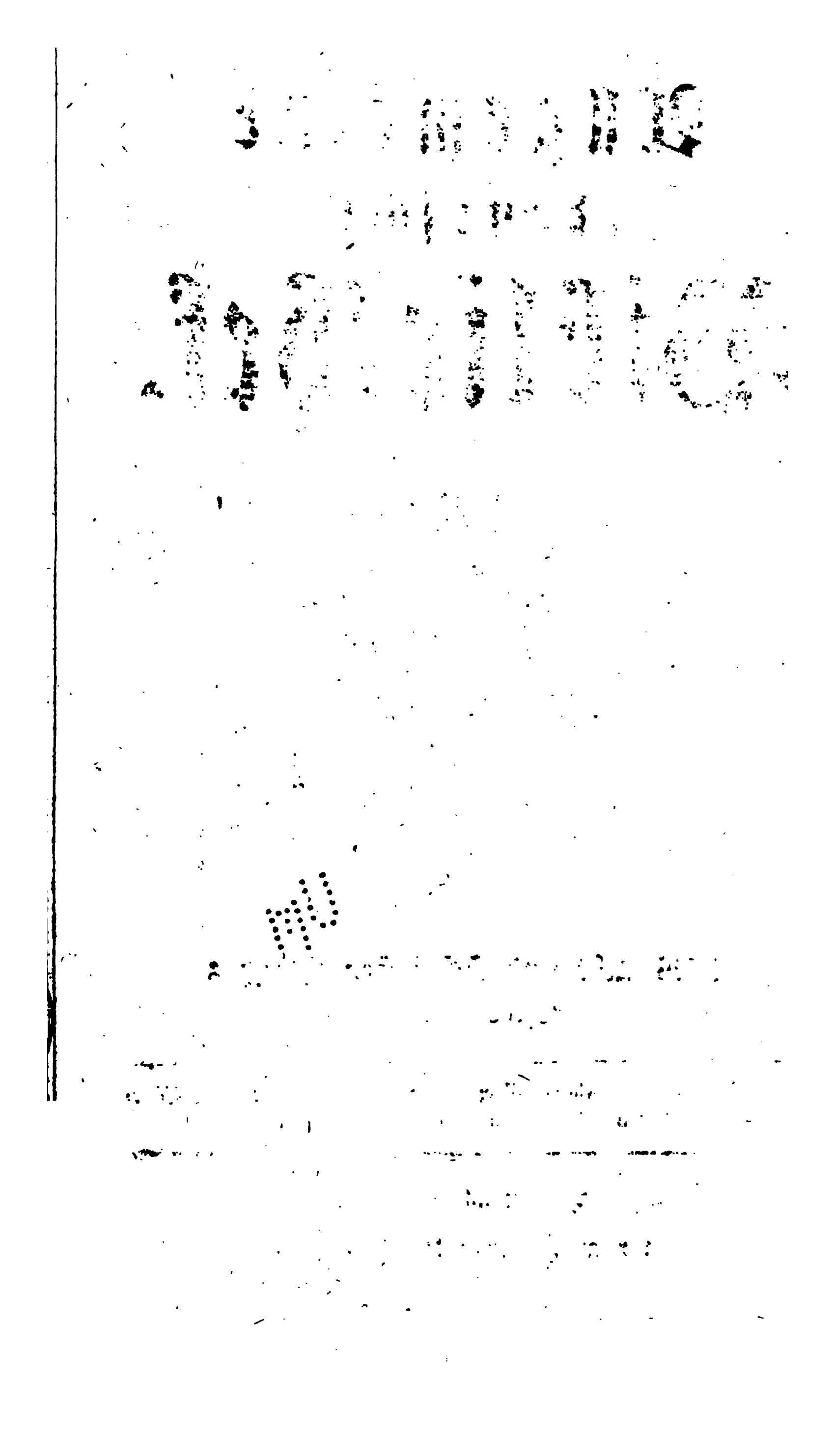
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des acht und sechzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1786.



Verzeichniß

der im ersten Stücke des acht und sechzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste.

a) Musik.

b) Bildende Kunst.

c) Malerey.

6. Mathematik.

7. Romanen.

8. Weltweisheit.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

10 Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

11. Gelehrtengeschichte.

12. Philologie, Kritik und Alterthümer.

13. Erziehungsschriften.

14. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

15. Kriegswissenschaft.

16. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten. 305

I.

Ideen zu einer Mimik von J. J. Engel. Erster Theil. Mit erläuternden Kupfertafeln. Berlin, 1785. Auf Kosten des Verfassers, und in Commission bey A. Mylius, 1 Alph. 1 Bogen, 8vo.

Die etwas verspätete Anzeige dieses der deutschen Litteratur so rühmlichen Werks würde unsrer Bibliothek zum Vorwurf gereichen, wenn Recensent nicht eine frühere Nachlieferung des zweyten Theils gehofft, und seine Anzeige daher bis zur völligen Uebersicht des Ganzen mit Fleiß verspart hätte. Zu dieser Hoffnung war er desto mehr berechtigt, da ihm die Vollendung der Arbeit von Seiten des Verfassers bekannt war; und so muß wohl der Verzug der Kupfertafeln daran Schuld seyn, daß der gewiß von jedem Leser des ersten mit Sehnsucht erwartete zweyte Theil bis itzt noch nicht erschienen ist.

Der Verfasser hat die Form der Briefe zur Einkleidung seiner Ideen gewählt; und das sehr weislich, indem er so zu einem freyern, leichtern Vortrage, zur Erwägung der Gründe und Gegengründe, zur Abbrechung und Wiederanknüpfung der einzelnen Gegenstände, bessere und wiederholte Veranlassung erhalten hat. Gleich in dem ersten Briefe rechtfertigt er seine Beharrlichkeit in dem Vorsatz, einige

Versuche einer Mimik zu wagen, gegen die Gründe seines Freundes, der ihm diesen Vorsatz aus dem Sinne reden wollte. Lessing klagt in seiner Dramaturgie, daß es noch keine auf feste Regeln zurückgeführte Schauspielkunst gebe; itzt, meynt der Verfasser, sey unsere Bühne durch Vervollkommnung und Unterstützung so viel weiter gekommen, daß man die verschiedenen Künste, die sich auf der Bühne vereinigen, nach allen Kräften müsse befördern helfen; um so mehr, da noch vor kurzem eine ähnliche Kunst, (die Physiognomik) ein so allgemein großes Interesse erweckt habe, ob es ihr gleich an sichern allgemeinen Grundsätzen fehlt. Lessing hatte selbst, wie er einmal in seiner theatralischen Bibliothek äußerte, den Vorsatz, eine Mimik, oder ein Werk über die körperliche Beredsamkeit, zu schreiben. Was der Verfasser bey dieser Gelegenheit über Lessings Art zu entwerfen, zu denken und zu schreiben, sagt, ist so wahr und charakteristisch, daß es einen Platz in seiner Biographie verdiente, die wir itzt, nach Mendelssohns Tode, von keinem so sehr, als vom Herrn Engel zu erhalten wünschen, der schon durch diese Stelle zur Genüge beweist, wie richtig er die Talente des grossen Mannes zu bestimmen und zu würdigen weiß. — Für den Schauspieler ist, wie im zweyten Briefe gezeigt wird, die blosse Empfindung eine unzulängliche und unsichere Führerin. Sie verhilft ihm höchstens nur zur treuen Darstellung der Leidenschaften, zur Erreichung der Natur. Der Kunst bleibt daran noch viel zu verbessern, zu berichtigen, zu mildern, übrig. Werke der Kunst jeder Art müssen als die vollkommensten Produkte der Natur erscheinen, die unter Millionen möglicher Würfe in der That einmal fallen könnten, aber nach aller Wahrscheinlichkeit so leicht

nie fallen werden. Befolgung der Regeln wird am Ende zu einer Fertigkeit, bey welcher sich die sonst deutlich gedachte Regel in Empfindungsidee verwandelt, die nun weit mehr Sicherheit und Festigkeit hat, als die aus blosser Empfindung erwachsene Fertigkeit. Und außerdem wäre doch immer die Theorie der Gebehrdenkunst eine Art von Kenntniß, und von Kenntniß des Menschen, die als solche ihren innern absoluten Werth hätte.

Wenn man aber auch immer die Nützlichkeit einer Mimik zugäbe, so könnte man doch noch an ihrer Möglichkeit zweifeln, und ihre Gegenstände für allzu mannichfaltig und gränzenlos halten, um in theoretische Regeln gefaßt zu werden. Hierüber erklärt sich der Verfasser in seinem dritten Briefe. Der Einwurf trifft hauptsächlich nur die gemischten, zusammengesetzten Empfindungen, nicht die reinen und einfachen, trifft mehr jene alte Kunst der Pantomime, deren Verlust nicht sehr zu bedauern ist; oder er geht auf den unendlich verschiedenen Ausdruck der nämlichen Veränderungen der Seele, bey verschiedenen Menschen, nach Beschaffenheit ihres nationalen oder persönlichen Charakters, Standes, Alters, Geschlechts, u. s. f. und dann verdient er eine genauere Untersuchung, die im vierten Briefe angestellt wird. Bey jener Verschiedenheit des Ausdrucks bleibt doch immer noch etwas Wesentliches und Natürliches zurück, das allen Menschen gemein ist; und auf dieses muß sich die Mimik einschränken, wenn ihre Kenntniß nicht blos historisch, sondern philosophisch werden soll. — Die mancherley körperlichen Veränderungen, die der Schauspieler dem wirklichen Leben nachbildet, theilen sich, nach dem fünften Briefe, in

zwey Hauptarten: in solche, die ihren Grund blos im Mechanismus des Körpers haben, und in solche, die mehr von der Einwirkung der Seele abhangen. Die erstere Art muß der Schauspieler durch fleißige Beobachtung der Natur, und durch beständige Achtsamkeit auf die Absicht seines Spiels sich eigen machen. Die Veränderungen der letztern Art aber sind oft nur von sehr unbestimmter, allgemeiner Bedeutung. Die Bewegung giebt der Aufmerksamkeit eine ähnliche Wirkung, wie der gehobene oder der gesenkte Ton der Aussprache beym Recitiren; und beyde haben einerley Regel, in Ansehung ihres sparsamen und zweckmäßigen Gebrauchs. — Alle Veränderungen von speciellerer, bestimmterer Bedeutung, alle Gebehrden, zerfallen, nach der Bemerkung des Verfassers im sechsten Briefe, in zwey Arten, in malende und ausdrückende. Zu der erstern Art gehören auch die blos deutenden, oder hinweisenden Gebehrden. Der Sitz des Gebehrdenspiels sind alle Glieder, alle Muskeln des Körpers; vorzüglich aber das Gesicht; und hier heißen die Gebehrden, Minen. Die sprechendsten Theile sind Auge, Augenbraune, Stirne, Mund, Nase. Am leichtesten, öftersten, unverkennbarsten spricht die Seele durch diejenigen Glieder, deren Muskeln am beweglichsten sind; also am öftersten durch Minen des Gesichts, und unter den Minen durchs Auge; am seltensten durch veränderte charakteristische Stellung des ganzen Körpers. Schade nur, daß die Veränderungen des Gesichts, und besonders des Auges, sich so schwer beschreiben lassen! Auch selbst für die Erscheinungen im Ganzen ist die Sprache so dürftig, so unvollkommen!

Die

Die Gebehrde läßt sich (Br. VII.) aus einem zwiefachen Gesichtspunkt betrachten: als eine sichtbare Veränderung an sich selbst; und als Mittel zur Bezeichnung der innern Operationen der Seele. In Ansehung des ersten fragt die Kunst: was ist schön? in Ansehung des zweyten: was ist wahr? oder sie vereinigt vielmehr beydes, und fragt: was ist zugleich am schönsten und wahrsten? Meistens hat man sich viel zu viel, oder fast einzig, an die erste Frage gehalten. Der Verf. redet daher blos von der Wahrheit der Gebehrden. — Mahlerey ist ihm (Br. VIII.) jede sinnliche Darstellung der Sache selbst, welche die Seele denkt; und Ausdruck, jede sinnliche Darstellung der Fassung, der Gesinnung, womit sie sie denkt, des ganzen Zustandes, worein sie durch ihr Denken versetzt wird. Vollständig lassen sich nur Figur, Stellung, Bewegungen eines dem unsrigen ähnlichen Körpers mahlen; alles übrige mimisch mahlbare läßt nur unvollständige Darstellung zu. Auch ohne Absicht, blos durch die eigene lebhafte Vorstellung dessen, der einen gewissen Gegenstand denkt, kömmt die Nachahmung desselben in Gebehrden hervor. Am öftersten und stärksten aber reizt die anschauliche Vorstellung menschlicher Beschaffenheiten und Veränderungen zur Nachahmung. Auch in der Gebehrdensprache befindet sich viel Figürliches, besonders Metaphorisches, es mag dadurch gemahlt oder ausgedrückt werden; und alle unvollständige Mahlerey, besonders unsichtbarer Gegenstände und innerer geistiger Ideen, ist bildlich. Auch Anspielungen giebt es in der Gebehrdensprache die Menge, ob sie gleich eigentlich außer dem Gebiete der Mimik liegen.

Der ausdrückenden Gebehrden giebt es (Br. IX.) so viel und so mannichfaltig, daß der Verfasser ihre Abtheilung in Klassen nöthig fand. Einige derselben sind absichtlich; andere sind nachahmend; noch andere sind unwillkührliche Erscheinungen; und diese letztern nennt der Verf. physiologische. Unter diesen giebt es viele, die dem freyen Willen der Seele schlechterdings nicht gehorchen, und die man freylich deswegen von dem Schauspieler nicht fordern kann. Das einzige, aber seltene und schwere Mittel, sie herauszubringen, bestehet darin, daß man eine an sich schon sehr reizbare Phantasie zu schneller und mächtiger Erweckung rührender Bilder übe, und sie dann jedesmal mit dem vorhabenden Gegenstande ganz erfülle. Nur bemächtigen sich dann wahre Empfindungen des ganzen Herzens zu leicht, und hemmen oder verfälschen den Ausdruck, den sie, der Absicht nach, nur verstärken sollten.

Unter den verschiedenen Zuständen der Seele, die sich im Körper ausdrücken, betrachtet der Verfasser zuerst (Br. X.) den Zustand der unthätigen Ruhe; denn in gewissem Verstande hat auch dieser seinen Ausdruck. Das ganze Gesicht wird hier der Fassung der Seele entsprechend und analog seyn; auch die Attitude des übrigen Körpers wird die Ruhe, die Unthätigkeit der Seele ankündigen; beydes im Stehen und im Sitzen. Bey einerley Gegenstande werden indeß verschiedene Menschen ihre Stellung vielleicht sehr verschieden nehmen. Dies wird hier durch Beyspiele und Abbildungen erläutert. Ein Mensch, dem sich im Zustande der Ruhe eine Veranlassung, ein Reiz zu äußerer Thätigkeit zeigt, wird, wenn auch diese Thätigkeit noch nicht ausbricht, durch seine Stellung

lung schon die Fassung, die Bereitschaft dazu, verrathen. Entsteht der Reiz zur Thätigkeit allmählig, so entsteht eben so allmählig die Vorbereitung dazu.

Der interessirte, der in Thätigkeit gesetzte Mensch ist es (Br. XI.) entweder mehr mit seinem Kopfe, oder mit seinem Herzen. In beyden Fällen ist Ausdruck, der mehr oder weniger lebhaft wird, nachdem der Bewegungsgrund ist, der die Thätigkeit veranlaßt. Das, wogegen die Schauspieler in nachdenkenden Scenen, und also besonders in Monologen, am meisten sündigen, ist die Regel von der Analogie, die man in der Natur selbst durchaus wird beobachtet finden. Das Analoge des Gebehrdenspiels hat seinen Grund theils in dem geheimen gegenseitigen Einflusse der klaren und dunkeln Ideen in einander; theils in dem Triebe der Seele, ihre unsinnlichen Ideen auf sinnliche zurückzuführen. Dieser Instinkt ist überall unverkennbar.

Im zwölften Briefe kömmt nun der Verf. auf den leidenschaftlichen Gebehrdenausdruck. Er unterscheidet eine zwiefache Art von Affekten; diejenigen, deren Wirksamkeit im Anschauen dessen, was ist, und die, welche im Streben nach dem besteht, was man möchte. Die letztere Art von Wirksamkeit heißt Begierde. Es giebt auch Affekten des Verstandes von beyderley Art. Affekten des Herzens aber entstehen, wenn unser eignes Selbst in Betrachtung kömmt. Die in der Mimik merkwürdigen Affekten des Verstandes, die im Anschauen bestehen, sind Bewunderung und Lachen. Von beyden wird in diesem Briefe weiter gehandelt, und zuletzt noch bemerkt, daß sich an die Affekten des Verstandes fast immer, wenn auch nur schwächere, Affekten des Herzens anhän-

gen, und sich also ihr Ausdruck innig mit dem Ausdruck von diesen vermischt.

Zuerst (Br. XIII.) von den verschiedenen Arten der Begierde, die nach Veränderung des Zustandes strebt. Der Abscheu ist mit unter der Begierde begriffen; auch er strebt aus der itzigen Lage in eine bessere. Die eine Art der Begierde also sucht Vereinigung mit einem Gute; die andre Trennung von einem Uebel. Diese letztere ist wieder zwiefach; denn wir suchen entweder uns, oder das Uebel zu entfernen; wir denken entweder auf Furcht, oder auf Angriff. Der Verf. unterscheidet also dreyerley Arten von Begierden. Die eine nähert sich zum Genusse; die andere entfernt sich zur Rettung; die dritte nähert sich wieder, aber zur Wegräumung, Zerstörung. Alle diese Begierden leiden unnennbar viele Modificationen. Eine der merkwürdigsten darunter ist die, wo man Sehnsucht fühlt, ohne daß man den Gegenstand davon weiß; eine andere, wo das, was wir begehren oder verabscheuen, etwas in uns selbst, eine angenehme oder widrige Idee ist; eine dritte, wo das Object zwar außer dem Menschen, aber etwas Unsinnliches ist, dessen Gewährung nicht von dem freyen Willen irgend eines sichtbaren Wesens abhängt.

In dem Spiel derer Begierden, die sich auf äußere und sinnliche Gegenstände beziehen, giebt es (Br. XIV.) mehrerley Gemeinschaftliches; und zuerst, die schiefe Lage des Körpers; beym Verlangen vorwärts, beym Abscheu rückwärts. Ferner nimmt jede lebhafte Begierde die gerade Linie auf den Gegenstand zu, oder von ihm zurück. Drittens wird das Spiel solcher Begierden immer abgeändert nach Maaßgabe der bestimmten Lage des bestimmten Verhältnisses, in welchem der Begehrende und der Ge-

gen-

genstand der Begierde oder des Abscheus gegen einander stehen.

Bey der annähernden Begierde (Br. XV.) haben die eben gedachten Verschiedenheiten ihres Spiels ganz sichtbar ihren Grund in dem verschiedenen Verhältniß des Begehrenden gegen das Begehrte; und dasjenige Werkzeug, welches den Gegenstand allein oder doch vorzüglich fassen kann, wird allemal an dem Körper vorgestreckt. Das Merkwürdigste dabey ist die Synergie der Kräfte, das gemeinschaftliche Erwachen aller, auch wo die Begierde die Seele zu einem Dienste aufruft, den nur eine dieser Kräfte ihr leisten kann.

Eine ähnliche Regel gilt auch (Br. XVI.) für die zurückstrebende Begierde; immer wird derjenige Theil des Körpers, der vorzüglich leidet oder bedroht wird, zuerst verwandt, verschlossen, zurückgezogen. Wo man das Uebel nicht schon völlig kennt, und die Organe der Kenntniß desselben nicht selbst davon bedroht werden, da gesellt sich hier zu dem Rettungstriebe die Begierde, das Uebel seiner Beschaffenheit und Größe nach zu erforschen. Wo keine völlige Unmöglichkeit einleuchtet, sich durch Wegräumung des Uebels selbst zu sichern, da gesellt sich gern noch die zweyte, wenn auch schwächere, Begierde hinzu, das Uebel von sich abzuwehren, zurückzustossen. Auch zieht sich der Mensch schon vor jeder einigermassen lebhaften mißfälligen oder widrigen Idee, wie vor einem sinnlichen gegenwärtigen Uebel, zurück. Und endlich überträgt er die Gebehrde des Ekels, des sinnlichen Abscheues, auf moralische Gegenstände.

Begierde nach Wegräumung, nach Zerstörung eines Uebels kann (Br. XVII.) etwas anders als Zorn seyn; aber nur unter der Gestalt des Zorns hat

sie

sie ihr eigenthümliches merkwürdiges Spiel. Der Zorn rüstet alle äußern Glieder mit Kraft; vorzüglich aber diejenigen, die zum Angreifen, zum Fassen und zum Zerstören geschickt sind. Bey dem Schauspieler ist die Nachahmung des Zorns auf einen andern Endzweck gerichtet, als der wirkliche Zorn; und er muß sich bey diesem Affekte mehr, als bey andern, vor allzuviel Wahrheit, und vollends vor Uebertreibung, hüten.

Im achtzehnten Briefe macht der Verfasser zuerst einige Bemerkungen über das Unerklärbare in einigen physiologischen Erscheinungen bey der Leidenschaft des Zorns; und sodann die, daß sich der Zorn oft von seinem wahren Gegenstande auf ganz fremde und unschuldige abzuleiten pflegt. Die Rachgier ist eine so wütende Leidenschaft, daß sie nicht leicht innerhalb des Menschen verstürmt und versiedet, daß sie da, wo sie keiner andern Dinge habhaft werden kann, gegen ganz fremde und schuldlose Wesen wütet. Und vielleicht findet sich diese Ableitung des Affekts auf verwandte und auf völlig fremde Gegenstände, mehr oder weniger, bey allen Begierden. Die Liebe reißt oft, eben so ungestüm wie der Zorn, alles, was sich ihr nähert, in ihren Wirbel.

Der Verfasser geht nun (Br. XIX.) zu den Affekten des Anschauens fort. Der Mimiker, der nur mit den äußern Erscheinungen der Leidenschaft zu thun hat, muß dem Philosophen, der ihre innere Natur entwickelt, nicht allzu gewissenhaft folgen. Für diesen giebt es Einheit, die für den Mimiker Mannichfaltigkeit wird; und umgekehrt. Dies wird an den Unterschieden zwischen Neid und Mißgunst, zwischen Eifersucht und Haß, zwischen Entzücken und

Ver-

Verzweifelung gezeigt. Der Verf. achtet daher, um Verwirrung und Wiederholungen zu vermeiden, nicht auf die Unterschiede, welche die Wörtersprache bemerkt, nicht auf Einheit und Mannichfaltigkeit im Innern der Seele, sondern nur in den sichtbaren Ausdrücken.

Die vermischte Empfindung (Br. XX.) hat oft, aber doch nicht immer, einen zusammengesetzten Ausdruck; zuweilen kann sie daher in der Mimik als einfach betrachtet werden. — Mit der Betrachtung der angenehmen Affekten macht der Verfasser hier den Anfang; und beschreibt zuerst die Aeusserungen und Ausdrücke der Freude in körperlichen Gebehrden. Die Handlungen, in welche die Freude immer gern ausbricht, sind lebhafte Eindrücke, die sie für alle Sinne hervorbringt, Wolleben, Lachen, Singen, Händeklatschen, Tanzen, und Mittheilung gegen alle, die sie in ihr Interesse zu ziehen hofft. Fällt die Neuheit und Geschwindigkeit des Eindrucks glücklicher Begebenheiten weg; wird die angeschaute Vollkommenheit bleibende Eigenschaft, und das Anschauen selbst ruhig; so verschwindet das Charakteristische der Freude. Dies sieht man z. B. an den Ausdrücken des Selbstgefallens. Ueberall, wo wir in die Betrachtung eines Gegenstandes vertieft sind, und unser eignes Selbst von der Vorstellung desselben nicht unterscheiden, suchen wir ganz die Beschaffenheit dieses Gegenstandes anzunehmen, uns ihm ganz ähnlich zu machen. Von dem Ausdrucke solcher Empfindungen nun, die wir aus der Seele des andern in die unsrige gleichsam herüber pflanzen, ist nichts neues, nichts eigenes zu sagen; aber da, wo wir uns von diesem andern unterscheiden, wo wir uns vielleicht ihm völlig entgegensetzen,

setzen, zeigen sich zwey Empfindungen von eigenem merkwürdigen Ausdruck: Verehrung und Liebe.

Verehrung wird (Br. XXI.) nur durch die Vergleichung des bewunderten moralischen Wesens mit uns selbst, wobey wir dessen Vorzug erkennen, Affekt des Herzens, und gehört als solcher eigentlich nicht zu den angenehmen Affekten; obgleich die Empfindung im Ganzen dennoch angenehm ist. Auch in ihrem äußern Bezeugen ist sie das völlige Gegentheil des Stolzes. Bey der Verehrung erniedrigt sich der Mensch, wie er beym Stolze sich erhebt. — Bey der Liebe wird die fremde Vollkommenheit nach ihrer vortheilhaften Beziehung auf die Vollkommenheit unser selbst betrachtet, und, als zu unserer eignen Glückseligkeit beytragend, mit Sehnsucht umfaßt. Den mimischen Ausdruck dieser Empfindung schildert der Verf. mit Burke's Worten, und setzt noch etwas von den Handlungen hinzu, in welche sie so gerne ausbricht. Dahin gehören: der Trieb nach Vereinigung und Gemeinschaft; der Trieb, den Zustand des Geliebten zu verbessern, sein Wohlwollen uns zu erwerben oder zu bestärken.

Die Untersuchung der unangenehmen Affekte des Anschauens fängt der Verf. (Br. XXII.) mit dem Gegentheil der Verehrung an, welches die Verachtung, und mit dem Gegentheil der Selbsterhebung, welches die Schaam ist. Das Spiel der Verachtung ist Selbsterhebung des Stolzes, Wegdrehen des Körpers in halb verwandter Stellung, flüchtig hinab oder seitwärts geworfner Blick; u. s. f. Sind die Gegenstände unserer Verachtung nicht Personen, sondern Sachen, so äußern wir sie durch Wegwerfen, Zurückschieben, u. dergl. Einer der kränkendsten Ausdrücke

der

der Verachtung ist völlige Vernachläßigung des Mitunterredners, vollends, wenn dieser eben vor Hitze außer sich ist. — Auch die Schaam hat, nach Verschiedenheit der Umstände, ein verschiedenes Spiel; das eine Mal z. B. wird sie fliehen, das andere Mal wird sie Stand halten. Immer ist es Bestreben, sich der Verachtung zu erwehren, wobey es jedoch dem Beschämten unmöglich bleibt, in das Auge des andern freye, zuversichtliche Blicke zu werfen.

Es giebt andere unangenehme Affekten (Br. XXIII.), die aus Vorstellung wirklicher, unsre Glückseligkeit einschränkender, vielleicht sie zerstörender Uebel entstehen. Zwey davon beziehen sich auf die Ursache, zwey auf die Empfindung des Uebels. Von der erstern Art sind Verdruß und Aergerniß; von der letztern Leiden und Schwermuth. Im körperlichen Ausdruck äußern sich diese Affekten sehr verschieden.

In dem folgenden XXIVsten Briefe macht und erörtert der Verfasser die Bemerkung, daß der ganze Körper an dem Ausdrucke des Affekts Theil nehmen müsse, der die Kraft der ganzen Seele auf Einen Punkt richtet, sie ganz mit allen ihren Ideen und Empfindungen auf Einen Ton stimmt. Dawider verstoßen so manche Schauspieler, wovon hier Beyspiele gegeben werden. Ferner müssen alle Glieder und Gesichtsminen zum Ausdruck Einer Empfindung auch in dem Maaß, in dem Grade dieser Empfindung, harmoniren.

Die Lehre von der Zusammensetzung des mimischen Ausdrucks leitet der Verf. (Br. XXV.) mit der Bemerkung ein, daß manche einfach scheinende Affekten, z. B. Dankbarkeit, Hoffnung, Mitleid, Argwohn, Neid u. s. f. in ihrem Ausdrucke zusammenge-

setzt sind. Der im Allgemeinen möglichen Zusammensetzungen von Gebehrden giebt es mehrerley. Die Erkenntnißtriebe und die übrigen Affekten des Verstandes können zuerst unter einander selbst, und dann mit Affekten des Herzens; Begierden können mit Begierden und mit Affekten des Anschauens, diese letztern wieder unter einander selbst, die Ausdrücke geistiger und körperlicher Empfindungen, ausdrückende mit mahlenden und deutenden Gebehrden verbunden werden. Alle diese Mannichfaltigkeiten lassen sich unter die Eine allgemeine Regel sammeln: daß der Ausdruck Präcision haben muß. Dies wird an einem Beyspiel aus Wielands Alceste gezeigt.

Das ganze Geschäfte, einer bestimmten Mischung von Empfindungen den ihr zukommenden Ausdruck anzuweisen, findet der Verf. (Br. XXVI.) so leicht, daß er es lieber ganz aufgiebt. Schwer ist es dagegen oft, für jeden gegebenen Fall die wahre Mischung von Empfindungen, und in der Mischung die wahre Proportion zu finden. Dies ist aber nicht die Sache des Mimikers, sondern des Schauspielers selbst. — Die Gebehrdensprache hat übrigens nur in eben dem Sinne, wie die Wörtersprache Synonymen. In beyden wird mit verschiednen Ausdrücken gar oft dieselbe Hauptidee bezeichnet, aber doch immer mit andern Nebenideen.

Nun folgt (Br. XXVII.) die Untersuchung der Frage, wann im Gebehrdenspiel die Mahlerey erlaubt, und wann sie unerlaubt sey. Schon Quintilian giebt die Regel, nicht die äußerlichen sinnlichen Gegenstände, nicht die fremden Empfindungen, welche unsere eigene erzeugen, sondern selbst diese eigene gegenwärtige Empfindung darzustellen; nicht die Gegenstände,

die

die wir denken, zu mahlen, sondern die Empfindungen, womit wir sie denken, auszudrücken. Schauspieler und Redner müssen also durch ihre Gebehrden nicht mahlen, sondern nur ausdrücken. — Die weitere Ausführung dieser Materie verspricht der Verfasser in den folgenden Briefen, auf die sich ein Jeder, der diesen ersten Theil gelesen hat, im Voraus freuen wird. — Auch diejenigen von unsern Lesern, die dies treffliche, klassische Buch noch nicht kennen, wird hoffentlich unser Auszug darauf begierig machen; dann aber wird die eigene Lesung dieser Briefe ihre Erwartung noch sehr übertreffen, indem wir hier nur die Hauptideen des Verf. ausheben konnten, die er selbst so trefflich ausgeführt, und durch so schickliche und lehrreiche Beyspiele erläutert hat. Die beygefügten drey und zwanzig Kupfertafeln vom Hrn. J. W. Meil sind überaus sauber und sehr charakteristisch.

Fk.

II.

Grundsätze der Gesetzgebung über Verbrechen und Strafen, eine der ökonomischen Gesellschaft in Bern zugeschickte, und von ihr des Drucks würdig erkannte Abhandlung, von D. Christian Gottlieb Gmelin, Herzogl. Wirtembergischen Rath, und der Rechte ordentlichem öffentlichen Lehrer zu Tübingen. Tübingen, bey Cotta, 1785. 8. 438 Seiten, ohne Vorrede und Inhaltsanzeige.

Die in unsern Tagen so allgemein laut gewordene Stimme der Menschheit gegen die bisherigen Mängel der Criminalgesetze hat zu der, im Titel erwähnten Preißaufgabe der ökonomischen Gesellschaft in Bern, und diese zu gegenwärtiger Abhandlung, Anlaß gegeben. Sie ist zwar nicht gekrönt, aber doch des Drucks würdig erkannt worden: und jeder unbefangene Leser derselben wird dieses Urtheil ohne Bedenken unterschreiben. Der schon durch andere Schriften rühmlich bekannte Verfasser zeigt sich hier abermals als einen denkenden Kopf, und als einen gründlichen Gelehrten. Gleich weit entfernt von eigensinnigem Vorurtheil für das Alte, und von blinder Verehrung für das Moderne, von rauher Vertheidigung hergebrachter, die Menschheit empörender, Grausamkeit, und von schiefen Machtsprüchen einer gewissen, zur Mode gewordenen, empfindelnden Philosophie, hat er, bey einer gründlichen Kenntniß der bisherigen Criminalgesetzgebung, sich mit allen Ideen der neueren Reformatoren bekannt gemacht, beydes nach der Natur des Gegenstandes geprüft, und mit der Würde, Mässigung und Bescheidenheit, die immer dem wahren Philosophen eigen ist, seine Gründe für die bessere Meynung, sie mag nun aus Kaiser Carls Halsgerichtsordnung, oder aus Sonnenfels und Beccaria, oder unmittelbar aus der Natur der Sache, aus dem Zweck der bürgerlichen Gesellschaft genommen seyn, vorgetragen. Das Werk theilt sich, nach einem sehr einfachen Plane, in drey Abschnitte, wovon der erste die allgemeine Grundsätze von Verbrechen und Strafen enthält, der zweyte, von den besondern Verbrechen und Strafen, und der dritte, vom Verfahren in Untersuchung und

Bestra-

Bestrafung der Verbrechen, handelt. In einer kurzen Einleitung werden über den Ursprung des Strafrechts, und über die Mittel, Verbrechen zu verhüten, gute Betrachtungen angestellt, und gezeigt, daß auch in dem besten Staat, diese Mittel unzulänglich, mithin immer noch Strafen nöthig sind. Es wird den Lesern dieser Anzeige nicht unangenehm seyn, wenigstens mit einigen Hauptideen des Verfassers bekannt zu werden.

Erster Abschnitt. In Ansehung der Moralität der Verbrechen, wird (S. 16 f.) ganz richtig bemerkt, daß das Temperament, die Erziehung und die Schicksale des Verbrechers auf die Bestimmung der Strafe keinen Einfluß haben sollen, weil alle diese Umstände die Freyheit des Willens nicht aufheben, und weil allemal, nähere oder entferntere, äußere Beweggründe, deren Wegräumung nicht in der Gewalt des Verbrechers standen, ihn zu der That bestimmt haben, mithin, nach jenem allzumenschenfreundlichen Grundsatz, niemals einige Bestrafung, auch des gröbsten Verbrechens, Statt finden könnte. Die Verbrechen sind (S. 22 ff.) entweder solche, welche den Staat unmittelbar, oder, welche ihn mittelbar, beleidigen. Dies leztere geschieht, entweder A) durch Tödtung oder körperliche Verletzung eines Bürgers, oder B) durch Beschädigung seines Vermögens; oder C) durch demselben zugefügte Gewalt, oder D) durch Unkeuschheit, oder E) durch Angriff auf die Ehre des Nebenmenschen, oder endlich F) durch Geringschätzung und Angriffe auf die im Staate eingeführte Religion. Dies ist die Ordnung, nach welcher, im zweyten Abschnitte, von den besondern Arten der Verbrechen, und den denselben angemessenen

Strafen, gehandelt wird. Der Hauptzweck der Strafen wird (S. 27 ff.) in die Abschreckung Anderer gesetzt, und der Verfasser hat ganz Recht, wenn er den Zweck der Rache des Beleidigten gänzlich verwirft, und den Schadenersatz desselben für keinen Gegenstand des Strafrechts, sondern der Civilgerichtsbarkeit, gelten läßt. Aber, wenn er (S. 32.) sagt: „auch im Naturstande gehe die Absicht der Rache „weiter, als auf Sicherheit vor dem Beleidiger: ihm „werde immer ein grösseres Uebel, als zu jenem Zwe„cke erforderlich wäre, zugefügt: gewiß in keiner an„dern Absicht, als auch Andere durch ein solches Bey„spiel der Rache abzuschrecken;" so scheint dieser, übrigens im Grunde blos spekulative Satz, nicht so ganz sicher in der menschlichen Natur gegründet zu seyn. Wenigstens läßt sich das Leidenschaftliche der Rache, das Vergnügen, welches der, seinen natürlichen Trieben folgende, Mensch in dem Leiden seines Feindes findet; nicht wohl aus einer vorhergegangenen Reflexion über seine eigene künftige Sicherheit erklären. Die Religion gebietet uns, Beleidigungen zu verzeihen, und unsere Feinde zu lieben: aber unser natürliches Gefühl empört sich gegen dieses Gebot, und im rohen Stande der Natur fehlen dem sinnlichen, und mit seiner höheren Bestimmung unbekannten Menschen alle Beweggründe, sich ein solches Gesetz vorzuschreiben. Die (S. 40.) festgesetzte allgemeine Regel vom richtigen Verhältniß der Strafen zu den Verbrechen, daß nämlich die Größe der Strafe mit der Größe der Reizung zum Verbrechen, und mit der Größe des, daraus für das Wohl und die Sicherheit des Staats entstehenden Schadens, in geradem Verhältniß stehen soll, ist an sich richtig: aber es giebt auch Fälle, wo der Grad der Strafe mit dem Grade

der

der Reizung im umgekehrten Verhältniß stehen muß: da nämlich, wo der höhere Grad von Reizung nicht der ganzen Gattung des begangenen Verbrechens gemein, sondern nur diesem einzelnen Verbrechen eigen war. Da die Abschreckung Anderer der Zweck der Strafe ist; so darf das Uebel, welches sie auflegt, nicht größer seyn, als nöthig ist, um ein überwiegender Beweggrund gegen die allgemeinen Beweggründe zum Verbrechen zu werden; der eigenthümliche Beweggrund zu den schon begangenen Verbrechen kann also dabey nicht als ein Grund der Erhöhung der Strafe in Betrachtung kommen, und muß vielmehr, insofern er die Moralität bey dem Verbrecher vermindert, einen Grund zur Milderung geben. Der Verfasser hat selbst die Richtigkeit dieser Einschränkung an andern Orten (S. 106. N. V.) anerkannt. Lesenswerth sind die Betrachtungen, welche (S. 42 f.) über den Einfluß, den das Clima und der Nationalcharakter auf Bestimmung der Strafen haben sollen, angestellt werden. Der Verfasser gesteht diesen Einfluß nicht zu: und wenigstens sind sicher Andere vor ihm, in Behauptung desselben zu weit angegangen. S. 45 ff. wird das Zwecklose und öfters Ungereimte der, von einigen Neueren vorgeschlagenen, wiedervergeltenden Strafen, dagegen aber der Nutzen derjenigen Strafen, welche dem Triebe, der zum Verbrechen reizt, gerade entgegen wirken, z. E. Geldstrafen für ein, aus Geiz begangenes Verbrechen, gezeigt. Von S. 51 bis 102 werden die verschiedenen Arten der Strafen ausführlich betrachtet. Ueber die bessere Einrichtung der Gefängnisse und Zuchthäuser, vortreffliche Vorschläge und — Wünsche. Sehr gut werden die Gründe für und wider die Todesstrafen, über deren Zulässigkeit in unsern Zeiten, so viel Gründ-

 liches

liches, gesagt, und so viel Schiefes und Seichtes nachgesagt worden ist, untersucht. Der Verfasser behauptet ihre Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit, jedoch zugleich die Nothwendigkeit, sie nur auf wenige Fälle einzuschränken. Geschärfte Todesstrafen, durch unmenschliche Martern, in deren Erfindung unsere Voreltern so sinnreich waren, werden verworfen, und nur noch diejenigen Erhöhungen, welche, nach der Hinrichtung, an dem Leichnam ausgeübt werden, um des stärkeren Eindrucks Willen, zugelassen. Von der Pflicht der Obrigkeit, kein Verbrechen ungestraft zu lassen, und von der Ungerechtigkeit, die durch Begnadigungen, wenn sie nicht aus wichtigen Ursachen geschehen, an dem Staate begangen wird (S. 119 f.). Sehr wahr ists, wenn der Verf. sagt: „Wo viele Begnadigungen vorfallen, „da wird immer eine Ungerechtigkeit auch gegen denjenigen begangen, welcher nicht begnadigt wird, „weil er in der Hoffnung derselben handelte, und also „durch die im Gesetze verordnete Strafe keinen Grund „der Abhaltung oder Abschreckung bekam.“ — Zweyter Abschnitt. Hier werden die besondern Gattungen und Arten von Verbrechen, nach obiger Einleitung und Ordnung, abgehandelt, und die, einer jeden Art angemessenen Strafen vorgeschlagen. Die, im ersten Abschnitte festgesetzten allgemeinen Grundsätze sind überall richtig, und mit Scharfsinn, angewandt. Nur Hochverrath, Mord und gewaltthätiger Diebstahl in einer gewaltigen Räuberbande, sollen mit dem Tode bestraft werden. Bey allen andern Verbrechen, auf denen bisher die Todesstrafe stand, soll lebenslängliches oder zeitliches Gefängniß, Züchtigung und dergleichen, deren Stelle vertreten. Auch der Kindermord und der Mord im Zweykampf, ausgenommen

men bey Soldaten, soll mit dem Leben bestraft werden. Gelegenheitlich Vorschläge zu Verhütung des Kindermords und des Zweykampfs, erstere mit Verweisung auf die neuerlich über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Auch beym Selbstmord wird das unehrliche Begräbniß, als Abschreckungsmittel, gebilligt. Warum der Verfasser (S. 224.) den Büchernachdruck in die Klasse der Betrügereyen, und nicht der Diebstähle setzt, ist nicht einzusehen. Nach seiner eigenen Definition (S. 205) setzt Betrügerey eine Einwilligung des Betrogenen voraus, welche sich auf einen von dem Betrüger absichtlich verursachten Irrthum gründet. Diese Einwilligung und dieser Irrthum ist aber hier nicht vorhanden. Auch kann der Umstand, daß der Verleger die ersten Exemplare schon verkauft hat, das Verbrechen nicht verringern, weil er sie nie mit der Einwilligung in den Nachdruck verkauft. Der Vorschlag einer policeymäßigen Büchertaxe ist unausführbar, und überdies ungerecht. Keine Policey kann den Aufwand von Geisteskräften, von Zeit und Gesundheit schätzen, den die Verfertigung eines Buchs dem Verfasser gekostet hat: und da Bücher unter die entbehrlicheren Bedürfnisse gehören, welche zu kaufen, oder nicht zu kaufen einem Jeden frey steht; so muß es auch dem Verfasser, und, in dessen Namen, dem Verleger, frey stehen, den Preis seines Buchs selbst zu bestimmen. Policeytaxen können nur in Ansehung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, und auch selbst hier nur bey solchen Gewerben, die dagegen einen besonderen Vortheil vom Staate, nämlich das zünftige Ausschließungsrecht, genießen, gerecht seyn. — Dritter Abschnitt. Alles, was hier der Verfasser von der Art, die Criminalgesetze auf die vorkommenden Fälle

anzuwenden, von der peinlichen Gerichtsbarkeit, von den Erfordernissen einer guten peinlichen Gerichtsverfassung, und von der besten Verfahrungsart bey Untersuchung der Verbrechen, sagt, ist richtig und gründlich. Nur seine Gründe zur Vertheidigung der Folter, welche (S. 421) für „ein billiges, gerechtes „und zweckmäßiges Mittel, die Wahrheit zu erfor„schen," erklärt wird, haben Recensenten, obgleich die Folter nur unter vielen Einschränkungen Statt finden soll, noch nicht überzeugt. Ein erzwungenes Bekenntniß kann nie ein Zeugniß der Wahrheit seyn, und der, auch auf einen noch so hohen Grad, vorhandenen Wahrscheinlichkeit nicht das Geringste zusetzen. Es ist allerdings besser einen Schuldigen straflos zu lassen, als einen Unschuldigen zu martern oder zu strafen, oder beydes zugleich an ihm auszuüben. Das Uebel, welches durch die Straflosigkeit des Schuldigen dem Staate zugefügt wird, ist ungewiß, und dagegen ist es ein gewisses Uebel, wenn der Unschuldige auf blossen Verdacht, gemartert, und, wenn er diese Marter nicht ertragen kann, zum Tode verurtheilt wird. Auch wird der Fall selten kommen, daß ein Inquisit, der nach den hier festgesetzten Erfordernissen, zur Folter qualificirt ist, ohne alle Strafe bleibt: es werden meistens schon geringere Verbrechen gegen ihn bewiesen seyn, um deren Willen er doch eine, obgleich geringere, Strafe zu leiden hat. Der Inquisit, der über andere Punkte, bey dem Verhör offenbare Unwahrheiten und Widersprüche gesagt hat, muß dafür besonders gestraft werden; aber es ist daraus noch eben so wenig, als aus dem Bekenntniß auf der Folter, die zuverläßige Folge zu ziehen, daß er auch in der Hauptsache die Unwahrheit gesagt habe. Wenn er sich als stumm oder sinnlos beträgt, und die

Ver-

Verstellung offenbar ist; so wäre es, nach fruchtlos angewandten Zwangsmitteln, sie abzulegen, und bey sonst hinreichendem Verdachte, weit sachgemäßer, seine Halsstarrigkeit als ein Eingeständniß anzusehen, und ihn mit der ordentlichen Strafe des angeschuldigten Verbrechens zu belegen. — Die Verfahrungsart bey Untersuchung der Verbrechen, die der Verfasser als die natürlichste und zweckmäßigste, vorschlägt, ist die der Inquisition: aber freylich nicht ganz in der bisherigen Form. Nach geendigter Untersuchung soll in wichtigen Fällen, noch ein Fiskal und ein Defensor bestellt werden, um die Gründe für und wider den Inquisiten noch mehr ins Licht zu setzen. Dies ist also die bisherige sogenannte vermischte Proceß, welcher dann auch wirklich der Sache am angemessensten zu seyn scheint. Viele bisherige, von den Gesetzen und von der Observanz gebilligte, Vorurtheile, z. E. daß Weiber in Strafsachen keine Zeugen seyn können, daß verdächtige Zeugen zwar nicht gegen, aber für den Inquisiten zulässig seyn sollen, daß der Inquisit, wenn er auch für ganz unschuldig erklärt worden ist, und durch keine unerlaubte Handlung zur Untersuchung Anlaß gegeben hat, dennoch die Untersuchungskosten bezahlen soll, werden, wie billig, gerügt. Zuletzt von der Verjährung der Verbrechen, und vom Recht der Abolition und Begnadigung. — Dieser, obgleich unvollständige, Auszug eines Werks, das, wegen der großen Menge seiner besonderen Gegenstände, deren jeder eine eigene Betrachtung erforderte, eines ausführlichern, in den Gränzen einer Recension, nicht wohl fähig ist, wird hoffentlich hinreichen, das, darüber oben gefällte Urtheil zu rechtfertigen. Möchten doch diese, und andere Privatbemühungen der Weisen unserer Zeiten endlich

endlich einmal die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Regenten, in einer ſo wichtigen Angelegenheit, erwecken! Möchten doch ſolche wohlthätige Vorſchläge fürs allgemeine Wohl der Menſchheit nicht immer in den meiſten Ländern bloſſe Spekulation bleiben, und auch nur den zehenden Theil des Glücks machen, deſſen ſich gewöhnlich ſelbſt das elendeſte Finanzprojekt zu erfreuen hat! In Anſehung des Preußiſchen Staats wird dieſer Wunſch nächſtens aufs vollkommenſte erfüllt ſeyn, und es wird alſo dieſer Staat, der ſeit beynahe einem halben Jahrhundert, in ſo vielen Theilen der Regierungskunſt, für andere das Muſter der, mehr oder minder glücklichen, Nachahmung war, auch hier zuerſt das Beyſpiel geben.

Fn.

III.

Von Schleſien. Vor und ſeit dem Jahr 1740. Freiburg, 1785. Zwey Theile. Zuſammen beynahe 2½ Alphabet, 8vo.

Die Grundlage zu dieſem Werke iſt die im Jahr 1778 angeblich herausgekommene Engliſche Schrift, *Accounts from Sileſia with remarks on the Auſtrian and Pruſſian Government.* Der Herausgeber hat aber (ſagt er) die Urſchrift ſo ſehr berichtiget, und durch Abkürzungen und Zuſätze ſo ſtark, und auf eine ſo vortheilhafte Art verändert, daß das gegenwärtige Buch nichts weniger, als eine bloſſe Ueberſetzung iſt, ſondern ſelbſt für ein Original gelten kann. Der Recenſent geſteht aber aufrichtig, daß er von einem

nem solchen engländischen Buche nirgend hat Nachricht finden können, und daß aus vielen Umständen wohl zu sehen ist, daß dieses Werk ein deutsches Originalprodukt von sehr vorzüglichem Werthe ist. Der unbekannte Verfasser ist ein Mann von seltenen Kenntnissen mancherley Art, und zeigt durch das ganze Werk einen wahren philosophischen Geist, einen scharfen Blick auf Gegenstände von aller Art, und eine sehr billige Denkungsart.

Schlesien stand bekanntlich eine Zeitlang unter polnischer Oberherrschaft, wurde hernach, vom Jahr 1164 an, durch seine eigenen Herzoge regieret, welche sich zu Anfange des 14ten Jahrhunderts mit ihren Fürstenthümern als Vasallen den Königen von Böhmen unterwarfen; im Jahr 1474 gerieth Schlesien unter ungarische Oberhoheit; es kam mit Ungarn und Böhmen im Jahr 1526 an die österreichsche Regenten, und steht seit dem Jahr 1741 unter Preussischbrandenburgischem Zepter. Nach diesen sechs in der Natur der Sache liegenden Perioden ist hier die Geschichte und Verfassung Schlesiens so gründlich, lehrreich und unterhaltend abgehandelt, daß das Werk unsern besten historischen Schriften an die Seite gesetzt zu werden verdient. Besonders ist die neueste Geschichte und Statistik Schlesiens vom Jahr 1741 an, womit der ganze zweyte Band sich beschäftigt, sehr interessant und belehrend vorgetragen. Die unter der preußischen Regierung getroffenen weisen Einrichtungen in Schlesien erregen Bewunderung. Die Folgen davon sind gewesen Vermehrung der Volksmenge und der Einkünfte, ohne daß gleichwohl der Unterthan so belästiget würde, wie ehedem. Ueberhaupt

haupt hat das Land eine ganz andere, ungleich vortheilhaftere Gestalt gewonnen. Ackerbau, Industrie, Handel, kirchliche Verfassung, Justizpflege, Kriegswesen, Alles ist umgegossen, das heißt unendlich verbessert worden. Seit seiner Eroberung wird dies Herzogthum nach einem Plane beherrscht, der sich auf folgende Hauptpunkte gründet: Bestimmung der zum Unterhalte der schlesischen Armee, der Civilbedienten und Landesnothdurften erforderlichen Summen, wobey auf einigen Ueberschuß zu außerordentlichen Bedürfnissen gerechnet ist; genaueste Beobachtung der verhältnißmäßigen Gleichheit in der Anlage und Vertheilung der aufzubringenden Steuern und Abgaben; möglichsteinfache und leichte Erhebung der Abgaben; richtige Verwaltung, zweckmäßige Ausgabe und Berechnung der Einkünfte. Unter Kaiser Karl dem VI. betrugen die landesherrlichen Einkünfte aus Schlesien gegen 2½ Millionen Rthlr., jetzt betragen sie 3,854,932 Rthlr., wovon der Kriegsstaat mit Inbegriff der Vestungsbaue 2,900,000, der Civiletat aber 400,000 Rthlr. erfordert, daß demnach ein jährlicher Ueberschuß von 554,932 Rthlr. bleibt. Der größte Theil dieses Ueberschusses ist bisher jährlich zum Bau der Städte, zu Kolonien, zu gemeinnützigen Anlagen, und zu Gnadengeschenken in Schlesien angewiesen worden. Unter Karl dem VI. lagen in Schlesien kaum 4000 Soldaten, gegenwärtig befinden sich da 40,000, von welchen die Hälfte geborne Schlesier sind. Dieser starke Vertheidigungsstand ist, nach der vortrefflichen preußischen, nirgend sonst, auch nur von weitem nachgeahmten Einrichtung, zugleich eine Quelle der Emsigkeit und des Erwerbs für die Schlesier geworden.

In

In Schlesien sind jetzt über 80 Städte mit Garnison belegt, und diese sind so vertheilt, daß die Landleute aller Gegenden dadurch Gelegenheit haben, ihre Produkte zu Gelde zu machen. Durch die 20.000 Inländer, welche Schlesien zum Soldatendienste hergeben muß, leiden Ackerbau und Gewerbe nicht, wie man wohl beym ersten Anblick denken sollte. Diese 20,000 Mann sind in Friedenszeiten nur einige Monate des Jahrs zur Waffenübung und zur Musterung bey ihren Regimentern, und die ganze übrige Zeit auf Urlaub. Sie erhalten vom Tage der Beurlaubung an keine Löhnung, müssen sich also durch allerley Arbeiten Unterhalt verschaffen, folglich hören die inländischen, so wie die meisten fremden Soldaten, drey Monate ausgenommen, nicht auf, Arbeiter für das Land und die Gewerbe zu seyn. Die Anzahl der Städte in Schlesien ist nach Verhältniß so groß, wie in den Niederlanden. Ihrer sind über 50 mit Mauern umschlossen, und eben so viel offene Landstädte und Marktflecken, die theils von städtischen Handwerkern, theils vom Ackerbau ihre Nahrung haben. Alle sind so vertheilt, daß ihre Märkte von den herumliegenden Dörfern leicht erreicht werden können. Die für Leinwand und Garne in Schlesien eingehenden Gelder machen im Durchschnitte jährlich fünf Millionen Rthlr. aus. Sie könnten $7\frac{1}{2}$ Millionen betragen, wenn die schlesischen Kaufleute mit diesen Erzeugnissen auf eigene Rechnung nach Holland, England, Spanien, Portugal und Amerika handeln wollten. Aber dieser Eigenhandel hat so wichtige, hier S. 318 aufgezählte Bedenklichkeiten, daß es eben nicht wahrscheinlich wird, daß man durch denselben größere Vortheile, als durch den jetzigen

Kom-

Kommissionshandel haben würde. Ungeachtet des starken Artikels der Leinwand ist der schlesische Handel unter der vorigen und zu Anfange der gegenwärtigen Regierung passiv *) gewesen. Allein in den letzteren Jahren vor dem siebenjährigen Kriege hatte die Bilanz sich schon so merklich geändert, daß der jährliche Abschluß mit zwey Millionen Rthlr. Ueberschuß für Schlesien ausfiel. Was im zweyten Theil über die Religion, und besonders auch über die Proselytensucht der katholischen Parthey gesagt wird, verdient wohl Aufmerksamkeit, besonders in der jetzigen Zeit, da so viele Leute, die Spuren dieser schädlichen Gesinnungen so absichtlich zu verlöschen suchen. S. 495 ist von der geheimen nur allzusichtlichen Anhänglichkeit der Katholiken an ihre Religion, und von dem politischen Einfluß derselben, nur ein kleiner Wink gegeben. Hingegen lieset man auch Nachrichten von Toleranz mit Vergnügen hin und wieder. Wir müßten viel weitläuftiger werden, als es die Einrichtung unserer Bibliothek verstattet, wenn wir alles vorzüglich Merkwürdige auch nur aus dem zweyten Theile ausheben wollten. Das Angeführte ist indeß hinreichend, einigen Begriff von der Wichtigkeit des Werks zu machen, und zur eigenen Lesung und Prüfung desselben zu reizen.

Auch die Vorrede darf nicht überschlagen werden. Sie zeigt den auffallenden Kontrast zwischen der ehemaligen österreichischen, und der jetzigen preussischen

*) Hier liegen unrichtige Begriffe in diesem sonst so lehrreichen Werke zum Grunde. Fast in allen Büchern vom Handel ists so. Indessen die Hauptsache, die der Verfasser im Sinne hat, daß nämlich der schlesische Handel fürs Land vortheilhafter unter jetziger Regierung geworden ist, ist richtig, aber aus ganz andern Ursachen.

sischen Staatswirthschaft, und die grosse Verschiedenheit der Grundsätze, nach welchen verfahren wurde, und welche natürlicher Weise eben so unterschiedene Wirkungen hervorgebracht hat.

Daß übrigens der Verfasser immer di, si, wi, und dergleichen mehr, für die, sie, wie rc. und alle Wörter, die eigenthümliche Namen ausgenommen, mit kleinen Anfangsbuchstaben schreibt, auch in der Mitte fast gar kein e und h duldet, ist freylich etwas seltsam. Indeß sieht man bey einem Buche von solcher vorzüglichen Güte, wie das gegenwärtige, über diese Sonderlichkeit gern hinweg, ob sie gleich nicht zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Um.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Philosophische und kritische Untersuchungen über das Alte Testament und dessen Göttlichkeit, besonders über die Mosalsche (mosaische) Religion. London, 1785. 396 Seiten in groß 8.

Hierokles oder Prüfung und Vertheidigung der christlichen Religion, angestellt von den Herren Michaelis, Semler, Leß und Freret. Halle, Gebauer, 1785. 406 Seiten in groß 8.

Jedermann gestehet ein, daß Wahrheiten durch keine Prüfung etwas verlieren, sondern mehr gewinnen; nur findet Mancher eine Bedenklichkeit, sobald die Rede von der Religion ist. Doch auch sie muß einer Prüfung können unterworfen werden; sonst wäre man verbunden, jeder vorhandenen, auch der unsinnigsten, blindlings Beyfall zu geben. Wir prüfen fremde Religionen: bey unserer eigenen haben wir ein gleiches Recht, aber über die Frage, wem dasselbe eigentlich zustehe, und noch mehr, ob man seine etwanigen bessern Einsichten öffentlich bekannt machen dürfe, sind die Meynungen unter den Christen getheilt, sonderlich wegen der Furcht, daß das Volk durch übel angebrachte Neuerungssucht u. dergl. in seinem Glauben leicht möchte irre gemacht werden. So müßte man, wie schon oft ist laut erklärt worden, die Leute bey ihr n Irthümern ungestört lassen! Dann sind Luther und andere Reformatoren gar nicht zu vertheidigen. Ja, sagen Einige, jene bestritten die schädliche Hierarchie, und fanden die Wahrheit; wollte man immer ein ferneres Prüfen und Reformiren gestatten, so würde nie eine Glaubensähnlichkeit zu erwarten stehen. Ohne daran zu denken, daß der letztere

Ausdruck ein leerer Schall ist, so weiß Jedermann, daß jene Reformatoren in ihren Urtheilen nicht untrüglich gewesen, und daß wir seit 250 Jahren in unsern Kenntnissen viel weiter gekommen sind. Schon mancher Auslegungsfehler ist seit jener Zeit entdeckt, und dadurch Anlaß genommen worden, einige alte Systemslehren ganz aufzugeben, oder zu mildern. Die Verfasser der augspurgischen Confession, oder der dortdrechtischen Synodalmeynungen u. dergl. waren zu bescheiden, als daß sie sich hätten einfallen lassen, durch alle folgende Jahrhunderte mit ihren eingeschränkten Kenntnissen über der Menschen Ueberzeugungen despotisch zu herrschen, und der fortschreitenden Aufklärung Schranken zu setzen. Verlangen, daß man wider seine Ueberzeugung glauben soll, d. i. etwas für wahr halten soll, was man nicht für wahr hält, ist der rasendeste Despotismus. Daher haben vernünftige protestantische Theologen, nur nicht blinde Eiferer, die Religionsprüfung gebilliget, auch theils selbst unternommen; ohne sich an das laute Murren einiger Orthodoxen, die man füglicher Altgläubige nennen könnte, zu kehren.

Dürfen einzelne Religionslehren geprüft werden, so gilt dies noch weit mehr von der Quelle, aus welcher sie ihren Ursprung haben, und mit deren Ansehen sie stehen oder fallen. Pflicht ist es für den denkenden Mann, nicht blos die in theologischen Schriften vorkommenden Beweise, sondern überhaupt zu untersuchen, ob die ganze Bibel, oder ein Theil derselben, wirklich eine nähere göttliche Offenbarung enthalte; sonst kann sie für ihn keinen höhern Werth, als etwa ein anderes historisches oder moralisches Buch, haben. Irrt er sich bey seiner Untersuchung, so werden ihn bald geschickte Männer zu rechte weisen, und dadurch eine größere Ueberzeugung veranlassen. Inzwischen muß jener, wenn er als Schriftsteller auftreten will, billig zur Schonung so vieler schwachen Menschen, behutsam verfahren, und mit kaltem Blut, ohne vorgefaßte Meynung, ohne Declamation, blos die Wahrheit suchen. Denn es ist ein Verbrechen, wenn man dem Menschen seine Beruhigung, sein Vertrauen, die Vorschrift seines Verhaltens, durch Luftstreiche rauben will, ohne ihm dafür etwas Besseres geben zu können. Eine blos philosophische Religion kann ohnehin der Handwerksmann, der Bauer, und fast das ganze weibliche Geschlecht, in der jetzigen Verfassung, nicht brauchen. Zwar wird ein Volk, wie wir an mehrern Wil-

hen sehen, auch ohne geoffenbarte Religion, sich nach seiner Art ganz ordentlich betragen; aber man überzeuge den gemeinen Christen, daß seine Bibel, oder den Türken, daß sein Koran, Betrug und Hirngespinst ist: was für Zügellosigkeit wird entstehen, wenn nichts dem Sturm seiner Leidenschaften Schranken setzt! Ganz anders verhält es sich, wie jeder Menschenkenner weiß, mit Leuten, die noch in ihrer ursprünglichen Unwissenheit leben; als mit solchen, welche durch den Religionsunterricht gewisse Grundsätze und Aufklärungen bekommen haben, aber mit einemmal sich für berechtigt halten, jede Religion für Unsinn erklären zu dürfen. Eben daher kann man den glücklichen Erfolg der ehemaligen Reformation nicht zum Einwurf hier anwenden, weil damals der Grund des Glaubens unberührt blieb, und blos schädliche Auswüchse weggeschnitten wurden. Es kostet viel Zeit, bis sich ein gemeiner Mensch angewöhnen wird, anstatt eines geschriebenen göttlichen Unterrichts, die (oft sehr schwache) Stimme des Naturgesetzes gehörig zu befolgen. Die Erfahrung hat genugsam gezeigt, daß auch bey irrigen Religionslehren viel Tugend kann gewirkt werden: aber man nehme dem großen Haufen seine Religion; man sage ihm, daß seine Bibel, und die darin angekündigten künftigen Belohnungen und Strafen zwar in guter Absicht erfunden, aber dennoch blosse Lügen sind: was wird entstehen? — Eben daher ist am sichersten, daß ein Mann, welcher das Resultat solcher Religionsprüfungen öffentlich bekannt machen will, nur die Gründe, welche für oder wider die Sache streiten, ohne Wortgepränge vorlegt, dem Leser aber gänzlich überläßt, Schlüsse daraus zu ziehen. Letzteres können nur fähige Köpfe thun; und bey solchen wagt man am wenigsten.

Diese vorläufigen etwas langen Anmerkungen hielt Rec. wegen einiger Leser, für nothwendig, um nun die oben namhaft gemachten beyden Bücher näher anzeigen zu können. Ihre ungenannten Verf. haben die Absicht, das Resultat ihrer Prüfung über den göttlichen Ursprung der Bibel, darzulegen. Beyde werden viele Leser wider sich aufbringen, doch nicht auf einerley Art, da jeder einen ganz verschiedenen Weg geht. Der eine zeigt mehr kaltes Blut, und schränkt sich blos auf die Bücher des alten Testaments ein: der zweyte wirft Bibel, die darauf gebauete Religion, und des Christen Hoffnungen, unter vielen Declamationen ganz darnieder.

Jedes

Jedes von beyden Büchern erfordert eine besondere Beleuchtung.

In den Untersuchungen über das A. T. herrscht viel Prüfungsgeist. Der Verf. bemerkte nach Anzeige der Vorrede, daß das A. T. auf die christliche Moral einen schädlichen Einfluß äußere. Dies veranlaßte ihn, zu untersuchen, ob die in jenem enthaltenen Bücher wirklich Kennzeichen eines göttlichen Ursprungs an sich tragen. Mit Moses fieng er an, und von dessen 5 Büchern handelt er hier; sein Urtheil über die übrigen alttestamentischen Schriften, sonderlich über die Propheten, wird er in einem künftigen zweiten Band darlegen; indessen sieht man schon im voraus, wie es ausfallen werde.

Die Chronologie lehrte ihn, daß Moses die ihm beygelegten Bücher nicht selbst aufgeschrieben habe, weil man damals nur Hieroglyphen in Stein hieb: so viel Steine als seine 5 Bücher Bücher erfodert hätten, konnte er nicht mit sich führen. Es finden sich vielmehr (wie auch schon Andere erklärt haben) Spuren, daß sie in neueren Zeiten aufgeschrieben sind; aber nach des Verf. Versicherung, keine, die von derselben Göttlichkeit eine Ueberzeugung geben. — Die im Buch beobachtete Ordnung ist folgende.

Das erste Kapitel enthält eine Klage, daß die Religionslehrer (aber doch wohl nicht alle?) bey den Fortschritten der Verfeinerung des menschlichen Verstandes, nicht mit fortrücken wollen, sondern den alten rohen Grundsätzen eines unkultivirten Volks (der Juden) anhangen, und ihre Systeme darauf gebauet haben. Dabey kömmt die Bemerkung vor, daß der Dämon der Intoleranz, aus den Geistlichen (noch lange nicht aus allen!) heraus, und in die Weltlichen eingefahren zu seyn scheine, wie der Vorgang mit Einführung des neuen Gesangbuchs in Berlin, ein Beyspiel gebe. Im 2ten Kapitel wird nicht ohne Grund gefodert, daß man bey Nachforschung über die Göttlichkeit einer Religion, derselben bis auf ihren Ursprung nachgehen, und prüfen müsse, ob es möglich sey, daß sie das, was sie wirklich ist, durch menschlichen Fleiß hätte werden können. In diesem Fall habe sie ihr Daseyn keiner unmittelbaren Veranstaltung der Gottheit zu danken. Im 3ten Kapitel wird gezeigt, wie lange es dauert, bis sich ein Volk aus seiner Stupidität herausarbeitet (aber doch nur, wenn kein näherer Unterricht zu Hülfe kömmt?) und daraus S. 24 der Schluß, daß kein Volk in seinem ursprünglichen

lichen Zustand wahrer Gottesverehrung fähig gewesen sey, hergeleitet; auch behauptet, daß Abraham den wahren Gott nicht gekannt habe, und daß der Jehova des Moses, eine lokale Gottheit des jüdischen Volks nach seinen Begriffen, ein Gesandter der Gottheit, gewesen sey: welches im Folgenden, sonderlich im 11ten Kapitel weiter ausgeführt wird. Dabey heißt es, S. 25, die oberste Gottheit habe man zuerst in Griechenland kennen gelernt; denn obgleich die Egypter (der Verf. schreibt durchgängig Egyptier) auf die Idee einer obersten Gottheit gekommen wären, so sey doch diese eigentlich nichts anders, als der Weltgeist, welcher die Masse aller Naturkräfte in sich schloß, gewesen. — Mancher hier vorkommenden Behauptung lassen sich wohl wichtige Einwürfe entgegen setzen, welche anzuführen der Raum nicht gestattet. Um nur eins zu erwähnen, so hat Moses unter Elohim weder alle Gottheiten, noch eine Art von oberster Gottheit, deren Gesandter sein Jehova wäre, ausdrücken können, wie aus mehrern Stellen seiner Bücher auf das deutlichste erhellet. So heißt es z. B. 5 B. Mos. 7, 9. nach dem Hebräischen: „Und „du (Israel) sollst wissen, daß der Jehova dein Gott selbst „der Elohim ist." Zwar bringt der Verf. Gründe bey, um zu zeigen, daß das 5te Buch später aufgeschrieben sey, als die 4 ersten; aber dies ändert hier die Sache nicht, weil die Rede von der Erkenntniß Gottes ist, welche die Juden aus der mosaischen Religion schöpfen konnten. Aus der angeführten Stelle mußten sie wissen, daß ihr Jehova der oberste Gott selbst sey; obgleich nicht zu läugnen steht, daß sie von der Macht der heidnischen Gottheiten oft große Furcht, und von ihrem eignen Gott zuweilen sehr kindische Begriffe, äußerten. Doch dergleichen Einwürfe und etwanige Widerlegungen erfodern eine eigene Abhandlung, welche Niemand in einer Recension, die sich nur auf Winke einschränken muß, erwarten wird.

Das 4te Kapitel beschäftigt sich mit Moses Schöpfungsgeschichte, welche zu ihrem Nachtheil, gegen die Kosmogenien anderer Völker behalten wird. Das 5te Kapitel bestreitet Moses göttliche Sendung, und das 6te und 7te seine Wunderthätigkeit, wobey S. 88 u. f. ganz anschaulich dargestellt wird, daß die Wahrheit durch Wunder nicht das geringste gewinnet, (doch können sie einen rohen sorglosen Menschen zur Aufmerksamkeit reizen;) ingleichen daß Moses Wunder, wie seine Geschichte lehrt, keine Ueberzeugung (vielleicht nur keine dauernde?) von

von seiner göttlichen Sendung gewirkt haben; auch daß einige darunter unmöglich gewesen seyn, z. B. die Verwandelung des Wassers in Blut, weil Moses selbst meldet, die Egypter hätten am Nilbrunnen gegraben, und daraus gutes Wasser geschöpft, welches doch nothwendig aus dem Fluß dahin kommen mußte. — Wenn des Tacitus Zeugniß etwas gilt, daß die Juden wegen ihres Aussatzes aus Egypten sind vertrieben worden; oder wenn Moses Bücher eine Arbeit späterer Zeiten sind: so bedarf es wohl eben keiner langen Untersuchung über die mosaischen Wunder; denn alte Völker liebten das Wunderbare, sobald von ihrem Ursprung, Gottesdienst und dergl. die Rede war. — Die Auseinandersetzung S. 109 u. f. über die Möglichkeit der Weissagungen, wird nicht jeden Leser befriedigen; wenigstens möchte mancher die Instanz vorbringen, daß ein Minister die ihm vom König in den Mund gelegte Antwort aussprechen kann, ohne von deren Richtigkeit überzeugt zu seyn.

Das 8te und 9te Kapitel liefern eine Untersuchung der Meinungen, Gebräuche und Religionskenntnisse der ältesten Völker, sonderlich der Egypter, Griechen und Römer; wobey gezeigt wird, daß die Menschen nach den rohen Begriffen zum Polytheismus, endlich zu einer reinern Kenntniß der Einheit Gottes, gekommen sind; ferner daß (wie schon Andere behauptet haben,) die Beschneidung ein uralter, durch die Natur in manchen Ländern nothwendig gemachter, Gebrauch gewesen ist; daß Moses die Einrichtung seines tragbaren Tempels und Gottesdienstes von den Egyptern entlehnt habe, und daß man bey den alten Völkern ähnliche Arten der Gottesverehrung finde. Mit Recht wird S. 271 Spencer's kindische Behauptung gerügt, als habe der Teufel die religiösen Gebräuche erfunden, und den Heiden mitgetheilt, Gott aber sie von diesen entlehnt, und den Israeliten anbefohlen, um sie gegen Abgötterey zu sichern. Im 10ten Kapitel kömmt die Theologie der Egypter vor, und dabey S. 288 gelegentlich folgende Züchtigung für Proselytenmacher: „wir sind endlich „glücklich genug geworden, einzusehen, daß die Proselytenma„cherey ein Werk für eigennützige, ehrlose Buben und Heuch„ler ist." Aber es giebt doch auch Missionarien, die in der besten Absicht, ohne glänzende Belohnung, eine bessere Religion unter blinden Heiden auszubreiten suchen! — Das 11te oder letzte Kapitel untersucht, worin die mosaische Theo-

logie bestanden habe, wobey allerley Nachrichten Moses, sonderlich aus dem Artapanus im Eusebius, eingemischt worden.

Viele Bibelforscher haben gefühlt, auch wohl laut erklärt, daß das A. T. viel Unnützes und für uns Unbrauchbares, auch Stellen enthalte, welche mit unsern Begriffen von Gott und der Moralität, nicht zu vereinigen sind: nur machte sie der göttliche Ursprung desselben, in ihrem Urtheil etwas schüchtern. Es ist also der Mühe werth, ernstliche Untersuchungen darüber anzustellen. Gesetzt das göttliche Ansehen einiger oder gar aller altestamentischen Bücher wäre nicht zu beweisen: die Religion verliert dadurch nichts. Nicht Jedermann kann sich überzeugen, daß der unveränderliche Gott erst eine schwache elende Religion durch unmittelbare Offenbarung gegeben, und sie dann wegen ihrer Unvollkommenheit, nach einiger Zeit wieder abgeschafft habe. Die gewöhnliche Ausflucht, als wären die rohen Begriffe der Israeliten unfähig gewesen, eine bessere Religion zu fassen, hält nicht ganz Stich: wenigstens hat noch kein Missionarius je einen Heiden wegen seiner rohen Begriffe erst zum Juden, und dann nach einiger Zeit zum Christen, gemacht. Für ein rohes Volk sind überhaupt die Religionsbegriffe zu hoch, wie die ehrlichen Franciscaner öffentlich gestanden, da sie mit ihren Bekehrungen bey den Wilden in Kanada, und bey den Huronen, nichts ausrichteten; welches auch der Verf. S. 144 anführt, und die Prahlerey der Jesuiten dabey rügt.

Ob er gleich den Moses nicht für einen göttlichen Gesandten hält, so läßt er doch seinen Talenten S. 339 Gerechtigkeit wiederfahren, und schildert ihn als einen großen Mann nach der damaligen Art. Auch der Diebstal, welchen die Israeliten bey ihrem Auszug aus Egypten verübten, und der sich, man erkläre wie man will, nicht füglich vertheidigen läßt, wenn er von Gott anbefohlen war, wird S. 352 so vorgestellt, daß er weniger auffallend ist: „Seinem Feind auf alle Weise Abbruch zu thun, ihn zu berauben und zu plündern, gehörte zu den Grundsätzen des arabischen und jüdischen Naturgesetzes. Noch bis auf diese Stunde sind die arabischen Nomaden und die tartarischen (tatarischen) streifenden Horden deshalb bekannt; und alles dieses rührt blos daher, weil ihre moralischen Begriffe noch äußerst dürftig und roh sind.“ Ueberhaupt findet man im gegenwärtigen Buch, neben

nebst einigen, doch mehrentheils gemäßigten Ausfällen, z. B. S. 199 u. f. und etwas gewagten Aeußerungen, viele sehr treffende Bemerkungen, welche, wo nicht ganz überzeugen (denn zuweilen hält blos die Anhänglichkeit an das erlernte System, den Beyfall zurück,) doch Nachdenken und fernere Prüfung veranlassen werden, da der Verf. alle seine Behauptungen auf Gründe, und so weit es möglich war, auf historische Zeugnisse, stützet. Nur möchte wohl mancher Leser, der eben nicht viel Bedenken finden würde, das A. T. aufzugeben, aber sich desto zuversichtlicher an das N. T. hält, etwas zurückgeschreckt werden, wenn er S. 111 findet, daß das Daseyn wirklicher Offenbarungen ganz geläugnet wird. Nothwendig muß ein solcher befürchten, daß man ihm den Grund aller seiner Beruhigungen und Hoffnungen entziehen wolle. Zwar erhebt der Verf. S. 398 die Lehren der christlichen Religion mit vielen Lobsprüchen, und versichert S. 8: „Ich bin der größte Verehrer der christlichen Religion; denn noch ist sie die wahreste, „die beste, diejenige, die recht viele gute glückliche Menschen „macht, und führt an freundschaftlicher Hand durch ihren liebenswürdigen Stifter Jesus Christus zum allein wahren, gewiß seligmachenden, mit einem Wort, zum reinsten Deismus." Aber eben der Deismus, und das vorhergehende noch, geben für den an seinen Glauben gewöhnten Christen keine Befriedigung, wenn die Göttlichkeit der Bücher N. T. angefochten wird. Es ist zu allen Zeiten dem grossen Hausen am behaglichsten gewesen, zu glauben, daß die Vorschrift seines Verhaltens, und seine Hoffnung unmittelbar von der Gottheit herrühren. Das neuerlichst in Berlin herausgekommene Buch über Offenbarung, Judenthum und Christenthum, nennt solche Leute nicht unfüglich die Offenbarungsbedürftigen; und sie verdienen Schonung, weil sie, sobald man ihnen ihre unmittelbare Offenbarung nimmt, gar nichts behalten.

Eben daher kann Recensent dem zweyten oben namhaft gemachten Buch, nämlich dem Hierokles, dessen nähere Anzeige nun folgt, seinen Beyfall nicht geben, obgleich darin auch manche gute Aufklärungen und durchgedachte Untersuchungen vorkommen. Nach Anleitung des Titels müßte man vermuthen, daß Michaelis, Semler und Leß mit vereinigten Kräften an einer Vertheidigung der christlichen Religion gearbeitet haben, welche sie hier gemeinnützig machen;

oder daß ein anderer Gelehrter alles, was in ihren Schriften davon enthalten ist, zusammengetragen, und dem Druck übergeben habe. Aber dies suche man hier nicht. Der Titel paßt gar nicht zu dem Buch, sondern hat den Anschein einer Verhönung; das Wort Vertheidigung ist vielleicht blos zu einer Lockspeise hineingeschoben worden, damit Freunde der Religion dasselbe desto eher lesen mögen. Wie sehr werden solche über desselben Inhalt erstaunen!

Verschiedene rechtschaffene Gelehrte, welche die Religion schätzten, haben nicht nur die Bücher des A., sondern auch des N. T., und deren möglichen Ursprung, einer scharfen Prüfung unterworfen, auch gemeint, man könne ohne Nachtheil für die christliche Religion, annehmen, daß die Evangelisten und Apostel, ohne unmittelbare göttliche Eingebung ihre Schriften aufgesetzt, und blos was sie selbst gehört, oder von glaubwürdigen Zeugen erfahren hatten, aufgeschrieben haben. Zu dieser Behauptung fanden sie in ihren Schriften Anlaß, und sahen sich dadurch im Stand, mancher Schwierigkeit auszuweichen. Hierbey blieben Christus und Moses noch immer außerordentliche Personen, Wohlthäter des Menschengeschlechts, und Erleuchter der Welt, so weit es damals möglich war. — Hätte der Verf. einen solchen Weg eingeschlagen, und mit kaltem Blut die christliche Religion nach ihren Glaubensurkunden geprüft, auch etwa andere sogenannte nähere Offenbarungen dagegen gehalten; so wäre die Aufklärung befördert, kein aufrichtiger Wahrheitsforscher erbittert, und der Schwachen geschont worden. Aber er verfährt tumultuarisch, und erklärt S. 362 geradezu: „eine jede auf Offenbarung gegründete Religion, bleibt immer auf eine Unwahrheit gegründet, und kann sich nicht anders als durch Lügen und Gewalt erhalten." Die biblischen Schriftsteller sollen daher insgesammt Betrüger, und ihre Bücher untergeschoben, voll Widersprüche und Unsinns seyn. Die Religionslehrer nennt er, um sie mit Bonzen, Braminen u. dgl. in eine Klasse zu setzen, ganz unschicklich, Priester, und will sie S. 361 Anmerk. u. a. O. m. ohne Nachsicht abgeschafft wissen, weil sie nach seiner Meynung, intolerant, oder Heuchler, oder Verräther seyn müssen. (Aber ist er denn selbst tolerant, da er ihnen ihr Brod, und was noch wichtiger ist, ihren guten Namen zu entziehen sucht?) Doch das sind nur Kleinigkeiten gegen die Schilderungen, welche er S. 336 u. f.

von

von dem Gott giebt, an welchen die Christen glauben. Unter andern heißt es: „Eine Religion, die einen fürchterlichen, „treulosen, grausamen und blutdürstigen Gott, ob er gleich „auch bisweilen seine guten Stunden hat, zum Gegenstand „ihrer Verehrung hat, muß über kurz oder lang, Fanatiker, „Enthusiasten, Schwermüthige und Rasende gebären."

Vermuthlich werden die Leser fragen, wie Michaelis, Semler und Leß auf das Titelblatt eines Buchs kommen, welches die christliche Religion geradezu für Betrug und Unsinn erklärt. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Das Buch ist in Gesprächsform eingekleidet. Freret bittet sich anfangs die Erlaubniß aus, seine Zweifel wider die Beweise des Christenthums, vorlegen zu dürfen. Aber dies ist nur sein Spaß: er legt nicht Zweifel vor sondern verwirft mit entscheidendem Ton, nicht blos Wunder, wörtliche Eingebung und Weissagungen, welche freylich nicht jedem Wahrheitsforscher durchgängig einleuchtend sind; sondern überhaupt geoffenbarte Religion, Bibel, Vorsehung, Gottesverehrung, Hoffnungen, die sich über das gegenwärtige Leben hinaus erstrecken, mit einem Wort, alles, was dem Christen, auch eines Theils rechtschaffenen Naturalisten, heilig ist. Dabey declamirt er so, daß die namhaft gemachten Gelehrten nur selten, und in der letzten Hälfte des Buchs fast gar nicht, zum Wort kommen; auch müssen sie sich unter einander immer widersprechen, und keiner den Beweisen, welche der andere für die Göttlichkeit der Bibel vorbringt, Beyfall geben, z. B. S. 5 und 85 u. f. was ihnen in den Mund gelegt wird, ist seicht: daher es fast den Anschein gewinnt, (Rec. sagt dies dennoch mit einiger Schüchternheit, und ist weit entfernt einem Schriftsteller ohne Grund üble Absichten beyzumessen,) als habe der Verf. jene Gelehrten nicht in dem gefälligsten Licht vorstellen wollen; wie er denn auch Semlers Verfahren gegen Bahrdt S. 360 in der Anmerk. laut tadelt; sie gar insgesammt durch ihre schwachen Antworten oft dem Freret Waffen wider das Christenthum an die Hand geben, und theils durch ihr Stillschweigen, theils durch ihre unbefriedigende Vertheidigung eingestehen läßt, daß sie sich überwunden fühlen. Ihren Verdiensten war man doch wohl mehr Achtung schuldig: billig hätte man sie ganz aus dem Spiel lassen, oder redlicher mit ihnen umgehen sollen.

Re-

Niemand wird fodern, daß Rec. das Buch Schritt vor Schritt durchgehen, das, was darin gut ist, anzeichnen, und wo sich der Verf. irrt, ihn widerlegen soll. Letzteres wird vielleicht einer von den drey eingemischten Gelehrten, wenn er es der Mühe werth achtet, oder ein Anderer, thun. Ueberdies sind schon mehrere Schriften von mancherley Gehalt, zur Vertheidigung des biblischen Ansehens und der christlichen Religion vorhanden. Aber etliche Anmerkungen werden hier nicht überflüßig seyn.

Im Hierokles muß man keine neuen Entdeckungen, sondern nur solche Vorwürfe erwarten, welche schon oft der Bibel und ihren Verfassern sind gemacht worden. Ohne Schonung werden diejenigen als Dummköpfe verspottet, welche der Religion Beyfall geben. Aber dies ist nicht der Weg, Leute, die sich nicht blenden lassen, zu überzeugen: solche vermuthen gleich eine üble Absicht, und stehen auf ihrer Hut. — Freylich gereicht es unserer vermeinten Aufklärung zu keiner Ehre, daß man noch aller Orten viel dumme Gottesverehrung, Aberglauben und Unsinn findet: daß z. B. Menschen, welche nicht an das Fegfeuer glauben können, den schreckenden Händen einer Inquisition überliefert werden; daß man mit Lukaszetteln, Messen u. dergl. einen schändlichen Handel treibt; daß man Männer wider ihre bessere Ueberzeugung auf symbolische Bücher verpflichtet u. s. w. Aber nicht die Religion, sondern eine falsche Anwendung ist an solchem Unfug Schuld: er geht dem aufmerksamen Beobachter zu Herzen; doch läßt sich dieser nicht zur Verspottung seiner Religion herab, sondern sucht, so viel er vermag, der Unvernunft und dem Aberglauben, deren Joch die Welt nur allmählich abschütteln kann, durch Ueberzeugung entgegen zu arbeiten.

Manche aufgeklärte Köpfe, die keine Christen waren oder seyn wollten, haben doch dem moralischen Charakter Jesu und seiner Apostel einige Gerechtigkeit wiederfahren lassen: aber nicht so Hierokles, als welcher, vermuthlich um allen Leuten zu widersprechen, bey Jesu S. 317 u. f. eine schlechte messianische Logik, wenig Vernunft, blos listige Ausreden, Spitzfindigkeiten u. d. g. findet; und vom Apostel Paulus S. 333 u. f. das Urtheil fällt, er habe zu warmes Blut gehabt, um ordentlich und deutlich reden (soll wohl heißen schreiben) zu können. — So stößt man oft auf offenbare Verdrehungen z. B. S. 334 u. f. „Die Bibel giebt uns also

„von

„von Gott diesen Begriff. Ich bin, sagt Jehova der Hebräer,
„ein eifriger, rachgieriger und unerbittlicher Gott. —
„— — Im Zorn geschaffene Sterbliche, sagt der Gott der
„Christen, verläugnet und verlasset eure Vernunft — —
„Traurigkeit und Elend vergifte eure Tage; ich habe euch
„das Leben gegeben, um mich an eurem Elende zu wei-
„den — — wisset, daß ich alle die in ewige Pein schicken wer-
„de, die meinen räthselhaften Willen nicht wissen. Ver-
„nunft ist mir ein Abscheu, ich verbiete euch irgend davon
„Gebrauch zu machen.“ Aus diesen Proben ergiebt sich
schon, daß der Verf. der Bibel Lehren andichtet, die nicht
darin stehen, aber alle Sprüche vergißt, wo Gott die Liebe
und langmüthig heißt, wo die Menschen zur Frölichkeit er-
muntert, oder aufgefodert werden, weislich zu wandeln, also
ihre Vernunft zu gebrauchen, u. dergl. Ist dies redlich ge-
handelt? Ist dies das moralische Gefühl, mit welchem der
Verf. so viel pralet? Denn anstatt alles dessen, was er mit
etlichen Federzügen wegwirft, verlangt er nichts als wahre
Moral, von welcher er S. 367 vorgiebt, daß sie bey allen
Völkern eine und dieselbe sey. Und da hat er wohl die Erfah-
rung wider sich, man vergleiche nur die vorher erwähnte Mo-
ral eines arabischen Nomaden mit der christlichen. Ueber-
haupt ist der Ausdruck wahre Moral, viel zu unbestimmt
von ihm angegeben; denn daß er sagt, sie gründe sich auf
die Natur und auf das allgemeine Beste der Gesellschaft, das
sind für den großen Haufen leere Ausdrücke; zumal da er
durchaus fodert, daß sie mit keiner geoffenbarten Religion müs-
se verbunden seyn. Wußte er dann nicht, daß der Pöbel für
die Eindrücke der philosophischen Moral ein sehr stumpfes Ge-
fühl hat, und daß er immer eines fremden Führers bedarf, der
ihn gängeln muß? Niemals kann und wird die Welt aus
lauter Philosophen bestehen; und auch diese sind es zuweilen
mehr in der Theorie, als in der Ausübung. — Den Schluß,
durch welchen er S. 385 zeigen will, daß keine geoffenbarte
Religion für den einfältigen und unwissenden Menschen ange-
ordnet sey, kann man füglich auf seine Foderung von der wah-
ren Moral, anwenden. Denn wie soll der Einfältige unter-
suchen, was die wahre Moral von ihm fodert? Seine Unwis-
senheit, seine Bedürfnisse und Geschäfte werden ihn abhal-
ten. Aber der Unterricht eines Religionslehrers, dem er
immer ein großes Zutrauen schenkt, vertritt bey ihm sehr
vortheilhaft die Stelle einer eigenen mühsamen, und ge-

wiß

wiß größtentheils unmöglichen, wenigstens fruchtlosen, Untersuchung.

Zuweilen mag sich der Verf. nicht deutlich genug ausgedrückt haben. So sagt er S. 339 von der christlichen Religion: „unter einem grimmigen und boshaften Gott ist Toleranz offenbare Verrätherey." Aber S. 343 erklärt er sich besser, nämlich daß Menschen die Gottheit ins Spiel gebracht haben. Inzwischen zeigt doch das ganze Buch, daß er zur Absicht habe, die Religion verhaßt und lächerlich zu machen; daher verkennt er auch alle Vortheile, welche sie giebt, als ihre schönen Vorschriften, Beruhigungen, Hoffnungen, (welche mancher redliche Christ nicht gegen alle Schätze vertauschen würde,) sonderlich den Trost im Sterben. Auch scheint er nicht genugsam Menschenkenntniß zu besitzen, sonst würde er gewußt haben, daß ein blos sinnlicher Mensch sinnlicher Gegenstände bedarf, um durch die Vorstellung der Gegenwart Gottes, ihn von der Begehung heimlicher Verbrechen abzuhalten.

Es ist eine ganz richtige Bemerkung, daß eine unterlassene Cäremonie oder fromme Nichtswürdigkeit dem unwissenden Menschen oft mehr Furcht einjaget, als ein offenbares Verbrechen. So wird bey Confessionen, welche zu gewissen Zeiten das Fleischessen verbieten, der einfältige Laie in der Fastenzeit leicht einen Diebstal u. dergl. begehen, dennoch sich durch nichts bewegen lassen, Fleisch zu essen, weil er eben dies für das größte Verbrechen hält. Aber man nehme die christliche Religion nicht, wie sie hier und da verunstaltet ist, oder ausgeübt wird; sondern wie sie nach ihrem Geist seyn soll.

Oft hat sich der Verf. wiederholt, auch fremde Gegenstände eingemischt. So spricht er S. 190 u. f. weitläuftig über die Inquisitionsgerichte, da er doch auf Cramers neuerlichst herausgekommenes Werk hätte verweisen können, welches er aber nicht zu kennen scheint, weil er sich auf den Limborch bezieht. Manche sonderbare Ausdrücke und Sprachfehler kann man auf die Rechnung der Druckfehler setzen; inzwischen hat dem Verf. seine eigene Feder, oder der Setzer, zuweilen einen dummen Streich gespielt. So heißt es S. 331, Paulus sage, daß er den Juden ein Jude geworden sey, um die Türken (nicht doch! es muß heißen die Juden) zu gewinnen.

Man

Manche Anmerkung hat Rec. hier eingestreuet, welche nicht allein die beyden jetzt angezeigten Schriften betreffen, sondern auch andere von ähnlichem Inhalt, welche seit einiger Zeit bereits herausgekommen sind, und vermuthlich noch häufiger an das Licht treten werden.

IX.

Pontius Pilatus. Oder die Bibel im Kleinen, und der Mensch im Großen. Dritter und vierter Band. Zürich, 1784 und 85.

Sehr kurz und bündig hat ein Freund Hrn. Lavaters den zweyten Theil des Pontius Pilatus recensirt. „Ich habe, „sagt er, den zweyten Theil des Pontius Pilatus, und „vorne herein einige Bogen gelesen, und kann eben nichts „dazu sagen, als: Es ist Pontius Pilatus zweyter Theil. „Kann man doch nicht Feigen lesen vom Palmbaum, noch „Datteln vom Weinstock. Alles, was lebt, bringt Früchte nach „seiner Art hervor. Und jede Speise ist wieder einem lebendigen Wesen zur Speise und Nahrung nach seiner Art zuge„theilet.“ Dieses jedem Leser des Pontius Pilatus wahre Urtheil mit einem beygefügten freundschaftlichen Wunsch hat Hr. L. selbst dem dritten Theil des Pontius Pilatus vorangeschickt. Es paßt vollkommen auch auf die zwey letzten Theile des Pontius Pilatus. Und wir unterschreiben es völlig. Nur allein gestehen wir, daß Pontius Pilatus keine Speise für solche lebenden Wesen ist, die nur einigermassen deutliche und bestimmte Begriffe lieben. Einige Stellen, die wir als Proben vom Gehalt auch dieser beyden letzten Theile vorlegen wollen, mögen diesen einen Begriff von der Beschaffenheit dieser Seelenspeise geben.

Jeder Leser, der im ersten und zweyten Theil des Pontius Pilatus Fehler gegen die gesunde Logik, Nonsens, schwülstige Declamationen u. dergl. angetroffen zu haben glaubt, wird von allem dem hier nicht weniger, oder wohl noch mehr finden. Er wird seine Heterogenität mit Hrn. L. und den Liebhabern des Pontius Pilatus (besonders im 4ten Theile,) fast überall, wo der Verf. eigene Gedanken vorbringt, mit Mißbehagen fühlen. Ihm wird dünken, daß dies Product, (dessen letzte Hälfte der ersten so ähnlich, und ihrer so

ganz würdig ist,) zur Verhöhnung alles dessen, was er geläuterte Philosophie, vernünftige Religion nennt, abzwecke. Und was kann er für dies Gefühl? Ihm ist einmal die Kreuzes- und Bluttheologie, und die Dämonologie Hrn. Lavaters nicht — vernünftige Religion. Ihm ist das transcendentale Geschwätz von Sünde und Tod, ihm sind die physiognomischen Phantasien, von denen besonders das Kapitel vom Sehen Jesu im dritten Theile voll ist, — keine geläuterte Philosophie. Ihm scheint in dem Gedanken, der durch die ganze Schrift, und in den beyden letzten Theilen besonders herrscht — daß die Leidensgeschichte Jesu Repräsentation, getreue Darstellung der Geschichte der Menschheit sey, —, überhaupt nicht die geringste Wahrheit zu seyn. Selbst die psychologischen Bemerkungen des Verf. scheinen ihm, so manche gute darunter seyn mögen, oft schief und unsicher, und die Sittenlehren oft fanatisch streng. Gleichwohl sind die sparsam eingestreuten psychologischen Sätze und Sentenzen das einige für ihn genießbare in dieser Schrift. Wir können nicht umhin, dieses Urtheil durch einige Anführungen zu bestätigen. Wenn Hr. L. uns, (wie einige Seitenhiebe, die er auf seine Recensenten führt, vermuthen lassen,) die Absicht zutraut, daß wir kränken oder wehthun wollen, so thut uns dies Mißverständniß leid. Wahrheit, ächtes, für alle Christen wohlthätiges Christenthum und gesunde Vernunft möchte der Recensent gern befördern, und er schreibt für Leser, die es auch wollen.

Was werden und müssen solche Leser, dergleichen wir im Gedanken haben, von solchen Anzeigen, wie Hr. L. über gewisse Religionslehren denkt, urtheilen, dergleichen z. B. in folgenden Stellen vorkommen. Dritter Theil. S. 207 heißt es: „Zu einem Gott beten, der nicht freywillig „verändern, und nach der Beschaffenheit und Stimmung „des menschlichen Gemüths bestimmt werden kann, „oder nach dieser Beschaffenheit influirt, oder genießbar wird, „ist in meinen Augen pure, baare Abgötterey — Baals „Gottheit, deren Elias spottet, und Spinoses Gott hatten „gerade diesen undeterminirenden und indeterminirbaren Karak„ter. Nicht so Daniels Gott. Der hat freye Hand, auf „Nebukadnezars und Daniels Gehirnsfiber, so zu „spielen, wie ein Virtuos auf einem Klavier.“ (Welche krassen, sinnlichen Begriffe vom Verhältniß des Schöpfers zu seinem Geschöpf!) S. 235. „Es steht alles unter einer

„irrdi-

„irrdischen Augen unanschaubaren, überirrdischen Direction, „einer hohen und weisen Berathschlagung, einer gerecht „und huldreich alles bestimmenden Souveränität, unter ei„nem Wächterkollegium, das vom höchsten Allbestimmer „authorisirt, und mit seiner Vollmacht ausgerüstet ist.“ (Der Gott, den die Vernunft lehrt, braucht freylich weder geheime Räthe noch Beamte. Aber dieser Gott, den die Rabbiner und Hr. Lavater mit ihnen lehren, braucht solche. Da er in seinen Entschließungen und Handlungen beständig von menschlichen Wünschen und Bitten bestimmt wird, wie sollte er auch nicht den Rath der Engel hören, oder einen Theil seiner Geschäfte auf ihre Schultern legen. Uebrigens kömmt diese Lavaterische Lehre auch der katholischen Religion sehr gelegen. Denn durch dieselbe ist die Anbetung der Heiligen ganz gerechtfertigt. Denn wenn Gott durch Lavaters menschliches Gebot bestimmt werden kann, wenn Gott nach Lavaters Lehre ein autorisirtes Wächterkollegium hat; warum kann nicht auch etwa der Heil. Franz Assisi oder der heil. Bettler Labre zu diesem Wächterkollegium gehören, und durch seinen Rath Gott bestimmen. Die Voraussetzung Einer Thorheit ist der andern werth.) Ueber die Lehre von der Erlösung der Menschheit durch Jesus und des Satans dadurch befriedigten Forderungen heißt es S. 353 „Jesus brachte ein solches Quantum von religiöser „Tugend, von edler, Menschheit ehrender Gesinnung, theils „in seiner eigenen Person, theils durch seine mannichfaltigen, „kräftigen, sittlichen und religiösen Erweckungen in die Mas„se der Menschheit hinein, daß dadurch die Menschheit Gott „dem Vater derselben aufs Neu lieb, und dem Satan re„spectabel werden mußte. Nun war, wenn ich so sagen „darf, in das menschliche Geschlecht so viel Gutes eingeimpft, „daß es wieder zum Himmel empor blühen, und tausend schöne „Früchte zur Freude des Menschenvaters tragen konnte und „trug. — Die Ehre der Menschheit war gerettet. Durch „den kompleten Gehorsam des einzigen wurden viele Sünder „salvirt. Viele Nonprästanda wurden durch die von ihm „geleisteten Prästanda als nichtig und unbedeutend erklärt. „— Denn die Hauptmasse, das Principium Vitale, der „religiöse und moralische Archäus, oder Lebensgeist be„kam seinen Schwung wieder in der Menschheit. Der „Verkläger der Brüder ward durch dieses Haben mit seinem „großen unbezahlbar scheinenden Soll zum Verstummen ge„bracht.

„bracht. Der König der Menschheit bezahlte für seine „Unterthanen, und brachte sie dadurch, wie man zu sa„gen pflegt, auf einen grünen Zweig. — Das Insol„vendo ward gehoben.“ (Gewiß das geht noch über die zartesten Allegorien und Einfälle der Kirchenväter und Postillenreuter, die über die Lehre von der Erlösung ausgekramt worden sind. Aber welche schreckliche Folgen fließen aus einer so ungereimten Allegorie! Wenn einmal die Idee in Köpfe der Christen kömmt, daß die Sünde bey Gott eine Schuld macht, die er in sein Hauptbuch einträgt, daß ferner diese Schuld der Sünder selbst, oder ein anderer bezahlen muß.)

Wir und alle, die mit uns gleich denken, müssen in folgenden Stellen Zinzendorfische Schwärmerey und sinnliche Liebeley Jesu sehen. III. Theil, S. 337 heißt es: „Jeder Le„bensschlag des Herzens Christus wiederschallt einst in allen Her„zen der ihn anschauenden Verklärten. Sie fühlen jeden „Pulsschlag seiner allbelebenden, allerfreuenden Liebe.“ S. 338. „Christus ist Gott der angenehmste Duft, die reinste Quintessenz aller wirkenden Kräfte des Universums. (Das klingt fast wie Rosenkreuzer, die Christum zum Archäus machen, oder wie Schletwein, welcher theologische und physikalische Träumer, lauter Schwingungen in der Natur zu finden vermeint, die von Christus ausgehen.) IV. Theil, S. 337. „In welchen fernen Ewigkeiten werde ich wür„dig seyn, den entblößten, mißhandelten (Jesus) in ei„nem Geist von eines Cherubs nie berührender Hand dar„stellen zu lassen? Nach welchen Jahrtausenden werd ich stark „und groß genug seyn, den Anblick der menschlichsten „Menschheit mißhandelt durch die unmenschlichste Un„menschlichkeit zu ertragen?“ (Noch in der fernen Ewigkeit wünscht sich der Verfasser ein Gesicht der Kreuzigung!) S. 385. „Du Jesu weißt, daß ich mich unwerth „halte, einmal, einmal nur deinen Namen zu nennen, „unwerth einmal, einmal nur einen Finger deiner Hand, „die kleinste Zeh deines Fusses zu sehen. — Zehn Tau„sende würdigtest du deine ganz entblößte, blutende, wunde „Menschheit auf Golgatha sehen zu lassen. — Wird mir auch „einmal die Gnade der Gnaden werden, — eine bluten„de Dornspitze zu sehen, die von deiner Krone auf die „Erde fiel?“ (Die kathol. Reliquien sind, nach dieser Lavaterischen

Lehre etwas sehr wichtiges.) „Mir wäre das wenigste unend-
„lich viel. Jeden, was Tausenden nichts wäre, würde ich
„alles zu besitzen glauben." (Wer sollte nicht denken, daß
er den Seufzer eines devoten Mönchs höre, der in seiner ein-
samen Zelle vor einem Krucifix knieet?) S. 411. „Das weiß
„er, daß ich alles, was je Leiden um seinetwillen heißen könn-
„te, (was zwar die bittere Schalkheit des satanischen
„Sinns, oder eine sehr empfindliche Unempfindlich-
„keit nie Leiden nennen wird,) mit zu seliger Freude tra-
„ge, wenn die Hoffnung mich mit einem Lichtstral berührt, daß
„Er einmal, und sollte es erst nach Jahrhunderten seyn, ein
„einziges Wort mit mir sprechen würde, das mich nicht weg-
„schreckt, oder mir nur so lang, als die Aussprache sei-
„nes Namens währt, sein Angesicht, die Summe von
„Schönheit, und Gedankenunerschöpflichkeit zeigen würde."

Proben von der uns ganz unbegreiflichen Philosophie des
Verfassers legen wir in folgenden Stellen vor. III. Theil,
S. 214 heißt es: „Der Traum ist eine Hieroglyphe der
„menschlichen Gotteskräfte, eine Zifertafel, die uns et-
„was von dem innern Räderwerk der menschlichen Natur"
(Das Räderwerk! sehr mechanisch! wird Hrn. Lavaters
Seele auch durch ein solches Räderwerk bewegt, so scheinen
hin und wieder Zacken in den Stirnrädern zu fehlen, und aus
manchem Trillinge Sprossen ausgebrochen zu seyn. Darum
stockts mit ihm so oft, oder geht allzugeschwinde oder zu lang-
sam) „wo nicht sehen, wo nicht ahnden läßt, doch uns ein un-
„erforschliches Räderwerk voraussetzen heißt. S. 265. Der
„Glaube ist Vernunft fürs Göttliche, das Sensorium für
„unsichtbare Kräfte, Geister Einflüsse, einer allwissenden,
„und allgewaltigen Obermacht. (Wir könnten noch mehr
Stellen von diesem Sensorium anführen, und auch wenns
nöthig wäre, Parallelstellen aus Theosophen, und hermetischen
Weisen aller Zeit. Allein mit dem was wir gesunde Philoso-
phie nennen, verträgt sich dieser Begriff nicht.) S. 11 §. 9.
„Was den Saamen des Todes in sich hat, hat den Saamen der
„Sünde in sich. Sünde ist unmittelbare Mutter, und un-
„mittelbare Tochter des Tods. Wer stirbt, ist sterblich. Wer
„sterblich ist, ist schwächer als die ihn tödtende Natur. Wer
„schwächer, als die Natur ist, und es seyn muß, der
„ist ein Sünder. Alle Sünde, alle Schuld ist Tochter der
„Schwachheit. Ein Allmächtiger kann nicht sündigen."

(Wer hier nichts, als Unsinn sieht, ist wohl deswegen blödsichtig, oder gar boshaft? Also, was stirbt, sündiget? Ochsen und Esel sind also Sünder. Schwächer als die Natur ist nur der Sünder? Das Lamm, das unter dem Messer des Fleischers blutet, sündiget also. Ein Allmächtiger kann nicht sündigen. Wie viel Allmächtige mag es deren geben? und ist dann der Satz auch umgekehrt wahr? Ist es nicht des Verfassers Schuld, wenn er mißverstanden werden muß? Was ist ihm hier Sünde? was ist ihm hier Tod?) S. 12. §. 10. „Da nun in allen Menschen, wie die Natur sie bildet, das „Physische früher und stärker ist, als das Sittliche, und das „Physische außer den Menschen stärker als das, so zu ihnen, „zu ihrer Person selbst gehört, so ist die nothwendige Folge „hievon der Tod — der sittliche und physische Tod. Das „physische Uebergewicht in uns allein betrachtet, als solches," (was soll das heißen? als physisch betrachtet?) „ist stärker als „das Moralische — Es ist älter und viel genährter, als das „Sittliche. Also bemeisteret, bezwingt, schwächt, tödtet es „das Schwächere, wenn dies nicht durch ein anderes Prinzi„pium, ein anderes Element, irgend eine geistige Nahrung „genährt, erhöht, neu belebt und verstärkt wird." Physische Zerstörung bewirkt also moralischen Tod, und moralisches Leben wendet physischen Tod ab? Welche unsinnige Lehren! welche Geheimnisse! Und das Moralische in uns wird durch eine geistige Nahrung aus einem von der Natur verschiedenen Prinzipium genährt? Freylich! Hr. L. glaubt 2 Grundwesen. Er erklärt sich ferner hierüber so: „So sehr das Physische, wel„ches in und an uns ist, mächtiger ist, als das Sittliche, (ohne „höhere Einflüsse, Berührungen, Nahrungsmittel) so unbe„schreiblich viel schwächer ist es, als das Physische außer ihm, „welches darauf wirkt Und ungeachtet aller Nahrungsmittel, „oder belebenden Einflüsse, die es von außenher unaufhörlich „empfängt, kann es dennoch nicht lang bestehen. Er unter„liegt endlich dem unendlichen Druck des Universums, oder des „Schicksals, oder der Nothwendigkeit." Da haben wir dann zwey Principe, die Natur, oder das physische Prinzip, Ursache und Sitz der Sünde und des Tods, und das moralische Prinzip, die unsichtbare Welt, Quelle und Sitz des Lebens und des sittlich guten! Das Buch des Erreurs et de la Verité kann nicht unsinniger träumen!

Genug Proben von Hrn. Lavaters theosophischen Ideen. Auch in seinen physiognomischen Gefühlsergießungen können

wir

wir ihm nicht nachempfinden. Und gewiß solche Leser, die mit uns sympathisiren, müssen glauben, daß jene Gebeinzerschmetternde Sehnsucht, Jesu äussere Gestalt zu sehen (S. 51), eine sehr unschriftmäßige Sehnsucht und religiöse Empfindeley sey, die in die Klasse der Schwärmereyen der heil. Therese, oder Marie a la Coque gehören. Sie werden glauben, daß, wenn wirklich solche Sehnsucht eines ächten Geistes würdig wäre, Paulus sich nicht darüber getröstet haben würde, daß er Jesum nicht nach dem Fleisch kannte, und daß, wenn das Sehen Jesu in seiner niedrigen Gestalt eine solche Quelle von geistigen und moralischen Freuden war, die Vorsehung doch wohl den Christen aller Zeit dies selige Vergnügen nicht würde vorenthalten haben. Es würden Gemälde von ihm auf die folgenden Zeiten gekommen seyn. Besonders da diese Gemälde uns nach Hrn. L. Meynung besser mit Jesu Charakter würden bekannt gemacht haben, als die vier Evangelien nicht thun konnten. Wir wissen aber von keinem solchen Gemälde etwas, das auf dem Schnupftuch der heiligen Veronika ausgenommen. Freylich zeigt man das an 12 Orten. Aber es muß sehr schlecht seyn, da man das ächte nicht den Augenblick herausfinden kann. Von dem Angesicht und der äußern Gestalt Jesu hegt Hr. L. gewiß sehr wunderbare Einbildungen. Denn welcher Sterbliche außer ihm begreift, wie der ganze Himmel auf dem Angesicht Jesu liegen konnte? oder wie derjenige, welcher Jesum sah, alle Priester, Könige, Helden, Feldherren, Weise in einer reinen Menschengestalt vor sich erblickte? In Jesu Menschengestalt sah also, wer Jesum sah, auch zugleich den Trismegist, Kon-fu-tse, Sokrates, Newton, Alexander, Friedrich, Skanderbeg und Türenne?— Hr. Lavater baut auf seine physiognomische Träume in der That so viel, daß er sich und was noch etwa an der bisher so unbestimmten Physiognomik wahr seyn mag, bey vernünftigen Leuten vollends immer mehr lächerlich macht. Hr. Lavater will Jesum sehen, und in seinem Angesichte, ich weiß nicht was, lesen! Das ist eine Sache, die weit von ihm ist, und auf die er noch nicht denken sollte. Vielleicht wäre es ihm dienlich, wenn er ganz in der Nähe um sich sähe, ob etwa Jesuiten sich zu ihm drängten, und in deren Angesichte lesen möchte, ob sie ihn etwa bey der Nase herumführen und zu ihren Absichten brauchen wollten. Herr Lavater gleicht

dem tiefsinnigen Kopfe, der nach den Sternen sah, und darüber in eine kothige Grube fiel.

In Jesu Leidensgeschichte sieht Hr. Lavater die Geschichte der Menschheit, alles, was der Mensch vorzügliches, originales hat, und haben kann, sein Gutes sowohl als sein Böses, gleichsam in ein leicht übersehbares höchstsprechendes Gemälde gebracht. Auf diese Idee, die nur solchen, die sehen können, was weder ist, noch seyn kann, wahrscheinlich vorkommen mag, weist er überall hin. Indeß ist die ganze so kühn, so original scheinende Idee nichts weiter, als ein Versuch in der bekannten und abgedroschenen Erklärungsmethode der typischen und allegorischen Ausleger. Es ist crambe, nicht bis, sondern centies cocta. Es ist eben die Manier in der Bibel Geheimnisse zu sehen, nach der man ehmals in der Geschichte des Beyschlafs Loths mit seinen beyden Töchtern die Erlösung der Menschheit durch Christus, und in jedem geopferten Bock oder Hammel einen Typus der Menschheit und auch wohl der Gottheit Jesu, ge[illegible]n hat. Doch wir geben zur Probe einige Stellen. II[illegible]heil. S. 301. „Jede positive That gegen ein positives oder natürliches Gesetz, das dir als solches einleuchtet, — ist im Grunde nichts „anders, als eine Stimme aus dem tausendstimmigen Geschrey: Nicht diesen, sondern den Barrabas.“ Nach S. 285 schallt die Stimme „Kreuzige“ durch alle Jahrhunderte herab wider Christus und alle, die ihm angehören. Nach S. 286 ruft die vereinigte Zeitphilosophie und Zeitphilologie unter allen Formen, bald durch Gelehrsamkeit, bald durch Volkston, nimm diesen hinweg! (Wer nicht weiß, was für eine Philosophie und Philologie hier gemeint ist, vergleiche damit die Stelle 344 — 49. Und er wird finden, daß Hr. L. die trefflichsten, bestgemeinten Bemühungen verdienter Schriftforscher, die wir nennen könnten, wenn es nöthig wäre, hier so abscheulich vorzustellen sucht, und dort durch eine sehr leidenschaftliche und ungetreue, äußerst gehäßige Darstellung des Geistes und Zwecks der Schriften solcher Männer sowohl verächtlich als verhaßt machen will. (Pfui! er sollte sich schämen, unter dem Mantel der Christusliebe, gegen verdiente redliche Männer so niederträchtig zu handeln!) S. 280. „Wenn das Volk „der besten Modephilosophen ruft: Gieb uns Sokrates frey. „Laß uns unsere Platone und Antonine, unsere Senekas „und

„und Epiktete, unsere Rousseaus und Shaftesburys — und „der schlechte Pöbel der Witzlinge: Laß uns unsere Humes „und Voltaire, unsere Lessings und Bahrdt; was ist dann die „natürliche Gegenfrage, als: was soll ich denn dem Jesu „thun, den man Christus nennt?" (Die armen Philosophen, die sich ohne Unterschied müssen in einen Tigel werfen, und unter der Gestalt des Barrabas aufstellen lassen. Für alle diese Philosophen ist doch der Mörder Barrabas ein gar zu elender Repräsentant. Das heiß ich mir einen passenden Typus!) In der Vereinigung des Herodes und Pilatus sieht Hr. L. ein Symbol der Aufhebung der Mittelwand zwischen der jüdischen und heidnischen Welt, S. 101. Die Stimme des Pilatus *Flagelletur* schallt durch alle Jahrhunderte hinab. Die Vollzieher dieses Befehls sind Repräsentanten derer, welche Jesum in allen Zeiten in seinen Vertheidigern gegeiselt haben, die anonymen Geisler seiner würdigen Vertheidiger in diesem Jahrzehend mit, oder nicht mit gerechnet. Die Stimme *Flagelletur* ist Stimme der Kabbale in Gerichtsstuben, Musäen engherziger Autoren, u. s. w. Die Gesellschaften, Verabredungen, Urtheile, Sinngedichte, Bonmots sind nicht zu zählen, die alle unter dem Wort *Flagelletur* begriffen werden können. IV. Theil. Kap. 1. (Hier ist mehr als alle Allegoristen. Wer sollte sichs haben träumen lassen, daß die Geiselung Typus von beissenden Satyren, Bonmots, Schriften, Anonymen wäre? Es ist doch eine nützliche Erfindung um die typischen Erklärungen. Man kann so mit Hülfe derselben rechts und links Hiebe austheilen, und vermeinte oder wirkliche erhaltene Kränkungen mit Wucher zurückgeben. Denn ob es gleich zu weitläuftig wäre, das zu zeigen, so werden doch aufmerksame Leser des vierten Theils von Pontius Pilatus ohne Müh einsehen, daß Hr. Lavater unter den Geislern der Vertheidigern Jesu hauptsächlich auch die, welche ihn und seine Meynungen in Schriften oder sonst angegriffen haben, versteht. Es ist schon von jeher so gewöhnlich gewesen, seine eigene kleine Sache zur Sache Gottes zu machen!) Von der Ueberschrift am Kreuze Jesu heißt es: „Du über dem Dornen „umwundenen Haupt des Nazareners hängende, einfache und „dreyfachzeugende Tafel — welch ein Zeuge bist du in deiner „lesbaren Ganzheit des mord uchtreizenden Eifers des Erstgebohrnen für des Vaters Haus? welch ein Denkmal der Un„ver-

„verbesserlichkeit der Demantstirnigkeit Israels! welch eine „Prophezeihung von unendlicher und ewiger Gültigkeit! welches Sinnbild des allgemeinen Davidischen Reichs! welche „Königreiche, wenn ich Königreiche hätte, gäbe ich dafür, dich „zu beschauen, dich zum immer vor mir hängenden Memen„to machen zu können!" (Welch ein Wunsch, wenn Hr. L. auch diese Tafel sähe, was sähe er mehr daran, als an diesen von ihm so oft abgeschriebenen Worten? Und ists ihm um jene dreyfache Schrift selbst, um die Worte und Charaktere zu thun, so kann er sie ja auf eine jener Tafel ähnliche gehobelte, perpendikulare Tafel, (wie er sie mit viel Genauigkeit beschreibt, in jenen drey Sprachen mit antiken Charaktern [wenn ihm die leserlich sind] schreiben lassen, und über seinen Pult hängen.) IV. Theil. S. 354 heißt es von dieser Ueberschrift: „die Weissagungen aller Propheten summiren „sich über seinem Haupt." Nach S. 359 ist diese Ueberschrift: „Jesus der Nazarener König der Juden," die Urschrift, nach welchen der höchste Recensent (Jesus) einst „jedes christlichen Schriftstellers Werk beurtheilen wird." Es sollte uns fast dünken, daß Herr Lavater durch so viel abentheuerliche Einfälle und Bizarrerien, von denen es zu Ende des vierten Theils besonders wimmelt, zum Spott recht geflissentlich reizen wolle, vielleicht um sich dieses Spottes als eines Leidens um Christi willen rühmen zu können, um sich eine noch glänzendere Märtyrerkrone zu erwerben, als er schon jetzt errungen zu haben denkt? wie er 3 Theil. S. 26, 27, 28 zu verstehen giebt; um Christus dadurch in seinen Leiden ähnlich zu werden, wenn er, in jeder Bibliothek parodirt und belächelt wird? O über die Eitelkeit, die sich unter Frömmigkeit versteckt! —

Doch wir brechen hier ab, froh, daß wir das unsrige gethan zu haben hoffen können, so unangenehm es auch ist, immer tadeln zu müssen, und es vorauszusehen, daß dieser Tadel bey manchen eine ganz zweckwidrige Wirkung thun wird. Wir empfehlen jedem Leser dieser zwey letzten Bändchen des Pontius Pilatus, der sich über unser Urtheil vielleicht aufhält, sie nochmal aufmerksam zu lesen, und dann sich selbst zu fragen: ist in dieser Schrift gesunde Vernunft, geläuterte Philosophie, gerader Wahrheitssinn, geistliche nicht sinnliche, männliche nicht kindische tändelnde Religion? oder ist von allem dem das Gegentheil an-

zutreffen? Würde ich selbst auch, wenn ich das geschrieben hätte, vor Gott und meinem Gewissen bezeugen können, daß ich keine Zeile daran zu ändern fände, wie der Verfasser thun zu können glaubt?

Ome.

Repertorium für denkende Bibelverehrer aller Konfessionen, von J. K. Pfenninger. Erster Band. In Kommission bey Füßli in Zürich, 1784.

Eine Fortsetzung der Sammlungen zum christlichen Magazin unter einem andern Titel. Natürlich, daß die Verfasser wie bisher ihre individuelle Ueberzeugung von Bibelreligion für Wahrheit, die nur ein Deist läugnen kann, ausgeben, alle Bemühungen, die christliche Volksreligion durch gesunde Philosophie und Hermenevtik von Vorurtheilen und lokalen Ideen der vorigen Zeit zu befreyen, als verkappten Deismus verdächtig machen, sinnliche und übernatürliche Einflüsse der Gottheit auf den inwendigen und auswendigen Menschen in der vergangenen, gegenwärtigen, vorzüglich aber in einer nahen künftigen Zeit behaupten, und für wahres unveränderliches Bedürfniß der Menschheit ausgeben. Da wird die natürliche Religion dann auch ziemlich unzweydeutig als überflüssig und entbehrlich vorgestellt, der Gott der Philosophen gelästert, die philosophische Moral als leeres Gewäsch herunter gemacht. Es frommt zwar wenig, wenn wir uns bey Beurtheilung dieser Schrift verweilen, deren Liebhaber schon Anweisung erhalten haben, unser Urtheil nicht zu achten. 1stes Stück. S. 62. Indeß geben wir doch, wirk' es auch, was es wolle, ein paar Urtheile über Stellen, und ein paar Erläuterungen über durch vorige Recensionen veranlaßte Ausfälle dieser Schrift auf die A. D. Bibliothek. Der Verfasser des Aufsatzes über Schwärmerey und Gotteserfahrung, nimmt ein gewisses Gefühl als den Probirstein der Wahrheit der göttlichen Offenbarungen der vorigen Zeit an. Diese analogische Thatsache macht ihm die Fakta der Bibel glaubwürdig. Indeß beweist er gleichwohl die Wahrheit dieser innerlichen Erfahrungen aus ihrer Uebereinstimmung mit dem göttlichen Wort, und unterscheidet sie dadurch von den eingebildeten Erfahrungen der Schwärmer. Aber, lieber Freund, wie kannst

zu wissen, daß diese geglaubte unsichtbare Kraft nicht Täuschung ist, wenn du selbst bekennst, der Schwärmer glaube sie auch zu fühlen? und daher abermal genöthiget bist, die Wahrheit deiner Gefühle aus der Bibel zu beweisen, so wie die Lehrer der *römischen Kirche* die Wahrheit der Schrift durch das Ansehen der Kirche, und das Ansehen der Kirche aus der Wahrheit der Schrift beweisen. Doch es ist auch nicht an dem, daß alle Schwärmer die Schrift verachteten, und sie nicht als Probierstein der Wahrheit ihrer Erfahrungen, so wie der Verfasser thut, anerkennten. Auch sie sagen, daß der Geist, der in ihnen wirkt, eben der sey, welcher in den Propheten und Aposteln gewirkt habe. Und woher sollen wir nun wissen, welche Schwärmersekte sich ächter Erfahrungen rühmen könne, da immer eine verdächtig zu machen sucht? Ueber die Antworten auf einige Zweifel und Fragen in den *Beyträgen zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion* bemerken wir nur dies. Es ist gewiß eine ganz fruchtlose Arbeit, wenn ein Liebhaber der Aufklärung der Bibelreligion sich ins Disputiren mit demjenigen einläßt, welcher folgende Sätze behauptet. 1. Daß alle Wunder und Gotteserscheinungen in der Bibel als Fakta so buchstäblich als sie da erzählt werden, angenommen werden müssen, und daß die Menschheit solcher Zeugnisse von Gottes Existenz und solcher Wohlthaten in allen Zeiten bedarf. 2. Daß die Apostel übernatürlich inspirirt waren, wo sie Thatsachen aus der sichtbaren und unsichtbaren Welt erzählen. 3. Daß sie eine Religionslehre für die Menschen aller künftigen Zeiten, die keiner fernern Ausbildung und Erweiterung bedarf, vorgetragen, und auf die Bedürfnisse der Menschen des achtzehnten Jahrhunderts selbst, nicht blos ihrer Zeitgenossen, ganz eigentlich eingerichtet haben. 4. Daß sie nicht eine gewisse damals kurrente National- und Lokalterminologie gebraucht, wenn sie an ihre Kirchen schrieben, sondern eine Universalsprache geredet haben, die jeder Mensch wenigstens größtentheils versteht, sobald man ihm ihre Ausdrücke und Redensarten Wort für Wort in seine Muttersprache übersetzt. Wer von solchen Prinzipien ausgeht, kann die Stärke keines einzigen solchen Einwurfs fühlen, den ihm der Gegner aus seiner Hermeneutik machen kann. *Aber wer diese Sätze läugnet, ist ein Deist?* Wer soll dann das entscheiden? Wer die Bibel verwirft, und aus ihr nichts lernen will, was die Religionswahrheiten angeht, ist ein Unchrist. Allein wer

den

den Schriften des neuen Testaments die Verehrung zugesteht, die ihnen gebührt, ist ein Christ. Vergeblich streitet man nun, wer diesen Namen verdient, wenn man nicht vorher ausgemacht hat, was eigentlich dem neuen Testament zur Verehrung gebührt, ob es eine aus dem Himmel herunter gefallene Urkunde, oder eine von Menschen, die irren können, verfaßte, und zusammengetragene Anzahl Schriften sey, wenn sich Wahrheiten, welche die göttliche Vorsehung in einer finstern Zeit ans Licht brachte, mit Ideen und Meynungen jener Zeit vermengt finden.

Noch etwas über die der allg. deutsch. Bibliothek gemachten Vorwürfe. Allgemeine Klagen über Partheylichkeit, Mißverstand, ungegründeten Verdacht, scheinbare Einwürfe, lassen sich freylich hier nicht beantworten. Selbst die Insinuation, daß der Geist der Theologie und Religion dieses Journals nicht der Geist des ächten Christenthums sey, oder was der Verf. sonst zu verstehen geben will, verdient wahrhaftig blos Verachtung, nicht Beantwortung. Die in der Absicht das zu zeigen S. 66, 67 angeführten Stellen sind gewiß weder Lästerungen, noch erweislich unchristliche, freymüthigen Wahrheitsforschern, und uneingenommenen Schrift- und Geschichtforschern anstößige Behauptungen, mag auch der Verf. nebst solchen, die ihm gleichen, darinn sehen und finden, was er will. Die Klage über den Mißverstand einer Stelle einer gewissen Abhandlung, die sich im 1sten Stück des dritten Bands findet, 1 St. S. 67. läßt sich freylich nicht abweisen. Quivis verborum suorum optimus interpres. Der Verf. muß freylich am besten wissen, was er eigentlich dabey gedacht hat, wenn er vom Anprellen der klugen Köpfe redet, ob ers hart, oder sanft hofft oder wünscht, u. s. w. Aber wir dächten unmaßgeblich, es wäre eines Menschenfreundes würdig, sich über gemeinnützige Unternehmungen zu freuen, und zu wünschen, daß sie gelingen mögen, ohne sich darum zu bekümmern, ob die, welche daran Theil haben, vom Einfluß der Vorsehung auf die menschlichen Schicksale richtige Begriffe haben. Die etwas übereilte Frage, die Rec. hinzufügte, ist wohl keine so schwere Sünde, die nur Gott verzeihen kann. Indessen scheint fast diese Floskel zu involviren, daß sie Hr. Pfenniger nicht verzeihen will! Freylich die Stelle, die hiezu Gelegenheit gab, leidet eine gelindere Auslegung. Aber man kann sich Folgerungen erlauben, die an sich gar nicht

nicht nothwendig sind, aber durch den Geist eines gewissen Systems gerechtfertiget werden. Noch wird über Mißverstand einer Stelle in Lavaters Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelien, doch ohne Anzeige des Journals, Klage geführt. Rec. hatte Lavatern etwas zu buchstäblich verstanden, wo er sagte: „Der vermag erstaunlich viel, der sich „die irrdische Zukunft immer zu verschließen stark genug ist, der „immer nur in dem Moment lebt, worin er lebt. Vertheilte „vorausgreifende in die Zukunft dringende Kraft und Schwä„che sind eins." Kann aber etwas natürlicher, ja unvermeidlicher seyn, als wenn wir Hr. Lavatern so verstehen, daß er das Denken an die Zukunft, und das Wirken für die Zukunft hier mißbillige, und nicht blos die unnütze Furcht vor unvermeidlichen Uebeln? Sollte der Verfasser nicht diese Sentenzen durch die nöthigen Einschränkungen erläutert, und näher bestimmt haben, damit man weiß, er rede nicht vom Sorgen für die Zukunft, vom Arbeiten für die Zukunft, sondern von ängstlichen Blicken in die Zukunft, von fruchtlosem Bestreben, was unvermeidlich ist, abzuwenden? Hat etwa diese evangelische Stelle von der Sorge für Morgen keine deutlich bestimmte behutsame Erklärung nöthig, die eigentlich zeigt, welches das rechte Mittel sey zwischen allzu ängstlicher Sorge für die Zukunft und kindischer Sorglosigkeit, die nie an den folgenden Tag denkt? Wenn Hr. Lavater deutlicher und bestimmter schreiben wollte, so würde er zwar weniger Aufsehen machen, aber gewiß auch nicht mißverstanden werden.

Gz.

J. C. Häfelis vermischte Predigten und Auszüge aus Predigten. 8. St. Gallen, 1784.

In diesen Predigten ist manche wichtige Wahrheit treffend und stark gesagt, manche schöne Sittenlehre mit Beredsamkeit und Würde vorgetragen. Aber den Schüler Lavaters, den Kraftmann, der als Joseph Gedeon und Allerleymann ehmals auftrat, verkennt man auch in diesen Arbeiten nicht. Lavaters Ideen vom Glauben und Gebet, von den Wirkungen des heiligen Geistes, vom politischen Reiche Jesu werden darin hie und da mit Eifer vertheidiget, und sonst manches schlecht verdaute Dogma vorgetragen. Es mag nicht undienlich seyn, unser Urtheil durch einige Stellen zu rechtfertigen.

S. 24

S. 24 apostrophirt der Verfasser bey Gelegenheit des Blindgebohrnen in Johannis Evangelium einen Blinden auf folgende Art: „Du bedarfst Licht für deinen äußern Menschen — Christus hat, was du bedarfst. Wende dich an ihn — Ja, unter allen den Aerzten, an die du dich schon gewandt hast, und an die du dich noch wenden möchtest, wende dich auch einmal an Ihn — an Ihn, der mit sanfter Bruderstimme dich zu sich einladet, und dir gewisse Hülfe verspricht! Hat er nicht Proben genug abgelegt von seiner Geschicklichkeit kranke Augen gesund, schwache stark, blinde sehend zu machen? und auch Proben genug von seiner Liebe und mitleidvollen Bereitwilligkeit? Brauche unter alle den Mitteln, die du schon für deine Augen gebraucht hast, und noch brauchen möchtest, auch einmal das Mittel, das dir das Evangelium angiebt — Einfältiges Vertrauen auf das Licht der Welt." Wie kann doch ein christlicher Lehrer so zuversichtlich wunderthätige Hülfe in leiblichen Uebeln vom Himmel verheißen, ohne daß ihn seine eigene Ueberzeugung, wenn er je selbst versucht hat, was er andern anräth, innerlich strafte? heißt das nicht die Ergebenheit in den göttlichen Willen, und die Geduld in den Leiden, die das Loos der Menschheit sind, ausrotten, und Verachtung der ordentlichen Mittel, ohne deren Gebrauch Gott nirgends Hülfe verheißen hat, veranlassen? Nach S. 356 f. giebt der H. Geist Offenbarungen und Aufschlüsse, die Christus und seine Gesandte selbst nicht geben konnten, entwickelt im Menschen neue Kräfte und Anlagen, u. s. w. Wenn sich nun der gemeine Zuhörer dergleichen Vorstellungen von den Wirkungen des heil Geistes macht, wenn er hört, daß der heil. Geist ihn in Gemeinschaft der unsichtbaren Welt bringe, u. dergl. wird er nicht, so lang nichts übernatürliches, nichts ungewöhnliches in seiner Seele vorgeht, auch denken, daß er den H. Geist nicht hat? Und so lange er den heiligen Geist nicht hat, ist er nach des Verfassers ausdrücklicher Versicherung schlechterdings weder fähig noch verbunden, die Gebote Christi zu halten. S. 129 heißt es: „Das Christenthum enthält Gebote und Vorschriften, die der „natürliche, vom Geist Gottes unberührte, unwiedergebohrne „Mensch schlechterdings nicht zu behalten vermag — — Von „der wiedergebohrnen, erneuerten, mit himmlischen Kräften „durchdrungenen Menschennatur, nicht von der geschwächten, „zerrütteten, erstorbenen fordert er diese erhabenen Gesinnun„gen und Thaten. S. 140, 41. heißt es: Laß es dir ja nie

„ein

„einfallen, und nie angeben, das große Ziel ohne diesen Füh-
„rer (den Geist Jesu) erreichen zu können, je auf dir selbst,
„je mit der redlichsten Anstrengung, und mit dem weisesten
„Gebrauch deiner natürlichen Kräfte so sündlos, so rein, so
„stark und frey, so Christus ähnlich werden zu können, als
„das Christenthum dich haben will, zu der Wirkung ist die
„Kraft wahrlich zu klein, und die redlichste Anstrengung wird
„am Ende nur Ohnmacht. Aber darum laß es dir auch eben
„so wenig einfallen und angeben, du müssest es ohne den
„hohen, mächtigen Führer erreichen, das große [illegible]; —.—
„Wer thun soll, was Christus gebeut, der mu[illegible]
„Kraft haben, die Christus verspricht. So lang er [illegible] K
„nicht wirklich hat, so lang kann ihn auch das [illegible]
„verbinden. So lang hat er auch die Strafe der [illegible]
„gung des Gebots nicht zu befürchten." Wenn nun ein
hörer ganz einfältig sagt: Es ist noch nichts außerord
liches in mir vorgegangen. Ich habe die Ei[illegible]
der unsichtbaren Welt noch nie empfunden; was [illegible]
H. ihm sagen? „Du bist also auch noch im Stand der ver
„bdenen Natur, und die Gebote Christi gehen dich ni[illegible]
Sind [illegible] superf[illegible] in seynsollende, aber in der [illegible]
fanatische Begriffe vom Christenthum nicht alle Laster zu re
fertigen? Wir könnten noch manches auszeichnen, [illegible]
von der Offenbarung aller geheimer Gedanken und [illegible]
der Menschen vor der ganzen Schöpfung Gottes am T[illegible]
Rechenschaft, S. 48. (Welch hyperorthodoxes Dogma! [illegible]
steht im N. T. dergleichen?) Von dem interessirten [illegible]
ner Weissagung Jesaias von Verstockung seiner Natio
66. Vom Studium der ganzen Bibel, welches der [illegible]
ohne Unterschied den Christen anräth, um aus der [illegible]
schichte der jüdischen Offenbarungen Erkennen[illegible]
tes, der sich durch Jesum geoffenbart hat, zu [illegible]
pfen. S. 97 als ob Gesetz und Evangelium, Jude[illegible]
und Christenthum ein unzertrennbares Ganzes au[illegible]
ten! Doch es mag an diesem genug seyn. Herr [illegible]
wird wohl bleiben, wie er ist. Es ist ihm allzuwohl [illegible]

Gotthold Ephraim Lessings theologischer Nachlaß. Berlin, bey Voß und Sohn, 1784. 288 S. 8.

Die

Der Bruder Gotthold Ephraims, Herr Karl Gotthelf Lessing, giebt zuerst in der Vorrede, die 44 Seiten ausmacht, einige Nachrichten von der bekannten Veranlassung, welche jener in den letzten Jahren seines Lebens zu sehr vielen Streitschriften, auch zu einer weit aussehenden theologischen Controvers gab, in welcher er selbst auf der eine Seite die Hauptperson war. Diese Nachricht ist mit vielen Sarkasmen gegen die jetzigen Theologen überhaupt, und Lessings, oder seines Fragmentisten, Gegner insbesondere, angefüllt. Man muß aber wohl einige davon auf die brüderliche Liebe, andere auf das Amt des Herausgebers von Schriften eines berühmten, aber von vielen verkannten, unbillig beurtheilten und beleidigten Autors rechnen. Herr L. ist so wenig mit den von ihm sogenannten Bibeltheologen, noch mit den Vernunfttheologen zufrieden, und wendet wider diese letztere besonders eine heftige Declamation des Engländers Jenyns an, in welcher die Vernunftchristen Meuchelmörder der Wahrheit, Leute, die das Christenthum, wie Judas, mit einem Kuß verrathen, gescholten werden. Er bezeugt, sein Bruder habe ganz anders gedacht; er habe die christliche Offenbarung nicht blos für moralischen Unterricht weiser und erleuchteter Männer gehalten. (Thun dann das etwa die Vernunfttheologen, alle? oder auch nur größtentheils? ist es nicht vielmehr die herrschende Sprache, daß die Bibel eine Sammlung von Dokumenten der altesten Religionsbegriffe desjenigen Volks sey, welches, so weit es auch andern Nationen an Kultur und Philosophie nachstund, dennoch über Gott und Religion vernünftiger und edler dachte, als die übrigen alle; eines Volks, in dessen Geschichte sich ein fortgehender Plan der Vorsehung, zur Ausbreitung dieser bessern Religionsbegriffe unter den übrigen Völkern des Erdbodens, sichtbar offenbaret?) Er habe aber auch den andern Weg der sogenannten Orthodoxen nicht so blindlings gehen können, habe sich also seinen eigenen Weg selbst gebahnt; die Geheimnisse der christlichen Religion habe er geglaubt, weil er sonst kein Christ, kein Lutheraner seyn können, (eine so papistische Idee hatte wohl der frey und edeldenkende Lessing von einem Christen und Lutheraner, im Ernste nicht) aber er habe keinen süssen philosophischen Zuckerguß für die Uebelkeit der Vernunft darüber gegossen, sondern aufrichtig gestanden, daß sich die Grundlehren des Christenthums durch Vernunft

weder erklären noch beweisen ließen, und es auch nicht nöthig wäre. (Vermuthlich will Hr L. hier unter Grundlehren nichts anders als eigenthümliche, distinktive Lehren des Christenthums verstanden wissen; denn sonst ists eben so falsch, daß die Grundlehren des Christenthums sich nicht durch Vernunft erklären und beweisen ließen, als es unglaublich ist, daß Lessing so etwas geglaubt habe.) —

Es ist nicht nöthig, daß wir diese Vorstellung von Lessings Religionsmeynungen prüfen. Unpartheyische sind schon darüber einverstanden, was sie davon halten sollen. Ohne weder von seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit verkleinerlich zu denken, noch in seine aufrichtige Wahrheitsliebe einen Zweifel zu setzen, darf man sagen, daß er in diesem ganzen Streit mehr Antithesen, als Thesen behauptet, und nur dann, wenn seine Sokratische Ironie es dienlich fand, gewisse Thesen als ausgemachte, und von seinen Gegnern nicht ohne ihren Schaden zu verleugnende Sätze angenommen habe, von denen er am glücklichsten bey seinen Angriffen ausgehen zu können meinte. So war ihm freylich, seiner Aussage nach, die Lehre von der Dreyeinigkeit eine eigenthümliche Lehre des Christenthums; aber hauptsächlich darum, damit er zeigen konnte, daß die Bibel nicht die alleinige Erkenntnißquelle des Christenthums seyn könne, weil er jene Lehre nicht in der Bibel gegründet fand. Auf die Weise vereinigte er gewissermassen einen orthodox Lutherischen, einen Römischkatholischen, und einen Socinianischen Satz mit einander; der erste und letzte diente dem mittelsten nur zum Beweise. Aber darum war doch Lessing so wenig ein Katholik, als er ein Lutheraner, oder Socinianer war. Was er denn war? Ein denkender Mann, der keiner Fahne geschworen hatte, und überdas noch ein furchtbarer Streiter. Man kann mit aller Achtung von ihm reden, ohne doch gerade allen Theologen, unter welchen doch auch denkende Männer sind, Männer, die Lessing selbst innigst verehrte, Hohn zu sprechen, und ohne die Bibeltheologen, wie hier sein Bruder thut, der Dummheit, die Vernunfttheologen, der Treulosigkeit und Verrätherey zu beschuldigen. Dem Recensenten scheint diese Bitterkeit hier auf alle Weise sehr unschicklich zu seyn. Es ist weder Grund dazu vorhanden, noch Nutzen zu erwarten.

Herr

Hr. L. hat ferner in dieser Vorrede ein alphabetisches Verzeichniß der gegen die Fragmente aufgetretenen Schriftsteller, (es beliebt ihm, sie christliche Kämpfer zu nennen) und der Schriften eines jeden mitgetheilt. Derer, die sich genannt haben, sind fünf und zwanzig. Ihre Zahl könnte vielleicht aus unserer Bibliothek noch vermehrt werden; es fehlen auch noch verschiedene, die nach Lessings Tode erst zum Vorschein gekommen sind, z. B. Michaelis, und andere. Auch vermissen wir Theoph. Cölestin Pipers theologische Untersuchungen 2c. und unter den überher angeführten akademischen Schriften noch (*Io. Casp. Velthusen*) historia resurr. Christi ex diversis commentariis probabiliter contexta etc. Helmst. 1780., und 1781. drey Programmen; desgleichen *Thom. Holzklau* harmonia Evangelistarum in enarranda Christi anastasis historia — aevi nostri incredulis opposita, diss. inaug. etc. Wirceburg, 1780 Aber an Vollständigkeit ist hier vielleicht nicht gelegen. Nur das wollen wir noch bemerken, daß die Paraphrase der letzten Unterredung Jesu mit seinen Jüngern, die als ein Anhang von Herrn D. Lüderwalds Auferstehungsgeschichte verkauft wird, nicht ein Werk dieses Gelehrten, sondern des Herrn Superint. Nyssenius in Blankenburg ist. Der Verleger mag aber geglaubt haben, diese Paraphrase unter dem Titel eines Anhangs zu jenem Buche besser abzusetzen. Und dadurch ist auch der Recensent der Lüderwaldischen Schrift in unserer Bibliothek verleitet, jene elende Scharteke dem Hrn. Lüderwald zuzuschreiben.

Sehr schätzbar waren uns die Nachrichten, welche uns Herr L. von seines Bruders sämmtlichen theologischen Aufsätzen und Fragmenten, nebst der räsonnirenden Inhaltsanzeige des hier herausgegebenen Nachlasses, in der Vorrede gegeben hat. Aber eben dieselben lassen es noch vielmehr, als die Lesung dieser Abhandlungen selbst bedauren, daß gar keine derselben vollendet, und von dem Verf. zur Bekanntmachung fertig gemacht ist. Es ist alles, wie irgendwo jemand sehr gut gesagt hat, nur Nachlaß, nicht Vermächtniß. Immer aber ist, wo nicht alles, doch vieles, darunter, was viel höher geachtet zu werden verdient, als vieler anderer Schriftsteller voluminöse opera posthuma, die sie mit der zuversichtlichen Hoffnung auf ewigen Nachruhm wohl ausgearbeitet, und sauber abgeschrieben zum Druck fertig zurückließen.

Es sind achtzehn Fragmente, die hier abgedruckt sind. Proben einiger anderer, noch weniger ausgeführter Gedanken, enthält die Vorrede. Am interessantesten war uns darin die Nachricht, daß von der **Nöthigen Antwort auf eine unnöthige Frage**, und von der **Nöthigen Antwort erster Folge** Lessing ein Exemplar mit Anmerkungen und Erläuterungen hinterlassen, dessen Bekanntmachung wir noch zu erwarten haben. Von den für jetzt herausgegebenen Aufsätzen reden wir nun etwas ausführlicher.

I. **Neue Hypothese über die Evangelisten, als menschliche Geschichtschreiber betrachtet.** Sie kömmt gar sehr mit den Vorstellungen überein, welche Semler, Stroth, Koppe, u. a. unter uns bereits ziemlich geltend gemacht haben. Wenn gleich hie und da noch Lücken in der Gedankenreihe seyn sollten, durch welche diese Hypothese herausgebracht wird, so ist sie an sich doch so leicht und ungezwungen, von Lessing aber so annehmlich gemacht worden, daß wir ihr künftig immer mehr Beyfall versprechen, und hoffen dürfen, sie werde durch fortgesetzten Fleiß und ferneres Forschen der Kritiker noch völlig einleuchtend und zur historischen Wahrheit erhoben werden. Er geht von dem, den Palästinischen Christen eigenthümlichen Namen Nazarener, aus; er vermuthet anfangs blos, was nachher gewiß wird, daß diese Leute sehr früh eine geschriebene Sammlung von Nachrichten über Christi Leben und Lehren, die aus mündlichen Erzählungen der Apostel und anderer persönlicher Bekannnten Jesu erwachsen waren, gehabt haben; er denkt sich, sehr wahrscheinlich, diese Nachrichten, als eine der steten Vermehrung und Veränderung unterworfene Familienchronik, welche man erst dann aufhörte mit Anekdoten zu erweitern, oder zu verändern, als die ersten zeitverwandten Leute ausgestorben waren. Wenn man nun diesem Buch (von welchem es dann vielleicht fast so viele Texte oder Recensionen gegeben hätte, als Exemplare) einen Titel geben wollte, so würde man es entweder nach den ersten Währmännern der darin enthaltenen Nachrichten, oder nach denen, zu deren Gebrauch die Sammlung vornehmlich gemacht worden, oder nach diesem oder jenem benannt haben, welcher der Sammlung zuerst eine bessere Form gegeben, etwa auch sie in eine verständlichere Sprache gebracht hätte. Wenn man auf das erste seine Rücksicht genommen, so würde man das Buch **Evangelium der Apostel**

stel (oder auch der Zwölfe), wenn man auf das andere, Evangelium der Nazarener, oder Hebräer (auch Ebioniten), wenn auf das dritte, Evangelium dieses und jenes einzelnen Apostels oder Lehrers, etwa Matthäi u.s.w. genannt haben. Diese Vermuthungen werden nun mit den bekannten Zeugnissen der Schriftsteller des vierten Jahrhunderts belegt, und aus der Würdigung, mit welcher sie von dem damals unter den Palästinischen Christen befindlichen Syrischchaldäischen Evangelium sprechen, wird gefolgert, daß dieses noch immer dasselbe war, welches man dort im ersten Jahrhundert hatte. War es aber keine später untergeschobene Mißgeburt, so war es auch älter, als alle unsere Evangelia, deren das erste wenigstens 30 Jahr nach Christi Tode geschrieben worden. (Diese letzte Voraussetzung kann durch eine Instanz von Lucä Apostelgeschichte wankend gemacht werden. Dies Buch schließt mit dem Jahr Christi 61. und weil es auf einmal abbricht, so ist es auch wohl in demselben edirt; das Evangelium Lucä also unstreitig nicht später, wo nicht früher. Indessen verliert dadurch die Hypothese im Ganzen noch nichts. Denn unstreitig bedurften die Nichtpalästinischen Juden und Heidenchristen, und besonders die für sie angestellten Lehrer, oder von ihnen abgeordneten Missionarien, noch viel mehr als die Palästinischen, einer historischen Belehrung vom Stifter der Religion und von den ersten Schicksalen seiner Jünger. Gleich in dem zweyten Aufsatz dieses Buchs sagt auch Lessing selbst, daß das erste Evangelium wenigstens sechszehn Jahr nach Christi Tode verfaßt seyn müsse, er war also darum noch nicht mit sich selbst einig.) Nun ist es nicht glaublich, daß man in einem Zeitraum von dreyßig Jahren ganz und gar keine geschriebene Nachrichten von Christo und seine Lehren gehabt haben sollte; es gab also eine ältere geschriebene Nachricht davon, als des Matthäus seine ist. (Hier ist ein merklicher Sprung a posse ad esse. Denn was L. zur Unterstützung seiner Vermuthung, daß es eine ältere Nachricht gegeben haben mag, hinzugesetzt, nämlich daß der erste, welcher nach dreyßig Jahren etwa sich entschloß ein Evangelium zu schreiben, wohl nicht aus seinem und anderer Gedächtniß geschrieben haben könnte, sondern etwas vor sich gehabt haben müßte, womit er sich hätte rechtfertigen können, wenn er wegen dieses oder jenes Umstands in Anspruch genommen wurde; ist nur so geradehin angenommen. Was dagegen eingewandt werden kann, hat L. wohl vorausgesehen;

nur erwähnt er gerade der schwächsten Einwendung, von der Inspiration hergenommen. Wie aber, wenn es ein αὐτοπτης τȣ λογȣ, ja ein Apostel war, der zuerst so etwas aufsetzte, dann war er ja wohl theils durch seine Glaubwürdigkeit und Autorität. theils dadurch, daß er zu einer Zeit und in einer Gegend schrieb, wo noch mehr αὐτοπται τȣ λογȣ lebten, weit mehr gegen allen Verdacht der Untreue gesichert, als durch seine Uebereinstimmung mit den schriftlichen Anekdotensammlungen, die man bisher gehabt, und in vielfältigen Gestalten gehabt hatte?) Daß nun aber Matthäus der erste gewesen sey, welcher den ersten Auszug, die erste Uebersetzung von jenem Nazarenischen Evangelium gemacht habe, schließt der Verf. daher, weil er erstlich ohne Widerspruch für den ersten und ältesten unserer Evangelisten gehalten wird (so ganz ohne Widerspruch nicht; Macknight hielt aus scheinbaren Gründen Lucas für den ältesten), weil es zweytens sehr wahrscheinlich ist, daß er der einzige unter den Aposteln gewesen, der griechisch verstanden, ohne erst die Kenntniß dieser Sprache unmittelbar durch den H. Geist erhalten zu dürfen, (ein wunderlicher Grund; wenn Matthäus hebräisch geschrieben hätte, woher wüßten wir, daß er griechisch verstanden habe? Allein, daß irgend ein Apostel durch den H. Geist fremde Sprachen verstanden, ohne sie gelernt zu haben, das ist eine gar unannehmliche dogmatische Voraussetzung, die der witzige Streiter hier nur zu Hülfe nimmt, weil er vermuthet, es werde kein Theologe das Herz haben, ihm das geradeweg abzuleugnen. So viel Griechisch, als Matthäus, wenn er Griechisch geschrieben hat, Petrus und Johannes ꝛc. verstanden haben, verstunden nun wohl alle Palästinische Juden, die nur etwas Kultur hatten. War gleich das Griechische nicht ihre Muttersprache, so war es ihnen doch wohl so geläufig, als den Strasburgern, neben ihrer deutschen Muttersprache, das Französische ist.) weil drittens die Gelegenheit, bey welcher Matthäus sein Evang. soll aufgesetzt haben, dafür spricht. Hier beruft sich L. auf Eusebius, nur daß er blos die Hälfte seines Zeugnisses für wahr hält, nämlich, daß Matthäus, als er endlich auch in andern Ländern das Evangelium predigen wollte, sein Evangelium geschrieben habe, nicht aber ein hebräisches, sondern ein griechisches, für künftigen Gebrauch in andern Gegenden. (Das ist sehr willkürlich historische Zeugnisse nützen. Die in der Note zu §. 29 angebrachte kritische Verbesserung einer Stelle des Hieronymus, Praef.

comm.

comm. in Matth. nach welcher für: qui in Iesum crediderunt ex iudaeis et *nequaquam* legis vmbram, succedente evangelii veritate, servabant, gelesen werden soll et *nequicquam*, weil Palästinische Judenchristen gemeint wären, dünkt uns sehr gezwungen. Die den Schatten des Judenthums, nach dem das reellere Evangelium an seine Stelle getreten war, keinesweges beybehielten — wie ein leichter und schicklicher Gedanke. Enthielte er auch eine Unwahrheit, wie dann allerdings die Palästiner den Schatten mit dem Lichte gar sehr vergesellschaften, so schickt sich doch die Unwahrheit hieher viel besser, wo Hieronymus einen polemischen Seitenblick auf die Nazarener seiner Zeit wirft.) Daß aber, heißt es derauf in einer Note, Matthäus wirklich für die Nazarener als Leute, die Moses und Christus verbinden wollten, geschrieben habe, sey aus 5, 17 — 20 zu sehen. (Was hier bewiesen werden soll, widerspricht demjenigen, was der Verf. kurz vorhin behauptete, daß nämlich M. dies Evang. zu seinem künftigen Gebrauch in andern Gegenden, aus dem Hebräischen Evang. der Nazarener excerpirt habe, so offenbar, daß wir hier die merklichste Spur eines ersten Entwurfs dieser Abhandlung zu finden glauben, welche L. unter vielen abgebrochenen Nachforschungen und Zerstreuungen aufgesetzt, und zu welcher er eher seine Hypothesen ersonnen, als die Beweise dafür völlig aufgefunden, und die Schwierigkeiten dagegen gelöset hatte. Er schrieb vermuthlich jene Note nur zu seiner Notiz bey. Der Herausgeber bemerkt bey einer andern Note, die gleich auf jene folgt, es sey nicht abzusehen, worauf sie sich beziehe. Sie heißt: Eben so haben Marcus und Lucas den Befehl ausgelassen, den Matth. 10, 5. 6. den Heiland seinen Jüngern geben läßt ꝛc. Dies Eben so geht nun zwar ganz deutlich auf das vorhergehende: Wie die andern Evangelisten die Worte nicht haben, die Matth. 5, 17 ff. stehen, eben so ꝛc. Aber es ist zwischen den Noten überhaupt und dem Text kein Zusammenhang. Uebrigens ist es nach Geschichte und innern Merkmalen allerdings glaublicher, daß Matth. sein Buch für Hebräische Christen schrieb. Nur hält der Beweis aus 5, 17. und 10, 5. die Probe nicht aus. Daß in jener Stelle blos vom Sittengesetz, und nicht vom Mosaischen Gesetz die Rede seyn sollte, wie die gewöhnliche Meynung ist, findet Lessing lächerlich; aber es ist doch vorher von lauter Sittengesetzen die Rede, und νομος ist Religion überhaupt). Viertens glaubt er, der ganze Streit über die

Grundsprache des Matth. werde durch diese seine Hypothese auf eine Art geschlichtet, daß beyde Theile damit zufrieden seyn könnten; nämlich, wenn das Original, d. i. das Buch, woraus er schöpfte, hebräisch war, wenn in diesem Buch, von ihm, als einem Apostel, sich manche Nachrichten herschrieben, so war kein Wunder, wenn man nachher mit diesem Original seine epitomirte Uebersetzung verwechselte, zumal da er seinen persönlichen Umständen nach gar wohl hätte hebräisch schreiben können. Es gewinnen aber auch diejenigen, welche aus innern Kennzeichen des Matth., und aus nicht unerheblichen dogmatischen Gründen (dogmatische Gründe taugen nichts bey historischen Fragen) glauben, er habe griechisch geschrieben. Verschiedene kritische Räthsel lassen sich nun auch auflösen, z. E. daß Epiphanius sagt, die Nazarener hätten das Evang. Matth. πληρέστατον ἑβραϊστί, das heißt, das hebr. Original enthielt mehr, als Matth. in seinen griechischen Auszug zu nehmen, für gut fand; daß alle Kirchenväter sagen, Matth. habe hebräisch geschrieben, und daß doch dies hebr. Evangel. untergieng, das kömmt daher, weil man die Quelle mit dem Abfluß verwechselte; daß Papias sagt, Matth. hat τὰ λόγια hebräisch geschrieben, ἡρμήνευσε δ' αὐτὰ, ὡς ἠδύνατο ἕκαστος ist nicht anders zu verstehen, als daß sich, außer Matthäus, noch mehrere andere, z. E. Lucas, Markus rc. an die nämliche Arbeit machten, nämlich das hebräische Original, aus dem Matthäus schon einen griech. Auszug gemacht hatte, zu übersetzen, jeder so gut er konnte. (Eine sehr erzwungene Auslegung!) Das sey dann auch die Quelle, fährt L. fort, woraus sowohl die bessern, noch vorhandenen, als die minder guten, und daher aus dem Gebrauch, und endlich aus der Acht gekommenen Evangelia geflossen; denn daß die Ketzer Evangelien geschmiedet hätten, sey eine ganz falsche Vorstellung; Basilides, Cerinthus, Marcion, Valentinian rc. hätten vielmehr ebenfalls alte, unter dem Namen der Apostel, oder apostolischer Männer herumgehende Nachrichten gebraucht. Darauf ziele auch Lucas im Anfange seines Evangeliums; ja er scheine jener hebräischen Quelle mit ihrem Titel zu erwähnen: διήγησιν περὶ τῶν πεπληροφορημένων ἐν ἡμῖν πραγμάτων, und der erste Versikel dieses Evangelisten sey so zu verstehen: Quoniam multi conati sunt, iterum iterumque in ordinem redigere illam narrationem de rebus, quae in nobis completae sunt. (Gegen diese Auslegung wäre woh allerley zu erinnern. Mit διηγ. περὶ τῶν ἐν ἡμ. πεπλ. πραγμ. kann wohl

Lucas

Lucas nicht blos ein Evangelium meinen; er schreibt hier die Dedication seiner beyden Bücher; προοιμ. ἐν ἀρχ. πραξ. schliessen den vornehmsten Inhalt der Apostelgesch. mit in sich; denn der Inhalt des Evangeliums oder des πρωτου λογου ist, nach Apostelgesch. 1, 1. blos παντα, ὧν ἠρξατο ὁ Ιησους ποιειν τε και διδασκειν. Ferner es müßte, wenn Lucas mit διηγ. irgend ein besonderes Buch meinte, schlechterdings THN διηγησ. heissen. Auch kann πεπληροφ. sich schwerlich auf erfüllte Weissagungen beziehen. Es ist Lucä Gewohnheit nicht, viele Notiz davon zu geben, daß dies und das erfüllt sey; er schreibt, wenn er selbst redet, ein zierliches, aber doch exquisites griechisch, und was πληροφ. heiße, ist oft genug angemerkt. Zum Titel, besonders zum Titel eines hebr. Buchs, schickt sich zu dem dies διηγ. etc. gar nicht; eher sollte man glauben, Justin habe den rechten Titel des Nazaren. Evang. aufbewahrt ἀπομνημονευματα των ἀποστολων; wenigstens war das der Titel eines Buchs, das er gebrauchte. Endlich wie viel sucht L. in dem Worte ἀνατάξασθαι? *iterum iterumque* in ordinem redigere, wie eine gesuchte Emphase in einer Präposition? nicht anders, als wenn etwa διηγησις heissen sollte, expositio *ad initio ad finem*. — In der That hat L. hier seiner Hypothese geschadet, indem er zu viel durchsetzen will. Es wäre genug gewesen, zu zeigen, daß auch Lucas aus einer hebr. Quelle geschöpft habe; und das ist theils aus seiner Berufung auf die αὐτοπτας και ὑπηρετας του λογου, theils aus dem hebräischartigen Styl dieses Schriftstellers, der doch, wenn er will, so gut und rein schreiben kann, ziemlich wahrscheinlich zu machen.) Noch offenbarer findet es L. daß Marcus diese hebr. Urkunde vor sich hatte, aber vermuthlich ein minder vollständiges Exemplar. Also wären dann diese drey Evangelisten nichts anders, als verschiedene Uebersetzer des sogenannten hebr. Originals Matthäi, Johannes aber ein Geschichtschreiber von ganz anderer Art, der jene drey nicht gelesen, gar nicht gekannt hätte, und der von Christo viel höhere Begriffe hegte und einführte, als jene; daher es dann auch zu erklären, daß die Ebioniten, die sich immer nur mit dem hebräischen Evangel. behalfen, nach dem Zeugniß des Origenes, sehr armselig von Christo dachten. Kurz, wir hätten so nach nur zwey Evangelien, den Matthäus und Johannes, das Evangelium des Fleisches und das Evangelium des Geistes.

In dieser ganzen Vorstellung von den Quellen der drey Evangelien, und von ihrem Verhältniß zu einander, ist viel scheinbares. Durch die von uns eingestreuten Bemerkungen wird auch die Hypothese noch nicht aufgehoben, als welche in der Uebereinkunft und dem Parallelismus jener drey Schriftsteller schon so viel für sich hat, und durch die Nachrichten der Alten von dem hebräischen Evangelium gar sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, und durch Lessings Scharfsinn und Kunst, das Dunkle in diesen Nachrichten aufzuhellen, Schwierigkeiten zu heben, Zweifel zu lösen, ausnehmend viel empfehlendes erhalten hat. Es bleiben aber noch Schwierigkeiten genug übrig, als 1) Wenn Matthäus und Lucas aus einer Quelle schöpfen, woher haben sie dann ihre Genealogieen, da doch das Evang. der Hebr. keine hatte? 2) Woher die in die Augen fallende Aehnlichkeit Marci nicht allein mit Matthäus, sondern auch, in vielen hier noch beträchtlichern Nebenumständen, mit Lucas? 3) Woher bey allen drey, ungeachtet merklicher Uebereinstimmung in Sachen und Worten, doch die Verschiedenheit in Anordnung der Begebenheiten, und in den Veranlassungen der von ihnen aufgezeichneten Reden Jesu? z. E. der von Matthäus im Zusammenhang gegebenen, von Lucas zerstückelten, und an verschiedenen Orten angebrachten Bergpredigt, u. a. m. 4) Wie viele, und an Umfang sowohl als Inhalt und Ordnung ungleiche Recensionen eines und desselben Buchs müßten da gewesen seyn, wenn die verschiedenen und oft widersprechend scheinenden Erzählungen und Umstände einzelner Vorfälle, die in diesen drey Evangelisten vorkommen, alle doch aus Einer letzten Quelle abgeleitet seyn sollten, und wie ähnlich müßten diese vielfältigen Exemplare desselben Buchs dennoch unter einander gewesen seyn, wenn man wieder die sichtbare Uebereinkunft der drey Evangelisten in vielen andern Theilen ihrer Bücher wahrnimmt? 5) Warum hat doch von diesen drey Schriftstellern keiner die von den Alten angebrachten charakteristischen Stellen des Hebräischen oder Nazarenischen Evangeliums mit aufgezeichnet? 6) Kann man glauben, daß in einer und derselben Gegend, unter Leuten und für Leute, die nicht viel Bücher gebrauchten, und insbesondere von Dingen, die sie zum Theil erlebt hatten, zum Theil noch immer aus dem Munde der Augenzeugen hören konnten, fast gar keiner schriftlichen Belehrung bedurften, während eines nicht gar langen Zeitraums, einerley Buch so gar oft vervielfältiget, in verlängerten, verkürzten, veränderten, neugeordneten Exemplaren,

plaren, herumgegangen und immer noch für dasselbe Buch gehalten seyn sollte? — Lessing würde diese Schwierigkeiten nicht für unauflöslich gehalten haben, und wirklich lassen sie sich, aber nur mit einiger Veränderung seiner Hypothese, wohl heben.

II. **Theses aus der Kirchengeschichte.** Wiederholung verschiedener Sätze der ersten Abhandlung, aber außerdem noch einige andere zur Bestätigung der bekannten Theorie Lessings von der vor Abfassung der Bücher N. T. schon bestehenden, und unabhängig von ihnen bestehenden Religion Christi. Die Sache selbst muß eingeräumt werden; aber die Folgen, die er herauszieht, sind Zweifeln unterworfen. „Das Vater unser wurde gebetet, ehe es bey Matthäus zu lesen war; denn Jesus selbst hatte es seine Jünger beten gelehrt." Aber das ist nicht viel zur Religion Christi; ein Jude, der Jude blieb, konnte eben so beten. Der Inhalt ist ganz allgemein, und der Ausdruck nach jüdischen Gebetsformeln gebildet. „Die Tauffformel war im Gebrauch, ehe sie der nämliche Matthäus aufzeichnete." Das aber fragt sich noch; nirgends lesen wir, daß die Novitien der Christengemeinen in den allerersten Zeiten gerade mit der Formel auf den Namen des Vaters, des Sohns etc. getauft wären; es heißt durchaus: auf Christus, oder auf seinen Namen, oder so. Zudem will auch Matthäus nicht sagen, daß Jesus irgend eine Formel oder Worte, die nachgesprochen werden sollen, vorgeschrieben habe; nur, wie seine Apostel, zu welcher Bestimmung, zu welcher Religion sie taufen sollen, und was die von ihnen zu taufenden für Erkenntnisse und Ueberzeugungen haben müssen. „Wenn also in diesen Stücken die ersten Christen auf die Schriften der Apostel und Evangelisten nicht warten durften, warum in andern?" In keinen andern, so lange und so fern der gute Unterricht, den ihnen ihr Meister gegeben hatte, von ihnen selbst und von ihren Schülern, unverfälscht fortgesetzt, und nach Beschaffenheit der mancherley Leute, mit denen sie zu thun bekamen, weislich angewandt wurden. „Ist es nicht genug, daß die ersten Christen einen dergleichen von Christo selbst verfaßten Inbegriff aller Glaubenslehren, den sie *regulam fidei* nannten, geglaubt haben." Von Christo selbst-verfaßt? das hat schlechterdings Niemand geglaubt; regula fidei ist ihnen das,

was in allen von Aposteln gestifteten Schulen oder Gemeinen geglaubt und gelehrt, und beobachtet wird, und nach dessen Uebereinkunft, als nach einem Modell oder Maaßstabe, die Fides, das ist, die ganze Religionslehre und Religionsübung aller anderer Partheyen und Haufen beurtheilt werden kann. Sie sprechen aber von dieser Regel zum Theil so spät, zum Theil so mit Vorurtheil und Vorliebe für das, was ihnen recht scheint, zum Theil unter so historisch unrichtigen Voraussetzungen, und zum Theil so fanatisch, daß gar nichts darauf zu bauen ist.

III. Bibliolatrie. Fragment der Streitschrift gegen den sel. Walch. Schade, daß nicht mehr davon da ist.

IV. Von den Traditoren, in einem Sendschreiben an Walch, zur Ankündigung einer größern Schrift. Er will zeigen, daß die Auslieferung der heiligen Schriften nur von dem Klerus verlangt worden sey. Er hat das ausdrückliche und bestimmte Zeugniß in den actis S. Felicis bey du Pin und Ruinart für sich: ut libros deificos extorquerent de manibus Episcoporum et Presbyteroum. Er dringt darauf, daß nach diesem bestimmten Zeugniß die Stellen im Eusebius, Augustin, Optatus (hier ist Opletus gedruckt) die davon handeln, erklärt werden müssen. Er glaubt ferner, daß unter den Märtyrern, welche die Auslieferung verweigerten, keine Laien waren, oder nur Laien von jenen Elenden, die sich bey aller Gelegenheit zu dem Märtyrerthum drängten. Noch weniger, daß sich unter den Traditoren Laien befanden; denn einmal hätten sie nichts auszuliefern gehabt (das soll eben bewiesen werden), und zweytens, wenn auch, so wäre ihre Auslieferung kein Verbrechen gewesen, und niemals als Verbrechen bestraft worden, (weil das gröbere Verbrechen, das die Kirchenvorsteher durch Tradition zu begehen, geglaubt wurden, schon soviel Unruhen verursachte. Daß auch die Auslieferung der Bücher den Bischöfen und Presbytern dringender zugemuthet, und von mehrern derselben sowohl häufiger verweigert, als geschehen sey, als von Laien, versteht sich von selbst. Aber daß Laien gar nicht in Ansprache genommen, auch ganz unthätig dabey geblieben wären, ist an sich unwahrscheinlich, und widerspricht den klaren Aussprüchen der Geschichte. Selbst jene Elenden, wie L. sie mit Recht nennt, die sich hier zum Märtyrerthum drängten, indem sie den Bücherinquisitoren anzeigten, sie hätten Bücher, würden sie aber nicht

nicht hergeben, beweisen schon immer etwas gegen ihn.) Er bemerkt endlich, sehr richtig, daß das Verbrechen der Traditoren aus dem Klerus nicht die nämliche Abscheulichkeit in den Augen aller Christen gehabt habe; man mußte also von den heil. Schriften selbst, an denen das Verbrechen begangen war, schon damals ganz verschieden gedacht haben; ja, eben diese verschiedene Denkungsart über den Werth dieser Schriften, scheine Anlaß zu vielen Unruhen gegeben zu haben, daß man von Seiten des Kaisers nichts besseres thun zu können, geglaubt hätte, als wenn man den Gegenstand derselben vertilgte; wenigstens sey keine wahrscheinlichere Ursache anzugeben, warum die Heiden nur eben jetzt erst darauf gefallen seyn sollten, die heiligen Schriften aus der Welt zu schaffen. — Hier bricht dieser Aufsatz plötzlich ab, und man erwartet die Gründe zu den letztern Vermuthungen vergebens. Es ist aber nicht schwer, die Schwierigkeit zu heben, die den Verf. darauf brachte.

V. Die Religion Christi. „Sie sey zu unterscheiden von der christlichen Religion. Sie sey die Religion, die er selbst als Mensch erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann ꝛc. Die christliche Religion aber sey die, welche es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen, zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht. Es sey unbegreiflich, wie beyde Religionen in Christo, als in einer und derselben Person bestehen können; kaum ließen sich die Lehren und Grundsätze beyder in einem und demselben Buche denken; wenigstens sey die Religion Christi ganz anders in den Evangelisten enthalten, als die christliche; jene nämlich klar und deutlich, diese höchst ungewiß und vieldeutig.“ — Wenn der Verf. gesagt hätte: Religion Christi sey die, welche er selbst erkannt und geübt, christliche, welche er gelehrt hat, so wäre das letztere dem Sprachgebrauch gemäßer, und beydes sehr wohl mit einander in einer Person zu vereinigen. Und hat er sich denn auch in der von ihm gelehrten Religion zum Gegenstande unserer Verehrung gemacht, so ist, was er gelehrt, nicht gerade alles aus den Evangelien zu lernen, sondern größtentheils aus dem von seinen Schülern fortgesetzten Unterricht, weil er in den Evangelien selbst oft und deutlich genug sagt, daß die Lehren dieser so gut als seine Lehren angesehen werden sollen.

VI. Ge-

VI. Historische Einleitung in die Offenbarung Johannis. Ganz unbedeutend, und so, daß man kaum absehen kann, was für einen Gang der Verfasser hat nehmen wollen.

VII. Sogenannte Briefe an verschiedene Gottesgelehrte ꝛc. Es sind nur zwey an Walch, über dessen kritische Untersuchung vom Gebrauche der heil. Schrift ꝛc. Sie geben angenehme Beweise von der Lessingischen Streitkunst, sind mit vieler Munterkeit, aber hie und da auch mit einiger Empfindlichkeit gegen den ehrlichen Walch, geschrieben. Ueber die Hauptsache bey jenem Streit würde Lessing, der dann freylich nicht von Walchs Compilation überführt seyn konnte, sich gewiß mit dem gründlichen und pertinenten Urtheil begnügt haben, welches zu seiner Zeit in unserer Bibliothek davon, bey Gelegenheit der Walchischen Schrift, gefällt wurde. Hier wagt ers aber noch, zu schreiben, daß kein einziges von den Zeugnissen, die W. aus den Kirchenvätern beygebracht habe, zum Beweise, daß die alten Christen die heil. Schrift als Erkenntnißquelle ihrer Religionslehren angesehen hätten, wider ihn sey. Die Zeugnisse des Ignatius, Justin und Theophilus fertiget er damit ab, daß sie vom A. T. reden; des Ignatius Worte aber wären noch dazu verfälscht, und müßten heißen; Προσφυγων τῳ Κηρυγματι (statt τῳ εὐαγγελιῳ) ὡς σαρκι Ιησου Χριστου, και τοις Πρεσβυτεροις της ἐκκλησιας (statt τοις ἀποστολοις) ὡς Αποστολοις (statt ὡς πρεσβυτεριῳ ἐκκλησιας). Και τους Διακονους γε ἀγαπω (statt τους προφητας δε ἀγαπω) ὡς προφητας Χριστον καταγγειλαντας u. s. w. Eine witzige aber gezwungene Emendation, von deren Richtigkeit L. sich den Beweis vorbehielt. Treffender sind die Einwendungen gegen die Stellen aus Irenäus, Clemens, Tertullian. Aber mitten im Fortlauf bricht der Brief ab, enthält aber noch Ausschweifung über das Glaubensbekenntniß der ersten Christen, auch nichts Ganzes. Angehängt ist ein Fragment, Hilarius überschrieben, wiederum eine nur angefangene Abhandlung.

VIII. Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft, ein zweytes Schreiben an den Hrn. Dir. Schumann, unvollendet.

IX. Ueber die von der Kirche angenommene Meynung, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Mann in seiner Sprache nicht gelesen würde, gegen Hrn. Göze, in Form eines Dialogs mit ihm, launig

und

und muthwillig. Von der Sache selbst ist nicht viel gesagt. Der Streit ist entschieden.

X. Gegen eine Stelle aus Leß von der Wahrheit der christlichen Religion, betreffend das oben VII. angeführte Zeugniß des Ignatius. Hier wars, wo L. seine Emendation rechtfertigen wollte. Aber es hat sich nichts weiter, als der Eingang dazu, gefunden.

XI. Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion. Eine genau detaillirte Skiagraphie von einer ausführlichern Abhandlung über die äußerlichen Umstände, die der Fortpflanzung des Christenthums vortheilhaft waren, über die Mittel, welcher sich die Christen dazu bedienten, und über die Hindernisse, die der neuen Religion entgegen gestellt wurden. Von Niemand wäre die Bearbeitung mehr zu wünschen gewesen, als von Lessing. Aber auch so, als blosser Entwurf, ist der Aufsatz lehrreich und voll großer neuer Gedanken. Indessen würde die völligste Zuverläßigkeit aller hier berührten historischen Daten noch keinen Beweis wider die Wahrheit einer wunderbaren Art der Fortpflanzung des Christenthums abgeben; denn die Geschichte von dieser wunderbaren Fortpflanzung steht für sich da, und bleibt eben sowohl Geschichte, als die von den Menschen und Umständen, die dem Christenthum zu statten gekommen sind. Auch hat Lessing auf manche Dinge zu viel gerechnet; z. E. auf die disciplinam arcani, die doch nach dem, was wir davon wissen, nichts reizendes hatte. Ferner, daß die ersten Christen Sonnabend und Sonntag gefeyert hätten, und daß daher Sklaven gern eine Religion angenommen hätten, die ihnen zwey Siebentheille ihrer Mühseligkeiten erließ, ist zum Theil ganz unrichtig. Denn der Sonntag ist erst zu Constantins Zeit ein Feyertag geworden, nicht einmal ohne Einschränkung, und gerade damals war auch schon fast überall die jüdische Sabbathsfeyer eingestellt, die ohnehin nie allgemein gewesen ist. — Auch da ist die Geschichte etwas entstellt, wo es heißt, die Christen wären von den Heiden fast nie wegen ihrer Religion, mehrentheils aber wegen der verbotenen nächtlichen Zusammenkünfte gestraft. Der Ruhm der Toleranz gebührt den spätern Römern eben so wenig, als der Ruhm einer strengen, den Gesetzen der Vorfahren gemäßen Disciplin. Man weiß ja wohl, wie die meisten Verfolgungen entstanden. — Nach

S. 200

S. 200 sind die Christen sehr nachsichtsvoll gegen alle Arten von Ketzern gewesen, und haben dadurch ihre Parthey groß gemacht; eine Bahauptung, die wider alle Geschichte ist. An die harte Strenge aber, mit welcher gegen die Gefallenen verfahren ward, und die Frucht der Nachsicht gegen die Ketzer, wenn sie erweislich wäre, völlig wieder vertilgt haben würde, hat L. hier gar nicht gedacht. — Was Plinius von den Mahlzeiten der Christen sagt, daß sie da cibum, promiscuum tamen et innoxium, äßen, will er so erklären, daß Gäste von allerley Alter, Stand und Geschlecht gemeint wären, um daraus zu schließen, daß die Liebesmäler der Christen den Heiden anstößig gewesen seyn möchten. Die Erklärung des Worts promiscuus ist aber eben so hart, als die daraus gezogene Folge.

XII. Das Christenthum der Vernunft. Ein Versuch, die Vernunftmäßigkeit, besonders der Trinitätslehre zu beweisen, in Aphorismen, die einem Platonischen Christen des zweyten oder dritten Jahrhunderts ausnehmend gefallen haben würden. Die Hauptsätze sind diese: „Gott hat von Ewigkeit her nur das Vollkommenste, also sich selbst, denken können. Vorstellen, wollen und schaffen ist bey Gott eins. Gott dachte seine Vollkommenheiten von Ewigkeit auf einmal: das ist, er schuf sich von Ewigkeit her ein Wesen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, einen Sohn. Zwischen Gott und diesem Sohn ist die vollkommenste Harmonie; das ist der Geist, welcher vom Vater und Sohn ausgehet."

Die übrigen Fragmente sind meistens noch kürzer und verstümmelter, als die vorhergehenden, aber keines ist, in welchem man Lessings originellen Geist, Witz und Ton vermisset. XIII. Ueber die Prophezeihung des Cardanus, die christliche Religion betreffend. XIV. Vom Arianismus. XV. Hilkias, der Hohepriester, der zu Josias Zeit das Gesetzbuch wieder fand. XV. Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion, aus der bürgerlichen Verbindung der Menschen erklärt, wie der Ursprung des positiven Rechts. XVII. Gedanken über die Herrnhuter, noch von 1750. XVIII. Tertullianus de praescriptionibus. L. war willens, dies Buch zu übersetzen und Anmerkungen beyzufügen. Er ist aber mit der Uebersetzung nur bis zum zwölften Capitel gekommen. Auch hier verdient er Bewunderung, daß er einen so

[illegible] en, so schwerfälligwitzigen Schriftsteller dennoch und verständlich zu machen wußte.

Om.

Joh. Kasp. Lavaters sämmtliche kleinere, prosaische Schriften. Vom Jahr 1763 — 83. Drey Bände. Winterthur, bey Steiner, 1784, 1785.

[illegible] er in der Vorrede meldet, anders [illegible] nken zu der für ihn peinlichen [illegible] en, obgleich, wie er hofft, nicht [illegible] Arbeit dieser Sammlung entschlossen, und [illegible] ohne sein Wissen gedruckten, kleinern prosaischen [illegible] zusammengebracht, revidirt, und mit manchem [illegible] der Presse übergeben. Diese Schriften [illegible] ntheils ohne sein Wissen, und gegen seine [illegible] worden. In den Predigten besonders finden [illegible], Veränderungen und Weglassungen, die die Re[illegible] t wenig mühsam gemacht haben.

[illegible] ersten Bande befinden sich die Predigten vom all[illegible] en Inhalte. Unter diesen, so wie unter den im [illegible] befindlichen haben dem Rec. verschiedene sich [illegible] herzrührenden Vortrag, und durch eine deutliche Darstellung des Zusammenhangs der Christen[illegible] dem großen Gebote der Liebe besonders auszuzeich[illegible]en.

Im [illegible] ten Bande sind die Gelegenheitspredigten ent[illegible] Trauungsrede an H. F. Heß und J. M. B. Heß hat als Gemälde der ehelichen Glückseligkeit [illegible]. Die Predigt, welche bey Gelegenheit der Erder[illegible]terung in [illegible]ien und Kalabrien gehalten worden, ist [illegible] Lehrers würdig, und nicht in jenem rohsitti[illegible], solche Begebenheiten nur immer als Aus[illegible] des brennenden Zorns Gottes betrachtet wissen will, [illegible] er der Einwohner eines Landes heimsucht.

[illegible] ey Predigten, welche durch die Nachtmahlvergif[illegible] veranlaßt worden, sind hier ebenfalls abgedruckt, [illegible] der bey[illegible] ügten Revision durch eine Erzählung des gan[illegible] [illegible]rfalls [illegible] theidiget. L. beschwert sich hier unter andern

in folgenden Ausdrücken über die Urtheile, die er dieser Predigten wegen über sich habe ergehen lassen müssen: „Jeder, den „Leidenschaft nicht staarblind macht, mag urtheilen, ob der „nicht staarblind sey, der das Verbrechen mit aller möglichen „Gelindigkeit, und den Eiferer darüber mit aller möglichen „Bitterkeit und Schärfe beurtheilt. Ruhig ohne Bitterkeit, „aber wehmüthig sage ichs, diese Manier zu urtheilen kam „mir so unerhört vor, als das Verbrechen selbst. Aber ich „lege die Hand auf den Mund. — Es ist eine Zeit zu „schweigen, und eine Zeit zu reden. Ich mag wohl warten." Ohne hier uns um den Sinn dieses bedeutenden Ausdrucks: „ich mag wohl warten," der einer Drohung so ähnlich sieht, zu bekümmern, wollen wir nur einige kurze Anmerkungen über diese hitzige Apologie machen. Wir verstehen zum Theil, daß Herr L. sich wenigstens mit auf die in der Allgem. D. Bibl. erschienenen Gedanken wegen dieses Vorfalls bezieht. Es ist nach seiner Meynung unerhört, so eine Thatsache, wie die Nachtmahlvergiftung war, läugnen zu wollen. Ganz Zürch hat ja dies Faktum eine Zeitlang geglaubt. Man hat in allen 4 Pfarrkirchen über dies namenlose Verbrechen geprediget. Einige Aerzte haben in dem unreinen Nachtmahlwein ein Gemisch von Miet und Lett, mit in Essig aufgelöstem spanischem Pfeffer, Stechäpfel, Schwerdtlilien, Fliegengift und wahren Arsenik gefunden. Und wem dies unglaublich vorkömmt, (verständige Leute in Zürch sollen stark zweifeln, ob alles das sich so eigentlich in dem kleinen Rest des Bodensatzes habe unterscheiden lassen. Denn auch in chymischen Versuchen kann die Einbildungskraft täuschen) nun dem dient zur Nachricht, daß andere Chymisten wenigstens den Wein mit Ekel erweckenden, und betäubenden Pflanztheilen, auch mit sublimirtem (oder doch, wie man aus Gründen geschlossen hat, sublimirt gewesenem) Quecksilber sey vermengt gewesen. Rec. denkt nicht, daß er zu denen zu zählen sey, welche die Leidenschaft in dieser Sache staarblind gemacht habe. Was für ein Bewandniß es auch mit diesem Vorfall habe, so ists gewiß kein Verbrechen, an der That zu zweifeln, die noch jetzt von vielen denkenden Männern selbst in Zürch bezweifelt wird, die niemals durch Publikation der angestellten chymischen Versuche, (von denen ohnehin erhellt, daß sie ungleiche Resultate gegeben haben,) ist erwiesen worden. Es ist kein Verbrechen darüber zu lächeln, wenn Hr. L. unerwiesene Dinge für sonnenklar

hält

: Und warum ist denn eigentlich Herr L. getadelt wor-
? Weil er, wie er sagt, gleich den übrigen Predigern sei-
Vaterstadt, auf Befehl der Obrigkeit über die Greuel-
: sei Abscheu bezeugt hat? Nein! deswegen gar nicht!
ern ll er dem Giftmischer, von dem er gleich das Aerg-
l ahrscheinlichste für gewiß annahm, daß
ich t diesem mehr ekelhaften, als schädli-
die Gemeine zum H. Münster habe um-
wouen, durch die übernatürliche Kraft seiner Be-
..., durch den Donner seiner, ihm, wie er glaubte, vom
es eingehauchten Worte sich selbst zu verrathen zwin-
, weil er noch lange nach dieser Begebenheit sah, was
and sah, den Mörder unbekannt in Zürch
e, und auf neue Anschläge denken, ihn
: physiognomischem Gefühl ausspähen wollte, ihn
er lge sogar in Wasers Person, ohne den geringsten
, gefunden zu haben wähnte; er das zweyte mal
Befehl der Obrigkeit über diese so wenig erwiesene Gift-
ng predigte, und in so heftigen unüberlegten Ausdrücken
te. Alles das vergißt, oder übergeht Hr. L. (gefliß-
n vielleicht) in dieser Vertheidigung. Freylich, wenn
s das in Erwähnung zieht, so wird der Urheber jener
nten über die Nachtmahlvergiftung, so werden
, die bey dieser Gelegenheit über Hrn. Lavater unwil-
geworden sind, weniger staarblind, und sein Betragen
dieser ganzen Sache wird weniger beyfallswürdig
inen. Aber Herr Lavater wollte von beyden das Ge-

...ritten Theile folgen kleinere Schriften, die der Ver-
Gestalt freundschaftlicher Briefe von Zeit zu Zeit be-
: ge cht hat. Zuerst zwey Briefe an H. M. R. F.
ordt, betreffend seinen verbesserten Christen in der
keit. Der Verf. verdient Beyfall, daß er dies
mal seiner so stark veränderten Art über gewisse Lehren
ligion zu denken, neben einigen neuern, vielleicht
meisten damit kontrastirenden Schriften abermal
ben, kein Bedenken getragen hat. Zur Probe se-
: einige Stellen aus seiner Erklärung seiner Gedanken
r den Inhalt der christlichen Lehre S. 87. ff. her. „Ich
, daß der ewige Gott und Vater seinen ewigen, ein-
gebornen Sohn, durch welchen er alle Dinge erschaffen hat,

„in diese Welt herabgesandt, unsere Natur anzunehmen, unser „Lehrer, unser Vorbild und Erlöser zu werden, uns die Wege zur ewigen Glückseligkeit zu zeigen, und uns das „durch die Sünde Adams, und unsere eigenen Sünden verlorne Recht zur Unsterblichkeit, und zu positiven Seligkeiten „ohne unser Verdienen, und ohne einige Absicht auf die guten „Werke, wenn wir auch dergleichen noch ausgeübt hätten, „wieder zu schenken. — — Daß di s Opfer Jesu Christi der „einzige Grund unserer Beruhigung und der Hoffnung der positiven Seligkeiten sey, für alle die, und nur für die allein, „die an Jesum Christum glauben, das ist die ganze Lehre „des Evangeliums, mit voller Zustimmung des Herzens annehmen, und wenn sie einmal durch eine unpartheyische Untersuchung von der Göttlichkeit desselben überzeugt „sind, allen klaren und deutlichen Aussprüchen desselben nicht „ihre Vernunft, sondern alle Vorurtheile des Verstandes und Herzens, jedes geringe Gewicht von „Wahrscheinlichkeit für das Gegentheil aufopfern. — — „Ich finde auch die Lehre von der mannichfaltigen Hülfe der „göttlichen Gnade, insbesondere auch durch eine unmittelbare „Geschäftigkeit des heiligen Geistes in unserer Seele zu meinem Trost und zu meiner Ermunterung in der Tugend. „klar und überzeugend genug in diesem Evangelio, wenn ich „gleich für eine ununterbrochene, auf alle Christen gleich, „und auf jede gute Regung sich erstreckende Thätigkeit „dieser göttlichen Person keine förmlichen Beweise antreffe, „wenn ich das nicht dahin rechne, was nur in Ansehung der „Wundergaben der ersten Christen" (NB nur der ersten Christen) „gesagt zu seyn scheint." Gewiß, so orthodox auch mancher Satz klingt, so denken wir doch, daß Hr. Lavater gegenwärtig den, der dies Glaubensbekenntniß vor ihm ablegte, nicht für seinen Schüler erkennen könnte. So manches fehlt hier, was L. jetzt zur Lehre des Christenthums rechnet, und schon seit geraumer Zeit gerechnet hat, so wenig es auch zur apostolischen Christenlehre gehört haben mag.

Nun folgen ferner: 2. Die Briefe an Moses Mendelssohn. 3. Fragment eines Schreibens an S*** über den Verfall des Christenthums, und die ächte Schrifttheologie, im September 1776 geschrieben. Das Gegenstück zu jenen Briefen an B., und noch vielmehr zu allen vernunftmäßigen theologischen Schriften, wenns immer

eines

anter den Lavaterischen Schriften giebt. „Ein Haupt-
'e. Wir müssen den Bibelgott, (oder eigentlich zu re-
den Judengott,) nicht den Gott der Philosophen,
den Gott der Vernunft) kennen, ihn glauben,
rfahren wie die Heiligen des A. T., und seine
arungen mit blindem Glauben annehmen,
unsere Vernunft ihm unterwerfen. Wir müs-
Jesum Christum von Person kennen,
, oder — wir sind keine Christen." Der V. seuf-
ß er selbst mit allen seinen Zeitgenossen so weit noch nicht ist,
ist aus S. 123 ff. „Ich bin kein Christ, was das Evan-
m Christ nennt; und ich habe mich noch nie mit Redlich-
und Ernst beflissen, es zu seyn, ganz zu seyn. — Ich
in diesem erhabenen Sinn keinen Christen; nicht einen
n . . . Die Propheten, die Apostel, die Frommen,
risten in der Schrift lebten in der unsichtbaren Welt
ennten die Stimme Gottes, wie das Schaaf die Stim-
es Hirten kennt — konnten den Trieb und Ruf des
n Geistes von allen andern Trieben und Eingebungen
bildungskraft unterscheiden. — Der Herr stand bey
. Sie wußten, daß es der Herr war. Sie redeten
ihm, wie ein Mensch mit dem andern redet. — Sie
en um dieses oder jenes ganz besonders und ausdrücklich,
wurden aufs genaueste erhört. — — Sie waren un-
arer Geister, Kräfte und Entschlüsse so gewiß, als des
usses der Sonne auf unsere Erde. — — — Wer
offenbarenden Geist Gottes gehorcht, — blindlings ge-
t, der gehört zur unsichtbaren Welt; ist Engelfreund,
es Kind, unsterblich, unvergänglich wie Gott. — Ist
e am Reiche Gottes. Aus Unsichtbare mehr glauben
ns Sichtbare — heißt weise seyn, heißt Unvergänglich-
der Vergänglichkeit, Wesen dem Schein, Leben dem
vorziehen — heißt Gotteskind, Jünger Christi, leben-
rey selig seyn. — —. Dem Christen ist die Sichtbar-
er gegenwärtigen Welt Täuschung, Schattenspiel und
ansreich . . . wenn anders Jesus den Satan Fürst die-
Welt, und Paulus ihn Gott dieser Welt genennt
Die Welt, scheints ihm, liegt dem Argen im
ooß, (Schöne Erklärungen!) Satan ist ihm Gott
ichtbaren, vergänglichen Welt. Sichtbarkeit, Vergäng-
ist sein des Satans und seiner Diener Element. Das
Christi und der Christen Unsichtbarkeit und Unver-

 gäng-

„gänglichkeit. Es ist, sagt der Verf. ferner S. 139 unwider-
„sprechlich, daß unser Gott nicht der Bibel Gott ist, nicht
„mehr der nahe vertrauliche Hörer, Erhörer, Offenbarer, Hel-
„fer. Unser Christus — nicht der Christus, mit dem die
„Apostel und ersten Christen redeten, als ob sie ihn sähen, und
„von dem sie unmittelbare Hülfe empfingen. S. 165. heißt
„es: „Wer kann sagen: ich habe Jesum Christum gesehen —
„ich sah die Herrlichkeit Gottes? Wer sagen, Jesus Christus
„mache dich gesund? — — immer fehlt das Fundament des
„Glaubens, Gewißheit, Anschauen, That Gottes und Christi."
S. 157. „Für uns (L. und seinen Anhang) hat Christus
„noch nie entscheidend gesprochen. Noch nie hat er uns weder
„in unsern Herzen, — weder unsern Freunden noch Feinden
„für Sein erklärt. Wir wissen nicht, daß Er ist. Wir
„vermuthens höchstens. Die ersten apostolischen Christen,
„auch die, die ihn nicht gesehen hatten, vermutheten's nicht
„nur. Sie wußtens." Ist, fragt er S. 133 der Katholi-
„ken ihr Christus — der Lutheraner ihrer, der Reformirten,
„ist Er der einfältige, ganze, apostolische Christus — in all
„seinem Adel, aller seiner Kraft, aller seiner Menschlichkeit,
„und Gottheit? — Die Pietisten haben die ihn rein, und
„ganz die Herrenhuter? Die Methodisten, die Quäker, die
„Mystiker, die Fanatiker, die Theosophen?" (Wie wenig
Selbstkenntniß hat der Mann, der gerade in dem Augenblick,
da er den stärksten Beweis ablegt, wie nahe er mit diesen letzt-
genannten Sekten verwandt sey, sich dessen so wenig bewußt
scheint?) „Ist er nicht allenthalben zerstümmelt, zerrissen?"
S. 156 ruft L. aus: „Keine Stimme Gottes, weder in noch
„außer unsern Tempeln, keine Schechina, kein Urim und
„Thummim, kein Prophet! keine entscheidende Gottesthaten
„— keine göttliche Antwort! Erscheinung, Gesicht, keine
„Weissagung und schlichte Erfüllung! kein Gott, kein
„Heiland!"

In diesem Ton fährt der Verf. fort. Rec. las diese Kla-
gen mit wahrem innigem Mitleiden, freylich nicht mit Mit-
leiden über den Verfall der Christenheit, den L. blos darum so
schrecklich findet, weil die vernünftige reine Gotteserkenntniß
unter uns zunimmt, weil die altjüdischen Vorurtheile nach und
nach aus der Christenthumslehre ausgemärzt werden, weil die
Vernunft immer mehr anfängt die schwärmerischen Gefühle,
vermeinten Offenbarungen, das Schweben in idealischen Wel-
ten,

ten, welche Dinge viele so lang zum praktischen Christenthum gerechnet haben, zu verdrängen, und die sogenannten innern Erfahrungen göttlicher Gnadenwirkungen, oder um wahrer zu reden, die Träume und Einbildungen erdichteter Eingebungen und Einflüsse Gottes seltener zu machen. Nein, mit Mitleid las Rec. alles das mit den traurigen Verirrungen des Verfassers, der sich nach den Begriffen, die er vom Christenthum hegt, selbst für keinen Christen halten kann, und keinen Menschen kennt, der nach diesen Begriffen ein Christ ist. Diese Schwärmerey ist wohl unter allen die unseligste. Der Herrenhuter, der Pietist, der Böhmist, der Mystiker hält sich doch für einen Christen. Denn er glaubt, daß er das an sich selbst erfährt, was er Gnadenwirkungen, Gefühle, Eingebungen, Eröffnungen u. s. w. nennt, und zum Christenthum für unentbehrlich hält. Nur L., der in der Theorie mit ihnen übereinstimmt, erfährt nichts davon, weiß es, daß er nichts davon erfährt. Muß man nicht Mitleiden haben mit einem Mann, dessen Begriffe anfangen so verwirrt zu werden, daß er in denen, die nach seinem eigenen Systeme Christen sind, keine Christen erkennen kann, und auch diejenigen Christen, die nicht nach seinem Systeme Christen sind, nicht für Christen erkennet, sondern liebreich von ihnen sagt, daß sie, vielleicht ohne daß sie es selbst wissen, Atheisten sind. Wie liebreich!

Nachdem der Verf. die Ursachen des Verfalls des Christenthums (wahrhaftig nicht des Christenthums, das Christus lehrte, sondern dessen, was Hr. L. sich jetzt erst als ein solches einbildet,) in der verlornen Gemeinschaft mit der unsichtbaren Welt, (eine seiner Thorheiten, welche erklärt, wie er so leicht den Geistersehern, Magnetisirern, Martinisten, Philalethen und anderm solchem Gesindel hat können in die Hände fallen, und sich von ihnen regieren lassen) oder dem gänzlichen Aussenbleiben der Offenbarungen Gottes und Christus gefunden hat, schreitet er zur nähern Erklärung des Wesens des Christenthums.

„Wort Gottes, heißt es S. 178. Offenbarung, Wunder, „Strahl aus der unsichtbaren Welt, Erscheinungen aus Got„tes Himmelreich, nennts wie ihr wollt, — ist Speise, ist „Labetrunk für den Dürstenden nach Unsichtbarkeit, für den „auserwählten, prädestinirten Reichserben — den Sohn des „himmlischen Jerusalems. — — Die Gerechtigkeit, oder

„Reichsreligion Christi ist von der Gerechtigkeit aller and
„Menschen so verschieden, als ihre Glückseligkeit von
„Glückseligkeit gemeiner moralisch guter Menschen — — C
„Christi im Ganzen genommen ist Strahl aus Christi R
„— Offenbarung Gottes, göttliche, als solche sich ausz
„nende Wirkung; Wirkung höherer Welt, Uebernatur u.
Das non plus ultra aller Hyperorthodoxie hat meines Wi
die Ansprüche des Christen auf höhere Vollkommenheit ni
hoch gespannt. Die Gnadenwirkungen, wenn auch geh
nißvoll, übernatürlich, gehen nach solchen Bestimmungen
auf die moralischen Kräfte, erzeigen sich allein in ihren Fr
ten. Es ist Mysticismus, Theosophie, von unmittelba
physischen oder pnevmatischen Einflüssen der Geisterwelt in
sem Leben sprechen. Hier ist der Anleitungspunkt aller V
nairs, aller die von einem innern Licht reden, die das
der Vernunft verlassen, um jenem höhern Licht zu folgen
ler neuen Propheten, Theosophen, Schwärmer u.s.w. I
deutlicher ist dies aus folgender von L. so geheißenen Geneal
der Christenherrlichkeit, S. 180. zu ersehen:

„Ursprüngliche Bildung, Organisation zu höherer Be
„mung."
„Höhere Bedürfnisse, die die sichtbare Welt nicht be
„diget."
„Durst nach unsichtbarem Bessern, nach Himmel,
„Gottheit."
„Erfahrung von Unzulänglichkeit alles dessen, was
für Religion, für Gottheit ausgiebt."
„Morgenröthen aus der bessern Welt, die den Durst
„sen, aber nicht befriedigen."
„Tiefere Sehnsucht."
„Hoffnung auf wörtliche Zeugnisse, Beyspiele anderer
„Erdürstete Erscheinungen aus der unsichtbaren
„Glauben an diese, Gemeinschaft mit dieser, und
„durch diese Gemeinschaft mit der unsichtbare
„sichtbare Welt zu überwinden; das ist nach Him
„reichsgesetzen zu leben."

Noch kürzer faßt L. diese letzten, höchsten Vollkom
heitsstuffen S. 183 in folgender Skale zusammen:

Gottes Erfahrung.
Gottes Erfassung.

G

Gottes Genuß.
Gottes Gemeinschaft.
Gottes Aehnlichkeit.

Daß dies Christenthum nicht das Christenthum aller derer sey, die die dem Menschen angeschaffenen Kräfte für hinreichend halten, uns mit Hülfe des Unterrichts, den Jesus und die Apostel in den Schriften des N. T. ertheilen, zur wahren christlichen Wohlfahrt, das ist, zur wahren Weisheit und Gerechtigkeit zu führen, die durch Christi Geist, Christi Gesinnungen, und durch die Gnade die Kraft des Worts, die Erweckung moralischer Triebfedern zum Guten durch Anstalten Gottes u. s. w. verstehen, ist kaum zu erinnern nöthig. Keiner von allen denenjenigen, kann auch dieses Lavaterische Christenthum für das Seinige erkennen, die

1. annehmen, daß alle, welchen die Religion Jesu bekannt gemacht wird, fähig sind, durch sie selig zu werden, und daß es keine Organisation giebt, die allein derselben empfänglich macht.

2. Daß dem Christen keine solchen neuen Aufschlüsse und Offenbarung, wie die Apostel hatten, keine Einsprache vom Himmel, keine Umschaffung seiner menschlichen Vernunft in eine göttliche verheißen sind; daß ein Christ selig werden kann, ohne ein Prophet oder Apostel zu seyn.

3. Daß er keine Einigkeit des Wesens seiner Seele mit Gott, keine Visio beatifica, keine Veränderung in die himmlische Natur in dieser Welt zu hoffen hat, und daß jeder, der dergleichen erwartet, oder schon zu besitzen sich einbildet, sich mit eitelm Wahn täuscht.

Es ist sehr nothwendig dieses zu erinnern, um den Unterschied des sogenannten Christenthums Lavaters, von dem, was Millionen Menschen nun bald 18 Jahrhunderte lang für Christenthum gehalten haben, ins Licht zu setzen, und besonders den Widerspruch dieses so geheißenen Christenthums mit dem, was so viele das vernunftmäßige Christenthum nennen, und bey dem sie selig zu werden hoffen, zu zeigen. Denn es kann gewiß nicht in die Frage kommen, ob dasjenige, welches auf neue Offenbarungen verweißt, die uns statt der Vernunft, und so, daß ihre Leitung überflüßig wird, zum Führer dienen sollen, diesen Namen verdiene. S. S. 182 wo deutlich von

einer neuen himmlischen Vernunft geredet wird. Dies wird, wie wir befürchten, nichts als baare irrdische Unvernunft seyn.

In dieser Sammlung ist ferner enthalten: 4. Antwort auf ungenannte Bogen eines Ungenannten. Aus dieser Antwort schließt Rec. daß das Schreiben des Ungenannten manchen vernünftigen Gedanken, aber auch manches rasche unüberlegte Urtheil enthalten haben müsse. „L. sagt ihm gleich anfangs: Sie entscheiden mit einem zertretenden Wort über „Bibel und Theologie, über das Buch *des Erreurs et de la* „*verité*, über Gaßner und Schröpfer. Alle solche mit einem Totalschlag tödtende Universalsentenzen, so viel allenfalls „Wahres mit zum Grunde liegen mag, können unmöglich aus einem lichtreichen Verstand, einem gutmüthigen Herzen entquillen.“ Wer sagt das? Lavater, der mit einem zertretenden Worte in dem vorhergehenden Schreiben so oft über die Bibelauslegung, Theologie, das Christenthum seiner aufgeklärten Zeitgenossen entscheidet, der in eben dem Schreiben alle, die sich Gott nicht nach seiner Weise vorstellen, für Anbeter eines Nichtgottes erklärt. Gleich in der folgenden Blattseite sagt er: „Der Gott der Theologen und Philosophen „ist, wie das Haupt der Kirche in Wien, ni amusant, ni „amusable — Er genießt nichts — denn immer dasselbe „ohne Abwechselung genießen, heißt nichts genießen. Ohne „Bewegung wirken, heißt nicht wirken — Ohne Genuß „und Wirksamkeit seyn heißt nicht seyn.“ So decidirt Lavater über die theologische und philosophische Lehre von Gottes Natur, und über alle, die ihr beystimmen. Er der Vorsicht, Behntsamkeit in Beurtheilung überwiesener Betrüger, wie Gaßner und Schröpfer, eines so unverständlichen und wahrscheinlich so hinterlistigen Buchs, wie das des Erreurs et de la verité, empfiehlt, urtheilt selbst mit einer Dreistigkeit, die eine so krasse Unwissenheit in den Lehren der gesunden Philosophie verräth, deren sich nur der schuldig machen kann, der sein Lebtag kein Kompendium verstanden hat, über eine Menge schätzbarer Gelehrten, denen er wahrhaftig nicht werth ist die Schuhriemen aufzulösen. S. 196 verspricht Hr. Lavater in seinem Organon zu zeigen, „daß viele Menschen, ohne daß sie es wissen, Atheisten sind. Denn wer „keinen freythätigen, fortschreitenden, fatumbezwingenden „Gott glaubt, der glaubt überall keinen.“ Wahrlich eine

mit

mit einem Totalschlag tödtende Universalsentenz, wie eine seyn kann, und zugleich der elendeste Trugschluß, denn wie viele Tausend wissen nicht, was ein fortschreitender, fatumbezwingender Gott ist, und können sich keinen vernünftigen Sinn in diesen Worten denken. Und diese sind also mit einem mal für Atheisten erklärt! Das sagt Lavater, der so liebreich seyn will, den Schmeichler für engelrein erklären. Wenn Hr. Lavater nicht mit Worten spielen will, so ists nicht zu entschuldigen, daß er von einer Menge der rechtschaffensten Männer, der redlichsten Christen, der aufgeklärtesten Gelehrten das gehäßige Wort Atheisten braucht. Unter dieser Zahl sind offenbar Jerusalem, Spalding, Teller, Zollikofer, Griesbach, Tobler, Sturm, Michaelis, Eichhorn, Kant, Eberhard, Platner, Meiners, Zimmermann, Reimarus, Garve, Tetens und noch eine Menge der verdientesten Theologen und Philosophen. Allen diesen vortrefflichen Männern, meint Lavater so wenig Ehrfurcht schuldig zu seyn, daß er sie, und so viele andere, wenn sie seinen schielenden, unphilosophischen Begriff von einem fortschreitenden, fatumbezwingenden Gott nicht geradezu annehmen, ohne Bedenken, durch einen Trugschluß, für Atheisten, ohne daß sie es wissen, erklärt, aber Gaßnern und Schröpfern, und das Buch des Erreurs et de la Verité nimmt er in seinen Schutz! Freylich Gaßner und Schröpfer, und andere solche elende Menschen, die glaubten wohl gewiß einen fatumbezwingenden Gott, denn die wollten Teufel und Geister bannen! Was soll man sagen? Ist Hr. Lavater noch der Achtung der vernünftigen Welt würdig, da er so handelt? Ist er irgend wodurch zu entschuldigen?

5. Gedanken über Leiden und Tod Jesu zur Prüfung vorgelegt aus einigen Briefen und Gesprächen. Eine Theorie von der Erlösung der Menschen durch den Tod Jesu. „Es muß ein Quantum Uebel in der Welt seyn. Es „muß vom Universum getragen werden. Je mehr einer trägt, „desto minder haben die Uebrigen zu tragen. Wenn einer al„les trüge, so hätten die Uebrigen nichts zu tragen.“ (Hier liegen keine deutlichen, keine richtigen Begriffe vom Uebel zum Grunde. Das physische sowohl als das moralische Uebel ist keine Substanz, die auf die Individua im Universum gewälzt würde, sondern ein den Substanzen inhärirender Mangel oder Fehler, der nicht durch Wegwälzung auf ein anderes In-

dividuum, sondern durch Vertilgung gehoben wird. Es kann zufälliger Weise geschehen, daß Kajus mit einem Uebel befallen wird, indem er den Titius frey davon macht. Das ist aber zur Befreyung so wenig nothwendig, als es nothwendig ist, daß der Arzt, der den Pestkranken heilt, selbst angesteckt wird. Allein, wer würde wohl behaupten wollen, daß, wenn der ganz gesunde Kajus blind, taub, lahm und aussätzig wird, dadurch ein Blinder, ein Lahmer, und ein Aussätziger weniger im Universum wird, oder wenn Kajus wahnsinnig wird, dadurch irgend ein Wahnsinniger seine Vernunft bekomme?) „Das Leiden hat natürliche und positive Folgen. Die natürlichen sind, daß es andern dadurch abgenommen wird — „die positiven, daß die Vorsehung den, der andere von ihren „Leiden erlöst, stärkt, erfreut, auf eine höhere Stuffe des Le„bens und Genusses erhebt, und dadurch tüchtiger macht, an„deren Glückseligkeit mitzutheilen." Die Anwendung auf Christum, die der Verf. macht, und die sehr weitschweifig ist, läßt sich nun leicht hinzudenken. Rec. findet in dieser neuen Theorie, die Idee ausgenommen, die niemand läugnen wird, daß der Wohlthäter vieler dadurch fähiger wird, viele glücklich zu machen, weder Licht noch gesunde Philosophie, und hofft, sie werde durch das Air von logikalischer Gründlichkeit keinen hellen Kopf täuschen. Lieber noch die Satisfactio vicaria beybehalten, wenn man durchaus verworrene, unverdaute Begriffe über dies Dogma beybehalten wissen will. S. 209 sucht der Verf. auch die Erhöhung Jesu auf seine Weise philosophisch zu erklären. „Christus war der „Lebendigste aller lebendigen Menschen, und ward von „der höchsten Lebensstuffe herab zur Nullität des Lebens „geführt." (Nun, wenn das nicht Unsinn ist!) „Durch „diesen Hang konnte er sich selbst, seine eigene Natur unbe„schreiblich vervollkommen. Diese Exinanition war, nach ei„nem allgemeinen, pnevmatischen Gesetz der Weg, der Pro„ceß ein unermeßliches Maaß neue Lebenskräfte in ihm zu er„wecken." (Dies pnevmatische Gesetz ist uns armen Alltagephilosophen so unbekannt, als das physische Gesetz Metalle zu veredlen, und dieser Proceß ist wohl der nämliche mit dem Proceß des Universals.) „Er konnte dadurch zugleich der „menschlichen Natur und ihren Leidsamkeiten zehntausend „Schritte näher kommen, durch diesen Tod sich so für den „Menschen perfektioniren, daß er alle Perfektibilität der „Menschheit in einen neuen Trieb bringen konnte, — daß er

„jedes

„jedes Individuum, das an ihn glaubt, nun um dieses Todes, „und der ohne diesen Tod unmöglichen Verherrlichung willen „— unmittelbarer berühren, und als mit einer neuen Lebens„tinktur zu einer souverainen Kraft gegen alle Drücke des Uni„versums erhöhen kann." Die spannagelneue Theorie vom Nutzen des Todes Jesu! Wer vermag in dies im N. T. nirgend enthaltene Geheimniß zu dringen, ohne seine menschliche Alltagsvernunft erst gegen die himmlische Lavaterische (wovon L. S. 182 spricht) ausgetauscht zu haben! Was sagt aber die Alltagsvernunft zu folgender Stelle? S. 211. „Ohne „Berührung ist keine Wirkung, ohne Empfangen kein Geben. „Sollen wir erlöst werden, soll alles nach der Erde zielende, „Geistbelastende, Krafthemmende — an uns weggehoben „werden, so muß Christus der Lebende, der durch Leiden und „Tod vollendete, allgenießbar gemachte, universalinfluent ge„wordene — das Sensorium für Gott und Geisterwelt „in uns berühren — Der Glaube auf unserer Seite macht „ihm diese unmittelbare Berührung möglich. Wie der Glaube „sich erweitert, so vermehren sich die subjektiven Berührungs„punkte auf unserer Seite. — Je mehr sich diese vermeh„ren, desto mehr dringt sich Christus, der lichtreine Christus, „die Universalmedicin mit Leib und Blut in uns ein. Er ist „und wird durch unmittelbare Vereinigung unser Leben, un„sere Auferstehung. Der Keim des Gottessensoriums, der „göttliche Mensch in uns wird durch ihn erweckt, belebt, be„fruchtet — So der göttliche Menschenkeim in uns durch „Christi Fleisch und Blut, durch einen wesentlichen, quintessenz„lichen Ausfluß aus ihm, wird lebendig gebildet, entwickelt. „Der Tod Jesu war ein wesentliches Erforderniß zu dieser „Universalbelebungskraft. Vielleicht mußte ein solches enor„mes Quantum herber zerstörender Kräfte, die sonst auf der „Masse der Menschheit gelegen wären, als eine Materia pec„cantissima — vom Ihm absorbirt, ihm inkorporirt, durch „Ihn entweder absorbirt, oder nobilitirt werden." Läse Rec. das alles nicht mit eigenen Augen in einer vom Hrn. Lavater selbst besorgten, von ihm revidirten Sammlung seiner Schriften, er würde fast glauben, daß diese Stelle boshafter Weise aus Schuster Böhms Schriften herausgehoben, und unsers Verf. Schriften einverleibt worden sey. So gar athmet Böhms Geist darin.

6) Ueber den tragenden und duldenden Glauben. Nur ein Blatt. Im zweyten Abschnitt folgen Manuscript

für

für Freunde, nebst andern Schreiben vermischten Inhalts. Das Manuscript für Freunde besteht in allerley Denksprüchen von theils nützlichen, meist aber mysteriösen dunkeln Inhalt. Einige scheinen uns armen nicht desorganisirten und mit dem Lavaterischen Intuitionssinn nicht behafteten Sterblichen klarer Unsinn zu seyn. Wirklich hat auch Lavaters Freund Pfenninger einige der dunkelsten im christlichen Magazin mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben, wodurch sie nicht viel heller werden. Die übrigen Briefe besonders anzuzeigen scheint unnöthig. Die Gedanken über Ziehens Prophezeihung einer großen Erderschütterung, die sich unter ihnen finden, haben uns der Bekanntmachung würdig geschienen. Sie zeichnen sich durch die an den Schriften des Verf. leider äußerst seltene Eigenschaft aus, daß sie — Schwärmerey bestreiten.

Dme.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Friedrich Carl von Buri, weil. Hessendarmst. wirklichen geheimen Raths, ausführliche Erläuterung des in Deutschland üblichen Lehnrechts, oder Anmerkungen über *Ioh. Schilteri* institutiones iuris feudalis germanici et longobardici. Mit einer Vorrede und berichtigenden Anmerkungen aufs neue herausgegeben von D. Justus Friedrich Runde, Professor der Rechte und der Reichshistorie zu Cassel. Giessen, bey Krieger, 1783. 8 Alphabet 15 Bogen, in 4.

Friedrich Carl von Buri ꝛc. ausführliche Abhandlung von denen Bauergütern in Teutschland sowohl überhaupt, als auch drey und funfzig verschiedenen Arten derselben, insonderheit alles aus ächten teutschen Alterthümern und Urkunden, auch

neuen

neuen Landesordnungen und Leyhbriefen erläutert und bestärket. Mit einer Vorrede von D. Franz Just. Kortholt und D. Justus Friedrich Runde Zusätzen vermehrten Auflage. Ebendas. 4 Alphb. 1 Bogen in 4to.

Anmerkungen und berichtigende Zusätze zu dem Burischen Lehnrecht von D. Justus Friedrich Runde. Ebendaselbst, 24 Bogen in 4.

Anmerkungen und berichtigende Zusätze zu dem Burischen Lehnrecht, oder den ausführlichen Abhandlungen von Bauergütern, von D. Justus Friedrich Runde. Ebendas. 26 Bogen in 4.

Der geheime Rath von Buri gab seinen Commentar über Schilters instit. iur. feud. im Jahr 1738. heraus. Obgleich das Buch 1404 S. in 4. stark war, so gieng es doch nur über die drey ersten Kapitel des Schilterischen Lehrbuches. Die Fortsetzung unterblieb, weil sich des Verf. Amtsgeschäfte zu sehr vermehrten. Im Jahr 1769 ließ der Verleger einen Theil des Buchs, der von den deutschen Bauergütern handelt, mit einer Vorrede des Kanzler Kortholts wieder auflegen. Hier erscheint eine neue Ausgabe des ganzen Burischen Werkes mit Anmerkungen, die aber nicht unter dem Texte stehen, welches freylich für die Leser weit bequemer gewesen wäre, sondern besonders gedruckt sind. Die Käufer können daher nach Belieben entweder die neue (übrigens unveränderte) Edition des ganzen Buches mit den Rundischen Zusätzen, oder die Zusätze allein ohne das Buch; oder den Theil, welcher von Bauergütern handelt, mit den dazu gehörigen Rundischen Anmerkungen; oder endlich diese Anmerkungen allein bekommen. Die Anmerkungen sind theils vom verstorbenen Verfasser noch gesammelt, und an den Rand seines Handexemplars geschrieben worden. Hr. P. Runde hat ihnen ihre jetzige Gestalt gegeben, und seine eigenen Observationen beygefügt, die er mit R., so wie die Burischen mit B. unterzeichnet hat. Daß beyde Gelehrte einen reichen Schatz nützlicher und wichtiger Bemerkungen mitgetheilt haben, wird schon jeder vermuthen,

muthen, der ihren Fleiß und Gelehrsamkeit kennt, und er wird sich in dieser Vermuthung nicht betrogen finden. Allenthalben findet man die neuesten und besten Schriften, auch große Werke, wie z. B. Bouquets Sammlung benutzt. Zu wünschen wäre, daß Hr. P. Runde entweder das Burlische Werk fortsetzte, oder noch besser, das juristische Publikum mit einem neuen vollständigen System des Lehnrechts beschenkte, worin er nicht mehr Schilters, sondern Böhmers, oder einen eigenen Text zum Grund legte.

Cz.

Reichsritterschaftliches Magazin, herausgegeben von Johann Mader. Vierter Band. Frankfurt und Leipzig, 1784. 1 Alphb. 21 Bog. in 8.

Des 5ten Bandes ist schon in der Bibl. (65 B. 1. St.) gedacht worden.

In diesem Band sind auch eine Menge, zum Theil schon gedruckter Abhandlungen, Deduktionen und Urkunden, welche die Reichsritterschaft betreffen, unter 16 Nummern, denen auch, wie gewöhnlich, einige auf diesen Gegenstand sich beziehende Nachrichten beygefügt sind. Das manches unerhebliche in diese Sammlung aufgenommen worden, ist schon bey Anzeige des vorigen Bandes erinnert worden.

Dz.

Juristisch-ökonomische Grundsätze von Generalverpachtungen der Domainen in den Preußischen Staaten. Berlin, 1785. bey Unger, 20 Bogen in 8.

Außer einer Einleitung, wo der Verf. über den Werth des Gründlichen in den Kameralwissen, eigentlich aber nur darüber, daß ein Kameralist die Staatswissenschaft wissen, und darauf die Grundsätze der Kameralwissenschaft anwenden müsse, einiges sagt, was an sich für bekannt anzusehen ist, schickt derselbe zuvörderst in der ersten Abtheilung einige ökonomische Bemerkungen über Bestellung der Felder, und über die Landwirthschaft überhaupt, voraus, die allenfalls darzu dienen können,

können, Jemanden die nothwendigsten Begriffe davon beyzubringen. In der zweyten Abtheilung trägt er die allgemeinen Grundsätze vor, nach welchen die Pachtanschläge über weitläuftige Land- oder Kammergüther einzurichten sind. Diese Anleitung giebt sehr deutliche und vollständige Anweisung darüber, was ein dergleichen Anschlag enthält, worauf dessen Verfertiger Rücksicht zunehmen, welche Untersuchung er dabey anzustellen, und wie er den Anschlag selbst einzurichten hat. Auch sind von einem dergleichen Anschlag, und einem jeden Theile desselben sehr vollständige Schemata beygefüget. Die speciellen Grundsätze, nach welchen der Ertrag der einzelnen Wirthschaftszweige zu berechnen, und in Anschlag zu bringen sind, werden in der dritten Abtheilung vorgetragen. Jeder dieser einzelnen Theile einer großen Wirthschaft, Ackerbau, Viehzucht, Bierbrauerey, Brandteweinbrennerey, Ziegeley, Mühlen, Fischerey u. s. w. wird besonders durchgegangen und gezeigt, nach welchen Regeln der Anschlag darüber zu verfertigen sey. Und da außer dem, in den Anschlägen vorkommenden Kostenaufwand bey Pachtungen, auch andere Ausgaben vorfallen, die von dem Verpachter zu bestreiten sind, dergleichen das Brennholzbedürfniß, die Baukosten, Remisse sind, so wird auch hiervon in dem vierten Abschnitte das Nöthige angeführt. Besonders wird sehr umständlich, und mit möglichster Genauigkeit die Lehre von den Remissen abgehandelt und aus einandergesetzt, wenn und in welcher Maasse, auch bey welchen Gegenständen der Wirthschaft dieselben Statt finden, wie sie berechnet und vertheilet werden, und wie überhaupt dabey verfahren wird. Zwar nimmt der Verf. hierbey, so wie in der ganzen Schrift, vorzüglich auf die Brandenburgischen Länder, und die desfalls geltende Gesetze und Gewohnheiten Rücksicht, indessen sind auch jedesmal die allgemeinen Grundsätze und Regeln angegeben, wornach diese Gegenstände beurtheilt und behandelt werden müssen. Der fünfte Abschnitt betrifft das eigentliche Pachtgeschäfte, die dabey festzusetzenden Bedingungen, die bey Abschließung des Contracts und bey Bestellung der Caution zu beobachtenden Maaßregeln, und die Pachtübergabe. Ueber diese und alle vorher erwähnten Materien hat der Verf. die ökonomischen und rechtlichen Grundsätze in Verbindung gebracht, und sie so vorgetragen, daß sie eine überaus deutliche und vollständige Anleitung für diejenigen abgeben können, die zu dergleichen Geschäften gebraucht werden, und die oft weder in den Rechten, noch in

der Landwirthschaft so viel Kenntnisse oder Erfahrung haben, als darzu nöthig ist. Und obgleich der Verf. vornehmlich mit Rücksicht auf die Brandenburg. Länder geschrieben hat, so ist doch seine Schrift darum für andere nicht minder brauchbar: da besonders die Anleitung, wie man sich bey dergleichen Geschäften zu benehmen habe, überall anwendbar, und theils an sich, theils wegen der beygefügten, zum Muster dienenden Tabellen, von vielem Nutzen seyn kann.

Dissertationum et Programmatum Crellianorum *Fasciculus XI.* Halae, typ. Hendel, 1784. 1 Alphabet. *Fasciculus XII.* et *ultimus.* 13 Bogen in 4.

Das 11te Stück enthält, nach der aus den vorigen Stücken fortlaufenden Nummern, 94) de arrha a sponsae haeredibus restituenda, ad L. 3. C. de sponf. et arrh. 95) De praescriptione immemoriali. 96) De filia vidua ad patrem reversa ad L. 12. D. de adopt. et emanc. 97) De intercessione pro debitore mortuo, ad L. 22. D. de fideiuss. et mandat. 98) De foro viduarum, ad L. 22. §. 1. D. ad municip. 99) De fideiussione tacita, seu quasi fideiussione, ad L. 2. pr. D. ad municip. 100) De periculo obligationis alienae sive fideiussione, ad L. 4. §. 3. D. de fideiuss. et nominat. 101) De confessione debiti inofficiosa. 102) De filio patris aut matris curatore, ad L. 1. § 1. D. de curat. furios. et al. 103) De fructibus pratorum ante tempus pascendi perceptis, ad L. 31. D. de verb. signif. 104) De poena instigationis, ad L. 20. D. de his qui not. infam.

Das 12te Stück enthält: 105) De crimine in excubiis commisso, ad L. 5. §. 2. D. de re militari. 106) De pretio legali, ad L. 3. pr. D. ad L. Falcid. 107) De solutione partis, ad L. 49. §. 1. D. de act. emt. 108) De vsu nocturno servitutum in praediis vrbanis, ad L. 14. D. com. praed. 109) De quasi possessione iuris prohibendi, ad L. 11. §. 1. de publ. in rem. act. 110) De emtione servitutis, ad L. 30. §. 1. D. de contr. emt. 111) De foedere inaequali. 112) De privilegio doloris, ad L. 34. pr. D. de testam. milit.

Cb.

Das

Das deutsche und reichsständische Privatrecht in wissenschaftlich geordneten und mit praktischen Ausarbeitungen bestärkten Abhandlungen und Anmerkungen über dessen wichtigste Gegenstände, von D. Ernst Christian Westphal. Erster Theil. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1783. 1 Alphabet 9 Bogen. Zweyter Theil. 1 Alphabet 12½ Bogen in 8.

Der Titel besagt schon, daß hier zwey Absichten zugleich erreicht werden sollen. Es ist theils eine Sammlung von Rechtssprüchen über Materien des deutschen Privatrechts, theils eine Art von ausführlichem System dieses Rechts, insoferne man das Wort: System nicht eben in der strengen Bedeutung einer völlig zusammenhängenden und vollständigen Theorie nimmt, denn diese findet man hier nicht, obgleich die Arbeit des Verfassers einstweilen diese Stelle vertreten kann. Eigentlich ist es eine Sammlung theoretischer Observationen über einzelne Materien, die nach der Ordnung des Selchowischen Lehrbuchs geordnet, und mit Rechtssprüchen bestärkt sind. Diese Art Rechtssprüche zu sammeln ist unstreitig von mehrern Nutzen als die gewöhnliche, da sie nicht nur in der Verbindung mit der Theorie stehen, sondern auch zum Nachschlagen bequemer sind. Der aus dieser Ordnung entstehenden Unbequemlichkeit aber, daß in einem Rechtspruch oft von mehrern ganz von einander unterschiedenen, erst in der Folge vorkommenden Materien die Rede ist, wird einigermaaßen dadurch abgeholfen, daß der Verf. an den Stellen seiner theoretischen Bemerkungen, auf welche sich der an einem andern Orte stehende Rechtsspruch mit beziehet, auf denselben hinweiset. Indessen hat diese Methode doch immer das Unangenehme, daß der Leser, welcher in einem dergleichen Rechtspruch über eine einzelne Materie Belehrung sucht, sich durch eine Menge zu dem zu untersuchenden Gegenstand gehörige, vielleicht zur Aufklärung irgend einer rechtlichen Frage gar nichts beytragende, nur auf das in Frage seyende Factum, oder auf den Gang des Processes einen Bezug habende Erörterungen durcharbeiten muß: welches um so beschwerlicher und abschreckender wird, da alles in dem gewöhnlichen weitschichtigen Urthelsstyl, und selbst in einer, zum Theil mit vie-

der Landwirthschaft so viel Kenntnisse oder Erfahrung haben, als darzu nöthig ist. Und obgleich der Verf. vornehmlich mit Rücksicht auf die Brandenburg. Länder geschrieben hat, so ist doch seine Schrift darum für andere nicht minder brauchbar: da besonders die Anleitung, wie man sich bey dergleichen Geschäften zu benehmen habe, überall anwendbar, und theils an sich, theils wegen der beygefügten, zum Muster dienenden Tabellen, von vielem Nutzen seyn kann.

Dissertationum et Programmatum Crellianorum *Fasciculus XI.* Halae, typ. Hendel, 1784. 1 Alphabet. *Fasciculus XII.* et *ultimus.* 13 Bogen in 4.

Das 11te Stück enthält, nach der aus den vorigen Stücken fortlaufenden Nummern, 94) de arrha a sponsae haeredibus restituenda, ad L. 3. C. de spons. et arrh. 95) De praescriptione immemoriali. 96) De filia vidua ad patrem reversa ad L. 12. D. de adopt. et emanc. 97) De intercessione pro debitore mortuo, ad L. 22. D. de fideiuss. et mandat. 98) De foro viduarum, ad L. 22. §. 1. D. ad municip. 99) De fideiussione tacita, seu quasi fideiussione, ad L. 2. pr. D. ad municip. 100) De periculo obligationis alienae sive fideiussione, ad L. 4. §. 3. D. de fideiuss. et nominat. 101) De confessione debiti inofficiosa. 102) De filio patris aut matris curatore, ad L. 1. §. 1. D. de curat. furios. et al. 103) De fructibus pratorum ante tempus pascendi perceptis, ad L. 31. D. de verb. signif. 104) De poena instigationis, ad L. 20. D. de his qui not. infam.

Das 12te Stück enthält: 105) De crimine in excubiis commisso, ad L. 5. §. 2. D. de re militari. 106) De pretio legali, ad L. 3. pr. D. ad L. Falcid. 107) De solutione partis, ad L. 49. §. 1. D. de act. emt. 108) De usu nocturno servitutum in praediis urbanis, ad L. 14. D. com. praed. 109) De quasi possessione iuris prohibendi, ad L. 11. §. 1. de publ. in rem. act. 110) De emtione servitutis, ad L. 50. §. 1. D. de contr. emt. 111) De foedere inaequali. 112) De privilegio doloris, ad L. 34. pr. D. de testam. milit.

Cb.

Das

Das deutsche und reichsständische Privatrecht in wissenschaftlich geordneten und mit praktischen Ausarbeitungen bestärkten Abhandlungen und Anmerkungen über dessen wichtigste Gegenstände, von D. Ernst Christian Westphal. Erster Theil. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1783. 1 Alphabet 9 Bogen. Zweyter Theil. 1 Alphabet 12½ Bogen in 8.

Der Titel besagt schon, daß hier zwey Absichten zugleich erreicht werden sollen. Es ist theils eine Sammlung von Rechtssprüchen über Materien des deutschen Privatrechts, theils eine Art von ausführlichem System dieses Rechts, insoferne man das Wort: System nicht eben in der strengen Bedeutung einer völlig zusammenhängenden und vollständigen Theorie nimmt, denn diese findet man hier nicht, obgleich die Arbeit des Verfassers einstweilen diese Stelle vertreten kann. Eigentlich ist es eine Sammlung theoretischer Observationen über einzelne Materien, die nach der Ordnung des Selchowischen Lehrbuchs geordnet, und mit Rechtssprüchen bestärkt sind. Diese Art Rechtssprüche zu sammeln ist unstreitig von mehrern Nutzen als die gewöhnliche, da sie nicht nur in der Verbindung mit der Theorie stehen, sondern auch zum Nachschlagen bequemer sind. Der aus dieser Ordnung entstehenden Unbequemlichkeit aber, daß in einem Rechtspruch oft von mehrern ganz von einander unterschiedenen, erst in der Folge vorkommenden Materien die Rede ist, wird einigermaaßen dadurch abgeholfen, daß der Verf. an den Stellen seiner theoretischen Bemerkungen, auf welche sich der an einem andern Orte stehende Rechtsspruch mit beziehet, auf denselben hinweiset. Indessen hat diese Methode doch immer das Unangenehme, daß der Leser, welcher in einem dergleichen Rechtspruch über eine einzelne Materie Belehrung sucht, sich durch eine Menge zu dem zu untersuchenden Gegenstand gehörige, vielleicht zur Aufklärung irgend einer rechtlichen Frage gar nichts beytragende, nur auf das in Frage seyende Factum, oder auf den Gang des Processes einen Bezug habende Erörterungen durcharbeiten muß: welches um so beschwerlicher und abschreckender wird, da alles in dem gewöhnlichen weitschichtigen Urthelsstyl, und selbst in einer, zum Theil mit vie-

len lateinischen Brocken durchwebten Sprache abgefaßt ist. Daß man übrigens keine Vollständigkeit erwarten darf, und viele Materien vergeblich suchet, ist schon daher abzunehmen, daß der Verfasser nur seinen Vorrath von Rechtssprüchen verbraucht, und die Gegenstände derselben vornehmlich bearbeitet hat. Der erste Theil enthält 42 Abhandlungen, und geht nach der Ordnung des Selchowischen Lehrbuchs bis auf die Lehre von den Dörfern. Der zweyte Theil faßt 36 Abhandlungen, die sich größtentheils auf die Lehre des Ehestandes, der Vormundschaft, einiger Contracte, besonders des Wechselcontracts, und der Erbschaften, beziehen.

Allgemeine Einleitung in das Privatfürstenrecht überhaupt, von D. J. Chr. Majer. Tübingen, bey Heerbrandt. 1783. 17 Bogen in 8.

Nicht die Theorie des Privatfürstenrechts selbst, wie n[illegible] dem Titel schließen könnte, wird aus einander gesetzt, es ist eigentlich blos der Begriff, den man sich davon zu [illegible]chen habe, die Grundsätze, nach welchen solches zu [illegible]len, die Quellen, woraus es zu schöpfen ist, und die [illegible] in welcher es abzuhandeln ist, was man hier untersucht. Um den Begriff zu entwickeln, holt der Verf. sehr [illegible] und beschäftigt sich mit dieser Entwickelung du[illegible] ten Theil dieser Schrift. Er untersucht [illegible] Menschen, seine Verhältnisse, Anlagen und [illegible] ner die Natur der Gesellschaften, die versch[illegible] nisse der Mitglieder derselben, die Gesell[illegible] gesellschaftlichen Aemter, gehet sodann [illegible] Personen und Ständen, und auf die Eint[illegible]ung [illegible] entwickelt die Natur der Oberherrschaft und deren [illegible] Staats und deren Eintheilung; und nun endlich [illegible] die verschiedenen Verhältnisse eines Regenten, [illegible] er entweder in dieser Eigenschaft, oder als Privat[illegible] delt; woraus dann zuletzt der auf diesem subjectiv[illegible] schied beruhende Begriff vom Privatfürstenrecht [illegible] wird. Recensent gesteht aufrichtig, daß er nicht [illegible] zu es nöthig war, auf einem so weiten Umwege [illegible]men Schritten sich einem Ziele zu nähern, das einem [illegible] Rechtsgelehrten so nahe vor Augen liegt, und auch [illegible] fänger nicht schwer zu finden seyn dürfte. Denn

e Begriff auf eine andere Weise bilden;
ar es d deren Widerlegung so wenig, als zum
r des darauf zu bauenden Systems solcher Umschweife,
Ausführung solcher allgemeiner Wahrheiten, die doch
unde nur durch einige ungewöhnliche Ausdrücke, und
se oder jene Wendung der Sache das Ansehen der
n. — Dasjenige, was man allenfalls als
n angenommene Sätze ansehen kann, kömmt
darauf hinaus, daß der Verf. seinen Begriff von
worüber schon oben B. 50. St. 2. das Nöthige
ist, wiederholt, und unsere deutsche Staaten
en hält.

DZ.

Teutsche Staatskanzley von D. Joh. Aug. Reuß rc.
IX. Theil. Ulm, 1785. 510 Seiten.

geht noch seinen Gang fort, und auch dieser Theil
um reichhaltig an interessanten Materien. I. Von
rischen Ehe- und Präbendenstreit (wovon man nun
latt gelesen hat). II. Von dem Br. Onolzbachischen
den Zollstreitigkeiten mit dem Hause Schwarzen
Polizeyanstalten des obern schwäbischen Kreisvier
der Bettler, Vaganten und Handwerksbur
voliq). IV. R. H. Rathserkenntnisse, die Di
zkeiten in dem Ritterkanton Oberrheinstrom be
v. Von dem R. Streite der Gräfin von Mander
rkölln rc. die Manderscheidische Lehen betreffend.
ths Erkenntnisse in den Streitigkeiten zwischen
f und dem Domkapitel zu Salzburg vom 21sten
1784. (ind merkwürdig.) VII. Dergleichen, die
ung l katholischen Kirchengefälle zu Dinkelsbühl be
22 May 1784. VIII. Dergleichen die Be
dem Magistrat und der Bürgerschaft der
un betreffend, vom 6 Apr. 1784. IX. Von
tätsproceß zwischen Freyhrn. Knebel von Ka
und dem Marggr. Hause Baden, mit beygefüg
rthel. X. Briefwechsel zwischen dem Geh. Hof
Steinhäuser und dem Kanzellisten Preu, über den
einer in der Grafensache erschienenen Schrift. XI.
n Rechtsstreite der oberrheinischen Ritterschaft wider

den Fürstbischof zu Speyer, die Abzugsfreyheit betreffend. XII. Von den Reichsinterimsdirektorialstreitigkeiten während der Krankheit und nach dem Tode des Baron von Hauser. XIII. Von Ersetzung der Reichsinterimsdirectorialgesandschaft, nebst dem Kaiserl. Commissionsdecret. XIV. Von der Reichsafterlehenseigenschaft der Gr. Schönburgischen Herrschaften rc. XV. Von dem Streite über die Religionseigenschaft des Fränk. und Westphälischen Grafenkollegiums und den damit verbundenen Gegenständen. XVI. Staatsrechtliche Bemerkungen aus Gelegenheit der österreichischen Kriegsrüstungen wider die vereinigten Niederlande. XVII. Ueber das Gerücht von einem Tauschprojekte zwischen Oesterreich und Pfalzbaiern.

Nm.

Abhandlung von den besonderen Rechten der Juden in peinlichen Sachen, von D. Christ. Gottl. Gmelin rc. Tübingen, bey Cotta, 1785. in 8. 114 Seiten.

In der Einleitung wird der Ursprung der besondern Rechte der Juden in peinlichen Sachen, aus der Geschichte gezeigt. Natürlicher Weise sind Intoleranz und religiöse Vorurtheile die einzige Quelle, aus denen diese, die Menschheit entehrende, Gesetze und Gebräuche geflossen sind. Die Abhandlung selbst theilt sich in zweyen Abschnitte, wovon der erste, von den besondern Rechten der Juden bey gewissen Verbrechen und Strafen, und der zweyte, von ihren besondern Rechten beym Verfahren in peinlichen Sachen, handelt. Alle Fälle, worinnen die Rechte der Juden, in Rücksicht auf die Bestrafung ihrer Verbrechen, und auf das Verfahren bey Untersuchung derselben, von den Rechten anderer Menschen, meistentheils zu Jener Nachtheil, und oft mit unmenschlicher Grausamkeit, abweichen, sind aus den älteren und neueren Gesetzbüchern und Schriftstellern, in guter Ordnung vorgetragen, und mit philosophischem Auge betrachtet. Das Resultat konnte kein anderes seyn, als daß, wo nicht alle, doch die allermeisten von den Rechtslehrern behaupteten besonderen Rechte der Juden im peinlichen Rechte gänzlich zu verwerfen seyn: und der Verfasser findet, hierzu noch einen wichtigen Beweiß darinnen, daß die

ie Carolinische Halsgerichtsordnung nirgends mit einem Wor- e dieser besondern Rechte Erwähnung thut.

Um-

Kurze Abhandlung über juristischen Styl und Sprachfehler, von B— — ff. Quedlinburg, bey Ernst, 1786. 8. 45 Seiten.

Es ist freylich eine Schande für die ausübende Rechtsgelehr- amkeit in Deutschland, wenn man noch in unsern Zeiten, de- nen, die sich damit beschäftigen, sagen muß, daß die Natur hrer Gegenstände es nicht nothwendig mache, ihren Vortrag n eine steife, unverständliche, unnatürliche und fehlerhafte Sprache einzukleiden: daß Wörter und Wortfügungen, die n der Sprache des gemeinen Lebens unrichtig und fehlerhaft ind, es nicht weniger in juristischen Aufsätzen sind: und daß s einer Sache immer vortheilhafter seyn muß, wenn sie in iner sprachrichtigen, verständlichen und gefälligen Schreib- rt vorgetragen wird, als wenn sie in dem ekelhaften, oft nsinnigen Schnitte des Schlendrians erscheint. Aber noch mmer sind diese Sachen nicht zu oft gesagt: und man läuft ogar, wenn man sie sagt, noch an vielen Orten Gefahr, ei- rige Gegner zu finden.

Gegenwärtige kleine Abhandlung hat die Absicht, die Rechtsgelehrten an die Vorzüge eines guten Styls in juristi- chen Aufsätzen zu erinnern, und hauptsächlich einige der ge- einsten und auffallendsten Sprachfehler zu rügen. Sie ist lso zwar nichts weniger als eine vollständige Anweisung zur uten juristischen Schreibart: aber sie wird wenigstens man- hen Anfänger, dem sie in die Hände fällt, gegen die Eindrü- ke des bösen Exempels bewahren, und ihn anreizen, dem Vor- urtheil zum Troz, wenn er kann, richtig und natürlich zu chreiben, und, wenn er es noch nicht kann, das Versäumte nachzuholen. Der Verfasser hat Recht, wenn er in die Ver- nachlässigung des Studiums der Philologie auf Schulen und Universitäten, einen Grund der schlechten juristischen Schreib- art setzt; aber ein weit größerer ist wohl der, in den meisten Gerichten noch gleichsam Gesetzmäßig herrschende, barbarische Canzleystyl und das seltsame Vorurtheil, denselben, mit allen einen Fehlern und Abgeschmacktheiten, für eben so heilig und

unverletzlich, als die Gesetze und Richtersprüche, deren Gewand er ist, anzusehen. Dieser ist gewöhnlich das Muster, nach welchem sich junge Rechtsgelehrten bilden zu müssen glauben, und, an manchen Orten, um ihr zu Glück zu machen, wirklich bilden müssen. Es kann nicht fehlen, daß auf diese Art oft einer, der auch alle Regeln einer guten Schreibart weiß, nach und nach seine Sprache verdirbt. Das Schlimmste ist, daß gewöhnlich auch dergleichen Leute ihre ekelhafte Kunstwörter und Phrasen mit in die Sprache des Umgangs bringen, und sich dadurch in jeder vernünftigen Gesellschaft lächerlich und unerträglich machen. — Uebrigens ist das kleine raisonnirende Verzeichniß der gewöhnlichen juristischen Sprachfehler bey weitem nicht vollständig, und es würde leicht fallen, noch eine sehr ergiebige Nachlese zu halten.

Anweisung zu Abfassung der Berichte über rechtliche Gegenstände, von dem Verfasser der Anweisung zur Abfassung rechtlicher Aufsätze. Leipzig, bey Kummer, 1785. 8. 294 Seiten (ohne Vorrede und Register).

So leicht es zu seyn scheint, die allgemeine logische Regel eines guten Vortrags auf die verschiedenen Gattungen der schriftlichen Aufsätze, nach der Natur des Gegenstandes, nach dem Zwecke, und nach den persönlichen Verhältnissen des Schreibenden, u. s. w. anzuwenden; so gewiß ist es doch, daß besondere Regeln für einzelne Gattungen nicht unnütz sind, und daß es, wo nicht dem denkenden Kopfe, und dem aufgeklärten Geschäftsmann, doch sowohl dem Anfänger, als dem durch Nachläßigkeit, oder schlechte Muster irre geführten Praktiker sehr wohl zu Statten kömmt, über diese besondere Regeln belehrt zu werden. Man hat Anweisungen zum Briefschreiben, zu Verfertigung gerichtlicher Relationen, rechtlicher Klagen, zu Defensions-Schriften u. s. w., und Niemand wird dieser Art Lehrbüchern, wenn sie sonst gut sind, ihren Nutzen absprechen. Unter die, einem grossen Theil der ausübenden Rechtsgelehrten am häufigsten vorkommenden schriftlichen Aufsätze gehören die Berichte, oder diejenigen, theils erzählende theils untersuchende, Vorträge, die man, in Sachen seines Amts, an seine Obern zu thun hat. Der Verfasser dieser, in einer

zweck-

zweckmäßigen Ordnung abgefaßten, und im Ganzen betrachtet, ziemlich vollständigen Anweisung hat sich also dadurch ein neues Recht auf den Dank der ausübenden Rechtsgelehrten, den sie ihm, für seine, vor einigen Jahren erschienene, und mit Beyfall aufgenommene, „Anweisung zur vorsichtigen und „förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze über Handlungen „der willkührlichen Gerichtsbarkeit“ schon schuldig waren, erworben. Seine Arbeit ist um so viel weniger überflüßig, als die Kunst Berichte zu erstatten, außer ihren philosophischen Regeln, auch noch, in Ansehung der äußeren Form, der Veranlassung etc., ihre positive hat, die theils in den Reichsgesetzen, theils in Landesverordnungen gegründet sind, und die man weder auf Universitäten vollständig lernen kann, noch in andern juristischen Lehrbüchern und Gesetzsammlungen so geschwind zusammen findet. Es würde nun zwar eine unbillige Forderung seyn, auch in dieser Rücksicht absolute Vollständigkeit zu verlangen: aber man wird wenigstens, außer dem eigenthümlichen der Kur-Sächsischen Justizverfassung, auch noch viel allgemein Anwendbares, in Beziehung auf diesen Gegenstand, hier finden: und es versteht sich ohnehin von selbst, daß dieses Buch einem Richter oder Beamten die Bekanntschaft mit seiner Amtsinstruktion und den darauf sich beziehenden Gesetzen seines Landes nicht entbehrlich machen soll. Das Werk theilt sich in drey Hauptabtheilungen, wovon die erste die allgemeinen Grundsätze von den Berichtserstattungen überhaupt, in drey Hauptstücken, enthält. Erstes Hauptstück: Von dem Begriff und den verschiedenen Eintheilungen der gerichtlichen Berichte, und den dabey in Ansehung der äussern Form insonderheit eintretenden Beobachtungsregeln. Zuerst eine kurze Anzeige der, über diese Materie vorhandenen Schriften. Bey dem Begriff eines Berichts (S. 8.) hätte doch bemerkt werden sollen, daß es eine, in der Reichsgerichtlichen Praxis ziemlich häufig vorkommende Art von abusive sogenannten Berichten, nämlich die litteras pro informatione, wenn Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten um Mandate nachsuchen, giebt. Diese sind mehr eine Art von Exceptions- oder Vertheidigungsschriften, als Berichte, und der Berichtsteller wird dabey nicht als Obrigkeit, sondern als Parthey betrachtet. Auch ist es auffallend, und vielleicht ein Druckfehler, wenn es (S. 11.) heißt: „Bey dem Kammergericht werden „alle Exhibita, und also auch die Berichte eigentlich an den „Kammerrichter Amtsverweser gerichtet.“ Das Haupt-

des C. G., welches, im Namen des Kaisers der obersten Justizverwaltung vorsteht, ist, der Regel nach, der wirkliche Kammerrichter, und dieser wird, außer dem Falle, wenn sein Amt nur durch einen Vicarium besetzt ist, wie bekannt, in allen bey diesem höchsten Reichsgerichte eingegebenen Schriften angeredet. Zweytes Hauptstück: Allgemeine Beobachtungsregeln von der Abfassung der Berichte überhaupt, oder von der innern Form derselben. Von den Vorbereitungen zu Abfassung eines Berichts. Es hätte nicht vergessen werden sollen, daß zu diesen Vorbereitungen nächst der Lesung der Akten, oft auch Beaugenscheinigungen, Einziehung weiterer Berichte von Untergebenen ꝛc. gehört. Von der Ausarbeitung selbst. Alles sehr gute praktische Regeln, die sich leicht auf jeden individuellen Fall modificiren lassen. Es ist ein Widerspruch, wenn es (S. 49), von dem geschichtlichen Theile des Berichts, unter Nr. 1. heißt: „Er müsse nicht mehr und nicht weniger enthal„ten, als erforderlich sey, um den Leser mit der Sache im All„gemeinen, und insonderheit mit den faktischen Umständen be„kannt zu machen, welche auf die Punkte, auf die es „jetzt ankomme, einen direkten Einfluß hätten," und unter Nr. 3: „man solle hier alles weglassen, was ad merita causae gehöre." Unter den Meritis causae versteht man gewöhnlich alles, was auf die Entscheidung der Hauptsache einigen Einfluß hat, oder was zur Materie der Sache gehöret: und so werden sie nur der Form des Verfahrens entgegengesetzt. Die Geschichtserzählung gehört also auch zu den Meritis causae. Aber in die Geschichtserzählung gehören keine Ausführungen, keine Anwendungen der Rechtssätze und selbst keine Untersuchungen zweifelhafter historischer Gegenstände, sondern alles dieses ist für den abhandelnden Theil: und dies ists, was der Verfasser hier sagen wollte. Drittes Hauptstück: Allgemeine Sätze von den Fällen, in welchen Berichte erstattet zu werden pflegen, von der Zeit, wenn solche zu erstatten, und von den höhern Instanzen, an welche solche zu richten (sind). Die Regel (S. 77.), „daß Beru„fungen auf den Oberrichter von einem oder dem andern In„teressenten eines rechtlichen Geschäfts den Unterrichter allemal zur Berichtserstattung verbinden," ist zu allgemein: und der Verf. sagt im Folgenden (S. 151.) selbst, daß, außerhalb Sachsen, der Unterrichter, auch bey förmlichen Appellationen, erst einen Befehl des Oberrichters zur Berichtserstattung abzuwarten habe. Zweyte Hauptabtheilung: von sol-

solchen Berichten, die in Ansehung rechtlicher Geschäfte der bürgerlichen Gerichtsbarkeit (actus iurisdictionis civilis) vorkommen. Erstes Hauptstück: Von den Berichten über nicht streitige gerichtliche Handlungen (actus voluntariae iuris dictionis). Die Hauptgattungen der hier vorkommenden Fälle sind: Confirmationen der Contrakte, vormundschaftliche Gegenstände und Moratoriengesuche. Zweytes Hauptstück: Von den Berichten, welche in rechtshängigen Processen auf ein ergriffenes Devolutivmittel eines oder beyder Theile gegen ein eröffnetes Erkenntniß zu erstatten sind. Es ist unrichtig, wenn von den heut zu Tage gewöhnlichen Appellationsberichten (S. 149 Note) gesagt wird, daß sie Aposteln genannt würden. Diese sind, nach Römischem Rechte, nichts anders, als Anzeigen der geschehenen Appellation, und werden, vor Einführung der Appellation, ohne die Akten, eingeschickt, anstatt daß die Appellationsberichte, der Regel nach, sich auf die Akten beziehen, und einen umständlichen Statum caussae, nebst den Zweifels- und Entscheidungsgründen, enthalten müssen, auch, außerhalb Sachsen, meistentheils erst nach erkanntem Appellationsproceß, auf Erfordern des Oberrichters, erstattet werden. Drittes Hauptstück: Von den Berichten, welche in rechtshängigen Processen, außer dem Falle einer gegen ein eröffnetes Erkenntniß ergriffenen Appellation zu erstatten sind. Dritte Hauptabtheilung. Von denjenigen Berichten, welche bey Untersuchungssachen, Rechnungs- Policey- und Lehensangelegenheiten, auch Commissarischen Geschäften vorkommen. Erstes Hauptstück: Von den Berichten, welche in Untersuchungssachen vorzukommen pflegen. Zweytes Hauptstück: Von Berichten, welche in Rechnungs- Policey- und Lehensangelegenheiten zu erstatten vorkommen. Drittes Hauptstück: Von Berichten über Commissarische Geschäfte. Man sieht aus diesem Verzeichniß der Hauptrubriken, daß man dem Buche den Vorwurf der Unvollständigkeit nicht machen kann. Vielmehr sind der, von den verschiedenen Arten der Gegenstände abhängenden Eigenthümlichkeiten in der Form nicht so viele, daß nicht manchmal Wiederholungen vorkommen sollten. Die besondern Regeln, die bey Abfassung der Berichte über Kameralgegenstände zu beobachten sind, waren außer dem Plane des Verfassers. Es sind übrigens jedem Hauptstücke einige Formulare, oder wenigstens Plane, von Berichten angehängt, die bis auf eine gewisse unangenehme Steifigkeit in der Schreibart, die auch,

nebst einer nicht ganz reinen, mit unnöthigen lateinischen, und selbst französischen Kunstwörtern vermischten Sprache, in der Anweisung selbst herrscht, für gute Muster gelten können.

Fm

Abhandlung von Feldstunslern und Feldundergängern in Wirtemberg, in einer Sammlung der dießerhalben vorliegenden Gesetze und Gewohnheiten. Zweyte Auflage. Tübingen, 1786. 76 S. in 8.

Wir haben zu seiner Zeit die erste Ausgabe dieses, für die Landsleute des Verfassers sehr brauchbaren Werkchens angezeigt, und schränken uns also nur auf einige wenige Bemerkungen über die neuen Zusätze und Verbesserungen ein. Der ehmals ohne Einschränkung behauptete Satz, daß Feldundergänger über alle des Feldwesens halber sich ergebende Streitigkeiten zu sprechen haben, wird nunmehr richtiger auf den Fall eingeschränkt, wenn eben diese Streitigkeiten nicht anders, als durch Augenschein auf dem strittigen Platz entschieden werden können. Artig ist in der Note des §. 4. die Beobachtung, daß die Feldschützen, welche besonders auch über das Obst zu wachen hatten, und die Uebertreter selbst rügen durften, dennoch eine schwangere Frau oder einen Fremden, der im Vorbeygehen Obst genossen, nicht rügen durften. Richtig wird im §. 14. die Berufung von den Feldstunslern nicht mehr Appellation, sondern Provocation genannt. Gewiß ist, daß nach der Anmerkung zu §. 44. die Eigenschaft der theilbaren Weinberge für den Fleiß des Weingartbauers ein großes Hinderniß ist, und also auf jede mögliche Weise aufgehoben werden sollte. Die Appellation von einem fremden Untergang oder von einem Oberuntergang, hatte der Verfasser in der ersten Ausgabe an das Gericht desjenigen Orts, von welchem der Untergang her ist, gehen lassen; richtiger aber geht sie nach dieser neuen Ausgabe an dasjenige Gericht, unter welchem die Güter gelegen sind.

Abhandlung über die Lehre von Losungen nach Wirtembergischen Grundsätzen, von Christian Ernst Schwarz,

Schwarz, Stadtschreibersubstituten in Tübingen, Tübingen, 1786. 96 Seiten in 8.

Der Verfasser verwahrt sich in der Einleitung, daß man ihn als den, der er ist, nämlich als Schreiber beurtheilen solle, welcher gar leicht manche Grundsätze der Rechtsgelehrten nicht so hat fassen können, wie sie gemeint waren, und nur solchen Richter und Untergebenen dienen wollte, welche nicht Gelehrte sind. So mag ihm also sein Witz über die Düngung, (S. 44.) sein Ausdruck von Collegen S. 48, welche er in der wahren Bedeutung des Worts nicht haben kann, weil er in keinem Collegium ist, und einige andere juristische Schnitzer hingehen, z. E. daß er Losung (retractum) nicht von der Wiedereinlösung (reluitione) unterscheidet, daß er zur Vollkommenheit des Kaufcontracts S. 12 Uebergabe, und ich weiß nicht was für Dinge erfordert. Uebrigens enthält die Abhandlung auch manche gute Bemerkung, und mag denen, für welche sie bestimmt ist, von gutem Nutzen seyn. Die Sprachfehler, daß z. B. häufig für und vor, wen und wenn, denen und den verwechselt wird, sollte der Verfasser inskünftige zu vermeiden suchen.

Im.

---

3. Arzneygelahrheit.

Herrn Lepecq de la Cloture, Doctors und Professors der Chirurgie bey der medicinischen Fakultät zu Caen, Anleitung für Aerzte nach Hippokratischen Grundsätzen, epidemische Krankheiten zu beobachten; durch eine Reihe wichtiger Volkskrankheiten erläutert und bestärkt, welche nach dem Gemälde der Epidemien des Hippokrates sind entworfen worden. Aus dem Französischen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1785. 719 Seiten in 8vo.

Als

Als in den Jahren 1770. und 71. so viele Krankheiten, besonders in der Normandie, epidemisch wüteten, wurde dem Verf. von der Regierung die Hülfe dieser Kranken als Arzt aufgetragen. Diese Epidemien nun beschreibt er, nachdem er auf 152 Seiten eine Anleitung epidemische Krankheiten zu beobachten, vorangeschickt hat, sehr umständlich in dem vor uns liegenden Buche, welches auf Befehl und Kosten des Königs 1776. in Paris gedruckt, und in allen Hospitälern niedergelegt wurde. — Zuerst hat der Verf. den Zustand der Witterung angegeben, welche mit der Constitution des Jahres 1770 in Verbindung stand, 2) geht vor jeder allgemeinen Geschichte einer Epidemie eine topographisch-medicinische Beschreibung des Orts, wo sie geherrscht haben, vorher. 3) Hat der Verf. die allgemeine Geschichte einer jeden Epidemie, den Ursprung, Fortgang und Abnahme der Krankheiten, ihre wesentlichen Kennzeichen, und die zuschlagenden Zufälle beschrieben, 4) alles durch Krankengeschichten näher bewiesen, und diese endlich mit anderen ähnlichen verglichen. — Die meisten dieser Krankheiten waren gastrisch, und wurden auch wie solche von dem Verf. mit gelinden, doch wirksamen Mitteln glücklich behandelt. Der Verf. verräth viele Belesenheit in den Büchern guter praktischer Aerzte; nur hätten wir recht sehr gewünscht, daß er sich nicht die große Weitschweifigkeit erlaubt, sondern der Kürze und mehrerer Bestimmtheit sich beflissen hätte, wodurch dieses Buch unstreitig einen unweit größern Werth erhalten haben würde.

Dr.

Physik des Menschen für alle, die den Menschen kennen wollen. Zweyter Theil. Leipzig, in der Wengandischen Buchhandlung, 1782. $9\frac{1}{2}$ Bogen, in 8vo.

Es ist hierin die Physiologie mit der Anatomie verbunden, kurz vorgetragen. Die Kapitel folgen nach der Hallerischen Ordnung, allein, man findet deren mehr in diesem Buche, weil jedem besondern Theile des Körpers und jeder Verrichtung desselben, eine eigene Aufschrift eingeräumt ist; da sich Haller nur mit der Benennung der Hauptsachen in den Aufschriften der Kapitel begnügte, und den Nebendingen in der

Ausarbeitung eigene Paragraphen bestimmte. Von der Faser an bis zum 11ten Kapitel der Hallerischen Physiologie trägt unser Verf. seinen Auszug aus jener vor. Allein das Kapitel von der Nutrition ist noch zurückgeblieben, welches sonst nicht unrecht nach der Erklärung des Secretionsgeschäfts folgt. Ob aber diejenigen, welche noch nichts vom Körperbau des Menschen wissen, den Menschen aus diesem Buche werden kennen lernen, solches bleibt uns noch zweifelhaft. Wer jene Kenntniß hat, dem scheint dies leicht möglich zu seyn. Allein öfter reichen hier auch die besten Bilder nicht zu, was will man denn von blosser Beschreibung sich versprechen?

Db.

Dr. J. M. Aepli an seine Recensenten. Zürch, bey Füeßli, 1783. auf 115 Seiten in gr. 8.

Eigentlich ein gelehrter sachkundiger Beytrag zur theoretischen Bestimmung der Wörter Bösartigkeit und bösartiges Fieber, Nervenfieber und Faulfieber, und nichts weniger als eine ausgebrachte Vertheidigung gegen Recensententadel. Unter den Recensenten versteht Aepli vorzüglich Toden in seiner Beurtheilung der Aeplischen Prüfung der Spanischen Fliege, und den Recensenten eben dieser Schrift, und der Abhandlung vom bösartigen Fieber in dieser Bibliothek (Anhang zum 25 bis 36 B. und im 32 f. B.), nebenher sucht der Verf. auch die Aussprüche Bangs im Vol. II. act. societ. med. Hav. und Weikards im 4ten Stück seiner vermischten medicinischen Schriften über die Bösartigkeit zu berichtigen oder zu widerlegen. Die Streitfrage, ob das Wort bösartig aus dem Mund und den Schriften der Aerzte verbannt werden soll, möchte Rec., auch nach Durchlesung dieser Vertheidigungsschrift, bejahen. Denn es bleibt immer wahr, daß nicht alle Aerzte mit dem Wort: bösartig einerley Begriff verbinden, und daß es zur Bestimmung einer eigenen Fieberart, eben seiner schwankenden Bedeutung wegen, unschicklich ist. Sagt das Wort bösartig bey bösartigen Blattern, Masern, und bey der bösartigen Bräune nicht etwas ganz anders als beym bösartigen Fieber? Noch ist es den Pyretologen unmöglich gewesen, die Fieber so einzutheilen, daß die Gränzen zwischen Arten und Spielarten nicht in ein-

ander fliessen, und in dieser Unmöglichkeit liegt auch der Grund, warum dieser Arzt den Namen bösartig einem Faul- und jenen einem Nervenfieber giebt, und beyde nicht Unrecht haben, weil bey beyden Fieberarten jene äusserste Schwäche mit scheinbarer Gefahrlosigkeit, die man bösartig nennt, statt finden und wahrgenommen wird. Ueberhaupt sind die gewöhnlichen Benennungen der Fieberkrankheiten nicht nach einer Regel bestimmt, und bald ist ihr Name nach der Ursache, bald nach dem hauptsächlichsten Zufall geformt; ein Fieber aber für sich betrachtet kann eben so wenig bösartig als faulicht seyn, und eben diese Unbestimmtheit der Namen macht so mancherley Verwirrungen, aus welcher sich nur derjenige herausfinden kann, wer die Natur am Krankenbette, und nicht die Systeme der Pyretologen zu seinem Führer wähle.

Kb.

Weiz — neue Auszüge aus Dissertationen für Wundärzte. Achtzehnter Band. Nebst Register. Frankfurt und Leipzig, bey Böhmen. 1783. auf 224 Seiten in 8. ohne das beygefügte Register über die sechs letztern Bände.

Die 17 erstern Bände sind im Anhang zu den 37—52. B. dieser Bibliothek Abtheil. III. S. 1658. angezeigt, und dort ist auch die Einrichtung dieser Zeitschrift beurtheilt worden. In diesem 18ten Band sind 8 Dissertationen ausgezogen, wovon folgende angemerkt zu werden verdienen: Siegel de cura neonatorum medica. Goetting. 1782. Leipoldt de morbis telae cellulosae. Erlang. 782. Bosse de corpore delicti medice indagando. Lipſ. 1783. Ludwig de suffusionis per acum curatione. Lipſ. 1783. Stephan de signis cancri. Lipſ. 1782 (eine schöne Nachlese zu Bierchen). Vier vollständige Anzeigen neuer Bücher schliessen diesen Band. Der Verf. hat diese Zeitschrift unter einem andern Titel: neue Lectüre für deutsche Wundärzte fortgesetzt.

S. A. Tissot — Abhandlung von den Nerven und ihren Krankheiten. Aus dem Französischen übersetzt von F. A. Weber — Dritter Band.

Win-

Winterthur und Leipzig, bey Steiner und Comp. 1782. in gr. 8. 630 Seiten. Vierter Band. Königsberg und Leipzig, bey Denzel, 1783. auf 656 Seiten ohne des Uebersetzers Vorrede und den Inhalt.

Die ersten zwey Bände dieser Uebersetzung des Tissotischen Werks sind schon im LIII. B. St. 1. dieser Bibl. angezeigt worden. Stünd der Gebrauch der Zeit und die Gesundheit immer in des Recensenten Gewalt, so würde die Anzeige dieser beyden Bände nicht jetzt erst erfolgen, doch beruhigt ihn der Gedanke, daß eine richtige Anzeige von der Fortsetzung einer so interessanten Schrift minder nützlich, und folglich auch minder nöthwendig ist, weil der Arzt, der liest und denkt, nicht erst unsere Anzeige abgewartet haben wird, um sich diese folgenden Bände zum eignen Studium anzuschaffen. Eine umständliche Zergliederung und Anpreisung des Inhalts dieser vor uns liegenden Bände wäre also jetzt überflüßig, indessen wollen wir doch, um dem Werth des Werks und dem Zweck dieser Bibliothek zu entsprechen, noch eine Skizze des Inhalts und einige Sätze und Rathschläge, die den Rec. vorzüglich interessirten, hier anführen. Der dritte Band fängt mit dem zwölften Kapitel: von den Kennzeichen der Nervenkrankheiten und ihrer Prognosis an. Das Auflaufen der Thränendrüse findet nach T. nur bey Personen von schlaffen Fasern statt. Unter den 15 von T. angegebenen Merkmalen der Nervenkrankheiten vermißt Rec. den Krampf des Schlundes, wo es dem Kranken ist, als stiege ihm etwas im Hals herauf, die genaue furchtsame Aufmerksamkeit des Kranken auf sich selbst, den Hang, seine Krankheit selbst zu beobachten, zu erklären und medicinische Schriften zu lesen, und die Sucht nach mancherley Arzneyen. Dreyzehntes Kapitel. Allgemeine Heilmethode für die Nerven. Erster Artikel. Medicinische Behandlung der Nerven selbst. Weil bey einer Atonie besonders die Magennerven äußerst empfindlich sind, so räth der Verf. genaue Aufmerksamkeit in der Wahl der tonischen Mittel, der Arzt muß solche Stärkungsmittel wählen, die am wenigsten Schärfe besitzen, folglich sich mehr auf passende Nahrungsmittel, auf Luft und Leibesbewegung verlassen. Vorzüglich rühmt T. einen Aufguß von Mutterzimmt. Dieser feine aromatische

Schleim

Schleim entspricht auch, nach des Rec. Erfahrung, der gleichzeitigen Schwäche und Empfindlichkeit der ersten Wege am besten. T. warnt bey der Schärfe des Nervensafts gegen den unbedingten Gebrauch mineralischer Bäder, und erlaubt nur solche, die fast nur blosses reines von der Natur erwärmtes Wesen sind, z. E. das Schlangenbad. Zweyter Artikel. **Medicinische Behandlung der vorbereitenden Ursachen.** Angeborne, anerzogene Nervenkrankheiten können nur durch eine anpassende Lebensordnung geheilt werden. Nervenkranke, die mit der Wiederkehr der Kälte kränker werden, müssen, zu der Zeit in wärmere, und die, so sich in der Sommerhitze verschlimmern, in kältere Länder reisen (wenn nur die meisten deutschen Nervenkranke auch so reich wären, als die Englischen!). Bey Nervenübeln von einer zufälligen Unterdrückung des Monatsflusses, darf man diesen nicht durch reizende Mittel, sondern durch leichte Diät, häufige Leibesübung, Reiben der Lendengegend, des Unterleibes, der Schenkel und der Füße, nebst einem vorsichtigen Gebrauch säuerlicher Mineralwasser wiederherzustellen suchen. (Recensent kennt ein Mädchen, die nach Stockung ihres Monatsflusses leicht Ohnmachten bekam, ein Arzt gab ihr Pillen aus Myrrhen, Aloe und Stahltinktur, nun bekam sie Zückungen, ward wahnsinnig, und wurde an den Füßen gelähmt; erweichende Fußbäder, Klystiere und ein Aufguß der Färberröthe und des Baldrians stellten den Monatsfluß, und mit ihm die Gesundheit wieder her. Vorzüglich warnt T. gegen den Gebrauch der Purganzen und Brechmittel zur Wiederherstellung der monatlichen Reinigung. Auch lehrt er bey dieser Gelegenheit vortrefflich und wahr die Behandlung des Ausbleibens des Monatsflusses im Alter; die Hauptsache besteht in Verhütung der Vollblütigkeit und Erhaltung der Ausdünstung, reizende Arzneyen und erhitzende Lebensart müssen vermieden werden. Den Fontenellen ist T. in dieser Epoche nicht so günstig, als andere. Bey Nervenkrankheiten, die von einer scorbutischen Schärfe, der aber T. diesen Beynamen nicht zugestehen will, entstehen, sondern sie für eine wahre Kacochymie erklärt, rühmt er einen Absud der Grindwurzel als ein ziemlich allgemein taugliches Mittel. — Rec. hat in diesem Fall auch von den Alprankenstengeln guten Erfolg gesehen. **Medicinische Behandlung der Leidenschaften.** Die erste und wichtigste Veränderung, die sie machen, besteht in einem Nervenreiz, und einer Anlage zu Krämpfen; alle heftig wirkende Arzneyen

müssen

müssen hier auf das allersorgfältigste vermieden werden. Hat ein heftiger Zorn Schmerz im Herzen, Athemlosigkeit, Herzklopfen und Unregelmäßigkeit im Puls verursacht, so müssen Klystiere gegeben, und die Ader geschlagen werden, der Kranke muß sich äußerst ruhig halten, nur vor Hungers sterben essen, und nichts als kaltes Wasser trinken. Auf Schrecken dient allein ein gelinde schweißtreibender Thee, z. B. aus Hollunder, Lindenblüthen, Klatschrosen, auch ein laues Bad und einige Tropfen Hofmannischer Liquor, sollte das Entsetzen und die Gemüthsunruhe lange dauern, einige Tropfen Laudanum, das Reiben, Stille und große Ruhe. Kaltwasser kann hier grossen Schaden thun. In der Traurigkeit thun laue Bäder gute Dienste. **Untersuchung einiger allgemeiner Heilmittel.** Die Aderlasse. Es ist nöthig, wo der Nervenreiz aus einer allgemeinen Vollblütigkeit stammt, wenn eine langwierige Hitze, Schlaflosigkeit und Unordnung aller Absonderungsgeschäfte, auch öfters ohne Anschein einer Vollblütigkeit, statt findet, wenn eine Anhäufung von Blut in irgend einem Werkzeug, z. E. im Gehirn, in der Gebärmutter der Mittelpunkt eines Reizes wird, wenn lang anhaltende und starke Zückungen das Blut mit Heftigkeit auf irgend ein Organ hintreiben, daß eine Entzündung darin zu fürchten ist, wenn heftige Schmerzen sich durch kein anderes Mittel beruhigen lassen, bey epileptischen Kranken, die stark und lebhaft sind, und bey welchen der Sitz des Uebels im Gehirn zu seyn scheint, und endlich wenn die Nervenzufälle von irgend einem unterdrückten Blutfluß herstammen. **Abführende Mittel.** Sie sind in einer Menge von Nervenzufällen sehr undienlich, und schaden überhaupt darinne gleich allen reizenden Mitteln, doch sind sie alsdenn nützlich, wenn der Nervenreiz von unreinem Stoff in den ersten Wegen herstammet, und wo wässerichte oder schleimigte Anhäufungen statt finden; bey sehr schwächlichen Nerven muß man die Materien erst zur Ausführung geschickt machen, Manna, Cassia, und das Ricinusöl sind die schicklichsten Abführungsmittel. Auch warnt T. sehr, sich von dem dringenden Anhalten der Kranken nicht verleiten zu lassen, ohne hinreichende Anzeige abzuführen, weil Ekel, Ueblichkeiten, Aufstoßen, Schmerzen oft nur Folgen der unrichtigen Bewegungen der Magen- und Gedärmnerven sind. **Schweißtreibende Mittel.** Sie müssen zuweilen gebraucht werden, wenn die Nervenzufälle von einer scharfen Feuchtigkeit herzurühren scheinen, deren Fortdauer durch eine

Unordnung in der unmerklichen Ausdünstung unterhalten wird. **Tonische Mittel.** Oft ist die Atonie mit einer so hohen Empfindlichkeit verbunden, daß die tonischen Mittel, wenn man nicht die gelindesten auswählt, sie nicht in den kleinsten Dosen zu geben anfängt, und ihren Gebrauch nicht wieder auf einige Zeit unterbricht, als reizende Mittel wirken, und mehr Schaden als Nutzen stiften. Chinarinde ist in allen Fällen, wo man nicht erhitzen, und zu nachdrücklich stimuliren will, das vorzüglichste tonische Mittel; in Fällen, worin nichts nöthig ist, als erschlafften Fasern ihre Festigkeit, und dem Blutsturz nöthige Konsistenz wiederzugeben, ist die Fieberrinde, wenn der Magen nicht allzuempfindlich ist, vortrefflich. Wenn der Magen allzuempfindlich ist, versetzt T. die Rinde mit Mutterzimmt, oder mit Beinwellwurzel, mit Süßholz, mit Eibischwurzel, oder giebt sie mit Eselsmilch. Man darf sich nicht durch das Periodische bey Nervenübeln allein bestimmen lassen, Chinarinde zu geben, T. meint, vielleicht sey das Periodische nicht ein eigener Charakter der Wechselfieber, sondern ein allgemeines Naturgesetz. (Wahrlich ein Gedanke, den Rec. schon längst aus seiner Erfahrung geschöpft und als wahr gedacht hat!) Wo sich Schleim im Magen findet, oder anfangende Verstopfungen im Unterleib sind, da ist Fieberklee besser als Chinarinde. Schaffen tonische Mittel nicht nach wenigen Tagen Erleichterung, so ists ein Zeichen die Heilmethode abzuändern. **Das Eisen und Eisenmittel.** Wo in den festen Theilen Atonie, und in dem Flüssigen eine widernatürliche Auflösung statt findet, da ist das Eisen sehr nützlich, hingegen schadet es, wenn ein schleichendes Fieber, eine beträchtliche Spannung in den Gefässen oder gallichte Anhäufungen die Ursache des Nervenreizes sind. **Flüchtige und andere reizende Mittel.** T. sagt, man könne bey einem starken destillirten Essig, der äußerlich gebraucht wird, alle übrigen Mittel aus dieser Klasse beynahe entbehren, innerlich giebt er nur flüchtiges Hirschhornsalz, oder die geistige Bernsteintinktur in einem destillirten Wasser. Blasenpflaster rühmt T. vorzüglich bey Lähmungen und in convulsivischen Uebeln von scharfen Materien, sie thun, sagt T., die vortrefflichsten Dienste, wenn weder Trockenheit des Temperaments noch eine Beweglichkeit des Nervensystems vorhanden sind, ist aber die Nervenschwäche im ganzen Körper, so schaden sie ungemein, vorzüglich wenn die Haut außerordentlich empfindlich ist. **Besänftigende Mittel.** Es giebt kein allgemein besänfti-

gendes Mittel, denn so viele Ursachen der Aufwallungen es giebt, eben so viele Mittel giebt es auch, sie zu besänftigen, das gemeinste unter diesen Mittel, der Mohnsaft, ist bey Vollblütigkeit, Anhäufungen im Gehirn, Reizung zu einer chronischen Entzündung, und beträchtlicher Schärfe der Säfte schädlich. Seine Kraft, Krämpfe oft sehr schnell zu heben, macht ihn vorzüglich schätzbar. **Saure Mittel.** Bey schleichenden Fiebern, die Nervenzufälle rege machen, bey Beweglichkeit des Nervensystems, die durch den Mißbrauch des Kaffees oder allzuviel Fleischspeisen und Gewürze erzeugt werden, bey Nervenzufällen von einem gallichten Reiz, bey Trockenheit und einem etwas zu schnellen Puls sind saure Mittel nöthig. T. schränkt sich beynahe ganz auf die Vitriolsäure und den Citronen- und Pommeranzensaft ein. **Gummiarten.** Vorzüglich wirksam sind sie, wenn in den ersten Wegen zugleich eine Atonie vorhanden ist, wie auch Zähigkeit in den Säften, schleimigte Anhäufung und Verstopfung. Alle dergleichen Arzneyen haben fast einerley Kraft, ihre Verschiedenheit beruht nur auf dem mehrern oder mindern Grad ihrer Wirksamkeit; die wirksamste unter allen Gummiarten ist der stinkende Asand. Man muß sie mit Vorsicht verordnen, weil sie die Thätigkeit des thierischen Körpers allzu stark ermuntern können, das Haupt angreifen, und einem sehr empfindlichen Magen oft unerträglich sind. **Demulcirende Mittel.** Sie verbessern oder stumpfen alle Arten von Schärfe, oder sie verbreiten über die allzu blos liegenden Nerven eine Art von Hülle, die ihre Empfindlichkeit mindert. Es giebt unter den versüssenden oder lindernden Mitteln kein allgemeines Specifikum gegen Nervenkrankheiten. Das Quecksilber leistet nur in solchen Fällen große Dienste, worin die Schärfe mit einer Zähigkeit in den Säften und Verstopfung in den Harngefässen complicirt ist, z. B. wenn die Schärfe von Hautkrankheiten Nervenzufälle erzeugt. **Die Blüthen des Wohlverley, der Wiesenkresse, und die Zinkblumen.** Die Wirkungsart der Wohlverley reducirt sich auf einen Stimulus der Werkzeuge, der die gallichten oder zähen wässerichten Feuchtigkeiten auflöset; es ist also da nützlich, wo stimulirende, eingreifende, erbrechende Mittel heilsam sind, also häufig in paralytischen, seltener aber in convulsivischen Krankheiten. Von der Wiesenkresse führt T. nur die Daleschen und Bekerschen Erfahrungen an, von den Zinkblüthen blos was Gaubius von ihrem Nutzen gesagt hat. **Von der Milch.** Sie ist jeder-

zeit, sowohl zur Nahrung als zur Arzney nützlich, wo große Beweglichkeit des Nervensystems, vorzüglich aber kranke Empfindlichkeit in den Eingeweiden statt findet; bey einer wahren Atonie, bey schleimigten, die innern Wände des Magens und der Gedärme überkleisternden Unreinigkeiten, und bey einer unkräftig gewordenen Galle, muß man sich der Milch enthalten. Auch bey Verstopfungen, wo sich die Nerven in einem Zustand der Reizung befinden, woraus die bey Verstopfungen jederzeit schädlichen Krämpfe im Unterleib entstehen, welche den Gebrauch der nöthigen Auflösungsmittel hindern, hebt die Milch diese Krankheitsursache, und dient hierdurch oft besser zur Auflösung der Verstopfungen, als alle andere Arzneymittel. T. hat den Gebrauch der Milch mit eröffnenden Arzneyen verbunden, und letztere fiengen alsdenn auch erst an zu wirken. Man braucht sich beym Gebrauch der Eselsmilch weder aller andern Milch, noch des Obstes und des Salats zu enthalten. Das sicherste Mittel der Milch wieder aus dem Körper hinauszuhelfen, ist, wenn man etwas über die Hälfte Wasser zusetzt, oder sie mit Selzerwasser, oder einem andern verdünnenden Getränke vermischt. **Von der Molke.** Sie stellt den Fluß der Galle wieder her, erleichtert den Stuhlgang, befördert den Harn, und vornehmlich die Ausdünstung, verhütet und heilt also jede Schärfe von Unordnung in diesen Ausleerungen. **Von Bädern.** Ein sehr lehrreicher Abschnitt. T. handelt von der Wirkungsart, dem Nutzen und der Gebrauchsart der lauen, kühlen und kalten Bäder. Außer dem Nutzen der lauen Bäder durch Erschlaffung, Vermehrung der Ausdünstung, und Versüßung der Schärfe nützen sie noch vorzüglich, vermittelst des Consensus, indem sie die Krämpfe der innern Theile durch Heilung der Hautkrämpfe vertreiben. Noch ein vorzüglicher Nutzen der lauen Bäder besteht darin, daß sie die Kranken in den Stand setzen, Mittel zu ertragen, die, wegen der Nervenzufälle, die sie verursachen, nicht gegeben werden könnten und dürften, wenn die Bäder nicht vermöchten diese Zufälle abzuhalten, zuweilen sind auch schon die leichtesten Nahrungsmittel für einen höchst empfindlichen Magen zu heftig reizend, sobald aber die Reizung des Magens zu Zuckungen durch laue Bäder bezwungen wird, lassen sie sich leicht verdauen, zuweilen muß man auch die Mahlzeit im Bade selbst halten, weil außer demselben die Verdauung nicht wohl von statten geht. Auch beweißt T., daß es Unrecht ist, den Satz, daß die lauen Bäder erschlappen, zu allgemein zu machen

chen. **Von den natürlich warmen Bädern. Von kalten Mineralwassern.** Kleine Skizzen vom Gehalt, der Wirkungsart und dem Gebrauch der Bäder und Gesundbrunnen, die manchen Wink eines Meisters enthalten, der bemerkt und befolgt zu werden verdient. **Vom Magnetismus und der Electricität.** Für die neuern Zeiten zu unvollständig und hypothetisch. **Vierter Artikel. Von der Musik.** Verschiedene Erfahrungen, die den Eindruck der Musik auf das Nervensystem beweisen. T. wünscht, man möge sich der Musik als Heilmittel in verschiedenen Arten des Wahnwitzes, und in der Hypochondrie öfter als bisher bedienen. **Vom Reiben.** Die Wirkung des Reibens besteht darinnen, daß ergossene und stockende Feuchtigkeiten aufs neue in Bewegung gesetzt werden, daß es, topisch angebracht, eben so auf die Eingeweide des Unterleibes wirkt, als auf die Gemeindecken und äußern Muskeln, daß es die Ausdünstung ungemein vermehrt, die Nutrition erwärmt, und daß es sowohl topisch, als consensuell auf die Nerven selbst wirkt. Wenn eine Vollblütigkeit statt findet, sind die Frictionen bedenklich, auch dürfen sie nicht auf den Unterleib angebracht werden, wenn die Eingeweide des Unterleibes Hitze haben, oder sich fauler Stoff in den ersten Wegen befindet, oder auch die Blase übermäßig voll ist. Bey nüchternem Magen, des Morgens, ist das Reiben nützlicher als sonst, auch ist es schwachen Leuten von schlaffen Fasern, solchen, die von zähen Nahrungsmitteln leben müssen, unthätigen Personen, in den kältern Jahreszeiten, und in kalten feuchten Ländern vorzüglich heilsam und nöthig. **Fünfter Artikel. Von der Hülfe, die in Nervenversetzungen nothwendig.** Da es meist ein Krampf ist, wodurch sich Nervenversetzungen ereignen, so muß man vorzüglich auf dessen Linderung durch die sanftesten, analeptischen Arzneyen, die leicht verdaulichsten Nahrungsmittel, schickliche Leibesübung, und vorzüglich durch Mohnsaft bedacht seyn. **Sechster Artikel. Von den Vorbereitungsmitteln bey Nervenkrankheiten.** Von nervenkranken Eltern erzeugte Kinder müssen länger gesäugt werden, als gewöhnlich, müssen mehr im kalten Wasser baden, und noch lange nach der Entwöhnung, statt aller andern Nahrung, Kuhmilch und mehr Pflanzenspeisen genießen. Zeichen der fortgeerbten Nervenkrankheiten auf die Kinder sind feine Haut, weiches Fleisch, leisem Schlaf mit öfterm Auffahren, häufige Bewegungen in den Gesichtsmuskeln, und öf-

tere Veränderung im Stuhlgang. Nun folgen die Zusätze des Uebersetzers. Erster Abschnitt. Kuren durch Schläge. Eine kleine Sammlung verschiedener lehrreicher Erfahrungen. Zweyter Abschnitt. Magnetische Kuren. Erst bestimmt der Verf. die Merkmale eines brauchbaren Magneten, hernach giebt er die Empfindungen an, die ein Magnet bey denen hervorzubringen pflegt, die sich seiner bedienen, alsdenn liefert er ein Verzeichniß der auffallendsten magnetischen Kuren, unter welchen auch eine Uebersetzung der bekannten trefflicher Wocherischen Schrift erscheint, endlich erwähnt er noch einiger Punkte, die die Applicationsmethode betreffen. Dritter Abschnitt. Vom Kalchwasser. Der V. gab es Nervenkranken, die Säure in den ersten Wegen hatten, und wo er eine auf die Nerven zurückgeworfene Schärfe im Verdacht hatte. (Auch Rec. hat herrlichen Nutzen vom Gebrauch des Kalchwassers in Nervenkrankheiten beobachtet, zumal wenn er Pillen aus Galbanum, Andornextract und Ochsengalle damit verband, alsdenn verursachte es seltener die Neigung zu Verstopfung, welche sonst dessen Gebrauch bedenklich und beschwerlich macht.) Vierter Abschnitt. Von der fixen Luft. In eigentlichen Nervenkrankheiten half sie nichts, wohl aber bey rheumatischen und gichtischen Materien. Fünfter Abschnitt. Von lauen Dämpfen. Der Verf. rühmt ihren Nutzen im Keichhusten aus eigenen Erfahrungen. Sechster Abschnitt. Vom Reiten. Man darf dies Hülfsmittel nicht bis dahin aufsparen, wo es mit den Verstopfungen schon zu weit gekommen ist. Anhang. I. Der Tissotische Versuch einer Erklärung der Verrichtung der Nerven, der sich im Original T. I. P. II. p. 87 u. f. befindet. Da dieser Versuch das Problem eben so wenig entscheidend auflöst, als andere Hypothesen es thaten und thun, so bedarf er hier keines Auszugs. II. Des Uebersetzers Abhandlung von dem Einfluß der Musik auf den Körper und ihrer medicinischer Anwendung. Allerdings ein trefflicher Kommentar zu Tissots oben angeführtem Artikel, der die heilsamen Wirkungen der Musik deutlicher und bestimmter lehrt. Rec. ist nicht Tonkünstler, ihm mangelt also der Beruf über des Verf. Bestimmung des Geistes einer jeden Art von Musik urtheilen zu dürfen — Die Wirkung und der Einfluß der Musik auf den Körper wird schon von der täglichen Erfahrung bestätigt, und gewiß die neuern Aerzte vernachläßigen ihre Anwendung zur Heilung oder Linderung

derung der Nervenkrankheiten mit Unrecht; vielleicht daß sie diese lehrreiche Abhandlung aufmerksamer darauf macht. Rec. erinnert von Pr. S. zu R. die Heilung eines von ihm geheilten Nervenkranken gehört zu haben, woran die Musik sehr vielen Antheil hatte, insbesondere wirkte keine Abführung, wenn nicht vor dem Balle des Kranken die Pauken geschlagen würden, ich wünschte P. S. machte diese Heilung durch den Druck bekannt.

Vierter Band. Von der Starrsucht, Sinnlosigkeit und Unempfindlichkeit. T. bekennt in seiner zahlreichen Praxis zwar einige kataleptische Zufälle, nie aber die Krankheit selbst in ihrer wahren Gestalt gesehen zu haben. Den Charakter der Starrsucht setzt T. in einem fieberlosen Verlust der Sinne und freywilligen Bewegungen, mit der Fähigkeit der Muskeln die Glieder in eben der Stellung zu erhalten, worin sie beym Anfall der Krankheit waren, und in welche sie während der Krankheit gebogen werden, und theilt sie in vollkommene, unvollkommene und die gemischte ein. Die allgemeinste Ursache der Starrsucht ist der Kummer, doch kann sie auch vom allzustrengen Nachdenken, zumal über geistliche Materien, von einer Vollblütigkeit der Hirngefässe, von schlechtbehandelten Wechselfiebern, und von Würmern entstehen. T. hält die wahre Starrsucht für sehr selten, und ihre Gefahr für sehr unerheblich, er glaubt, es gebe in hitzigen Krankheiten keine wirkliche Katalepsie, auch arte sie insgemein nicht in andere Krankheiten aus, und erklärt ihre Ursache für eine Spannung im Sensorium, wodurch es unvermögend wird, den Eindruck äußerer Gegenstände, und solcher, die die Seele ihm vorbringt, zu empfinden, die aber macht, daß die am Ursprung der Nerven gepreßten Lebensgeister, anhaltend und mit genugsamer Kraft sich allenthalben hinbegeben, wo irgend ein Reiz statt findet, oder das Gleichgewicht mangelt. T. glaubt, man dürfe im Anfall selbst nur äußerst wenige Mittel brauchen, und hält die größte Ruhe und Stille, ein gelindes Reiben an den Schenkeln und Füssen, ein paar Tassen recht warmen aber schwachen Melissenthee für die schicklichsten Mittel. Die Hauptkur richtet sich nach den Ursachen. Von der Sinnlosigkeit (Anaesthesia). Sie besteht in einem, zum wenigsten dem Anschein nach, totalen Aufhören der äußern und innern Sinne, sie unterscheidet sich von der Starrsucht durch die Unfähigkeit der Glieder in der ihnen ertheilten Lage zu bleiben, und von der Ekstase, daß sie

zwar auch die Wirkung eines heftigen Eindrucks auf die Seele seyn kann, die Seele aber doch die Vorstellung davon verliehret. Uebersetzer rückt hier die Muzellische Beobachtung vollständig in den Text ein, die T. nur im Auszug angeführt hatte. Von dem halbseitigen Kopfweh. Erster Artikel. Geschichte des halbseitigen Kopfwehs. T. rechnet diese Krankheit zu den erblichen und zu den kritischen Krankheiten. Die Anfälle dieses Kopfwehs haben keine bestimmte Dauer, T. sah einen von sechs und siebenzig Stunden. Zweyter Artikel. Von den Ursachen des halbseitigen Kopfwehs. Die allermeisten halbseitigen Kopfschmerzen sind die Wirkung einer reizenden Materie in dem Magen, welche auf die Aeste derjenigen Nerven einen Einfluß hat, die in den vordern Theil und in einer Nebenseite des Kopfs liegen; vorzüglich scheint sie auf alle Zweige des obern Augenhöhlenastes von dem fünften Paar zu wirken; zuweilen entsteht dies Kopfweh auch aus Vollblütigkeit, noch seltener aber von Katharr und Rheumatismus. Dritter Artikel. Von den Verfolgungen des halbseitigen Kopfwehs. Sie sind fast so gefährlich als die bey dem Podagra. Von der Heilart. Wenn es selten oder regelmäßig vor oder nach der Reinigung kömmt, nicht heftig ist, und die Arbeit des Magens gut von statten geht, so ist blosse Mäßigkeit und behutsame Diät nöthig. Bey periodischen Kopfschmerzen mit sehr kurzen Zwischenräumen ist die China immer gut, aber nicht eben so gut als bey andern. Wenn das halbseitige Kopfweh heftig ist, so sind alsdenn die Nerven sehr reizbar, und diese Reizbarkeit wird oft ein Gegenstand der Kur, der so beträchtlich ist, als der Zustand des Magens; alsdann ist leichte Milchdiät und Baldrianwurzel mit mildernden Getränken heilsam. Opium wird nicht erfordert, als wenn ohne Vollblütigkeit die Schmerzen so übermäßig, und die Nerven so gereizt sind, daß Zuckungen zu befürchten. Fußbäder, Klystiere, Umschläge erleichtern fast niemals. Vom symptomatischen halbseitigen Kopfweh. Die Hauptgattungen nach Sauvages und Sager. Von ungewöhnlichen Krankheiten des Hauptes, welche keinen Namen haben; von der Hirnwassersucht und von den Krankheiten, welche das Mutterkorn verursacht. Erster Artikel. Von ungewöhnlichen Krankheiten des Kopfs. T. versteht hierunter Krankheiten, die wegen ihrer unregelmäßigen Zufälle, unter keine bestimmte Klasse zu

bringen.

bringen sind, sondern die eine Reihe fast aller Zufälle der Hauptkrankheiten darstellen, welche Menge von verschiedenen Zufällen, die auch ihre Heilart so schwer macht, meistens von wichtigen aber dunkeln Ursachen abhängt. T. theilt aus Schwenke, Willis, und aus seiner eigenen Erfahrung einige besondere Beobachtungen mit, die ihm hinlänglich scheinen, die Natur der übrigen zu erkennen, und denen er noch einige Anmerkungen über ihre Kennzeichen, Ursachen und Heilanzeigen beyfügt. Zweyter Artikel. Von der Hirnwassersucht. Meistens nach Whytt. Warum der Uebersetzer hier das so viele Neuere, nicht in Anmerkungen beygebracht hat? Dritter Artikel. Von den Krankheiten, welche das Mutterkorn verursacht. Fast nichts mehr, als was schon das bekannte Schreiben des Verf. an Baker sagt, welches Baldinger 1771 in den Tissotischen Briefen wieder abdrucken ließ. Der kurze Epilog des Uebersetzers enthält eine kleine Nachlese aus den hieher gehörigen Schriftstellern. Die Lentinischen Bemerkungen scheinen dem Uebersetzer entgangen zu seyn. Diesen Band beschließt: Tissots Abhandlung von der fallenden Sucht, neu übersetzt, und mit vielen Zusätzen und Anmerkungen versehen. Im Vorbericht beweiset unser Uebers. die Untauglichkeit der zu Leipzig bey Müller 1771 erschienenen Uebersetzung von diesem schon vor der Herausgabe des ganzen Werks besonders abgedruckten Abschnitt. Die vor uns liegende Verdeutschung ist freylich treffender und lesbarer als die alte Leipziger, und Rec. billigt die Einrückung dieser neuen Dollmetschung auch schon aus dem Grund, weil diese Abhandlung ein Abschnitt des ganzen Werks ist. Eine Inhaltsanzeige dieses Abschnitts ist überflüßig, weil er schon lang bekannt, und auch in dieser Bibliothek schon bey Erscheinung der ersten Uebersetzung angezeigt worden ist; von den Zusätzen und Anmerkungen des Uebersetzers kann Rec. nicht viel rühmen, sie sind nicht sehr zahlreich und auch meistens nicht praktisch wichtig; die Ackermannische Uebersetzung dieser Abhandlung zeigt durch den Augenschein, daß die Urschrift mehrerer und nützlicherer Anmerkungen fähig war.

Abhandlung über die Nerven und deren Krankheiten von Herrn Tissot — Deutsch herausgegeben von J. Ch. G. Ackermann — Des dritten

Bandes erster Theil auf 408 Seiten in 8. Des dritten Bandes zweyter Theil auf 319 Seiten. Leipzig, bey Jacobäer und Sohn, 1782.

Dieser Band enthält das 20ste Kapitel des Tissotischen Werks; nämlich die Abhandlung von der fallenden Sucht. Das 21ste Kapitel von der Starrsucht, der Entzückung und der Sinnlosigkeit. Das 24ste Kapitel von dem halbseitigen Kopfschmerz. Das 25ste Kapitel von anomalischen und solchen Krankheiten des Kopfs, die keinen Namen haben. Von der Kopfwassersucht und den Krankheiten, die durchs Mutterkorn erregt werden. Eine umständlichere Angabe des Inhalts macht die obige Anzeige der Weberischen Uebersetzung unnöthig und überflüßig. Der Werth der Uebersetzung ist bekannt, sie ist allerdings treuer, deutscher und reiner als die Weberische, nur wünschte Rec. ihr etwas mehr Lebhaftigkeit und originellen Ton, man hört es am Klang der Perioden, daß hier nicht der Deutsche, sondern der Franzose gedacht und geredet hat. Weber, der auf den Rec. der beyden ersten Bände schlecht und der Ackermannischen Verdeutschung übel zu sprechen ist, kann mich nicht furchtsam machen, das Urtheil jenes Recensenten auch in Rücksicht dieser beyden Bände zu unterschreiben; etwas aufmerksamer ist W. bey der Dollmetschung der beyden letztern Bände zu Werke gegangen, doch sind noch genug Spuren seiner Geisteswärme, seines eiligen, schnell, aber eben darum oft nicht tief genug blickenden Genies zu finden. Ackermann hat diesem Band seiner Uebersetzung mehrere Anmerkungen beygefügt, als den beyden erstern, und alle sind Zeugnisse seiner weiten Lectüre, und seines praktischen Sinns.

Dispensatorium pauperum, a Facultate medica Pragensi concinnatum. Edidit *I. G. Mikan.* Pragae et Viennae, in officin. a Schoenfeld. 1783. in 8. auf 78 Seiten.

Dies Armen-Apothekerbuch wurde auf K. K. Befehl zum Gebrauch der Physikorum verfaßt, damit die Besorgung der kranken

kranken Armuth, sowohl in als außer den Krankenhäusern den öffentlichen Kassen nicht so kostspielig als lästig werde; und zur Vermeidung der bey dem vielfältigen Abschreiben leicht möglichen Fehler, ward es gedruckt. Die Vorrede enthält einige Erklärungen und Erläuterungen über die Anzahl, Auswahl und den Preis der aufgenommenen sowohl einfachen als zusammengesetzten Heilmittel. Diejenigen einfachen Mittel, welche blos der Zusammensetzungen wegen in das Verzeichniß aufgenommen worden, sind mit einem + bezeichnet, auch ist ihnen kein Preiß beygefügt; übergehen durfte man sie nicht, weil man die zu folge des allgemeinen Apothekerbuchs vorräthigen Mischungen nicht abändern wollte, indem eine solche Abänderung den Apothekern sehr lästig gefallen seyn würde, und sie unter einerley Titel zweyerley Arzneyen hätten aufbewahren müssen. (Rec. würde sich durch diese leichte Ursachen nicht haben abhalten lassen, einige in dem Landesapothekerbuch befindliche Vorschriften abzuändern, wenn sie dadurch hätten wohlfeiler und wirksamer gemacht werden können.) Der Preiß, welcher dem Rec. meistentheils billig und rechtmäßig dünkt, und der zeigt, wie wohlfeil manche Arzneyen seyn können, wenn sie die Regentschaft eines Staats wohlfeil haben will, ist allemal durch eine runde Zahl bestimmt, weswegen das angegebene Gewicht der Arzneyen auch bald Ein, bald zwey, bald drey Loth beträgt. Einige Beyspiele des Preisses stehen hier wohl nicht am unrechten Ort: drey Loth Eibischwurzel 2 Kreuzer, Ein Loth Wohlverleyblumen 2 Kreuzer, drey Loth Märzoder Nelkenwurzel eben so viel, drey Loth Weinsteinram, drey Loth Alprankenstengel, drey Loth Austerschaalenpulver, jedes vier Kreuzer, Mineralmohr drey Loth sechszehn Kreuzer, ein Loth Schierlingsextract acht Kreuzer, zwey Loth Zinkblumen 21 Kreuzer, Ein Loth Kalomel 12 Kreuzer, drey Loth versüßter Salpetergeist 16 Kreuzer. Die theueren Arzneyen sind, zum Zeichen, daß sie nur selten, und nur im Nothfall verschrieben werden sollen, mit * bemerkt. Ganz weggelassen konnten sie auch allerdings nicht werden, denn nicht allein die wohlfeilsten, sondern auch die wirksamsten Mittel müssen der Zweck eines Armendispensatoriums seyn; es ist thöricht, unmenschenfreundlich und unverständig, daß manche Armendirectoren von dem Arzt verlangen, für arme Kranke blos wohlfeile Arzneyen zu verschreiben; oft heilt ein theures Mittel gewisser und schneller, und ist in diesem Fall nicht selbst das Verschreiben eines solchen Mittels Ersparniß? Nun einige Anmer-

Bandes erster Theil auf 408 Seiten in 8. Des dritten Bandes zweyter Theil auf 319 Seiten. Leipzig, bey Jacobäer und Sohn, 1783.

Dieser Band enthält das 20ste Kapitel des Tissotischen Werks; nämlich die Abhandlung von der fallenden Sucht. Das 21ste Kapitel von der Starrsucht, der Entzückung und der Sinnlosigkeit. Das 22ste Kapitel von dem halbseitigen Kopfschmerz. Das 23ste Kapitel von anomalischen und solchen Krankheiten des Kopfs, die keinen Namen haben. Von der Kopfwassersucht und den Krankheiten, die durchs Mutterkorn erregt werden. Eine umständlichere Angabe des Inhalts macht die obige Anzeige der Weberischen Uebersetzung unnöthig und überflüßig. Der Werth der Uebersetzung ist bekannt, sie ist allerdings treuer, deutscher und reiner als die Weberische, nur wünschte Rec. ihr etwas mehr Lebhaftigkeit und originellen Ton, man hört es am Klang der Perioden, daß hier nicht der Deutsche, sondern der Franzose gedacht und geredet hat. Weber, der auf den Rec. der beyden ersten Bände seiner und der Ackermannischen Verdeutschung übel zu sprechen ist, kann mich nicht furchtsam machen, das Urtheil jenes Recensenten auch in Rücksicht dieser beyden Bände zu unterschreiben; etwas aufmerksamer ist W. bey der Dollmetschung der beyden letztern Bände zu Werke gegangen, doch sind noch genug Spuren seiner Geisteswärme, seines eiligen, schnell, aber eben darum oft nicht tief genug blickenden Genies zu finden. Ackermann hat diesem Band seiner Uebersetzung mehrere Anmerkungen beygefügt, als den beyden erstern, und alle sind Zeugnisse seiner weiten Lectüre, und seines praktischen Sinns.

Dispensatorium pauperum, a Facultate medica Pragensi concinnatum. Edidit *I. G. Mikan.* Pragae et Viennae, in officin. a Schoenfeld. 1783. in 8. auf 78 Seiten.

Dies Armen-Apothekerbuch wurde auf K. K. Befehl zum Gebrauch der Physikorum verfaßt, damit die Besorgung der kranken

kranken Armuth, sowohl in als außer den Krankenhäusern den öffentlichen Kassen nicht so kostspielig als lästig werde; und zur Vermeidung der bey dem vielfältigen Abschreiben leicht möglichen Fehler, ward es gedruckt. Die Vorrede enthält einige Erklärungen und Erläuterungen über die Anzahl, Auswahl und den Preis der aufgenommenen sowohl einfachen als zusammengesetzten Heilmittel. Diejenigen einfachen Mittel, welche blos der Zusammensetzungen wegen in das Verzeichniß aufgenommen worden, sind mit einem + bezeichnet, auch ist ihnen kein Preiß beygefügt; übergehen durfte man sie nicht, weil man die zu folge des allgemeinen Apothekerbuchs vorräthigen Mischungen nicht abändern wollte, indem eine solche Abänderung den Apothekern sehr lästig gefallen seyn würde, und sie unter einerley Titel zweyerley Arzneyen hätten aufbewahren müssen. (Rec. würde sich durch diese leichte Ursachen nicht haben abhalten lassen, einige in dem Landesapothekerbuch befindliche Vorschriften abzuändern, wenn sie dadurch hätten wohlfeiler und wirksamer gemacht werden können.) Der Preiß, welcher dem Rec. meistentheils billig und rechtmäßig dünkt, und der zeigt, wie wohlfeil manche Arzneyen seyn können, wenn sie die Regentschaft eines Staats wohlfeil haben will, ist allemal durch eine runde Zahl bestimmt, weswegen das angegebene Gewicht der Arzneyen auch bald Ein, bald zwey, bald drey Loth beträgt. Einige Beyspiele des Preises stehen hier wohl nicht am unrechten Ort: drey Loth Elbischwurzel 2 Kreuzer, Ein Loth Wohlverleyblumen 2 Kreuzer, drey Loth März- oder Nelkenwurzel eben so viel, drey Loth Weinsteinram, drey Loth Alpraukenstengel, drey Loth Austerschaalenpulver, jedes vier Kreuzer, Mineralmohr drey Loth sechszehn Kreuzer, ein Loth Schierlingsextract acht Kreuzer, zwey Loth Zinkblumen 21 Kreuzer, Ein Loth Kalomel 12 Kreuzer, drey Loth versüßter Salpetergeist 16 Kreuzer. Die theuersten Arzneyen sind, zum Zeichen, daß sie nur selten, und nur im Nothfall verschrieben werden sollen, mit * bemerkt. Ganz weggelassen konnten sie auch allerdings nicht werden, denn nicht allein die wohlfeilsten, sondern auch die wirksamsten Mittel müssen der Zweck eines Armendispensatoriums seyn; es ist thöricht, unmenschenfreundlich und unverständig, daß manche Armendirectoren von dem Arzt verlangen, für arme Kranke blos wohlfeile Arzneyen zu verschreiben; oft heilt ein theures Mittel gewisser und schneller, und ist in diesem Fall nicht selbst das Verschreiben eines solchen Mittels Ersparniß? Nun einige Anmer-

merkungen über die hier aufgestellten Arzneyen: worzu Feberklum, Eselskurse, Johannisbrod? worzu Eibischkraut, da die Wurzel; worzu Wohlverleyblätter, da die Blumen, worzu weißer Nichts und Tutia, da die Zinkblumen, und worzu Steinsalz, da Küchensalz vorräthig ist? Noch immer arabisches Gummi, da die Apotheker doch nur Senegallgummi dafür geben? und warum nicht lieber das inländische Pflaumen- oder Kirschgummi? Die Ersparniß für den wirksamern und dauerhaftern Dillsaamen, das Dillstroh, ist wohl zu karg; warum zweyerley Bolus? warum ist die theure, und doch so entbehrbare Pichurim-Bohne aufgenommen worden? warum für die unsichere venedigsche Seife, nicht zum innerlichen Gebrauch die spanische, da zum äußerlichen die gemeine Seife aufgestellt worden? Rec. vermißt in diesem Apothekerbuch den Bisam, der doch oft unentbehrlich ist; die Schlehenblüthen; die Zaunrübe; die Wegsenfblätter; die Mohnköpfe, die Stechpalmenblätter rc. Für Salab hätte Rec. die rad. orchid. bifol. oder den Sago, und für die spanische Sode, das Creuvenhorstische Mineralalkali aufgenommen. Nach dem Verzeichniß der einfachen Mittel, folgt ein Verzeichniß der aus der Pharm. Austriaco-provinc. aufgenommenen Zubereitungen und Zusammensetzungen, blos nach ihren Namen oder Benennungen. Es ist bekannt, daß das Oesterreichsche Landapothekerbuch die mancherley neuern Verbesserungen und Entdeckungen in der Apothekerkunst nicht nützen konnte, aus diesem Grund war es, nach Rec. Meynung, für die Prager Fakultät Pflicht, diejenigen Zubereitungen und Mischungen, welche nach neuern Entdeckungen wirksamer und wohlfeiler gemacht werden können, nicht blos dem Namen nach, sondern mit ihrer neuern verbesserten, wohlfeilern Zubereitungsart anzugeben, z. B. das phagadänische Wasser, die Kinderlatwerge, der Goldschwefel, der Eisensalmiak, der Brechweinstein rc. Zum Receptiren ist blos nur das einfache abgezogene Wasser aufgestellt, für die übrigen räth P. M. in der Vorrede, als wohlfeiler und wirksamer, den Aufguß der Kräuter und Blumen; auch gilt zum Verschreiben blos der schwarze Zuckersyrup und allenfalls Honig. Versüßter Salpetergeist soll statt Hofmanns Mineralliquor, und statt versüßtem Salpetergeist verschrieben werden. Rec. möchte wenigstens den Hofmannischen Mineralliquor nicht entbehren, der sicherlich andere Kräfte hat, als der versüßte Salpetergeist. Das Hindlauftextract, Nachtschattenextract, den Eibischschleim, das Koloquintenöl, das

Wachs-

Wachsöl, der Rosenhonig, das Marggrafenpulver, das Hiera-Picra-Pulver u.s.w. hätte Rec. nicht aufgenommen. Formulae medicinales machen den Beschluß dieses Apothekerbuchs; die meisten dieser Formeln sind, wie auch in der Vorrede bemerkt ist, aus dem Hamburger Armendispensatorium, und viele z. B. das alum. draconis, die Pflaster, die Magenessenz, das Wallnußextract, die gebrannte Bittersalzerde gehören nicht unter die Formeln, sondern unter die Zubereitungen. Manche Formeln haben eine zu specifische Aufschrift, z. B. pilul. hydrop. aus Goldschwefel, versüßtem Quecksilber, Belladonnaextract mit Kopaivabalsam, das Pulver gegen den Keichhusten aus Zinkblumen, Mohnsaft, Chinarinde und Fenchel; solche Einschränkungen oder Bestimmungen gewisser Mittel sind grob empirisch, und verführen zu falschen Anwendungen und Quacksalbereyen, allgemeine Namen sind schicklicher, treffender und wahrer.

M. w.

Untersuchung über die Natur und Behandlung des Kindbetterinnenfiebers, aus dem Französischen des Herrn de la Roche, mit Anmerkungen von Selle. Berlin, 1785. bey Unger, 187 Seiten in 8.

Die unmittelbare Ursache des Kindbetterinnenfiebers, behauptet der Verfasser, sey eine rosenartige Entzündung der Eingeweide des Unterleibes; und den Beweis davon sollen Vereiterung und Brandflecke geben, die man bey Leichenöffnungen in diesen Eingeweiden findet. Die vornehmste Gelegenheitsursache dieses Fiebers soll seyn: die allzeit große Reizbarkeit, vorzüglich in den Blutgefäßen der Unterleibseingeweide, entstanden von einer Veränderung in dem Gleichgewichte des Blutumlaufs durch Schwangerschaft und Niederkunft. Kälte, Leidenschaften, Gemüthsbewegungen, feuchte und unreine Luft, sollen die andern vorherbestimmenden Ursachen seyn. Milchversetzungen, Unterdrückung des Wochenflusses und Entzündung der Gebärmutter sollen hier gar nicht mit ins Spiel kommen; ganz unerweislich und durch ihre Folgerungen in der Praxis schädlich sollen die Theorien derjenigen seyn, welche aus diesen dreyen Ursachen das Wöchnerinnenfieber herleiten wol-

wollen. Das ist fast zu viel. Die Beweisgründe scheinen dem Recensenten nicht hinlänglich, ob es gleich dem Verf. nicht an Fähigkeit fehlt, seine Hypothese scheinbar zu machen.

Daß es Kindbetterinnenfieber geben kann, wo die Entzündung der Eingeweide des Unterleibes ursprünglich ist, dieses wird wohl niemand in Abrede seyn; daß sich ferner dieser Krankheit Entzündung (besonders, wenn der Ausgang tödtlich wird), zugesellen könne, wird auch niemand leugnen. Aber, daß bey jedem Fieber von dieser Art Entzündung die wesentliche Ursache seyn sollte, dagegen reden die Symptomen der Krankheit, dagegen reden Leichenöffnungen dem genauern, durch keine Hypothese, durch keine irrige Theorie geblendeten Forscher, laut und deutlich. Alle Zufälle bey dem eigentlichen Kindbetterinnenfieber, verrathen vom Anfange an einen heftigen Andrang lymphatischer Säfte zu den geschwächten Gefäßen der Unterleibseingeweide, und dieses bezeugen auch die Sectionen. Wir möchten uns von dem Verfasser wohl folgende Fragen beantworten lassen: Hat derselbe wohl je da, wo Entzündung der Unterleibseingeweide, besonders der Gedärme ursprüngliche Krankheit war, ein Anschwellen des Leibes sogleich im Anfange bemerkt? Klagen wohl je diese Entzündungskranke über Druck und Spannung im Unterleibe, und über einen tauben Schmerz bey dessen Berührung? (Symptomen der Wöchnerinnenfieberkranken, die auch der Verfasser sehr richtig angiebt.) Sicher sind dies nicht die Klagen dieser Leidenden. Ueber heftig brennenden und stechenden Schmerz werden sie ächzen; und das Berühren des eher krampfhaft zusammengezogenen als ausgedehnten Leibes, selbst das von der leichtesten Oberdecke, wird ihnen oft unerträglich seyn. Zeigt Ausdehnung eine Geschwulst von einer zu großen Reizbarkeit, oder von Erschlaffung? Uns deucht von letzterem. Und so sind wir auch versichert, daß nicht vermehrte Reizbarkeit, sondern eher Atonie der Eingeweide und Gefässe des Unterleibes zum Kindbetterinnenfieber Veranlassung gebe; wie denn auch letzteres eher eine Folge der Schwangerschaft und Niederkunft seyn kann, als ersteres. Die vortrefflichen Wirkungen, welche die Ipecacuanha, die stärkenden Umschläge, gelinde reizende Klystire, und die tonischen Mittel in dieser Krankheit leisten, sprechen die nicht laut für diese Theorie? Und die oft häufigen, theils critischen, theils unmittelbar durch den Reiz der Medicamente hervorgebrachten erleichternden Ausleerungen

gen bey dieser Heilart, stimmen die nicht auch sehr damit überein? Wenn innerer Brand einer Krankheit das Ende gemacht hat, muß dann nothwendig der Anfang einer Entzündung gewesen seyn? So wenig dies nöthig ist, eben so wenig können die angegebenen Brandflecke in den Gedärmen dem Verf. für seine Entzündungstheorie Beweise geben. Und noch weniger kann dieses die in die Höle des Unterleibes ausgetretene und verdickte lymphatische Feuchtigkeit, die der Verfasser Eiter zu nennen beliebt. Aber, ist es dann auch durchaus nothwendig, daß der Erzeugung des Eiters eine Entzündung vorher gehen muß? Und woher kömmt die Menge dieses Eiters, der oft so häufig ist, daß er alle Eingeweide überzieht, und da man doch nur einen außerordentlich geringen Theil eines Gedärms entzündet oder brandigt antrifft?

Schwankend ist die Theorie des Verfassers, schwankend ist auch seine Heilart. Daher kömmts, daß diese auch bey jeder andern Meynung, die man von der Natur des Kindbetterinnenfiebers hegen mag, größtentheils anwendbar seyn wird, wir nehmen nur die häufigen Aderlässe aus, womit der Verfasser diese Kranke oft stündlich heimsucht.

Pgr.

Franzisk. Milman Bemerkungen über die Natur und Heilart der Wassersucht. Aus dem lateinischen übersetzt von Seger. Braunschweig, 1782. $8\frac{1}{2}$ Bogen in 8vo.

Die lateinische Urschrift dieser Bemerkungen muß gewiß nach ihrem Verdienst von vielen Aerzten, welche vom Vorurtheil unbefangen die Wahrheit zu forschen wissen, mit warmem Dank für dies Geschenk angenommen, und allen Nachbetern, welche die Wahrheit nicht suchen, nicht sehen wollen, mit Verachtung verworfen seyn. Sie verdiente mit Recht durch eine Uebersetzung gemeinnütziger gemacht zu werden, damit auch denen Aerzten die richtigen und gründlichen Bemerkungen nicht vorenthalten würden, welche die Sache, aber zum Unglück die Sprache nicht verstehen. Indessen hat H. S. doch viele Beweisstellen aus Hippokrates Schriften lateinisch stehen lassen, aus denen erhellet, daß er, wie jetzt Hr. M.

wie-

wieder lehrt, dem Kranken hinlängliches Getränk gegeben habe, um den Körper zur Annahme der Arzneyen desto geschickter zu machen, da im Gegentheil fast alle Aerzte, wie selbst van Swieten Kranken das Getränk vorenthalten, und gleichwohl scharfe und heftig wirkende Arzneyen reichen. Die Unheilbarkeit der Wassersucht, worüber sich alle diese beklagen, war also nicht blos Folge der Krankheit selbst, sondern oft der unrichtigen Heilungsart. Ferner wird der Unterschied der Diät, in Ansehung der Speisen, welche Hippokrates und die mehresten Aerzte vorschreiben, gezeigt und bewiesen, wie groß derselbe sey, und wie viele Vorzüge die Hippokratische habe, und daß die am meisten in Ausübung gebrachte Diät gerade das Uebel vermehren müssen. Der wirksamste Trank gegen die Wassersucht bestand aus 1 Loth Weinsteinrohm in 2 Pf. Gerstenwasser aufgelöset, und mit einem Syrup angenehm gemacht, und 2 bis 4 Loth Franzbranntwein, nach vorhergegebenen Purgiermitteln.

Das Dekokt der Senekawurzel machte zu vieles Erbrechen; nahm man aber nur 1 Loth oder 6 Quent. von der Wurzel, so entstand seltener Erbrechen, und gewöhnlich erfolgten 9 bis 10 Stühle, zuweilen auch stärkerer Harnfluß. Allein die Purgiermittel dienen den Schwachen nicht: gleichwohl aber wirkten die Harntreibenden Mittel nicht mit gehörigem Nutzen, wenn nicht vorher durch Purgiermittel die Geschwulst etwas vermindert war. Die Rückfälle zu verhüten dienten stärkende, besonders Stahlmittel. Die Wirksamkeit dieser Methode erweiset der Verf. durch angehangene Krankengeschichte. Diese kleine Schrift ist wegen ihres Inhalts von solcher Wichtigkeit, daß sie in den Händen aller Aerzte zu seyn verdient, um daraus die beschwerlichste und gefahrvolle Krankheit auf die erträglichste und glücklichste Art heilen zu lernen.

Als eine Zugabe liefert der Verfasser im Anhange die Bereitungsart der Becherschen Pillen, denen er aber die Hippokratische Methode vorzieht.

Er.

4. Schöne

4. Schöne Wissenschaften.

Just von Stromberg, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Mit den Sitten, Gebräuchen und Rechten seines Jahrhunderts. Vom Herrn Hofgerichtsrath Maier, Verfasser des Sturms von Borberg. Mannheim, in der Schwan. Buchhandlung, 1782. 9 Bogen, gr. 8.

Die Anzeige dieses Schauspiels kömmt zwar etwas spät; allein ein Stück wie dies, wird nie alt, und könnte auch nach mehr Jahren unter unsern guten vaterländischen Produkten mit allem Recht eine Stelle verlangen.

Die Geschichte des Stücks fällt in die Zeiten der Kreuzzüge, und man fühlt sich ganz in den Charakter und Geist jenes Zeitalters versetzt. Der Knoten ist natürlich geschürzt und meisterhaft gelöst; die Handlung rasch; der Dialog charakteristisch und interessant. Man hört den starren Biedersinn der alten Kreuzfahrer, fühlt den zärtlichen Kummer der liebekranken, sittsamen Bertha; zürnt der hinter Frömmeley versteckten Arglist der alten Buhlschwester; erblickt Pfaffenbüberey und Mönchsgüte im schönsten Gegenbilde. –

S. 3. sagt ein Mönch: „Ich wollte, ich könnt' eine Decke weben, worunter alle Arme der Welt lägen." Arrimes: „Da hätt' ich auch schon oft meinen Kopf mit herausgestreckt." S. 23. 26. ist schön dialogisirt. S. 30. Monolog der Bertha vortrefflich. Wer das Stück mit Vergnügen gelesen hat, der wird es nicht bereuen, auch die Anmerkungen dazu durchgeblättert zu haben. Sie sind 9 Bogen stark, und enthalten eine Menge ausgesuchter und mit Laune gewürzter Betrachtungen und erklärender Nachrichten über das Faustrecht und die Sitten des mittleren Zeitalters. Wir heben davon nur folgendes aus:

S. 37. „Einem gewissen säcularisirten Abt in Schwa„ben muß jede Leibeigene für die Heyrathserlaubniß einen „kupfernen Kessel liefern, just so weit und tief, daß die Braut „mit dem Hintern hineinsitzen kann." S. 34. steht die lau-

nigen Beschreibung vom Beylager Friedrichs des Dritten mit der Prinzessin Eleonora. S. 41. widerspricht dem Sprüchwort: „unterm Krummstab ist gut wohnen.“ S. 56. Erläuterung des Begriffs vom Burgfrieden. S. 102. „Der „erste Altar ist Sanct Simon und Judas Altar, der heili„gen zwölff Poetten, die ligen beyde libhäftig ob demselben „Altar.“

Poetische Blumenlese fürs Jahr 1785. Dresden, bey Gerlach, 8vo, 11 Bogen und ½ Bogen Musik.

Der Blumenleser sind jetzt so viele, und der guten, schönen Blumen so wenig, daß es kein Wunder ist, wenn auch manches unreife Knöspchen, manche schlechte Wucherblume mit aufgerafft wird, und dies ist bey gegenwärtiger Sammlung sehr häufig der Fall.

Fehler gegen die deutsche Sprache, Flickwörter, matte Prosa, falsche Reime, abgenützte Gedanken, unedle Ausdrücke, schiefe Nachahmungen, schaler Witz, harte Elisionen, holperichte Verse u.s.w. kommen häufig vor, z. E. S. 11. 16. 21. 28. 40. „Auch alte Sachen fangen Zunder.“ S. 53. „Humpe.“ S. 133:

„Und mancher von uns half die Tr[illegible]
„Die wir noch pflanzen sahn.“ Pflanz[illegible]

Ueberhaupt ist das Lied auf den Me[illegible] S. 132. so ungenießbar als er meistens selbst ist. [illegible] die Uebersetzung aus dem Horaz wohl zur Ueb[ung], nicht zum drucken. Möchten doch die Sammler sorgfältiger in ihrer Auswahl seyn!

Für seine Gebieterin sterben. Ein Traue[rspiel in] fünf Auszügen von Christoph Seipp. [Marburg] und Leipzig, bey Mahler, 1785. 12½ [Bogen], mit einem Titel-Kupfer von Geyser.

Damit Herrn Seipp nicht ein Anderer den bösen Streich spiele, sein Stück herauszugeben, so spielt er ihn sich und dem Publikum selbst, ohne „auf die Einwendungen kluger „und erfahrner Männer," ohne auf die Abmahnung seines eigenen Gefühls zu achten, wie er in der Vorrede selbst gestehe.

Lessings Plan zum Esser soll darin zum Grunde liegen; aber nirgend findet man den Geist des Zeitalters, der Nation, der Personen, so wie sie uns die Geschichte schildert; langweiliger, unnatürlicher Dialog, Unwahrscheinlichkeiten, harte Elisionen, undeutsche Redensarten die Menge. Man hört stets Herrn Seipp reden, wo man Esser, Elisabeth &c. hören sollte. Kurz, weder die Herren Kollegen, noch das Publikum werden dem Gräzer Herrn Kollegen Dank wissen, daß sie diesen Esser mehr haben.

Ludwig der Strenge, ein vaterländisches Schauspiel in fünf Akten. München, 1782. 9½ Bogen.

Elendes mit Provinzialismen verunstaltetes Deutsch; matter Dialog, unnatürliche Verwickelungen, Fehler wider's Costüme. Nur die sehr freygebig angebrachten Mordthaten können den Zuschauer vom Einschlafen abhalten.

Ob.

Werners lyrische Gedichte, samt Oden aus dem Horaz. Wien und Leipzig, bey Mößle, 1785. in 8vo.

So zuversichtlich Herr Werner in der ersten Ode versichert, daß ihm der Genius der griechischen und römischen Dichtkunst, zur Belohnung für die verlassene deutsche Bardenzunft seinen Beystand zugesagt habe, so geneigt sind wir gleichwohl, diesen vermeintlichen Genius in die Zahl der tückischen Gnomen zu setzen, und dem getäuschten Dichter, wenn er sich in der Folge keine bessere Oden eingeben läßt, die Hoffnung auf den verheißen n Lorbeer ganz abzusprechen. Unter allen Stücken, an der Zahl vierzig, finden wir auch nicht Eins, das von gereinigtem Geschmack und wahrem Dichtergeist zeugte. Einige sind ganz planlos und unzusammenhängend, und dabey von

einer ermüdenden Länge, andere beleidigen durch überwitzige Metaphern und Bilder, die meisten durch eine unglückliche Versifikation: denn selbst diese Gabe, wodurch mancher mittelmäßige Dichter sich erträglich zu machen weiß, fehlt Hrn. W. gänzlich. Bey ihm reimen sich Quaalen und fallen, Fahnen und verbannen, Siluhetten und Bethen, Schiffe und Tiefe, harrt und aufbewahrt, stöhnt und könnt, ja sogar Kuß und Theseus. Um seinetwillen waffnet sich die Wahrheit mit einer Keule und schlägt — sollte man sich so etwas träumen lassen? — schlägt so lange auf den Neider der Wernerischen Verdienste,

bis seine Tücke
Niedergebeugt und sein Gift verhaucht ist.

Bald erwachen keine Liederfunken in ihm, weil sein Geist von der Unkraft seiner Schöne (wir emendirten aus andern Stellen Ukraft; aber auch das milderte die Nacht der Dunkelheit nicht,) zu trunken ist; bald giessen Töne Sonnenschein von Rodostomens Ruhm auf seinen düstern, ja wohl düstern! Geist. Durch ihn erhalten Schiffe die Kraft zu würzen, und an rosigten Lippen sieht er ein ganzes Elysium für sich hängen. Bey dieser pindarischen Kühnheit im Ausdruck sollte man kaum vermuthen, daß er im leichten Liebesliede, oder im Trinkliede glücklich seyn könne; aber er ist in einer Sphäre, wie in der andern, heimisch. Etliche Proben müssen wir unsern Lesern, weil sie so einzig in ihrer Art sind, doch mittheilen. Einen seufzenden Seladon ermuntert Hr. W. Seite 106. also:

Denk nicht auf Liebe, sey fröhlich wie wir,
Siehst du, wir sind ja zum Saufen nur hier,
Schick doch die Liebe zum Teufel, und sey
So wie wir alle gesellig, und frey.

Lustig! wir wollen recht brüderlich seyn,
Füllt uns die Flaschen und Gläser mit Wein,
Ein Uhr ist über, und finster die Steg',
Sauft noch fünf Stündchen, so find't ihr den Weg.

Amor wird S. 64. folgendergestalt abgeführt:

Du hältst mich deiner Huld nur werth
Bey schlechten Alltagsbissen,

Ist

Ist mir ein Göttermal bescheert,
So kann ichs nicht geniessen.

Schütz den, der dir oft Opfer gab,
Schütz deinen treuen Diener,
Sonst schwör ich deiner Fahne ab,
Und werde Kapuziner.

Was doch Proteus Werner in einem einzigen kleinen Verse zu werden vermag! Erst Priester, hernach Soldat, zuletzt Mönch. — Von den Weibern heißt es in der Ode, Dichterwuth überschrieben, S. 177.

Tückisch wie die Schlangen sind die Weiber,
Offnen Schlunden gleichen ihre Leiber,
Wo bey Nachtzeit hin verirrt
Mancher Wandrer seinen Geist verliert.

Und bald nachher:

Aus den losen Blicken strömt
Eine Tollheit, die das Herz beklemmt.

Nirgends nimmt sich indeß unser Verfasser possierlicher aus, als wenn er zärtlich seyn will. Wie herzbrechend sind nicht folgende Strophen an sein Mädchen S. 168.

Denk' an das Entzücken,
Das mein Herz empfand,
Als in deinen Blicken
Mir die Welt verschwand,

Als bey Feuerküssen
Mir das Auge schwamm,
Wenn ich deiner süssen
Zunge nahe kam.

Deinen Odem hauchte,
Der so düftevoll,
Mir entgegenrauchte,
Daß die Brust mir schwoll.

Bey so bewandten Umständen werden sich unsere Leser vom Hrn. W. übersetzten Horazischen Oden sonder Zweifel wenig versprechen, und sie thun wohl, wenn sie ihre Idee so tief, als möglich, herabstimmen. Exponiren mag er seinen Horaz zur Noth können; aber Horazens Geist in eine andere

Sprache übertragen — wie vermöchte dieses ein Werner? Nur Eine Stelle aus der 3. O. des III. B.

Durch dies Verdienst drang Herkul, der Irrende
Und Pollux bis zur flammenden Burg hinauf,
Mit welchen purpurrothes Antlitz's (sieh die Druckfehler!)
Nektar August im Gelagen trinket.

Vagus Hercules, Herkul der Irrende? recumbens, im Gelagen trinket! Armer Horaz! Wann wird man aufhören an deinem unschuldigen Schatten sich zu versündigen? — Wir könnten noch Sprachunrichtigkeiten und Provincialismen, z. B. Wuchs für Wuchses, ergiebig gemacht für geneigt gemacht, und das oft vorkommende zohst für zogst, zu hunderten rügen: aber was würde das bey einem Mann, der in allem noch so gar weit zurück ist, fruchten? Apoll, von dem er sagt, daß der ihn einst zu seinem grossen Nachfolger (man sehe S. 52.) hundert Tage verließ, hat ihn wohl niemals eines Seitenblicks gewürdigt!

Zh.

Schnaken, Schnurren und Charakterzüge. Berlin, 1783. bey Maurer, 210 S. in 8.

Ein Nachtrag zu den Vademekumsgeschichtchen, denen es so wenig, als jenen, an Lesern gebrechen wird. Die französischen Anekdotensammlungen haben einen ansehnlichen Beytrag zu dieser Compilation geliefert; das Uebrige bestehet aus einem Florilegium witziger und fader Einfälle, von dem Gehalt, wie sie bey Gesprächen, Gastmahlen, zum Dessert servirt zu werden pflegen, wo unter Begünstigung des Freudenbechers, manche insipide Schnurre Anmuth und Wohlgeschmack gewinnt; beym Lesen aber, wo Witz und Laune eine strengere Prüfung aushalten müssen, dem Schmecker widert.

Handwerkslieder, auf Gelagen und Morgensprachen, oder beym Feyerabend zu singen, nebst andern allgemeinen Volksliedern für mancherley Stände, in verschiedenen Angelegenheiten. Leipzig und Des-

Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1783. 164 Seiten in 8.

Der Herausgeber, und zum Theil Verfasser dieser Liedersammlung hat die Absicht, den Volksgesang in den niedern Klassen zu verbessern, und an Statt der bey Handwerksgelagen und auf Trinkstuben gewöhnlichen sogenannten Schanzerlieder, oder der alten, platten, ungeschlachten und schmuzigen Handwerkslieder, bessere und vernünftigere, auch wohllautendere Gesänge in Uebung zu bringen. Da die neueren Operetten und Liederdichter viele dergleichen Lieder gedichtet haben, so hat er diese hier fleißig zusammengetragen, und für die Handwerker, deren sich noch kein anderer Sänger angenommen, selbst welche verfertiget, die sich durch ihre handfeste Komposition von denen, aus den Weissischen Operetten, und von andern bekannten Liederdichtern, als Gleim, Jacobi, Claudius, Hölty, Overbeck und andern entlehnten, merklich unterscheiden; aber eben um deswillen den Gesang lustigen Künstlern und Handwerkspurschen, die willkommensten seyn dürften. Das unzünftige Publikum wird wohl wenig Notiz von dieser Liedersammlung nehmen.

Doktor Leidemit, Fragmente von seiner Reise durch die Welt, seine Gedanken, Wünsche und Erfahrungen. Frankfurt, bey Garbe, 1783. 336 Seiten in 8vo.

Diese Aufschrift scheint einen Roman anzukündigen; das Buch gehört aber gar nicht zu den Spielen der Phantasie, sondern enthält größtentheils moralische auch politische Betrachtungen, über mancherley Gegenstände und Verhältnisse des Lebens, die hier unter gewisse allgemeine Titel geordnet sind, z. B. Abraham, Isaak, Jacob. Das Antichristenthum unserer Zeit, ein Grundriß. Aerzte, deren Parallelen mit Staats- und Rechtsgelehrten. Brüdergemeine. Philosophen. Der Prediger. Religion u. s. w. Ueber diese Gegenstände sagt der Verf. seine Meynung bald in kurzen aphoristischen Sätzen, bald in ausführlichern Betrachtungen, wozu ihm gemeiniglich ein vorangesetzter biblischer Spruch die Veranlassung giebt. Diese Akkommodation der biblischen Texte ist größtentheils unge-

[illegible], zuweilen treffend und dennoch unerwartet. Folgendes Beyspiel auf der 198ste Seite mag hiervon zur Probe dienen. „Joseph kaufte dem Pharao das ganze Egypten — ausgenommen der Priester Feld, das kaufte er nicht, 1 Buch Mos. 47. 22. Das war ihm gerathen, daß er die Pfaffen mit Frieden gelassen. Wenn kein Charakterzug Josephs tiefe Weisheit bezeichnete, so wärs daran schon genug." Hier und da verwebt er in diese Raisonnements historische Anekdoten, um sie dadurch anziehender zu machen. Der Feldmarschall Vendom ist, wie er selbst sagt, sein Held, von dem er gerne spricht, und Madam Maintenon besitzt nicht weniger seine Gewogenheit. Die Sprache ist ungesucht und ungefeilt, zuweilen hart und unverständlich. Was heißt z. B. auf der 128 Seite der Satz: „Wenn man in der Geschichte liest, daß dem Kanzler Morus der Kopf abgeschlagen worden, weil er seinem tyrannischen König nicht heucheln wollen — so muß man nicht vom Kreuz sprechen, wenn man von einem bösen Buben verleumdet und angegossen wird, das ist höchstens vor die unvorgesehene Ehre aus einem Schwalbennest zu [illegible]." Solche sonderbare Idiotismen sind uns mehrere vorgekommen. Wenn sich Leser oder Käufer durch den Titel sollten irre führen lassen, das Buch für einen Roman aufzugreifen, so dürfen sie sich den Irrthum nicht leid seyn lassen: es ist immer so viel werth, als der beste, ob es wohl schwerlich so viele Leser finden wird, als der schlechteste.

O.

---

5. Schöne Künste.

a) Musik.

Des Herrn Gretri Zemire und Azor, eine komische Operette in vier Akten, mit einer deutschen Uebersetzung in einem Klavierauszuge, herausgegeben von Johann Adam Hiller. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1783. Querfolio. 70 Seiten.

Der

Herr Hiller urtheilt in der Vorrede des gegenwärtigen Klavierauszugs so richtig und treffend, daß wir seine eignen Worte hier einrücken. „Das Urtheil über Gretri's Theaterkompositionen, (schreibt er) ist längst gesprochen. Die Franzosen, auf deren Grund und Boden sie eigentlich entstanden sind, sprachen mit Entzücken davon; selbst die Ohren der Deutschen haben sie mit Begierde verschlungen, und ihre Kunstrichter in allerhand Formaten, in Almanachen und Broschüren, haben sich völlig auf die Seite der französischen Journalisten und Zeitungsschreiber geschlagen, und mit dem Ruhm des Herrn Gretri uns die Ohren so voll getrompetet, daß es kein kluger Mann gern wagt, ihnen mit einem Aber — in den Weg zu kommen. ꝛc."

Recensent ist völlig Herrn Hillers Meynung, und scheut sich nicht mit seinem Aber in den Weg zu kommen. — Ausdruck und komische Laune muß man Herrn G. allerdings zugestehen: allein die im musikalischen Almanach auf das Jahr 1783. eingerückte Nachricht mag auch noch so viel zu Gretri's Lobe enthalten, und ihn in den Himmel erheben, so bleibt er doch gewiß, nach jedes wahren und unbefangenen Kenners Urtheil, ein Mann, der mit sehr mäßiger Kenntniß von den Regeln der Setzkunst auf gut Glück in den Tag hineinschreibt, und Fehler auf Fehler häuft. Zwar fand sich auch vor einiger Zeit ein Ungenannter, der in einer Broschüre: Etwas von und über Musik ꝛc. betitelt, auf Unkosten anderer, und theils sehr würdiger Komponisten, so viel Wesens von G. machte, daß man über das Gewäsche — gähnen muß. Hier ist zwar nicht der Ort, jenen Ungenannten zu widerlegen — denn eigentlich ist die erwähnte Broschüre unter aller Kritik; — aber einige Stellen, die Zemire und Azor betreffen, wollen wir, zur Bestätigung unsers Urtheils, einrücken.

S. 83. heißt es: „Wir haben mehr Ursache, auf seine (Gretri's) Stücke, die wir in unsere Sprache übersetzet haben, als auf unsere Originalarbeiten stolz zu seyn." Das ist viel! Aber — auch wahr? Benda's, Hillers, Wolfs, Schweitzers ꝛc. Operetten müssen also Zemire und Azor nachstehen?

Ebenda: „Haltet alle unsere originaldeutsche Operetten gegen Gretri's Zemire und Azor — dann entscheidet." — Das wäre nun wohl nicht schwer; denn wir würden sagen:

aus Gretri hätte wohl ein Komponist werden können; aber — erst in die Schule mit ihm!

„Eine Sinfonie voll warmen, naiven Feuers ist die Ouvertüre." Rec. würde sagen: Eine Sinfonie voller grammatikalischen Fehler, unrichtiger Rhythmen, kahler Modulation, alltäglicher Gedanken, leerer Stellen, fehlerhafter Harmonie u. dergl. ist die Ouvertüre.

„Die etliche zwanzig Takte nach dem ersten Theile des ersten Allegro, die sich plötzlich in D. b. anfangen, sind [illegible] werth, denn 25 Fugen." Vielleicht, wie sie der Ungenannte komponiren würde — und dann könnten sie's seyn; sonst sind die etliche 20 Paradetakte nur ganz — unbedeutende Takte.

S. 87. „Nun kömmt eine Arie, die bey mir ein ganzes Dutzend unserer Operetten allein aufwiegt." Das muß ja wohl ein Ausbund aller Arien seyn! Sie fängt sich in unserm Klavierauszuge S. 19. an: Mein armes [illegible] ꝛc. und ist eine äußerst langweilige Arie, die Rec. nicht zwey male nach einander hören möchte. Von Haydn geschrieben, wär's die allererbärmlichste Arie: aber sie von Gretri — O herrlich, herrlich!

S. 88. „Wer Gretri hier hört (in der Arie: Nur thue deine Pflicht ꝛc. S. 21.) und noch an sich denken kann, ist für alle Musik verdorben!" Nun da haben wirs ja auf einmal mit klaren dürren Worten. Aber —

Eben da: „Ich verschmiere zu viel Papier ꝛc." Bey dieser Stelle hat Rec. kein Aber. —

S. 91. „Vielleicht hat Gretri auch Fehler — gut — er soll sie haben, und wenn er hundert hätte, und alle diese hundert wären in Zemire und Azor, so seh ich sie nicht ꝛc." Auf diese Art läßt sichs freylich gut kunstrichtern, wenn man nicht sehen will — oder kann: — Aber —

Eben da: „Hiller. Dieser gute Deutsche hat uns bey zehn Operetten geliefert. (Rec. kennt mehrere von ihm.) Er hat Verdienste, (also doch wirklich) aber — Stärke? Wer Gretri ganz kennt, versteht mich, was ich mit Stärke sagen will." Nun wissen wir ja gleich, woran's unserm guten deutschen Hiller fehlt. Ja freylich. Hil-

ler

ler ist nicht Gretri. — Ob ers aber seyn möchte? Ich zweifle.

Schade daß unser Ungenannter nicht auch über die Arie: Ah, Zemire rc. S. 62. ein Urtheil fället. Gern hätten wir die darin liegenden Schönheiten gewußt. — Im Ganzen genommen würde Rec. von Zemire und Azor so urtheilen: Es ist eine Arbeit, worin man hin und wieder manche gute Stelle, auch wohl ganze Arien rc. z. B. S. 45. 49. antrifft, die von dem Talente des Komponisten zeugen; nur sind der Fehler und matten Stellen so viele darin, daß ein deutsches Ohr seine Rechnung wohl schwerlich dabey finden kann. Nun nur noch ein paar Worte von dem Klavierauszuge. Daß Hr. Hiller die Fehler stehen ließ, womit G. das Originalgenie, seine Operette so schlau zu durchweben wußte, wird ihm niemand verdenken, denn er wollte und durfte vielleicht nicht verbessern, sondern nur einen Klavierauszug besorgen. Daher läßt sichs auch wohl erklären, warum er einige Stellen in der Sinfonie, z. B. den Anfang des Allegro S. 3 für das Klavier so unspielbar gelassen hat. Uebrigens ist der Auszug mit aller Treue gemacht, und wird daher denen Musik- und Operettenfreunden, die Zemire und Azor schätzen, sehr erwünscht seyn. Nur glauben wir, daß es den weniger Geübten — und für solche sind die Auszüge doch größtentheils — bequemer seyn würde, wenn die Klavierparthie zunächst über dem Basse, wie S. 60. eine eigene Zeile hätte, oder wenigstens nicht bald in dieser, bald in jener Singstimme herumverstreuet wär, wie S. 49. 56. 57. 58. 59. Daß man dem Spieler diese Erleichterung machen könne, hat Herr H. in seinen eigenen Operetten mit vielem Glücke gezeiget. Wir wiederholen daher, um der Schwachen willen, unsern schon bey Haydes Stabat mater geäußertem Wunsch auch hier, da wir gewiß wissen, daß viele Dilettanten die vorgeschlagene Einrichtung gern sehen würden.

Xw.

b) Bildende Kunst.

George Friedrich Händel's Jugend; dargestellt von Johann Friedrich Reichardt, Königl. Preuß. Capellmeister. Berlin, 1785. 2 B. 8vo.

Neue

Neue Lebensumstände des großen Mannes sucht man hier vergebens. Blos die bisher schon aus mehrern Biographien bekannten merkwürdigsten Vorfälle seiner frühern Jahre werden hier ausführlicher durch die Einkleidung erweitert erzählt. Mit dieser Einkleidung aber ist es bey historischen Umständen eine mißliche Sache; durch die Bemühung, jeden derselben zu schmücken und zu verbrämen, wird nur gar zu leicht die wahre Beschaffenheit derselben verändert und umgestaltet, vollends, wenn dabey, wie hier, eine lebhafte Phantasie sich geschäftig beweist, die dann auch gar leicht den Erzählungston von jener edlen Einfalt, der Gefährtin der Wahrheit, entfernt. Es ist z. B. noch sehr die Frage, ob es bloß Liebe zur Freyheit war, die Händeln abhielt, in das Anerbieten eines italienischen Prinzen, ihn nach Italien mitzunehmen, einzuwilligen. Und nun höre man Hrn. R. darüber deklamiren: „Händel, „voll der heißesten Begierde, nach Italien zu reisen, selbst „voll Liebe für den edlen Prinzen, voll Ehrbegierde sich em„por zu arbeiten, hörte dennoch die Stimme der Freyheit durch „all dies hindurch ertönen, dankte dem Prinzen, blieb in „Hamburg, und arbeitete fort, sein Reisegeld zu verdienen.— „O! daß ich mahlen könnte, wie Angelika Kaufmann, „wie Cipriani und Bartolozzi, um hier den Kampf des lie„benden, sehnsuchtvollen, ehrbegierigen, stolzen Herzens, und „den Sieg der Freyheit zu mahlen, daß jeder Künstler, jeder „Leser diesen edlen Zug in seiner ganzen Schönheit fühlte! „dann würde er auch mit mir die großen Künstlerzüge in den „unsterblichen Werken unsers Händels ganz fühlen.“ — Am Schluß verspricht der Verfasser zuvor noch in England die in Oxford befindliche Sammlung der frühern Händelischen Werke zu studiren, damit das Leben Händels des Mannes mit dem süssen Genuß der reifen Früchte des Jünglings anheben könne. — Ob dies wirklich geschehen sey, davon haben wir keine Nachricht.

Ff.

c) Malerey.

Verzeichniß der Hochfürstlich-Hessischen Gemählde-Sammlung in Cassel. Gedruckt bey Estienne. 1783, 1 Alph. 10 Bogen in 4.

Der

der Herausgeber dieses Verzeichnisses hat seinen Namen, Simon Causid, unter die Vorrede gesetzt, und ertheilt in derselben von der Entstehung und Anordnung dieser Gemähldesammlung einige Nachrichten. Sie wurde von dem Landgrafen Wilhelm VIII. zuerst angelegt, der sich auch als Kunstkenner auszeichnete, und ist von dessen Sohn und Nachfolger, dem unlängst verstorbenen Landgrafen, sehr ansehnlich vermehrt worden, der auch ihren Gebrauch für die von ihm gestiftete Kunstakademie noch gemeinnütziger machte. Bisher hatte man von ihr noch kein Verzeichniß; und die hie und da in verschiedenen Schriften vorkommenden Nachrichten von ihr waren allzu unvollständig und mangelhaft. Die hier gegebene Anzeige von den Gemählden ist nicht kritisch, sondern bloß historisch; man gedenkt aber diesen Entwurf bey einer künftigen ausführlichern Beurtheilung zum Grunde zu legen. Uebrigens ist die Beschreibung der Gemählde, ihrer größern oder geringern Weitläuftigkeit nach, dem verhältnißmäßigen Werthe derselben angemessen. Das Fürstl. Gemähldekabinet im Residenzschlosse hätte dann freylich, seiner Vorzüglichkeit wegen, eine mehr als blosse summarische Beschreibung verdient; es gehört aber eigentlich nicht mit zur Gallerie; und auch davon wird künftig ein besonderes charakteristisch-kritisches Verzeichniß versprochen. Die Ordnung des gegenwärtigen geht der Folge der Zimmer nach, in welchen die Gemählde befindlich sind; eine Vertheilung derselben nach den Schulen der Meister verstattete der Raum des Gebäudes nicht. Zuerst werden hier die Gemählde in der eigentlichen Gallerie, darauf die im herrschaftlichen Palais, die im Akademiehause, und zuletzt die im Residenzschlosse, beschrieben. Das beygefügte Register der im Verzeichniß angegebenen Maler dient zur Uebersicht der Stücke jedes Meisters; und man wird bald bemerken, daß die Gemählde aus der niederländischen Schule die zahlreichsten dieser Sammlung sind. Die Genauigkeit dieses Verzeichnisses, sowohl in der Anzeige der Subjekte als der Meister, kann übrigens nicht anders, als auf der Stelle geprüft werden.

Fk.

Kleines Künstlerlexikon, oder raisonnirendes Verzeichniß der vornehmsten Maler und Kupferstecher. Zum Behufe der Anfänger in der Kunst und

liebhaberey herausgegeben von A. Elwert, Fürstl. Darmstädt. Amtsassessor zu Dornberg. Giessen und Marburg, bey Krieger, 1785. 14 Bogen, 1½ Bogen Vorrede in 8.

Anfängern zum Dienst ein abgekürztes Verzeichniß grosser Künstler zu verfertigen, ist an sich kein unnützer Gedanke. Für sie ist das Füeßlinische allgemeine Künstlerlexicon zu weitläuftig und zu kostbar. Hr. Elwert hat nur die vornehmsten oder berühmtesten Maler und Kupferstecher ausgewählt, und von 40000 dort verzeichneten Künstlern nur 700 alphabetisch aufgeführt. Verschiedene neue jetzt lebende Künstler, die Füeßli nicht hat, oder vielmehr nicht haben konnte, hat er entweder aus Meusels deutschem Künstlerlexicon, oder aus dessen Miscellaneen, zum Theil auch aus eigenthümlicher Kenntniß beygefügt. Bildhauer, Stahl- und Steinschneider, Gieser ꝛc. hat er weggelassen (jedoch mit einigen Ausnahmen; man sehe z. B. den Artikel Unger); Tonkünstler und Schauspieler ohnehin. Von Malern und Bildhauern selbst sind solche weggeblieben, die zwar viele, aber mittelmäßige Werke geliefert haben, die nur in ihrem Wohnort oder Vaterland bekannt sind, deren Ruhm sich nur auf ein einziges gutes Stück gründet, die sich einen Namen erwarben, weil man zu ihrer Zeit keine bessern Künstler hatte; ferner solche, von denen man kein Gemälde mehr sieht, weil sie durch mancherley Schicksale zerstört wurden; auch blosse Bildnißmaler, wenige ausgenommen; blosse Kopisten ohnehin. Musiv- Emaille- und Glasmaler sind zwar genennt: es ist aber doch immer mehr Rücksicht auf Fresko- und Oelmaler genommen, besonders auf die letzten, weil ihre Werke in jedermanns Händen sind, oder kommen können. Sollte er aus Versehen einen würdigen Mann, auf den das alles nicht paßt, übergangen haben; so bittet er um Verzeihung. Er entschuldigt sich auch wegen der unvollkommnen, unbefriedigenden und monotonischen Beschreibungen der Künstlermanieren von 3 oder 4 Zeilen, aus guten Gründen. Oft hat er, nach eigenem Geständniß, sich dabey der Worte Füeßli's und anderer bedient. Möchte er doch dies überall gethan haben! Denn wenn Hr. E. anfängt zu schildern und zu urtheilen; so verfällt er, so wie in seinen andern Schriften und Aufsätzen, in Kraftgeniemäßiges Deklamiren. Man urtheile selbst, nach folgender Probe! „San-

zio (Raphael, geb. zu Urbino 1483. starb zu Rom 1520.)
Wie gerne legt' ich die Feder nieder, da ich endlich hieher gekommen bin, wie gerne sagt' ich alles, was ich auf dem Herzen habe, oder gar nichts! denn es hält zu schwer, in den Schranken des kalten Raisonnements zu bleiben, wenn man über einen Mann spricht, wie dieser ist, der Gegenstand selbst reißt einen zur Begeisterung und zu Deklamationen hin. Verzeiht, wenn ich nicht im Stande bin, dem Tauben eine Idee von Lollis Tönen zu geben, oder Gottes Herrlichkeit mit einer Kohle zu malen, fast ist es Verwegenheit des schwachen, sündigen Menschen von überirrdischen Dingen zu urtheilen, o wie wehe thut es mir, daß ichs hier thun muß!" Nach dieser langwierigen Ziererey hebt er endlich seinen Spruch an, und sagt: „Du siehest, kunstbegieriger, fühlender, unverdorbener junger Mann, in Raphael Urbino einen reinen, hellglänzenden Stern, der mit seinen lichten, weißen Strahlen das dunkle Firmament um sich her erleuchtet, die andern Sterne alle in Dunkelheit hüllt, und ein Gegenstand deiner reinsten Verehrung ist, ohne daß du hoffen darfst, seine himmlische Höhe zu erreichen. Komm, mein Lieber, laß uns ein wenig in dieser feyerlichen, mondenhellten Nacht mit einander herum wandeln, und uns an der Allmacht Gottes erfreuen, die er uns im Menschen erwies. Siehst du dort in jener heiligen Ferne die Verklärung des großen Gottessohnes im Menschen, der in strahlender Herrlichkeit erst seinen Geliebten, und dann nach Jahrhunderten auch Sanzio Urbino erschien, der im getroffensten Konterfei diese Erscheinung den Menschen gab. In prophetischer Trunkenheit, mit dem Gefühle seiner Heiligen, mit der Reinheit der Engel, mit der ganzen Kraft des Menschen ist dieses Bild gemalt. Ha, siehst du in der lieblichen Sommernacht dort die Ueberirrdschen, Unschuldigen, erhabenen Wesen hinschweben, mit dem frommen, sittsamen Blick, mit der heiligen Grazie, die unsere Kniee beugen, und das Auge niederschlagen macht? Das ist Raphaels großes, unerreichbares Werk, das sind die Figuren, die ihn Gott im Traume sehen lies, denn auf der Erde existirten sie nie. Einfalt, welche Werke hast du errichtet! Selbst bey dem großen Werke der Erlösung warst du, uns alles, was Großes geschieht, geschieht durch dich. Raphael war dein Eingeweihter, wenige sahen von ferne deinen ehrwürdigen Altar, wenige mochten deinen reinen Blick ertragen, so mag Sanzio dann der Mittler seyn zwischen dir und uns. Seine Werke übertreffen

treffen alles, was man sich groß, edel, einfältig, überirdisch denken kann. Die Stellungen und Mienen seiner Figuren besitzen eine unbeschreibbare Grazie, seine Zusammensetzungen sind einfach, und sein Kolorit ist zart und rein. Aber laßt uns seine Verdienste nicht mit Kritiken entweihen!" Kennen nun unsere Leser Raphaels Verdienste und Eigenheiten! Wie weit besser hätte unser Deklamator gethan, wenn er auch hier den kalten, aber richtig darstellenden Füeßli abgeschrieben hätte!

Die Auswahl unter der großen Zahl von Künstlern ist wirklich nicht die beste. Wenn man auch alle vorhin angeführten Kautelen, die sich der Verf. bey seiner Auswahl selbst vorgeschrieben hat, in Betrachtung zieht; so sieht man doch nicht ein, warum in diesem Lexikon außer manchen andern folgende Namen fehlen: Martin Altomonte, Bassano, Eisen, Fiorillo, Frank, Lazarini, von Mechel, Schwabeda, Zanetti, Zoffany rc.

Ein wesentlicher Fehler dieses Lexikons besteht darin, daß viele Künstler nicht unter ihrem allgemein, sonder minder bekannten Namen stehen. Kenner wissen wohl, daß Raphaels Geschlechtsname Sanzio hieß: aber der Anfänger und der bloße Liebhaber wird allemal zuerst unter dem Buchstaben R den Artikel Raphael aufsuchen. So auch Lukas Müller unter Cranach; Zampieri unter Dominichino, Pipi unter Julius Romanus, Robusti unter Tintoret, Vecellio unter Titian. Wenigstens hätte Hr. E. die gewöhnlichen Namen alphabetisch mit verzeichnen, und bey jedem auf die richtigern aber weniger gangbaren Namen verweisen sollen.

Der Verf. hat ferner nicht das gehörige Verhältniß beobachtet, bey Anführung der berühmtesten Stücke verschiedener Meister. Bald zu viel, bald zu wenig! So auch in Ansehung der Lebensumstände. Fast alle Artikel sind mager, trocken und dürftig. Kurz, es ist eine übereilte Arbeit, so sehr sie auch der Verf. durch ein vorher ausgestreuetes Avertissement, als nach wohl durchgedachtem Plan vollendet, dem Publikum annehmlich zu machen gesucht hat.

Einige noch lebende Künstler tadelt Hr. E. auch mit [illegible]ter, aber nur in allgemeinen Ausdrücken. Z. B. vom Herrn Daniel Berger sagt er: „Er verbindet mit vielen Verdiensten manche Fehler, wozu vielleicht viel beyträgt, daß er [illegible]

[illegible]

immer nach den besten Originalen arbeitet." Vom Hrn. Geyser: „Seinen meisten Kupferstichen fehlt es an Ausdruck und Kraft." Vom Herrn Wille; „Sein Ruhm gründet sich blos darauf, weil er das Mechanische seiner Kunst so vollkommen inne hat, übrigens aber wird ein geistreich radirtes Blatt von Rembrand, Gludo u. s. w. immer den Preis vor seinen schönsten Kupferstichen erhalten."

Unrichtigkeiten sind nicht ganz vermieden; z. B. Hr. Füger lebt schon seit einigen Jahren nicht mehr in Rom, sondern in Wien, als Direktor der Malerklasse bey der K. K. Akademie der schönen Künste.

Der Vorrede ist eine Erklärung der in dem Buche vorkommenden Kunstwörter beygefügt, größtentheils aus Prangens Schule der Malerey entlehnt, und nicht allemal richtig. Man sehe z. B. das Wort: Gruppe.

Nk.

---

6. Mathematik.

Angabe einer ganz besondern Hängewerksbrücke ꝛc. Von Carl Emanuel Löscher, in Freyberg. Leipzig, bey Crusius, 1784. groß 4to. 41 Seiten und 4 Kupfertafeln ohne die Vorrede.

Der Verfasser sucht eine hölzerne Brücke anzugeben, die 1. bey einer sehr weiten Spannungslinie, ohne Bögen, durch den kürzesten Weg, mit der Wasserfläche gleichlaufend, von einem einigen Pfeiler unterstützt, über einen Fluß gebaut werden kann, wo sonst gewöhnliche, mit Bögen geschlossene Hangewerksbrücken, zweyen oder drey Pfeiler erfodern. 2. Zu der man ungleich weniger und schwächer Holz, als zu den gewöhnlichen braucht, und folglich mindern Aufwand nöthig hat. 3. Welche dennoch die größten Lasten sicher trägt, und 4. vor dem Wegreißen, bey den größten Eißfahrten sicher ist.

Die an sich genaue Beobachtung des sogenannten absoluten Zusammenhangs des Holzes; die gewaltigen Lasten, welche ein einiges, kurz oder langes Gestänge, von sehr geringer

Stärke, ohne weitere Unterstützung, sobald die Last blos der Länge nach die Fasern des Holzes anspannt, tragen kann, ohne zu reißen; der ungleich geringere Widerstand eben so dick und langer Säulen oder Streben, ließen den Verfasser schließen: daß er, durch ein umgekehrtes Sprengwerk, und verzahntes Gestänge, (wobey die Verzahnung freylich noch ungleich vortheilhafter eingerichtet werden konnte) die von Ihm als Brückenruthen und Hängestreben benützt, auch letztere vorzüglich nahe an den Wellen oder sogenannten Trägern angehängt werden, seine Absicht wohl erreichen dürfte. Ohne Zeichnung ist keine deutliche Beschreibung dieser Brücke möglich, und selbst die Verweisung des Texts auf die Kupfertafeln konnte bestimmter seyn. Also nur über die Hauptfrage: Wird bey seiner Erfindung, die Hängestrebe, wirklich eben so viel oder noch stärkern Widerstand leisten, als die stehende Strebe? Denn, wenn dies richtig ist, so braucht man weniger Holz, kann beynahe parallel mit dem Wasser, mit keinem, höchstens nur ein oder zweyen Pfeilern bauen, und also der Eisgefahr möglich vorbeugen.

Freylich fand der Verfasser, daß sein $\frac{1}{8}$ Zoll dickes Modell eines Trägers, ohne zu brechen, 61 Pfund trug, und berechnete daraus die Last, für den im Großen vorgeschlagenen 10 Zoll dicken Träger $390260\frac{2}{3}$ Pfunde, aber etwas mühsam. Denn, da sich die Seite des großen Trägers zur Seite des Verjüngten, wie 80 zu 1 also der absolute Widerstand wie die Oberfläche des Bruchs, folglich hier, wie 1 zu 80^2 verhält, so hätte sich hieraus, ohne vielen Aufwand $80^2 \times 61 = 390400$ finden lassen. Allein er vergißt zu untersuchen: wie schwer das eigene Gewicht seiner Brücke seyn, wie viel mehrere Träger vereint tragen werden, wie groß die fremde darüber zu führende Last noch seyn dürfe — bringt die Geschwindigkeit nicht in Anschlag, welcher die Hängestreben, doch auch hinreichend widerstehen müßten, die mit der Entfernung von der Widerlagsmauer wächst, und also, bey der längsten Hängestrebe, gewiß keine Kleinigkeit ist. Der geringste Fehler in der Verzahnung, Beschaffenheit des Holzes, Aeste; hiedurch leicht mögliches Ausreißen der Nägel in den Löchern, der Länge nach, ungleiche Stärke der Holzfasern, ihr verschiedener Wuchs und Richtungen — dies Alles kann das Bersten der Hängestrebe veranlassen, da es oft, bey der Stütze, ohne Nachtheil bleiben würde. Seine angebrachten

eisernen

eisernen Ringe und Schrauben werden zwar die Gefahr in etwas, aber auch gewiß die Kostenersparung beträchtlich verringern. Und unter diesen Umständen wird er schwerlich dafür bürgen können, daß der, an seiner, eine hölzerne Kette vorstellenden Brücke, ziehenden Last (da sie sonst auf andere gewöhnliche Brücken drückt) alle und jede Fasern, seiner angebrachten Hängestreben, gleichförmig, gerade zu widerstehen werden. Im §. 69. muß ein kleiner Verstoß berichtigt werden. Denn wer einen Stab so auf einen Ruhepunkt legt, daß er mit dem einen Ende nur ein wenig über den Ruhepunkt vorragt; und an diesen kurzen Arm, ein der Schwere des ganzen Stabs gleiches Gewicht anhängt, wird finden: daß der lange Arm wirklich sinkt. Hingegen ist §. 54. eine sehr gute Bemerkung wegen der Jahre des Holzes angebracht, und überhaupt die Erfindung so beschaffen, daß sie, wahrscheinlich, zu guten brauchbaren Veränderungen, beym Brückenbau, Anlaß geben wird, welche selbst dem Verf. dieser Abhandlung Ehre bringen müßten.

Br.

Déscription de nouveaux Microscopes, inventés par Mr. *Aepinus*, Conseiller d'Etat actuel au College des affaires étrangeres — gr. 8vo. 12 Seiten.

Herr Etatsrath Aepinus hat den glücklichen Gedanken, statt unserer bisherigen Mikroskope mit sehr kleinen Linsen, kurze achromatische Fernröhre mit zusammengesetzten Objectivgläsern zu diesem Zwecke einzurichten. Jeder Tubus mit lauter convexen Gläsern müßte sich zwar dazu brauchen lassen, denn je näher man den Gegenstand an den Brennpunkt des Objectivglases bringt, desto vergrößerter malt es das Bild des Gegenstandes, desto mehr aber müssen die Okulargläser vom Objektive entfernt werden. Aber nicht einmal zu gedenken, daß bey der mäßigen Oeffnung, die unsere gemeinen Objectivgläser leiden, wenn sie keine Farben machen sollen, das Bild zu wenig Licht haben würde, und daß, wenn die Vergrößerung nicht wieder verloren gehen sollte, nur ein unendlich kleines Feld damit übersehen werden könnte: so würde selbst schon die ungeheure Länge des Werkzeugs den Gebrauch beynahe un-

 mög-

möglich machen. Ganz anders verhält es sich mit den zusammengesetzten Objectivgläsern achromatischer Fernröhre. Diese verstatten bey aller Kürze eine ansehnliche Vergrößerung vermittelst der Okulargläser, und eine weit größere Oeffnung in der Bedeckung des Objectivglases. Der Hr. E. R. nahm ein solches Objectivglas von 7 Zollen, das eine Oeffnung von einem Zoll im Durchmesser hatte, den Durchmesser der Gegenstände 60 bis 70mal vergrößerte, und dabey doch nur in der Zusammensetzung mit den Okulargläsern eine Länge von drey Fußen hatte: freylich schon eine gewaltig lange Maschine im Vergleiche mit unsern bisherigen; aber der Effekt davon war so schön, daß man diese kleine Unbequemlichkeit gewiß nicht achten wird, wenn man die Vorzüge bedenkt, welche es vor den bisherigen hat. Weil der Gegenstand so weit von dem Objectivglase ist: so kann er durch das Tageslicht, oder durch das Licht eines Wachsstocks hinlänglich so stark erleuchtet werden, daß von der dem Auge zugekehrten Oberfläche Stralen aus allen Erhöhungen und Vertiefungen in das Glas fallen, wodurch nothwendig eine weit vollkommnere Vorstellung des Gegenstandes entstehen muß, als solche durch unsere bisherige Einrichtung zu bewirken war. Denn, wenn man hier eine beträchtliche Vergrößerung verlangt: so liegt die Objectivlinse dicht auf dem Gegenstande, und man kann alsdenn kein reflectirtes Licht von der Oberfläche bekommen, sondern nur ein grades; also bey undurchsichtigen Gegenständen nur die Silhouette, bey durchsichtigen aber eine höchst verworrene Vorstellung von der Vorder- und Hinterfläche des Gegenstandes so wohl, als von dessen innern Theilen, wobey noch dazu Regenbogenfarben entstehen müssen. Außerdem übersieht man zu wenig und mit zu wenigem Lichte wegen der ungemein kleinen Oeffnung, und bey entferntern Gegenständen kann man es gar nicht brauchen. Alles dieses hat dem Hrn. E. R. so wenig gefallen, daß er schon seit mehr als 20 Jahren auf eine Verbesserung des Mikroskops dachte; keine aber so bequem gefunden, als die erst erwähnte. Er hielt die Entdeckung für so wichtig, daß er, ohne erst eine vollständige Theorie zu entwerfen, wozu ihm andere Geschäfte zu wenig Zeit ließen, dieselbe sogleich noch im Sommer 1784. bekannt machte, und zwar

1) den $\frac{14}{25}$ April in einem Briefe an die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, worin er eine ausführlichere

Abhand-

Abhandlung über dies achromatische, auch als Sonnenmikroskop eingerichtete Mikroskop verspricht.

a) Den 14/25 Jun. in einem Briefe an den Hrn. Etatsrath, Baron von Asch, worin er vorläufig die Einrichtung seines Mikroskops beschreibt, um Gelehrte und Künstler sogleich damit zu beschäftigen, weil wir von ihm aus Mangel an Zeit und tüchtigen Künstlern wohl nicht sobald die völlige Bearbeitung dieses Gegenstandes zu erwarten haben. Aber so fehlt es doch der Akademie nicht an Männern, die dieses können? Wir machen uns gewiß die Hoffnung, daß die Akademie eine so interessante Abhandlung, daraus sie schon vorher einmal auf des Hrn. E. R. Aepinus Angabe eine Preisaufgabe gemacht, die aber nicht so beantwortet ist, als er es wünschte, ihren eigenen Schriften vorbehalten, und deshalb uns bald liefern wird. Das vorhin angegebene Maaß des Objectivs von 7 Zollen, und die Länge der Röhren von 3 bis 4 Fuß thaten unter allen versuchten Verbindungen noch die beste Wirkung. Doch wünscht er, daß Gelehrte und Künstler selbst Hand anlegen, und zur Vervollkommnung dieses Werkzeuges ihm behülflich seyn mögen.

b) In einem Aufsatz vom 10/21sten Aug. 1784. werden die Vortheile dieses Mikroskops vor den bisherigen kurz angezeigt. Wir sind sehr davon überzeugt; weil aber die Verfertigung solcher zusammengesetzten Objectivgläser theils wegen des Flint- und Crownglases, das außer England nicht so leicht zu haben ist, theils wegen der außerordentlichen Genauigkeit, die bey den Schaalen selbst und im Schleifen muß beobachtet werden, mit ungemein vielen Schwierigkeiten verbunden ist: so fürchten wir doch, daß, wenn der Hr. Etatsrath mit seiner Theorie und wirklichen Anwendung so lange zurückbleiben wird, bis dieses geschieht, wir sie wenigstens in Deutschland nicht so bald werden bekommen können.

Ps.

---

7. Romane.

Karl und Sophie, eine Jugendgeschichte. Regensburg, bey Montag, 1784. 11 Bog. 8vo.

Die Todten soll man nicht in ihrer Ruhe stören; wir wollen also von dieser Geschichte nur blos anzeigen, daß sie ihr kränkliches Leben nicht von einer Messe zur andern gebracht hat.

Qb.

Reinbergs Liebesgeschichte, in Originalbriefen, kein Roman. Leipzig, in der Schönfeldischen Buchhandlung, 1784. 224 S. in 8vo.

Eine armselige Komposition, die kein Schüler zu lesen aushält. Der pinselhafte Briefstyl, der durchgehends herrscht, machet es unerträglich, sich durch diesen Roman durchzuarbeiten.

Laura di Sola, eine spanische Geschichte in Briefen, durch mündliche Tradition überbracht, und originel ausgearbeitet vom Verfasser der Geschichte der Familie Frank, in drey Theilen. Hamburg, bey Hoffmann, 1782 und 83. zusammen 59 Bogen in 8.

Der Angabe auf dem Titel nach wär also Hr. D. Albrecht, der Verfasser von manchem Dutzend deutscher Romanen von allerley Caliber, es auch von diesem, der bey weiten einer der besten ist, die aus seiner fruchtbaren Feder geflossen sind. Denn obgleich der Kenner die feinern charakteristischen Nationalzüge, die eigentliche Laune und das Kostum Charaktere zu bilden, zu behandeln, welche sich in ursprünglichen spanischen Romanen veroffenbaren, hier vermißt, und leichtlich eine ausländische Nachbildung spanischer Sittlichkeit, Handlungs- und Denkungsart ohne Originalität vermuthen würde; wenn der Titel des Buchs auch nichts davon sagte: so hat doch im Allgemeinen, der Verf. den Nationalcharakter zu beobachten gesucht, und die Geschichte so spanisch gemacht, als ihm möglich gewesen ist. Daher ein eifersüchtiger Liebhaber, eine ahnenstolze Familie, ein ränkevoller heuchlerischer Prälat, der sich des hierarchischen Despotismus zu Erreichung seiner boshaften

haften Absichten meisterlich zu bedienen weiß u. s. w. Was der Verf. mit dem zweydeutigen Ausdruck: originel ausgearbeitet, sagen will, verstehen wir eigentlich nicht, vermuthlich soll es doch wohl nicht so viel heißen: so gut als ein spanisches Original ausgearbeitet, sondern nur anzeigen, daß Erfindung, Anlage und Bearbeituug dem Verf. allein angehören. So spanisch oder nicht spanisch die Geschichte seyn mag, so hat sie doch ein gewisses Interesse, welches den Leser auf den Ausgang desselben begierig macht, und ihn im Athem erhält, und dadurch unterscheidet sie sich schon vortheilhaft von den gewöhnlichen Alltagsromanen, deren Verf. auf Interesse der Handlung jetzt gar nicht mehr zu calculiren scheinen. So viel Recensentem bekannt ist, hat um deswillen auch die Lesewelt das Buch nicht verschmähet, sondern allenthalten günstig aufgenommen. Die Briefe, worin es größtentheils abgefaßt ist, sind in natürlichem Ton, ganz historischen Inhalts, ohne auf Witz und Laune Anspruch zu machen, nur daß sie hier und da zu wortreich und geschwätzig sind. Aber der preziöse Styl, der von dem Riccoboni eingerückten Episode, sticht gegen das Uebrige seltsam ab, da insonderheit dieser unnatürliche Ton die schlichte, geradsinnige Laura gar nicht kleidet. Z. B. ziehen wir daraus nur folgende Stelle an, auf der 276 S. im zweyten Theil, die uns eben in die Augen fällt. „Riccoboni, erzählt Laura, hatte vierzehnmal das Ende des Kraises erlebt, den unser Planet, in wunderbarer Bewegung, um die Sonne schlägt, und sechszehnmal hatte Nazaré sich der Erneuerung des Sonnentages erfreuet. — Beyde liebten noch nicht, noch war nichts als Freundschaft in ihrer Seele. Aber dies war die Zusammenkunft, wo diese mächtige Beherrscherin des ganzen menschlichen Geschlechts, den Faden, der zwischen ihr und der Freundschaft gezogen war, durchschnitt, und die Umarmung, die erst beyden so süß war, war der erste Schritt ins Reich der Liebe.“ Wenn das ganze Buch in dem Tone geschrieben wär, wer würde es aushalten können?

Kakerlak, oder Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem vorigen Jahrhunderte. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung, 1784. 205 Seiten in 8vo.

Bey Durchblätterung dieses Zauber- und Hexenmärchens, aus Hrn. Wezels bekannten fruchtbaren Einbildungskraft entsprossen, ist Recensenten mehr als einmal der lehrreiche Spruch eingefallen: sit modus in rebus, sunt certi denique fines. So geschmeidig und nachsichtig die heutige Leserwelt ist, alles für gut aufzunehmen, was ihr nur mit irgend einem Anschein von Witz und Laune von den Skribenten aufgetischt wird: so billig sollten die letztern auch ihrer Seits gegen das Publikum seyn, diese Gefälligkeit nicht mißbrauchen, unverdauliche Ingredienzien nicht durch die Würzbüchse genießbar machen, und den Geschmack betrügen wollen: denn durch diese Künsteleyen läßt sich der Ueberdruß, den der feine Züngler gar bald empfindet, doch nicht wegkünsteln. Es ist ein falscher Wahn, bey einem Mährchen gelte der Grundsatz: je bunter und krauser, je besser. So frey und ungebunden der Gang der Phantasie hier zu seyn pfleget, so muß doch immer ein Unterschied seyn zwischen den Träumen eines Kranken und einer poetischen Fiction, und wenn sich auch hier keine gewissen Regeln vorschreiben lassen, so ist der Probierstein des Gefühls, wenn er zu Rathe gezogen wird, schon hinreichend zur Prüfung, was von den Geschöpfen der Einbildungskraft unter die wilden Auswüchse gehöret, oder was sich zu einem schicklichen Gebrauch nützen läßt. Und da dünkt uns, daß das innere Gefühl solche Dichtungen, die nichts zum Interesse der Hauptsache beytragen, sie mögen so seltsam und schnakisch seyn, als sie nur wollen, immer verwerfen werde. Schwerlich würde aus diesem Gewirr von Zaubereyen, die ohne einiges Interesse hier zusammengestellt sind, jemand die Grundidee des Verfassers, was er eigentlich damit haben will, herauszufinden im Stande seyn, wenn er nicht den Lesern hülfliche Hand böte, und in der Vorrede sie auf die Spur brächte. Er will lehren, daß ein weiser Mann sein Glück und seine Zufriedenheit nur in sich selbst, nicht aber außer sich, am wenigsten in dem sinnlichen Vergnügen zu suchen habe. Ob zu Ausführung dieser philosophischen Lehre ein Hexenmährchen der schicklichste und bequemste Weg sey, das mögen die Leser beurtheilen. Er dichtet einen Philosophen, Kakerlak genannt, der aber mit den Kakerlaken in Asien, die man in Afrika Albinos, oder französisch Negres blancs nennt, nichts gemein hat. Der deutsche Kakerlak, ein Rosenkreuzer, sucht den moralischen Stein der Weisen, die Glückseligkeit, vermuthet, daß ein glänzender

Stand

Stand wohl dazu führen müsse, und daß die Sinnen viel eher dazu verhelfen würden, als der Geist, mit dem sein Versuch nicht gut abgelaufen war. Da es aber nicht wohl möglich ist, seine Vergnügungen so oft abzuändern, daß der Ueberdruß sie nicht endlich langweilig machen sollte, so ergreift er das natürlichste Mittel von der Welt, und wendet sich an die Hexen. Eine die eben damals aus dem Hexenstaate verbannt war, gewährte ihm seinen Wunsch, führte ihn durch ein ganzes Labyrinth von Zaubereyen, zu Vergnügen von Vergnügen, und nachdem er sie alle genossen hat, verlangt er wieder in seine philosophische Ruhe zurückzukehren, und sein Glück in sich selbst zu suchen. Wenn diese Skizze, die größtentheils aus der Vorrede entlehnt ist, in der Ausführung nicht dergestalt überpinselt wäre, daß alle Grundzüge derselben aus den Augen verschwänden, so hätte das Mährchen für die Leser einiges Interesse gewinnen können; aber die mancherley Schnaken und Schnurren in Prosa und Versen, welche letztern vor sich betrachtet, nicht ohne poetisches Verdienst sind, und damit der Verf. die Erzählung herauszuputzen vermeint, gleichen den überflüßigen Verzierungen, womit ein wüster gothischer Bau überladen ist, und welche eher das Auge ermüden, als ergötzen.

Brittische Liebschaften, oder kurzweilige, doch wahrhafte Historie, von den Liebeshändeln englischer Könige, Herzoge, Grafen, Ritter und Kaufleute. Berlin, 1783. 264 Seiten. Zweyter Theil. 1784. 248 Seiten. Dritter Theil. 1785. 232 Seiten. 8.

Brittische Buhlschaften, das wäre der eigentliche Titel, der dem Buche geziemte, welches die chronique scandaleuse von ganz Großbrittannien und Irland, aus verschiedenen Jahrhunderten in sich faßt, wenigstens berühmte Namen satt und genug zum Aushängeschild ausstellt, deren Besitzer sich auch wohl in dem Moorgefilde unreiner Liebe wacker mögen herumgetummelt haben, obgleich die meisten der ihnen hier attribuirten Liebeshändel, wenig Authenticität zu haben scheinen. Alle diese Erzählungen drehen sich um den einzigen Punkt sinnlicher Sättigung, und haben kein anderes Interesse, als die

Befriedigung dieser noblen Passion, daher erregen sie bald Ueberdruß. Der Verf. oder Herausgeber dieser Erzählungen hat indessen nicht ermangelt, sie so wenig anstößig als möglich zu machen, und die schlüpfrigen Stellen mit etwas fader Laune zu übertünchen. Damit sie auch gewissermassen zum Sittenspiegel dienen möchten, läßt er es immer mit den Opfern der Verführung ein trauriges Ende nehmen: die königlichen, herzoglichen, gräflichen Liebschaften sterben und verderben hinter Hecken und Zäunen, oder verhungern und verfaulen in Feldgräben und auf den Landstrassen, da die Verführer selbst größtentheils frey ausgehen. Woraus dann so viel erhellet, angenommen, daß es mit den Geschichten selbst nach allen angeführten Umständen, seine gute Richtigkeit hätte, daß die poetische Gerechtigkeit in der wirklichen Welt oft einen ganz andern Gang zu nehmen pflege, als in der idealischen.

Lottchens Reisen ins Zuchthaus. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung. Drey Theile, zusammen drey Alphabet und noch darüber, in 8.

Dieser an sich triviale, noch überdies in einem schleppenden nachläßigen Styl geschriebene Roman, dessen wahrer Gehalt in dieser Bibliothek bereits ist gewürdert worden, tritt hier recht stutzermäßig herausgeputzt, und mit sechs etwas verzeichneten, doch ganz fleißig gearbeiteten Kupfern nochmals hervor, zum Beweis, daß Mittelgut oder wohl gar Ausschuß, in dem Fache der unterhaltenden Lektüre noch immer die Marktwaare bleibt, die den häufigsten Abgang findet. Für die Leser dieser Bibliothek dürfte das Buch wohl schwerlich genießbar werden, daher ist es bey seiner ersten Erscheinung kurz angezeigt worden, und wir begnügen uns auch diesmal seine erneute Existenz nur zu bemerken. Es giebt aber ein Publikum, das keine Bibliothek liest, welches sich, ohne Zweifel, an dem ergötzenden Anblick dieser Lieblingslectüre herzlich weiden, und den Verleger für die, zum Vergnügen der Leser aufgewendeten Kosten, dankbar entschädigen wird. Eine Bemerkung können wir nicht zurückhalten, die darinne besteht, daß nicht leicht ein Skribent wird gefunden werden, der vor seinen Lesern so mit Recensentenlobe zu paradiren weiß, als der Verfasser. Er

versichert, daß er die sanften Erinnerungen dieser Herren gern lese, daß sie größtentheils günstig für ihn ausgefallen, wer kann, setzt er schlau hinzu, alle Recensionen lesen? daß er sie möglichst genutzt, und gleich den ersten Theil mit vier Originalbriefen vermehret habe. Das müssen gewissenlose Recensenten gewesen seyn, die dem Verfasser noch zur Vermehrung seines Geschreibsels gerathen haben. Abzapfen hätte er sollen den aufgedunsenen hydropischen Roman, nicht noch mehr unnütze Fluida hineinfüllen.

Begebenheiten und Abentheuer des Junker Hans von Hansburg, auf Hanshausen, eine deutsche Originalgeschichte, nach der Natur. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. Zwey Theile, zusammen 66 Bogen, in 8.

Vom Fest der ersten Hosen, bis zur Vermählungsfeier, reicht die Erzählung der Begebenheiten und Abentheuer des Helden dieser Geschichte. Natürlicher weise nehmen also Kinderscenen, die seit einiger Zeit das Lieblingsfach der Romanschreiber, und ein unentbehrliches Ingrediens ihrer Produkte worden sind, den größten Theil des ersten Bandes ein. Die hier angeführten sind mehr drolligen als pädagogischen Gehalts, und in so fern ganz schnurrig zu lesen; auch ist der Verfasser seines Versprechens eingedenk gewesen, sie nach der Natur zu kopieren: er läßt Kinder Kinder seyn, und kindisch thun und handeln. Nur bedenken die Skribenten für die Modelektüre gar nicht, daß die unendlichen Kindereyen, die sie alphabetweise auskramen, bey aller Bemühung, sie durch komische Einfälle und Schwänke aufzustutzen, doch endlich den Lesern eine sehr schlechte Unterhaltung gewähren müssen. Der Verfasser hat in Wahrheit keine Gelegenheit vorbey gelassen, dadurch Terrein zu gewinnen, und wer ihm beymässe, daß er das Papier geschonet hätte, thät ihm weh und Unrecht. Aus dem väterlichen Hause führt der Verf. seinen Junker auf die Akademie, und läßt ihn da die ganze Studentenchevalerie durchgehen, und das Burschen point d'honneur sorgfältig behaupten. Er setzt ihm einen alten Renommisten, der dem Vater schon während seiner akademischen Laufbahn, durch seine Bravour wichtige Dienste geleistet hat, als Hofmeister

an

an die Seite. Aber der Eleve ist störrisch, gute Zucht und Lehre anzunehmen, läuft als ein Wildfang davon, und irrt eine Zeitlang umher, bis er in Frankfurt wieder zum Vorschein kömmt, dort durch die Hand der Liebe aus seinen Verwirrungen gezogen, mit seiner Familie ausgesöhnt, und ein glücklicher Landjunker wird. Nach dem angeblichen Plane des Verfassers soll sein Held nicht besser und nicht schlechter seyn, als er aus den Händen der Natur gekommen ist; aber die gute Mutter Natur muß sich hier eine Menge dummer Streiche ihres Zöglings aufbürden lassen, an welchen sie fürwahr keine Schuld hat. Was ihr mit Recht zugeeignet werden kann, ist weiter nichts als dieses, daß sie den Junker mit frühzeitigen Talenten für die Propagation dotiret hat; daß er aber Unbefangenheit seines Herzens, die Gespielin seiner Jugend im väterlichen Hause befruchtet, ihr Ersatz der verlornen Ehe durch eine zukünftige Heyrath verspricht, ihr untreu wird, und bey einer akademischen Liebschaft die nämliche Rolle spielt, auch diese vergißt, und sich mit einer dritten einläßt, welche er nachgehends heyrathet, das ist ja kein Instinkt der Natur, sondern ein sittlicher Fehler, nämlich Leichtsinn und Lüderlichkeit. Diese Grundzüge des Inhalts lassen eben keine tröstliche Nutzanwendung des Buchs für die Jugend vermuthen. Kann wohl das, was der Jüngling hier liest, ihm andere Lehre und Unterweisung geben, als diese, daß bey der Befriedigung aller Naturtriebe, denn damit pflegt man doch den Keim des Lasters gar zu oft zu beschönigen, ein unverdorbenes Herz dennoch Statt finden könne, welches alle jugendlichen Ausschweifungen verzeihbar mache? Obgleich nach dem Glauben des Recensenten, bey der gegenwärtigen flüchtigen Methode Modeschriftsteller zu lesen, kein Roman so leicht auf die Leser einen bleibenden Eindruck macht, indem diese in Wahrheit nicht mehr zu den wiederkäuenden Thieren gehören: so ist doch gewiß der Fall auszunehmen, wo leichtsinnige Grundsätze mit der Neigung und der Denkungsart einer gewissen Klasse von Lesern zusammentreffen. Denn wenn Jugendsünden zu nachsichtig behandelt, als kleine Verirrungen entschuldiget, und als unschädlich vorgestellet werden, so wird der Ausgelassenheit und Frechheit damit Thor und Thür aufgethan.

Der Vormund, oder die Geschichte der Familie Winzer. Berlin und Leipzig, bey Decker, 1783. 204 S. 8.

Der

Einen unnatürlichen Charakter, das heißt, der aus der heterogensten Mischung von Eigenschaften bestehet, einzuführen, und ihm gehörige Evidenz zu geben, daß er dem Leser glaubhaft, und folglich interessant wird, ist keine so leichte Sache, als die gewöhnlichen Skribenten denken, die nicht wissen, wie sie das Laster scheußlich und schwarz genug abmalen sollen, ohne zu erwägen, daß eine solche Karrikatur allen Effekt verliert. Einen Beweis hiervon liefert diese Geschichte, der hier aufgestellte Hauptcharakter, ist ein gewisser Baron Winzer, ein Mann, der nicht nur mit vielen Menschen den Fehler gemein hat, daß er in der Wurzel nichts taugt; sondern auch gegen alle Glaubwürdigkeit, alle nur erdenkliche Bosheiten ausübt, um sich und seine Familie unglücklich zu machen. Er führt die Vormundschaft über zwey reiche Mündel, aus Eigennutz sucht er das Vermögen derselben auf seine Familie zu bringen, bestimmt das Fräulein seinem jüngern Sohn zur Braut; diese liebt aber den ältern Bruder, welchen der Vater ohne Ursache haßt. Um desto gewisser sich des ganzen Vermögens zu sichern, überfällt er den Bruder des Fräuleins in einem Walde, und erschießt ihn meuchelmörderisch an ihrer Seite, mißt hernach seinem ältesten Sohne den Mord bey, um ihn gleichfalls aus dem Wege zuräumen. Der jüngere Sohn aber, zu dessen Behuf der Vater alle diese Lasterthaten begangen hat, begehrt das Fräulein gar nicht zur Gemahlin, weil er schon eine andere liebt, darüber entbrennt der väterliche Zorn auch gegen diesen, und stehet ihm gleichfalls nach dem Leben, will ihn mit der Kugelbüchse niederschießen, er rettet sich aber mit der Flucht, und der alte Wüterich bricht um der poetischen Gerechtigkeit willen, im Nachsetzen den Hals. Welche unbändige Dichtung! Das Uebrige der Geschichte gehet einen ganz natürlichen, und in der Romanenwelt gemeinen Gang, und hält den Leser für die verkrüpelte Zeichnung des unnatürlichen Vaters in etwas schadlos.

Carl Biderfeld, eine Geschichte von ihm selbst beschrieben, aber nur für eine gewisse Gattung von Lesern. Erster Theil. Frankfurt, bey Garben. 1783. 373 Seiten in 8.

Nach

Nach der Grundlage dieser Geschichte zu urtheilen, ist die Absicht des Verf. solider, als sie bey Romanen gewöhnlich zu seyn pfleget. Es ist ihm nicht so sehr um die Unterhaltung der Leser, als darum zu thun, den gewöhnlichen Gang der Dinge im bürgerlichen Leben getreu und ungeschminkt darzustellen. In der Person eines Geschäftsmannes, mittlern Standes, der sich in Ruhe gesetzt, und nun Zeit und Gelegenheit hat, die Vorfälle seines Lebens bey philosophischer Muße zu überdenken, und hier sein eigener Biograph ist, schildert der Verf. die gewöhnlichen Scenen des bürgerlichen Lebens, um seine Meynung, über die heutige Lebenspraktik, freymüthig herauszusagen. Dieser erste Theil der Geschichte ist ganz pädagogischen Inhalts, und begreift gleichsam die Uebersicht der Anstalten, einen Jüngling zu seiner zukünftigen Bestimmung vorzubereiten und zu bilden. Der Verf. schildert hier den dreyfachen Weg, welchen unsere heutige Erziehungsmethode einschlägt, die häusliche Erziehung, die in öffentlichen Schulen und die philanthropinische, und unterläßt nicht, so wohl das Gute, als auch die Mängel einer jeden dieser Erziehungsarten, in das gehörige Licht zu stellen. Zuerst werden die Hauslehrer, so wie sie gewöhnlich zu seyn pflegen, nach ihren Sitten, Charakter, Verhalten, methodischer und unmethodischer Lehrart, sehr wahr und nach dem Leben gezeichnet. Hierauf kömmt die Reihe an die öffentlichen Schullehrer, die hier aufgestellten sind insgesammt abgeschmackte Pedanten. Weil aber der Verf. sich demungeachtet für den öffentlichen Schulunterricht erkläret, so fehlt es ihm nicht an einem Manne, den er ganz nach seinem Ideal bildet, und der als ein Phönix unter den Schulmännern erscheinet, das ist der Rector Clausberg, der die Erziehung des jungen Biberfelds vollendet. Den philanthropischen Instituten ist der Verf. am wenigsten gewogen, er beschreibt eine Edukationsanstalt zu Junkerhausen, die von einem Prediger aus ökonomischen Absichten unternommen wird, der sich mit einigen herum irrenden Glücksrittern vereiniget. Anfangs hat die Sache, um der Neuheit willen, guten Fortgang; in der Folge aber nimmt sie ein solches Ende, wie mehrere dieser Institute in unsern pädagogischen Zeiten gehabt haben: der große Plan scheitert, und die ganze Anstalt schmelzt in eine Kartoffelakademie zusammen, nachdem der gute Pfarrer sich entschließen muß, um sein Erziehungshaus doch nicht ganz eingehen zu lassen, für das Kostgeld weniger

[illegible]

unbemittelter Eleven, allerley Viktualien, als Schweine, Mehl, Bohnen, Kartoffeln und dergleichen anzunehmen. Aus der ganzen übrigen Beschreibung dieser Anstalt scheint deutlich hervor, daß der Verf. in den Philanthropinen viel Gaukeley, Täuschung und spielende Tändeleyen, aber wenig nützliches und ersprießliches für die Jugend zu finden glaubt. Das ist das Wesentliche aus dem ersten Theile dieser Geschichte, die sich in der Fortsetzung wohl über wichtigere Auftritte des bürgerlichen Lebens verbreiten wird. Die weitschweifige Einkleidung in eine unbedeutende Jugendgeschichte möchte wohl nicht jeder Gattung von Lesern behagen, da das Publikum ziemlich der faden Erzählungen, von Kinderpossen und Jugendstreichen, die in pädagogischen Romanen zu oft und einförmig ausgekramt werden, längst überdrüßig ist. So scheinet z. B. die Flegeley des kleinen Christians, eines Sohnes des Oberconsistorialrath Fischers, bey einem Gastmahl, nur mit Veränderung der Namen und Personen, ganz dem Spitzbart nacherzählt zu seyn. Die nachläßige Schreibart, wodurch der Vortrag gar sehr erschlafft wird, dürfte auch wohl wenig dazu beytragen, dem Buche viele Leser zu gewinnen.

Des zweyten Theiles ist in des LXIII. B. 2tem Stücke dieser Bibliothek von einem andern Recensenten, wie uns eben in die Augen fällt, schon Erwähnung gethan.

Oz.

Liebschaften König August I. von Polen. Berlin, 1784. 344 S. 8.

Pölnitzens Saxe galante in einer neuen Verdeutschung, nach des Verf. Ausdruck, welcher dafür hält, daß in diesem Buche tausendmal mehr Unterhaltung, Welt- und Menschenkenntniß, guter Ton, Feinheit und Interesse liege, als in allen deutschen Romanen von Siegwart an, bis auf den, der zur nächsten Messe reisen werde. Eine seltsame Skale! Aber das alles zugegeben: so ist doch dieses Buch gewiß nicht das unschuldigste Surrogat, das für den Romanen-Schnak den Lesern in die Hände gegeben wird: denn bekanntlich enthält es viele schlüpfrige Stellen, welche verursachten, daß Väter und Lehrer es in der sittsamern Hälfte unsers Jahrhunderts, sorgfältig vor den Augen der Jugend verbargen. Die Ueber-

setzung

setzung ist etwas leidlicher als die alte, aber es
wohl nicht an einer Menge Nachläßigkeiten un
hauptsächlich vorn herein, wodurch sie sich eben
sten empfiehlt. Wir führen nur ein Paar l
Probe an. Ist es nicht offenbar Sprachverd
der Dollmetscher auf der 16 S. übersetzt: mein
alle in ihn verlohren, anstatt verliebt? Sch
Ausdruck dem Uebersetzer zu platt, so hätte e
Redensart leicht mit einer andern umtauschen
ner: ich will den Tod haben, für: ich will d
und a. d. 56 S. helfen sie mir ihm die honneur
ben, womit mich sein Vater überhäuft hat.
und unrichtig zugleich, einmal müßte hier der b
stehen, wer spricht wohl: hilf mir zu beten ode
Man sagt: hilf mir beten, hilf mir arbeiten; l
der Gallicismus so pedantisch vornehm, daß e
weh dabey wird. Aber der Uebersetzer schein
diese Solöcismen beybehalten zu haben, um auc
galanterie des ehemaligen galanten Sachsens n

---

8. Weltweisheit.

Vergleichung der griechischen Philosop
neuern, ein Versuch und eine Probe
von Friedrich Büsching. Berlin,
und Spener, 1785. in 8. 96 Seit

Als das Resultat seiner Untersuchungen über di
Geschichte, mithin auch des gegenwärtigen Versu
Verf. vor, er sey durch das Lesen der philosop
der Griechen überzeugt worden, daß das Verdie
Philosophen mehr in der genauen Bestimmun
und vollständigern Entwickelung, guten Erläuteru
lichen Bestätigung der philosophischen Wahrheite
selben Erfindung; mehr in der Anwendung de
des Evangeliums, und des weit vollkommene

setzung ist etwas leidlicher als die alte, aber es fehlt ihr gleichwohl nicht an einer Menge Nachläßigkeiten und Gallicismen, hauptsächlich vorn herein, wodurch sie sich eben nicht zum Besten empfiehlt. Wir führen nur ein Paar davon hier zur Probe an. Ist es nicht offenbar Sprachverderberey, wenn der Dollmetscher auf der 16 S. übersetzt: meine Damen sind alle in ihn verlohren, anstatt verliebt? Schien der letztere Ausdruck dem Uebersetzer zu platt, so hätte er ja die ganze Redensart leicht mit einer andern umtauschen können. Ferner: ich will den Tod haben, für: ich will des Todes seyn, und a. d. 56 S. helfen sie mir ihm die honneurs zurück zugeben, womit mich sein Vater überhäuft hat. Abgeschmackt und unrichtig zugleich, einmal müßte hier der blosse Infinitiv stehen, wer spricht wohl: hilf mir zu beten oder zu arbeiten? Man sagt: hilf mir beten, hilf mir arbeiten; hiernächst klingt der Gallicismus so pedantisch vornehm, daß einem übel und weh dabey wird. Aber der Uebersetzer scheint geflissentlich diese Solöcismen beybehalten zu haben, um auch die Sprachgalanterie des ehemaligen galanten Sachsens nachzuahmen.

Df.

---

8. Weltweisheit.

Vergleichung der griechischen Philosophie mit der neuern, ein Versuch und eine Probe von D. Anton Friedrich Büsching. Berlin, bey Haude und Spener, 1785. in 8. 96 Seiten.

Als das Resultat seiner Untersuchungen über die philosophische Geschichte, mithin auch des gegenwärtigen Versuches, giebt der Verf. vor, er sey durch das Lesen der philosophischen Werke der Griechen überzeugt worden, daß das Verdienst der neuern Philosophen mehr in der genauen Bestimmung, deutlichern und vollständigern Entwickelung, guten Erläuterung und gründlichen Bestätigung der philosophischen Wahrheiten, als in derselben Erfindung; mehr in der Anwendung der Hauptlehren des Evangeliums, und der weit vollkommener gewordenen

Natur-

Naturkenntniß bey und in der Philosophie, als in der Aussinnung neuer wichtiger philosophischer Grund- und Lehrsätze bestehe. Dadurch, dünkt uns, wird den Neuern mit den Worten genommen, was ihnen in der That zugestanden wird. Ein neuer, schärfer und bündiger geführter Beweis, wenn er auch aus allen Materialien besteht, ist doch auch Erfindung, und kostet seinem Urheber nicht weniger Anstrengung als die Entdeckung der Hauptgrundsätze der ihrigen. Ein Mechaniker kann nun zu Maschinen weiter nichts als Formen von schon erdachten Rädern und Triebwerken gebrauchen, und ist darum nicht weniger Erfinder, wenn er durch eine Zusammensetzung der alten Materialien eine neue Wirkung, oder eine alte auf leichtere und bequemere Art hervorbringt. Eben so verhält sichs mit dem Geometer, der an neue Grundsätze nicht mehr denkt, und sich blos auf neue Emendationen alter Begriffe und Sätze, deren genauere und richtigere Bestimmung, einschränkt, und darum nicht weniger Erfinder genennet wird. Das genaue, scharfe Bestimmen schon bekannter Begriffe und Sätze ist in der Philosophie fast mehr werth, als das erste Auffinden derselben, theils weil sie nur dadurch erst im eigentlichen Verstande Wissenschaft wird; theils auch weil die Sprache mit ihren Vieldeutigkeiten und die Begriffe mit ihren im gemeinen Leben oft in einander laufenden Gränzen, eben dies sehr mühselig machen. Die meisten Definitionen der metaphysischen Begriffe, wie sie bey Aristoteles vorkommen, der doch sonst im Definiren der größte Meister im Alterthume ist, sind eigentlich keine Definitionen, blos Distinktionen mehrerer Bedeutungen eines Wortes; bey den Neuern sind sie schon eigentlicher Definitionen, obgleich noch jetzt nicht einmal durchgehends mit der vollkommensten Schärfe. Die Wissenschaft also, die Aristoteles schon nach unserm Verf. ihrem Gipfel nach erblickte, hat ihn noch jetzt nicht erreicht, ein Beweis, wie viel mehr zu der höchsten Schärfe und Genauigkeit in Begriffen und Sätzen gehört, als zu deren erster Erfindung! Zu mehrerer Ueberzeugung hievon sehe man einmal bey unserm Verf. die Begriffe der Alten von wissenschaftlicher Kenntniß, und vergleiche sie genau mit der heutigen, besonders mit dem, was von der Erkenntniß a priori und a posteriori gelehrt wird.

Philosophische Gespräche über das Vergnügen von August Wilhelm Rehberg. Nürnberg, im Ver-

 lag

lag der Felßekerischen Buchhandlung, 1785. in 8. 130 Seiten.

Der Verf. widerlegt den Epikureismus, welcher die Glückseligkeit blos in stetem Genusse sinnlicher Vergnügungen setzt, mit sehr guten Gründen. Er zeigt, daß die Wollust aus dem Umgange mit dem andern Geschlechte, als welche den neuern Epikureern vorzüglich am Herzen liegt, höchste Glückseligkeit nicht gewähren könne, theils weil sie von zu vielen unangenehmen, auch für den Körper schädlichen Folgen begleitet ist, und in gehörigen Schranken unmöglich kann gehalten werden, theils weil sie höheren Pflichten entgegensteht, und am Ende nothwendig in Ekel und Langeweile übergeht. Der Beweis, daß Sinnenergötzung nicht unsere einzige Bestimmung seyn kann, ist, weil wir erhabenere und reinere Vergnügungen kennen, und nicht alles auf Eigennutz bey uns hinausgeht, auch nicht alle unsere Begriffe und Empfindungen sinnlichen Ursprungs sind. Bey dieser Gelegenheit äußert er, Plato und Leibnitz haben unter angebohrnen Ideen blos die Fähigkeit verstanden, gewisse Begriffe aus uns selbst zu entwickeln, innere Anlage dazu: welches jedoch nach genauerer Betrachtung der Systeme beyder Philosophen sich schwerlich behaupten läßt. Platos angebohrne Ideen sind Begriffe, die wir schon in einem vorigen Leben erlangt haben, also mehr als blosse δυναμεις. Leibnitz redet zwar mehrmals von Anlagen, Dispositionen und Wirkungen, versteht aber doch etwas mehreres darunter, als nach den neuern Systemen verstanden werden kann. Seine vorher bestimmte Harmonie hat die Folge, daß noch, ohne alle Sensationen, ohne allen Anlaß von außen die Begriffe können entwickelt werden, und müssen entwickelt werden, weil der Körper nicht den geringsten Einfluß auf die Seele hat; dies aber leugnet die neuere Philosophie, und nach ihr der Verfasser. Thätigkeit, fährt der Verf. fort, ist des Menschen wahre Bestimmung, sein wahres Glück, welches mehrere Erfahrungen bestätigen. Wir hätten gewünscht, daß er dies mit mehreren, und mehr in die Augen fallenden Beyspielen von Kindern, z. B. von der langen Weile, von dem Luftschloßbauen bey Mangel an reellen Beschäftigungen, u. s. w. dargethan hätte, daß er endlich auf die Natur unserer Kräfte selbst Rücksicht genommen hätte, als welchen Thätigkeit und Uebung zur Vervollkommnung durchaus unentbehrlich ist, und

also

also, blossen Genuß, blosses sinnliches Empfinden gebie-
tet, den enschen zum Thier herabwürdigt. Auch hat der
Verf bey Widerlegung des Epikureismus daraus, unsers
genug gesehen, daß blos sinnliche Empfindun-
dai haftes stetes Glück gewähren können, weil sie
genug haften Reproduktion fähig sind, um die leeren
nblicke m dem Genusse auszufüllen, und weil selbst die
oduktion wenn man sich zu sehr damit beschäftiget, den
cht, und zu übermäßigem Genuße reizt. Den
Einwurf, daß alles unser Bestreben auf Genuß
der Verfasser, dünkt uns, nicht genug aus dem
oben, alles kömmt darauf an, daß Thätigkeiten
ung ihrer Folge, auch Genuß ist.

Wr.

---

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

träge zu den chemischen Annalen; von D. Lo-
renz Crell, Br. Lün. Bergr. rc. Erster Band.
Helmstädt, in der Buchhandlung der Gelehrten.
1786. 496 S. (außer einem doppelten Regi-
ster.)

Der Grund, den Hr. C. von der Erscheinung dieser Beyträge
giebt, wird allerdings eifrigen Liebhabern der Chemie beson-
ders angenehm seyn: er erhielt nämlich so viel nützliche Aufsä-
tze von unsern forschenden Landsleuten zur Einrückung in die
Annalen, daß der Raum, bey der einmaligen Einrichtung
dieses periodischen Werks, nicht zureichte. Er wählte also
diese Auskunft, die dabey das Gute, die Auswahl mehr Er-
laubende, hat, daß jedes Stück nicht zur festgesetzten Zeit er-
folgt; sondern nachdem mehrerer oder minderer Vorrath in-
teressanter Abhandlungen vorhanden ist; auch wird dadurch
die Erscheinung der eingesandten Aufsätze befördert, die sonst
zu lange liegen mußten. — Hrn. Crell's Gedanken, daß es
Nationalsache sey, nur ein Hauptjournal für jede Wissenschaft
zu haben, (weil es den Umsatz einheimischer Kenntnisse gegen

Auswärtige befördere,) scheinet uns sehr überzeugend und richtig. Uebrigens sind weder besondere Materien, noch wichtigere oder minder interessante Aufsätze, so wenig für die Annalen als die Beyträge, besonders bestimmt; sondern in beyde sollen ohne solche Rücksicht gleich schätzbare Abhandlungen eingerückt werden: dabey ist auch kein Interessent der Annalen, oder der Beyträge genöthigt, beyde Schriften zu halten; sondern er kann, welches von beyden er will, allein sich wählen; Recensent glaubt aber, es werden wenige (wenigstens gewiß nicht warme Freunde der Chemie) seyn, die beyde von einander zu trennen sich entschließen werden: dies mögen unsere Leser aus dem ihnen anzuzeigenden Inhalte der Stücke selbst beurtheilen.

Das erste Stück beginnt 1) mit **Versuchen über die Methode, Bergcrystall vermittelst der fixen Luft zu erzeugen, vom Herrn Bergrath Bucholz.** Die Veranlassung dazu war Achard's angegebene Art, wodurch er selbst Bergcrystall erzeugt habe. Die Maschine wurde genau nach dessen Vorschrift auf Kosten des Herzogs von Weymar gemacht, und alle Umstände, nach Hrn. A's Angabe, genau beobachtet: allein Hr. Bucholz erhielt keine Crystallen; so wenig, als Kraft, Georgi, Fontainieu und Cadet: fast sollte man ein nachtheiliges Resultat daraus ziehen! 2) **Versuche, den verdorbenen Wein betreffend, um die Methode zu erkennen, wenn er mit gutem vermischt ist; vom Hrn. BR. von Scopoli.** Die Versuche sind gut ausgedacht, die vorgetragenen Beweise der Sache angemessen und entscheidend. Wir können hier nur die Folgerung des Hrn. S. bemerken, daß die Verderbung des Weins weder vom Mangel der fixen Luft, noch von dem Mangel des geistigen Grundwesens herrühre; sondern vom Ueberfluß der schleimigten und gummigten Materie, und vom Mangel der harzigten Substanz. 3) **Versuche über den Geisberger Granit der Rhetischen Alpen; vom Herrn Prof. Hacquet.** Er besteht aus weißem, grünlichem oder rothem Quarz, schwarzem Glimmer, weißem Feldspath, und grünem Speckstein. Alle Arten desselben schmolzen, und diese Schlacken oder Glasarten gaben mit dem Stahl heftig Feuer: aber man mochte sie schmelzen, wie man wollte, so sahen sie doch niemals einem Basalte ähnlich, der dem Hrn. H. eher ein Produkt des Wassers scheint. In jenem Geisberge Stein finden sich alle Er-

erden, außer der Schwererde. 4) Chemische Versuche über das Verhältniß des Metalls zum färbenden Wesen in dem sogenannten Berlinerblau, vom Herrn Westrumb. Hr. W., der sich immer mehr, als einen verdienstvollen Scheidekünstler zeigt, macht gegen andere Chemisten, aus seinen Versuchen den Schluß: reines Berlinerblau enthalte die Hälfte an Eisen; in der Blutlauge aus käuflichem Blau sey immer Kupfer. Gute Art es zu reinigen, indessen sey auch die beste Lauge doch nie ganz von allem metallischen Gehalte zu trennen. 5) Bemerkung von Kupferproben, vom Herrn Ilsemann. Um Kupferschiefer zu untersuchen, setze man zu diesem, schwarzen Fluß, Kohlenstaub, Mennige und Küchensalz, wodurch ein kupfriger Bleykönig entsteht. Diesen löst man in gefällter Salpetersäure auf, und schlägt das Bley durch Vitriol- oder Salzsäure, das Kupfer durch Eisen nieder. 6) Bemerkungen über den Luftzunder, vom Herrn Göttling. Er giebt eine Geschichte der Theorien von der Ursache der Entzündung; gegen die vom Hrn. Scheele führt er an: man könne Luftzunder ohne Alcali aus Alaun und Kohlen machen. Die ganze Abhandlung ist mit Kenntniß und Fleiß ausgearbeitet, doch bleiben uns noch Bedenklichkeiten wegen des ganz geleugneten Alcali's übrig. 7) Besonders vorzügliche Eigenschaften des Eisenvitriols, vom Herrn Brugnatelli. Schwarze Dinte, durch blosses Galläpfeldecoct und Eisen — Schwarze Farbe durch Eisenvitriol und Schwefelleber, auch deren Luft — über Berlinerblau — Eigenschaft des Lichts: das Eisen aus dessen Vitriol niederzuschlagen, selbst das Eisen durch Wasser zu verkalchen. 8) Physischchemische Untersuchung des Schwalheimer Sauerwassers. Das Resultat dieser wohl angestellten Untersuchung giebt auf ein Maaß Wasser 81 Cubiczoll Luftsäure, 3 Cubiczoll dephlog. Luft, 36 Gran Küchensalz, 2 Gran fixen Salmiak, 20 Gran Kalcherde, ½ Eisenkalch. Aus den Schriften der Gesellschaft zu Lausanne ist ausgezogen 9. 10) Struve von den Reagentien bey der Zerlegung der Mineralwasser — und der Art, einige Reagentien zu verfertigen. Aus dem Journal für die Arzneygelahrheit findet sich 11) Beaume über eine thonigtvitriolische Erdkohle. 12) Le Gendre über die Natur des Camphers. 13) Rouelle über das völlig gebildete mineralische Laugensalz in den Pflanzen; und 14) über einige Verbindungen der Weinsteinsäure mit der Kreide und metallischen Kalchen.

Zweytes Stück. 1) **Beobachtungen über einige Kurpfälzische Quecksilberwerke, vom Herrn Hofrath Succow.** Mineralogisch genaue Beschreibung der Erze auf dem Potsberge, dessen Gebirgsarten — Behandlung derselben — Ertrag vom J. 1776–81 — von einigen weniger beträchtlichen Schurfwerken. 2) **Ueber die Phosphorsäure im Zschopauer grünen Bleyspathe, vom Herrn Assessor Klaproht.** Er löste das Erz in Salpetersäure auf, schlug das Bley durch Vitriolsäure nieder, und nach gänzlicher Abscheidung zog er die Salpetersäure ab, und behielt die Vitriolsäure zurück. 3) **Vom Bergbau am Arzberge im Herz. Kärnthen, vom Herrn Wille.** Mineralogische Beschreibung der Lage der Hauptgebirgsarten, der Erze, des Grubenbau's, der mechanischen Behandlung, der Löhnung u. s. w. ein sehr schätzbares Detail, das hier nicht an seinem Orte stehen würde. 4) **Neue Erfahrung, daß die Säure, besonders aber die Salpetersäure, allemal das in einem Körper vorhandene Brennbare richtig anzeigt, und daß der concentrirte Weinessig, durch die erzeugten Nebel, vornämlich das flüchtige Laugensalz bezeichne, vom Herrn D. Dehne.** Die Ueberschrift zeigt den Hauptinhalt, mit Hrn. D's Genauigkeit und bekannter Manier ausgeführt. Besonders zeigt er, wie trüglich es sey, aus dem Rauchen einer Säure mit einer benachbarten Flüßigkeit auf ein flüchtiges Alcali zu schließen, da bloßes Wasser eben dasselbe thut: mehr scheine ihm das Brennbare die Ursache des Rauchens; und **über das Harz der Balsampappel, vom Herrn Professor Fuchs:** es wurde durch Weingeist ausgezogen, dieser abdestillirt, und ein grünes flüßiges, dem peruvianischem Balsam nahe kommendes, Harz erhalten. 6) **Etwas von den Bestandtheilen der vornehmsten Spiesglastinkturen, vom Herrn Heyer.** Untersucht sind die Thedensche, die seifenhafte Jacobische, die schwarze, scharfe, tartarisirte Spiesglas-, die Metallische, und die Weinsteintinktur: der Resultate wegen muß man die Abhandlung selbst nachsehen. 7) **Kurze Betrachtung über die Schmelzkunst im engsten Verstande; oder das eigentliche unmittelbare Verschmelzen der verschiedenen Silber-, Bley- und Kupfererze über dem hohen Ofen, vom Herrn O. B. Factor Nauwerk:** eine ungemein schätzbare Abhandlung, die nach dem Urtheile vollgültiger Richter, auch Recensent besonders werth hält.

Hr.

Hr. M. redet nicht allein aus häufiger, praktischer Kenntniß der metallurgischen Arbeiten, die aus der ganzen Abhandlung deutlich erhellet; sondern er hat auch sehr gründliche Einsichten von der theoretischen Chemie, die er mit vieler Beurtheilungskraft richtig anwendet, und daraus Folgerungen zu Verbesserung der Arbeiten im Großen zieht. Eine genaue Ueberlegung aller Stücke dieses Aufsatzes wird die dabey interessirten Leser gewiß belohnen. — — Die Auszüge aus dem Journal für die Arzneygelahrheit enthalten 8) d'Arcets und Rouelle'ns Erfahrungen über die Zerstörbarkeit des Diamants in verschlossenen Gefäßen, und 9) Erfahrungen über die Pergeneration des Weinsteinrahms, vom Herrn Roux.

Drittes Stück. 1) **Beyträge zur Geschichte der Basalts, vom Herrn BR. Gerhard,** mit seinem bekannten Beobachtungsgeiste und Einsichten entworfen — Hr. G. beschreibt einige Schlesische Basalte, als 1) ohnweit Querbach auf dem Kohlenberge; 2) Krobsdorf; 3) bey Liebekau; 4) bey Strigau; 5) aufgelöste zerreibliche Basalte, die demohngeachtet ihre regelmäßige sechsseitige Gestalt noch haben, aus derselben Gegend; 6) einen Isländischen Basalt mit sehr regelmäßiger sechsseitiger Säule, so leicht fast wie Bimstein, und inwendig mit kleinen ovalrunden Löchern versehen. Aus der verschiedenen innern Structur dieser Basalte (von denen einige auf chemisch zerlegt werden) schließt Hr. G., man habe dieselben bald für vulkanischen, bald wäßrigen Ursprungs zu halten. 2) **Einige Bemerkungen über die Bereitungsart und Eigenschaften des vitriolischen Aether, vom Hrn. D. Amburger.** Mit Uebergehung der gewöhnlichen Operation beschäftigt Hr. A. sich besonders mit Behandlung des Ueberbleibsels vom destillirten Aether, (nachdem nämlich aus 8 — 9 Pfund Alcohol über 3 Pf. Engl. Vitriolöl gezogen waren.) zu diesem Rückbleibsel kamen nach und nach 124 Unzen Alcohol, und nach sehr häufigen umständlich beschriebenen Destillationen erhielt er 44 Unzen Liquor anod., und 36 Unzen Aether — Rectifikation desselben über Laugensalz: 1 Loth Aether erforderte 20 Gran von diesem; zweyte Rectification durch eine artige Vorrichtung mittelst eines Schüsselchens, das mit warmem Sande angefüllt, und wobey fener vortrefflich wird. Eigenschaften desselben und specifische Schwere, dessen Bestandtheile — der Rückstand alles Liquors und Aethers betrug noch 1 Pfund 10 Unzen, gab 5½ Unze

 Harz,

Harz, und nach gehöriger Behandlung 9 Unzen Vitriolöl, welches nun von neuem mit Alcohol wieder eben so gut Aether gab. 3) Untersuchung des Rückbleibsels von der Destillation des Kornbrandtweins, vom Herrn Kohl. Der sogenannte Nachgang hat keinen sauren, sondern süßlichen Geschmack, und gab mit Salpetersäure die Zuckersäure. 4) Ueber das Gas der dephlogistisirten Salzsäure von H** Nur ungern nimmt das Wasser dies Gas auf, und erhält dadurch die Eigenschaft, das Lakmuspapier weiß zu färben, das Silber zu verkalchen. Verhalten dieses Gas gegen andere Gasarten. Mit Salpetergas wird sie augenblicklich feuerroth, erhitzt sich heftig, und absorbirt $\frac{4}{5}$. Der Rückstand ließ ein Licht brennen. Mit dem durchsteigenden brennbaren Gas gab sie, wie einen feinen Staubregen, und platzte mit einem vorhaltenen Lichte fast so stark, als die dephlogistisirte — Eben dies Gas und Weingeist gab eine Art Aether — Auflösung des Goldes und Quecksilbers zu Sublimatkrystallen — Zerlegung des Schwefels, Zinnobers und Opperments — Der Phosphor entzündet sich, beym Eintritt in dieses Gas, von selbst, und verbrennt darinn. 5) Nachricht von einem, aus den Berberissafte ausgeschiedenen sauren Salze, vom Herrn Hoffmann. Das Salz schien dem Weinstein ähnlich, hatte aber statt des alcalischen Salzes, eine Kalcherde, und kömmt auch der Zuckersäure näher — Verhalten desselben gegen alkalische Salze, und Auflösung des Bleyes, Kupfers und Eisens. 6) Chemische Untersuchung des Bellberger Gesundbrunnens bey Halle, vom Herrn Gren. Er enthält, nach einer guten Untersuchung, in 1 Kanne $\frac{2}{20}$ Gran Salzasche, 9$\frac{1}{2}$ Gran Bittersalz, 3$\frac{1}{10}$ Selenit, $\frac{2}{20}$ luftvolle Kalcherde, $\frac{1}{2}$ an Eisen. — — Die Auszüge aus dem Journal für die Arzneygelahrheit liefern 7) Erfahrungen über die Milch, den Zucker, das Mehl und andere vegetabilische Substanzen, vom Herrn Rouelle. 7) Ueber die fixe Luft und ihre Wirkung auf Mineralwässer, von Ebend. 8) Beobachtung über die grünfärbende Substanz in den Pflanzen, und über die vegetabilisch thierische Materie in denselben, von Ebend. 9) Ueber das Salz im Blute der Menschen und Thiere, und im Wasser der Wassersüchtigen, von Ebend. 10) Ueber den Harn der Menschen, Kühe, und Pferde, von Ebend. 11) Ueber die Platina. 12) Ueber das mineralische Laugen-

gensalz in der Milch. 13) La Prade über das Mineralwasser von St. Albon. 14) Verbindung des Eisens mit Quecksilber. 15—19) Electrische Versuche von Comus. 20) Bayens Briefe über Roy's Buch von der vermehrten Schwere der verkalchten Metalle.

Viertes Stück. 1) Gedanken über das Phlogiston, vom Herrn BR. von Scopoli. Bescheidene Zweifel gegen Kirwan's Meynung, daß jenes nichts anders, als fixirte brennbare Luft sey: doch scheint uns die bestrittene Meynung überwiegend. 2) Vom Eisenschmelzen im Herzogthum Kärnthen, vom Herrn Wille. Beschreibung der Schmelzhütten, der Arzberger Erze, besonders der Treybacher, Angabe der Rostfelder, der Oefen innere Bauart — das Verfahren beym Schmelzen — das Flossen- oder Blätteleisen — Angabe des jährlich bereiteten Roheisens — des Lohns der Pläuer, des Preises der Kohlen; alles gründlich und belehrend. 3) Chemische Untersuchung des in einzelnen Säulen vorkommenden schwarzen Strangenschörls, vom Herrn J. C. Wiegleb. ½ Unze enthält 98 Gran Alaunerde, 80 Gran Kieselerde, 49 Gr. Eisen, 8 Gr. Braunstein. 4) Auch ein Beytrag zur Chemie von Luft und Wasser und Erzeugung, vom Herrn Westrumb. Entgegengesetzte Meynung der Naturforscher über diese Gegenstände — Die dephlogistisirte Luft entstehe nicht aus dem Salpeter und dessen Säure, sondern diese wirke auf das in ihr enthaltene Wasser, und zerlege es in seine 2 Bestandtheile, die Lebensluft gehe über, und die brennbare vereinige sich mit der Säure, wodurch sie äußerst phlogistisirt werde. Ja, wenn man bey der Destillation, die Säure durch ein besonderes Gefäß mit Wasser gehen lasse, ehe man sie in dem Recipienten auffienge, so enthalte jenes Säure. — — Lasse man aber über glühenden Braunstein Wasserdämpfe streichen, so werde er zum Beweise des Brennbaren im Wasser, weiß, und in Säuren auflöslich. — Gegengründe gegen Hrn. Lavoisier's Leugnung des Phlogiston's u. s. w. Das Ganze ist mit dem, Hrn. Westrumb eigenen Scharfsinn und Einsichten geschrieben, und wunderbar und ehrenvoll ists, daß just zu der Zeit Hr. W. eben Versuche anstellte, und denselben Weg einschlug, welchen auch Hr. Watt in England wählte, beyde geben durch ihre Meynungen ein wechselseitiges Ansehen. 5) Versuch einer chemischen Zerlegung der Magen-

gensäfte, vom Hrn. Dr. L. Brugnatelli. Eine merkwürdige Abhandlung. Der Magensaft der vierfüßigen krautfressenden Thiere besteht aus wäßrigen Theilen, flüchtigem Alkali, einer thierischen klebrigen Substanz und Kochsalze, derselbe Saft von Eulen, Falken, Rehern und andern fleischfressenden Thieren, war wenig wäßrig, aber er bestand aus einer Säure und etwas harzigem Wesen, nebst etwas Kochsalz und einer thierischen Substanz; eine sehr weise Einrichtung zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens beyderley Thierarten, vom Schöpfer der Natur! — — Die Auszüge aus den Schriften der Wissenschaften zu Lausanne sind folgende. 6) Struve allgemeine Betrachtungen und neue Beobachtungen über die Zerlegung der mineralischen Wasser. — — Auf diese Art wird auch durch diese Schrift Hrn C's, die Masse nützlicher Kenntnisse in der Chemie sehr vermehrt, sie, nebst den Annalen auch in der geringsten chemischen Büchersammlung nothwendig, und kann, selbst im Nothfalle, statt einer kleinen Bibliothek dienen, auch der blosse Naturforscher findet viele ihn interessirende Beobachtungen und Versuche darin.

Zw.

Thouvenl's Abhandlung von der Beschaffenheit, dem Nutzen und den Wirkungen der Luft und Luftarten, als Nahrungs- und Heilmittel für den thierischen Körper. Aus dem Französischen übersetzt von E. G. Quant. Jena, bey Cuno, 1782. 9 Bogen, in 8vo.

Wir unterschreiben mit völliger Ueberzeugung das billigende Urtheil, welches Hr. HR. Gruner in seiner Vorrede zu dieser Uebersetzung von diesem Buche fällt, in welches nur noch das nachzutragen wäre, was seit 1780, da die Urschrift gedruckt worden, über den abgehandelten Gegenstand von Scheidekünstlern und Aerzten neues oder widerlegendes oder bestätigendes entdeckt ist.

Er.

Memo-

Memorabilia Bismuthi, d. i. chemisch-physikalische Abhandlung zu näherer Kenntniß des Minerals, Wißmuth und Magnesia, wie auch Antimonium foemininum genannt, ans Licht gestellt von *I. L. ab Indagine.* Nürnberg, bey Stein, 1782. 1 Alphb. 8vo.

Schade um das Papier, welches so ungerecht zu Makulatur verdammt wird. Dies Buch kömmt zuverläßig ein halbes Jahrhundert wenigstens zu spät, um Aufsehen zu erregen, und Chemie verständige Leser zu finden. Kein heutiger Scheidekünstler wird sich überwinden können, so vielen alchemistischen Unsinn in dem kläglichsten Stil vorgetragen zu lesen. Der Titel schon erregt Ekel, die Vorrede vermehrt ihn, und die Ausarbeitung selbst — muß weggeworfen werden.

Johann Gottfried Jugels Physica mystica und Physica sacra sacratissima. Eine Offenbarung der uns unsichtbaren magnetischen Anziehungskraft aller natürlichen Dinge u. s. w. Berlin und Leipzig, bey Decker, 1782. 17 Bogen. gr. 8vo.

Licht und Finsterniß sind nach dem Verf. die beyden Stücke, so uns allhier in dieser Welt alles zeigen und offenbaren — Kein Wunder, daß er dann ein Buch herausgiebt, welches eine geheimnißvolle Offenbarung enthält — und zuverläßig kein vernünftiger Mensch den Käsekrämern zu mechanischem Gebrauch vorenthalten wird. Es zeigt doch von der großen Finsterniß und Unwissenheit, die zum Theil in unserm aufgeklärten Zeitalter noch herrscht, daß solche elende Scharteken noch immer, und sogar in Berlin gedruckt werden.

Ew.

Des Elemens, ou essay sur la nature, les proprietés, les effets et l'utilité de l'air, de l'eau, du feu et de la terre par *Iul. Henri Pott.*

Pott. *Tome I. II.* a Lausanne, chez Pott, 1782. 51 Bogen 8vo.

Es ist eine französische Uebersetzung der kleinen Naturlehre, welche Herr Pott zum Besten der Jugend und derer, welche nicht genau diese Wissenschaft studieren wollen, aus den ältern und neueren glaubwürdigen Schriften der Naturforscher zusammen getragen, und in systematischer Ordnung vorgetragen hat.

Dw.

Nützliches Allerley aus der Natur und dem gemeinen Leben für allerley Leser von Johann August Ephr. Goeze. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1785. 8. 1 Alphabet, 3 Bogen.

Die Verdienste, welche sich Herr Goeze in dem Reiche der Natur nicht nur als Forscher, sondern auch als glücklicher Entdecker erworben hat, sind groß und bekannt. Hier sammelt er sich neue, indem er sich zu den Ungelehrten in das gemeine Leben herabläßt, und herrschende Vorurtheile, besonders aber physikalische, auf eine eben so gründliche und lehrreiche, als anziehende Art bestreitet. Er liefert fast lauter kleine Aufsätze, und macht sie durch Abwechselung, so wie durch einen angenehmen Vortrag für Leser von allerley Art anziehend. Da sich abergläubische Meynungen nicht besser in ihrer wahren Blösse darstellen lassen, als wenn man, wo möglich, auf ihren ersten Ursprung zurücke geht: so ist er auch fleißig dieser Methode gefolgt. Dabey hat er sich aber auch Mühe gegeben, den Leser bey kleinen und unbedeutend scheinenden Vorfällen der Natur, worüber die meisten Menschen wegsehen, auf den wahren Gang, das ist, auf die Weisheit und Güte der göttlichen Vorsehung, aufmerksam zu machen. Statt ein Verzeichniß der vielen hier abgehandelten Materien zu geben, wollen wir nur einige der vorzüglichsten anführen. I. II. III. „Die regnenden Weiden.“ — Die Würmer der Springschaden saugen den Saft aus den Weiden, und geben ihn hinten, in lauter Schaumperlen, wieder von sich. Die Perlen

haw-

hangen alle zusammen, und machen über den Würmern einen kleinen Berg. Wenn nun so viele tausend Schaumblasen zusammenlaufen; so giebt es Wasser. Dies fließt an den Zweigen und Stämmen herunter. Dann regnen die Weiden. — XV. „Wie werden die Flintensteine gemacht?“ — In Champagne und in der Picardie ist die Materie, woraus sie gemacht werden, als eine weiche Masse in der Erde, fast wie der Speckstein. Aus dieser werden sie, unten in der Erde, von gewissen Leuten, mit Drath abgeschnitten, in der Form, die sie haben sollen, dann zu Tage gebracht und an der Luft getrocknet. Daher kömmt das Geworfene und Mollichte. Wenn sie hart sind, wird ihnen auf kleinen Amboßen mit Hammern und Zangen nachgeholfen. — LXI. „Eine Volkspredigt, von der abergläubischen Furcht vor dem Tode.“ — Eine Stelle aus derselbigen mag ihren Werth am besten bestimmen. „Ihr habt es, ihr guten Leute! als eine besondere Wohlthat Gottes anzusehen, wenn er euch einen vernünftigen Prediger gegeben hat, der auch nicht immer etwas von Busse und Glauben nach dem gewöhnlichen Schlage vorschwärmt, wobey ihr hübsch einfältig bleibt, und euren Verstand nie selbst gebrauchen lernt; oder der selbst noch abergläubisch ist, und aus allen natürlichen Vorfällen, Strafen Gottes und Bußpropheten macht; sondern der euch zu einer vernünftigen Erkenntniß der Werke Gottes führet, wie es Christus machte, damit ihr den Allvater, aller Menschen Gott und Freund, im Geist und in der Wahrheit, ohne Aberglauben, mehr mit der Seele, eurem Verstande und Herze, als mit äußerlichen Ceremonien, verehren möget u. s. w.“ — LXV.-LXIX. „Ueber die Vorsehung Gottes bey dem langen Winter 1785.“ — „Würde dadurch nur die unzähliche Brut der großen, verwüstenden Kühnraupe, die im vorigen Sommer ganze Schonungen junger Fichten kahl und todt gefressen hat, getilget! Würde dadurch der in den Tannenwäldern so sehr eingenistete und noch schädlichere Borkenkäfer in seiner Oekonomie gestöret und ausgerottet, der ganze Wälder getödtet hat, dessen Schaden sich auf Millionen erstreckt, und dem bisher keine menschliche Klugheit und Macht — keine Schatzkammer der Fürsten, Gränzen setzen können: so hätten wir schon Ursache, diesen anhaltenden Winter, als eine große Wohlthat Gottes, anzusehen.“ — Und nun fügen wir nur noch einige Anmerkungen bey. S. 26. meint Hr. S. die Einfalt könnte vielleicht aus den Amerikanern die Fabeln von den

Zwer-

Zwergen gemacht haben. Gewiß nicht. Schon die älteste Welt träumte von Pygmäen, und die neuere träumte ihr von Zwergen nach. Daß die Amerikaner unsere Gegenfüßler sind, läßt sich auch eigentlich nicht sagen. Die S. 196 ff. erzählten Elephantengeschichtchen sehen sehr mährchenhaft aus. — Durch die Fabel vom Phönix S. 234. haben die Alten wohl nicht die Hoffnung, daß der Mensch auch einmal wieder aus seiner Asche aufleben werde, andeuten wollen.

Ur.

Description de Pyrmont, traduite de l'Allemand de Mr. *Marcard.* *T. I.* à Leipzig, chez les Herit. Weidmann et Reich, 1785. 21 Bogen stark, 8.

Allerdings verdienet dieses Werk, auch wegen seiner äußern Schönheiten unsern Nachbarn bekannt zu werden. Der Verfasser kämpft vornehmlich gegen diejenigen, welche das Driburger Wasser dem Pyrmonter Wasser an die Seite gesetzt haben; wir finden nicht Ursache, uns in den Streit zu mengen; aber das müssen wir doch erinnern, daß er ihnen Dinge zur Last legt, die sie nicht behauptet haben, z. B. der Eisengehalt seye im Driburger Wasser neunmal stärker, als ihn Bergmann im Pyrmonter gefunden habe; wir haben Hrn. Gmelins Untersuchung jenes Wassers, wie sie in den neuesten chemischen Entdeckungen steht, vor uns, und ob wir gleich finden, daß er sich durch die Prüfung mit der Blutlauge irre führen ließ, ihn weit stärker anzugeben, als er wirklich ist, so können wir doch durch keine Berechnung finden, daß er ihn auch nur achtmal stärker angegeben hätte, als den Eisengehalt der Pyrmonter Brunnen. Auch in der Folgerung stimmen wir dem Verf. nicht bey, daß die viele Kalch- und Gipserde das Driburger Wasser hart, schwer und unverdaulich mache. Thouvenel hat einleuchtend genug gezeigt, daß nicht die Menge feuerbeständiger Theile in einem Wasser, sondern der Mangel an einem flüchtigen luftartigen Wesen dem Wasser jene üble Eigenschaften beybringe; dem Driburger Wasser aber einen reichen Vorrath eines solchen flüchtigen Wesens abzusprechen, wird niemand einfallen, der es nur jemals recht frisch

frisch gekostet hat. Würde die größere Menge von Kalch- und Gipserde den Werth eines Brunnenwassers heruntersetzen, so würden Selter- Seidschützer- und Spawasser das Pyrmonter Wasser weit hinter sich zurücklassen, da sie von beyden viel weniger, beyde letztere gar keinen Gips, und das letztere doch gleich viel Eisen hält. Das zuzugeben, scheint aber die Absicht des Verf. nicht zu seyn, der seine Leser überzeugen zu wollen scheint, daß die Natur nirgends so viel gethan habe, als in Pyrmont.

Hf.

Wilhelm Ludwig Willius, der Arzneywissenschaft Doctors ꝛc. Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit in der Marggrafschaft Hochberg. Nürnberg, 1783. 8vo. 254 Seiten.

Die Marggrafschaft Hochberg, ein überaus gesegnetes Ländchen, welches im 48sten Grad der Breite liegt, verdient allerdings eine Beschreibung. Ob nun der Hr. Rath Willius der Mann war, der dieses thun konnte, daran zweifeln wir beynahe, wenigstens glauben wir, daß ein Ausländer nur wenig Nutzen aus dieser Beschreibung haben werde. Denn des schleppenden und altmodischen Ausdrucks nicht einmal zu gedenken, so hat der nun verstorbene Verfasser, welches ewig Schade ist, alle Namen des Stein- Pflanzen- und Thierreichs aus den Provinzialbenennungen genommen, und nur selten kann man außer Landes errathen, was er damit meynt, was ist z. B. Filskies, Filsagath, trockener, fetter, undurchsichtiger und zuweilen halbdurchsichtiger oder violetter Quarz? Was ist eine schichtartige Hornart? Was ist Geißborth? Kleine Hauswurzel? Gundermann? Pestilenz- Schweiß- oder Kraftwurzel? Schwartel Wurz blaue und gelbe? Wasserwederich? Tamarisken Staude? Epheu Staude mit grossen und kleinen Blättern? Was ist großer fleckigter Schierling? Kleiner Schierling? Doch, wir müssen aufhören zu fragen. Wahr ist es, der Verfasser hat gut, sehr gut gesammlet und beobachtet, aber hatte er dann auf der Welt keinen Freund, der ihm in den Benennungen zu recht half? Das Buch wäre auf diese Art allgemein nützlich worden, da es jetzt höchstens nur den Bewohnern des beschriebenen Landes

und etwa den Angränzenden, nützen kann. Die mittlere Barometer Höhe ist in diesem Lande 27 Parisen Zolle 3 Linien. In den Waldörtern liegen die Aecker 6 und mehrere Jahre braach, andere Aecker werden alle 4 Jahre gedüngt, und giebt alsdann der Weitzen das achte, der Rocken das 5te oder 6te, Gerste das 6te bis 8te, und Haber das 6te bis 7te Korn. Auch ist der Weinbau einträglich, und wird durch Fortpflanzung guter Sorten immer verbessert.

Rz.

Des Ritters von Linné vollständiges Pflanzensystem, nach der 13ten lateinischen Ausgabe und nach Anleitung des holländischen Houttuynschen Werks übersetzt — Eilfter Theil, von den Zwiebelgewächsen — Nürnberg, bey Raspe, 1784. 8. 1 Alphab. 19 Bogen, 10 Kupfertafeln, von 77 — 86.

Dasselbe Buch unter dem Titel:

Beschreibung aller Zwiebelgewächse u. s. w.

Die vorigen Theile sind in der allgemeinen deutsch. Bibliothek von Zeit zu Zeit angezeigt, worauf wir in Ansehung der innern Einrichtung uns beziehen. Da dieser Theil aber Pflanzen enthält, die wegen der Schönheit ihrer Blumen mehr als andere beliebt, und daher bekannter und anzüglicher als viele der in den vorigen Theilen beschriebenen sind, so wollen wir ein Paar einzelne Bemerkungen ausziehen. Die Beschreibung der Tulpen geht von S. 294 — 330. worin S. 320 fgg. das merkwürdigste von der Geschichte der Tulipomania (Houttuyn nennt es den Windhandel) vorkömmt, der die Staaten 1637. durch ein besonderes Decret Einhalt thun mußten. Es giebt doch jetzt noch gegen 1000 Sorten, die bey den Blumisten zu haben sind. Die Tulipa sylvestris L. blüht des Morgens erst um 10 Uhr auf, die gemeine schon um 8. Beyläufig, Breyne, der die von ihm bekannte Tulpenart zuerst bekannt machte, war nicht, wie S. 328 wohl nur aus Versehen gesagt wird, Arzt, sondern Kaufmann, und lebte für sich in Danzig; sein Sohn war Arzt, und gab die Prodromos

des

Vaters zum andernmal heraus. — Von Hyacinthen, j·tzt mehr Liebhaber als die Tulpen haben, giebt es 1250 ten; wovon die gelben die seltensten sind. Der Heraus hat von den Tulpen sowohl als Hyacinthen nur die llung der Klassen angegeben, und mehr wird niemand m Werk verlangen. Die Tuberose ist vom Ritter Polyanthes, sondern Polianthes genannt, und aus je ichtigen Schreibart ist die Bedeutung des Namens ir gissrt worden; es soll Stadtblumen bedeuten, so unter seinen Schmetterlingen urbicolae sind, im Gegensatz rusticorum, und ein Dermestes poligraphus unter den der einen Grundriß einer Stadt macht, wie der Re solches ehemals von ihm selbst erfuhr.

Die Kupfer stellen vor:

Tafel 77.	Fig. 1.	Ixia corymbosa.
	— 2.	— scillaris.
	— 3.	— grandiflora.
— 78.	— 1.	— secunda.
	— 2.	— tubulosa.
	— 3.	— abbreviata.
	— 4.	— campanulata.
— 79.	— 1.	Gladiolus recurvus.
	— *2.	— liliaceus.
	— 3.	Antholyza caryophyllaea?
— 80.	— *1.	Vieusseuxia aristata.
	— 2.	Phalangium spicatum *Houtt.*?
	— *3.	Anthericum Bulbine *H.*
— 81.	— *1.	Fabricia stellata.
	— 2.	Crinum asiaticum.
	— *3.	— angustifolium.
— 82.	— *1.	Amaryllis dubia *H.*
	— *2.	Lilium japonicum *Thunb.*
	— 3.	Ornithogalum dubium.
— 83.	— *1.	Asphodelus comosus.
— 84.	— 1.	Hyacinthus viridis.
	— *2.	Aletris japonica *Thunb.*
— 85.	— *1.	Massonia *Thunb.*
	— 2.	Melanthium spicatum *Thunb.* oder (*) Linnaei Sparrmannia.

Tafel

(*) Nicht die im Suppl. beschriebene; denn diese ist hexandra; die im Suppl. aber polyandra.

Tafel 85. Fig. *3. Houttuynia.
— 86. — 1. Orchis bicornis.
— 2. — cornuta.
— 3. Satyrium capense.

Die neuen sind mit einem Sternchen bezeichnet.

Carl. Godofr. Hagen Commentatio botanica de Ranunculis Prussicis, Regiom. 1784. 4to. 5½ Bogen, bey Hartung.

Ein guter Beytrag zur Monographie dieser Gattung. Nach dem Allgemeinen, von der Gattung haupt, dem Platz, den sie in den verschiedenen u. s. f. beschreibt der Verf. 13 Arten vollständig, von zuerst von ihm um Königsberg gefunden sind, R. re polyanthemos. Den R. Sardoum Crantzii, den unter seinen R. sceleratus scheint geworfen zu haben, er nach unserer Meynung mit Recht aus den von führten Gründen, und verbindet den R. cassubi dem auricomo, da er stuffenweise sie in eina sah. Bey jeder Art sind die Synonyma auf aber ihre Eigenschaften mit vieler Belesenheit, aus Krapfii Exper. de nonnullorum I qualitate. Bis auf den auricomum, re em ginosum findet er alle diese in Preußen w d zum innerlichen Gebrauch untauglich, da der K. veraltet ist. Recensent weiß doch, daß R. stein von den Kräuterweibern mit unter de verkauft werde, die sie für blutreinigend freylich werden sie nur im Decoct gebraucht, u durchs Kochen die Ranunkeln Schärfe verlier, doch das Decoct Wärme im Magen, die von Pflanze dieser Mischung kommen kann.

Icones Plantarum medicinalium Centu V. Abbildungen von Arzneygewächsen. Fü Hundert. Nürnberg, 1784. 8vo. Rasp

In dem vor uns liegenden Heft von 401 — 450. sind verschiedene seltene Gewächse mit ihrer Fructification abgebildet, z. E. beyde Arten des Ingber; Costus arabicus; Iatropha Curcas, Curcuma longa etc. am schönsten Tab. 432. Acanthus mollis (vortrefflich) und 439. Anemone pratensis. Küster, Ulmus campestris ist die Blüte sehr schön ... ; die Frucht etwas zu tief gekerbt. Sie heißt im Texte ..., da es doch eine Drupa sicca ist. Das Werk ist eins ... ersten in seinem Fache, und die ununterbrochene ... beweiset, daß es dafür erkannt wird.

... es plantarum medicinalium. Abbildungen ... Arzneygewächsen. 451 — 500. oder zehntes ... ig.

... von diesen ein schwarzes Exemplar vor uns, und ... er einheimische Gewächse darin, als in den vorigen, ... wie jene bisher richtig und genau abgebildet; von ... n nur die Spigelia anthelmia und einen Ruscus, ... denn Ficus, Citrus, Poeonia u. dergl. sind naturalisirt. Angenehm war es Recensenten auf ... 466. am Queerschnitt *) der Wurzel von Cicuta ... Fächer abgebildet zu sehen, die er in den jungen ... der Wallnußzweige und noch größer und schöner in ... el der Phytolacca bemerkt, und deren noch nie... ... t hat, so viel er weiß. Ein allgemeines Regi... ... mit bey dem Text, woraus zu folgen scheint, daß ... r geendigt sey; angezeigt ist es aber nicht.

...m Nepomuk von Laicharting Verzeichniß und ...eschreibung der Tyroler Insecten, Erster Theil; ...iferartige Insekten. Zweyter Band. Zürich, 1784. 8vo. 11 Bogen.

Der erste Band ist von einem andern Recensenten in der A. D. Bibl. Anh. zum 37 — 52. Bande, 1ste Abth. 458 S. ange-

*) Ist wohl ein Versehen, wie die Figur selbst zeigt; und soll Perpendicularschnitt heißen.

angezeigt, und der jetzige bezieht sich im Allgemeinen darauf; es scheint aber, daß diese Recension dem Verf. nicht zu Händen gekommen sey, er erwähnt wenigstens sie nicht unter den übrigen im Vorbericht. Dagegen erklärt er sich umständlich als manchem nöthig scheint, über seine Unterscheidungszeichen, und findet die Anmerkung über seine Benennung der Ordnungen in oides gegründet. Wenn des Rec. Stimme gelten sollte, so wären die vorgeschlagenen Namen einiger Gattungen, z. E. Scarabaei, Grylli u. s. w. zu denselben unverwerflich. So ist auch der Ausdruck Nux pedis, die Nuß, ganz schicklich für den kuglichen Theil, der bey manchen Insekten den Schenkel mit dem Rumpf verbindet. (In der Anatomie größerer Thiere ist es caput femoris.)

Die Gattungsnamen sind meist nach Fabricius, Anführung der Stellen bey Linne, Geoffroy, Sch und besonders Scopoli, auch Sulzer, [illegible] sly, [illegible] Goeze, Schäffers Figuren, auch den ältern [illegible] zuweilen, z. E. Frisch, deren aller Namen aber, zur Ersparung des Raums, weggelassen sind. [illegible] bungen sind nach der Natur gemacht, da es lauter [illegible] sche sind; sie sind vollständig nach allen Theilen, ge[illegible] neuen auch lateinisch. Auch in der vorsichtigen Un[illegible] ob sein Insect mit den von andern beschriebenen und [illegible] ten dasselbe sey oder nicht? müssen wir den Verf. rüh[illegible] Richtig ist die Vermuthung, daß von Li[illegible] die Aufsuchung der Synonymen und Figuren [illegible] Schülern auftrug, oft aber schrieb er seine [illegible] ren am Rande selbst bey, welches der Re[illegible] eignen Augen gesehen. Dennoch aber kön[illegible] gen Fehler entstehen, und beym Druck neue; daher [illegible] schen wäre, daß in einem solchen Werke, wie Goe[illegible] träge, diese nachgesehen und berichtigt wären, eine Herkulische, und doch undankbare Arbeit [illegible] Leser der Bibliothek, die aus den Gegenden keine [illegible] ben, würde es unnütz seyn, mehr auszuziehen, aber werden diesen und den vorhergehenden T[illegible] nutzt haben, und die folgenden begierig erwarten.

Frm.

Ueber die Entstehung des Nordlichts.

Anton Cramer, Professor der Mathematik

[illegible]

Fürstl. Gymnasium zu Hildesheim. Bremen, bey Förster, 1785. 8. 109 Seiten.

[illegible] ist hat, wenn man den Gassendus ausnimmt, [illegible] Versuch machte, das von ihm 1621. gese[illegible] aus [illegible] ürlichen Ursachen zu erklären, die Naturkundiger [illegible] 1710 beschäftigt. Bis dahin war es eine so seltene [illegible]ung, daß Halley, dieser unermüdete Beobachter des [illegible] [illegible]er Beschreibung dieses merkwürdigen Nordlichts [illegible] N. 347.) ausdrücklich sagt: es sey dieses in [illegible] das erste, das er selbst gesehen habe. Je [illegible] nun seit der Zeit geworden sind, desto mehr Be[illegible] hat man auch sammlen können, um daraus die [illegible]art mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. [illegible], und selbst P. Hell, haben es für eine Wirkung [illegible] und Schneetheilchen im Norden gehalten, wodurch [illegible]nenstralen aufgefangen, und zurückgeprallt würden, [illegible] Hülfe des Windes jenen flammenschießenden Bogen [illegible] des Nordpols (eigentlich in NNW) bildeten. Man [illegible] einwenden, daß alsdenn die seltene Erscheinung [illegible] zeiten, wie auch dessen Höhe (die gewöhnlich weit [illegible] unsere Atmosphäre hinausweicht) unerklärbar sey. Un[illegible] Hr. Verf. meynt, daß sie nach dieser Hypothese nicht so [illegible] seyn könnten, wofern nicht die inflammablen Dünste, [illegible] er uns alles erklären will, zu Hülfe genommen wür[illegible]. [illegible] hat darin einen guten Vorgänger an Hrn. Peyroux [illegible] [illegible]rienne, der selbst die Sonne und übrigen Sterne [illegible] unermeßlichen Meere entzündbarer Dämpfe um[illegible] [illegible]. [illegible] Landsmann, der Hr. von Mairan, behauptete [illegible] eben das. Er gab der Sonne eine so große Atmo[illegible] [illegible], daß sie sogar unsere Erde erreichen kann, und erklär[illegible] [illegible] das Zodiakal- und Nordlicht, nebst dem hohen Stand [illegible] über die Gränzen unserer Atmosphäre. Seine [illegible] ist so sinnreich vorgetragen, und thut allen, die eine Atmosphäre sich gedenken können, so sehr ein Genüge, [illegible] fast durchgängig auch zu der Zeit, wo man die Elek[illegible] [illegible] (wie jetzt die verschiedenen Luftarten, besonders die [illegible]rennbare) wo möglich, bey allen Erscheinungen, und vor[illegible]züglich auch bey dem Nordlichte zu Hülfe nahm, für die beste [illegible] gehalten wurde. Dem Hrn. Verf. will sie nicht gefallen. Immer hat er geglaubt, daß es aus feurigen Entzündungen her-

herrühre, worin er nun noch mehr durch Hrn. Peuroux de la Coudrienne verstärkt wurde. Und allerdings ist diese Vorstellung natürlicher, als die von Berührung der Sonnenatmosphäre. Nach seiner Hypothese also entwickelt sich eine grosse Menge inflammabler Dünste mit dem heißen Weltgürtel, welche wegen des Widerstandes der Luft in den kältern Zonen gegerade in die Höhe steigt, und von da über jene Luft nach den Polen zu abfließt. Indem sie sich hier bey mehrerer Abkühlung senkt, und mit heterogenen Theilen vermischt: so entsteht ein Reiben, wodurch die Rinde dieser Dunstkugeln, welche das Elementarfeuer in sich schließt, zerspringt. Zugleich entsteht alsdenn die Entzündung, welche das Nordlicht giebt. Sehr viele Erscheinungen werden recht glücklich erklärt, auch manche Einwürfe gut gehoben. Aber die vorhin erwähnten Fragen, warum alsdann das Nordlicht ehemals so selten erschienen, und nach den allgemeinen Beobachtungen so hoch steht, ferner warum es nicht eben so häufig und in solcher Farbe am Südpol erscheine, als am Nordpol, scheinen doch dem Recensenten bey dieser Hypothese fast unauflöslich zu seyn.

Jetzt sieht man in den Nordländern beynahe in jeder hellen Winternacht ein Nordlicht. Im vorigen Jahrhundert aber sahe Hr. Martens 1671. in Grönland, wo er doch alle Merkwürdigkeiten so genau aufzeichnete, nicht ein einziges. Andere, die sich zu gleicher Zeit da befanden, reden und vom Hören, sagen davon.

Halley, wie Recensent vorhin schon bemerkt, hatte in seinem 60sten Jahre noch keines weder in Norden noch Süden, wo er bekanntlich auf der Insel Helena einen Sterncatalogus machte, gesehen, und Hr. Forster, der drey Jahre hinter einander in der Nähe, und sogar innerhalb des südlichen Polkreises die Sommerszeit zubrachte, hat nur in dem einzigen Jahre 1773. den 18ten, 19ten, 20sten und 26sten Febr. und den 15ten nnd 16ten Merz ein blosses Polarlicht, oder vielmehr blosse Lichtseiten oder Ströme die aus einem dunkeln Abschnitt am Horizonte bis zu seinem Zenith hinanströmten, gesehen. Rec. also muß wohl bekennen, daß ihm aus dieser Beschreibung, die überhaupt noch mehr auf kurze, einfache Sätze hätte gebracht werden müssen, die Sache nicht begreiflich genug gemacht ist.

AP.

10. Ge

10. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

ichte der Hussiten, seit der Hin-
Johann Hussens, bis auf die gänzliche
ert[illegible] aller Protestanten im Königreich Böh-
men. Aus bewährten Schriften und Urkunden
zusammengetragen. Leipzig, Böhme, 1783.
406 Seiten in 8.

[illegible] en für die Protestanten günstigen Wendung,
[illegible] ustand von Böhmen gewonnen hat, giebt
[illegible] in diesem Reiche und in Deutschland über-
[illegible] ug, die von den Hussiten und den ehemaligen
[illegible] sunruhen in Böhmen gehört haben mögen,
[illegible] ande zu seyn, ihre Wißbegierde darüber aus einem
[illegible] iche zu stillen. Für diese scheint unser Verfasser
[illegible] zu wollen. Er versichert, daß er Lenfants
[illegible] oire de la guerre des Hussites zum Grunde gelegt, und
[illegible] itere Ausführung aus vielen, theils gedruckten,
[illegible] gedruckten Werken ersetzt habe. Hierüber aber
[illegible], daß er sich genauer erklärt hätte. Denn ob
[illegible] r als Lenfant geht, nämlich bis zum Jahr
[illegible] Ferdinands II. harten Religionshaß, die
[illegible] zlich aus Böhmen vertrieben wurden; so
[illegible] keinen einzigen andern Schriftsteller: und gesetzt
[illegible] Leser, für welche er hauptsächlich schreibt, schenken
[illegible] alle Untersuchung der Glaubwürdigkeit seiner Nach-
[illegible] so kann er doch nicht von allen eine gleiche Gefällig-
[illegible] ten. So weit wir indessen sein Buch durchgegangen ha-
[illegible] uns die Erzählung richtig genug, nur sind uns Wahl, Stel-
und Ausdrücke etwas flüchtig und übereilt vorgekommen.
[illegible] ntheils ist es nur ein Auszug vom Lenfant, auch wohl
[illegible] Uebersetzung desselben; aber die Geschicklichkeit, mit
[illegible] er dieser alles darzustellen, im rechten Platze, Maasse
[illegible] Lichte zu vertheilen gewußt hat, fehlt unserm Verfasser
gar oft. Das sieht man gleich aus der Einleitung, wo die

Zeiten vor Hussen ziemlich mager auf etlichen Seiten a
fertigt worden sind; ob man gleich einige Perioden wra
aus dem Lenfant abgeschrieben findet. In der G te
selbst ist zwar das Bekannte von Hussens Lehren und li
salen ganz erträglich vorgetragen; (bis S. 50.) aber ei-
genthümliche des merkwürdigen Mannes, seines Lehrvea
und seiner Schriften, die nähern Ursachen seines t
Endes, und andere lehrreiche Erörterungen, hätten b eine
noch sorgfältigere Bearbeitung verdient. Dageg ist der
Hussitenkrieg fast zu umständlich beschrieben worden.
Fortsetzung vom Jahr 1454. an, wo Lenfant a
mit ziemlichem Fleiß zusammengetragen. Der D va-
ben wir eine gar zu lästige Menge, besonders in
dessen angemessene Leser sie nicht so leicht verbessern
getroffen. Manchmal verändern sie auch den Wer
wenn S. 2. auf Ansuchen der Aeltern Svatoplur,
des ältern oder alten S. gesetzt ist.

Historische Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, aus dem Dänischen übersetzt, und zum Theil mit Vermehrungen und Verbesserungen ihrer Verfasser, auch einigen eigenen Anmerkungen herausgegeben von Valentin August Heinze, der Weltw. D. und Prof. zu Kiel. Erster Band. Kiel, 1782, 464 Seiten in groß 8. ohne die Vorrede und Tabellen von $2\frac{1}{2}$ Bogen.

Man ist dem Hrn. H. für die Uebersetzung dieser schätzbaren Schriften vielen Dank schuldig. Es kann seyn, daß manche deutsche Gelehrte in denselben blos sehr specielle Erörterungen der Nordischen Geschichte erwarten. Um daher zu zeigen, daß sie größtentheils ins Allgemeine gehen, und ihren ausgebreiteten Werth haben, wollen wir sie nicht allein insgesammt nennen, sondern auch bey einigen wichtigen etwas länger stehen bleiben.

I. Hans Gram über die Zeit der Erfindung des Pulvers, und das Alter desselben in Dänemark. (S. 1 — 160.) Dieser geübte Kenner der Geschichte, hat in der gegen-

wärti-

wärtigen Untersuchung alle seine Vorgänger übertroffen. Er zeigt zuerst, wie groß die Ungewißheit und der Widerspruch sind, die sich bey den Schriftstellern in Ansehung der Erfindung des Pulvers und der Kanonen befinden, sowohl in Absicht auf Zeit, als auf Personen und Oerter. Die meisten setzen jene Erfindung in oder um das Jahr 1380. sie folgen aber darinne alle nur dem **Blondus Flavius, Platina** und **Polydor. Virgilius**: und diese hatten zu ihrer Behauptung keinen andern Grund, als diesen, daß die Venetianer aus Deutschland Geschütz (bombardas) in dem Kriege erhalten hätten, den sie wegen Chiozza um Jahr 1380. mit den Genuesern führten. Andere suchen diese Erfindung erst in den letzten Jahren des 14ten Jahrhunderts. Der Erfinder wird bald als ein Franziscaner, bald als ein Benediktiner, bald als ein Alchemist angegeben. Das letztere thut insonderheit der älteste Schriftsteller über diese Erfindung, **Felix Malleolus**, der im Jahr 1456. zu Zürch starb. Auch sind die Schriftsteller zwischen **Cölln, Maynz, Freyburg** und andern Städten getheilt. Andere Sagen über den Namen des Erfinders, u. dergl. m. werden hier ebenfalls sehr fleißig gesammlet und beurtheilt. Warum einige Schriftsteller **Berthold Schwarzen** zum Juden machen, wird S. 46 fg. untersucht. Eine falsch verstandene Stelle in **Münsters Cosmographie** gab dazu Gelegenheit. Eben so hat, nach des V. Muthmaassung, der Mißverstand des Worts Bombarda beym **Albr. Kranz**, die Nachricht aufgebracht, daß Büchsen in der Ostsee bey Dänemark weit eher, als bey den Venetianern, gebraucht werden wären. Gleichwohl glaubt er, daß Pulver und Geschütz schon ums Jahr 1360. wo nicht eher, in Dänemark bekannt gewesen sind, weil nach **Herm. Corners** Erzählung, im genannten Jahre zu **Lübeck** durch Versehen derer, welche daselbst Pulver zubereiteten, ein Brand entstanden sey, und zwischen dieser Stadt und Dänemark viel Verkehr, Wettstreit u. dergl. m. obgewaltet hat. Er findet es sogar wahrscheinlich, daß schon im Gertreffen des Jahrs 1361. zwischen den Dänen und den Hansestädten, Pulver gebraucht worden sey. Aber vom J. 1372. hat G. eine Originalurkunde auf Pergament entdeckt, und hier (S. 73 fg.) eingerückt, welche vollkommen beweiset, daß das Pulver schon damals in Dänemark, (besonders zu **Kiepen**,) sehr wohl bekannt gewesen, und auch im Kriege gebraucht worden sey. Auch von **Frankreich, Spanien, England** und **Deutschland**, sucht der

Verfasser S. 76 fg. zu beweisen, daß das Pulver daselbst ein höheres Alter habe, als man gewöhnlich angiebt. Frankreich betreffend, hat du Cange eine Rechnung vom Jahr 1338. gefunden, worinnen des Kanonenpulvers gedacht wird. Nach dem Froißart schoß die Besatzung von Quesnoy im Jahr 1340. mit Kanonen auf die Franzosen. Wenn gleich die bekannte Nachricht des Villani, daß die Engländer in der Schlacht bey Crecy Kanonen gehabt hätten, falsch seyn sollte, wie S. zugeben will; so mußte doch derjenige, der dem Vill. diese Sage aufheftete, wissen, daß solches Feuergewehr schon in der Welt gewesen sey. In England kommen die Kanonen zwischen den Jahren 1344 und 1347. bereits vor; in Brabant um 1356., in Spanien im Jahr 1359; in Deutschland in Herz. Albrechts von Braunschweig Kriege mit dem Markgr. von Meißen Friedrich im J. 1365. und aus einer Stelle des Petrarcha sieht man, daß das Pulver zwanzig und weit mehr Jahre vor seinem Tode, (dem Jahr 1374.) in Italien muß gebraucht worden seyn. Ja der Verf. findet es nicht unwahrscheinlich, daß das Pulver von den Mauren in Afrika erfunden worden, und von ihnen durch Spanien und Frankreich nach Deutschland gekommen sey. Uebrigens giebt er zu, daß Rog. Baco schon das Pulver erfunden haben möchte; glaubt hingegen, daß Schwarz, für den eine so alte Sage vorhanden sey, nach der Aussage des Achilles Gaßner, der gemeiniglich gute Urkunden vor sich zu haben pflegte, um das Jahr 1354. zu setzen sey, er habe nämlich damals das Geheimniß des bereits in andern Ländern bekannten Pulvers ebenfalls entdeckt. Wer aber, setzt er hinzu, das Pulver durchaus zu den wahren deutschen Erfindungen rechnen wollte, dem rathe er, (wir wissen nicht, ob recht im Ernste,) Schwarzen, auf die Aussage des Malleolus, noch ein Jahrhundert älter zu machen. Zuletzt zeigt er noch (S. 124 fg.) mit vielem Fleiße, daß das Pulver in Italien, besonders bey den Venetianern und Genuesern, lange vor dem J. 1380. und ohne Zweifel einige Jahre vor dem J. 1360. aus Deutschland eingeführt worden sey. Wir übergehen die Anhänge zu dieser Abhandlung, davon der erste von den Dänischen Wörtern Krud (Pulver) und Byße (Büchse) handelt, und einige vorhergehende Nachrichten gut erläutert. Unterdessen mit so großer Belesenheit und prüfender Aufmerksamkeit auch Gram seine Abhandlung abgefaßt hat; so hat doch

II. Chri-

II. Christian Friedrich Temler in der nächstfolgenden (S. 161 — 242.) von dem Zeitpunkte der Erfindung des Pulvers und Geschützes in Europa, geschrieben im Jahr 1778. noch vielen Platz für die Kritik in derselben gefunden. Insonderheit hat er ausführlich, und, wie uns dünkt, gründlich erwiesen, man könne aus keinem einzigen glaubwürdigen Schriftsteller darthun, daß das Schießpulver vor dem Jahre 1354. in Europa bekannt und im Gebrauch gewesen sey. Er stellt daher mit den zehn von Hr. aufgeführten Zeugen ein sehr scharfes Verhör an, dem zufolge sie entweder ganz wegfallen, oder ungewiß in ihrer Aussage sind. Die eben so ungerechte als unanständige Stelle: „ein künftiger D. Heumann der zweyte, oder ein anderer, ihm an reifer Beurtheilungskraft ähnlicher gelehrter „Marktschreyer,“ (S. 176.) würden wir in der Uebersetzung nicht ohne eine Anmerkung gelassen haben. Und nun beide Abhandlungen zusammengenommen: sie haben allerdings die Bestimmung der Frage: wenn, wo und von wem das Schießpulver erfunden worden sey? viel weiter gebracht; aber ihre völlige Entscheidung erfordert gleichwohl noch neue Untersuchungen; wenn anders neue Zeugen oder Spuren sich zeigen, denen man nachgehen kann.

III. Adolph Gotthard Carstens Erweis der ehelichen Verbindung Erichs II. Herzogs zu Schleswig, mit Margaretha, des Fürsten von Rügen, Jaromars II. Tochter. Von dem Verfasser selbst neu durchgesehen und verbessert.

IV. Pet. Friedr. von Suhm's Untersuchung des Todesjahrs des Dänischen Königs Svend Tveskieg, auch von ihm selbst verbessert. Er setzt seinen Tod ins Jahr 1014. und folgt dabey den Engländischen Schriftstellern vor den Isländischen, von welchen letztern er überhaupt urtheilt, daß sie die Norwegische Geschichte weit umständlicher und richtiger erläutern, als die Dänische.

V. A. G. Carstens histor. und diplom. Bericht von der Person und den Begebenheiten der in den Dänischen Geschichten vorkommenden Schwester des Grafen Gerhard des Großen zu Holstein, Elisabeth, die mit dem Könige Erich, K. Christoph II. Sohne und Reichsgenossen, eine kurze Zeit vermählt gewesen ist, von dem Verfasser aufs neue verbessert.

IV. P. F. von Suhm's Gedanken über die Schwierigkeiten, welche man bey der Bearbeitung der alten Dänischen und Norwegischen Geschichte antrifft; von dem Verfasser selbst vermehrt. (S. 351. bis zu Ende.) Nicht leicht konnte über diese Materie lehrreicher geschrieben werden, als von einem Manne, der sich selbst um die genannte Geschichte so viele Verdienste erworben hat. Da er hier theils die Sprachen, theils die Denkmäler, theils die Schriften, aus welchen jene Geschichte gezogen werden muß, genau durchgeht: so ist daraus nicht blos eine Erörterung von Schwierigkeiten, sondern eine wirkliche sehr brauchbare Anweisung zur Bearbeitung der Dänischen und Norwegischen Geschichte erwachsen. Schön sind unter andern die zuletzt stehenden Anmerkungen über die Erfordernisse eines würdigen Geschichtschreibers, und wir wünschen mit dem Verfasser, daß man so viele mittelmäßige und kleine Geister von dem Schreiben in dieser edlen Wissenschaft abschrecken könnte.

M. Johann Christoph Krause Lehrbuch der Geschichte des dreyßigjährigen deutschen Krieges, und Westphälischen Friedens. Halle, Hendel, 1782. 132 Seiten in gr. 8.

Diese Schrift ist zunächst zum akademischen Unterrichte bestimmt, weil der Verf. in seiner Lage ein solches kleines Lehrbuch nothwendig brauchte, um wöchentlich ein paar Stunden Vorlesungen darüber halten zu können. Die Wahl ist gut getroffen. Eine wichtigere politische Begebenheit aus der neuern deutschen Geschichte, an welcher zugleich ganz Europa so viel Antheil genommen hätte; einen Friedensschluß, wo ein größeres Religions- und Staatsinteresse ausgemacht worden wäre, der beträchtlichere und dauerhaftere Folgen gehabt hätte, als diesen, kennt man nicht. Es findet sich dabey außerdem so viel Eigenthümliches, Verwickeltes und Streitiges, es ist darüber so viel gesammelt und geschrieben worden, daß man jungen Studierenden bey dieser Gelegenheit nicht nur sehr mannichfaltige und nützliche Erläuterungen geben, sondern sie auch an diesem Beyspiel zur richtigen Beurtheilung des Zusammenhangs aller Ingredienzien einer Hauptrevolution, zur synchronistischen Behandlung derselben, zur unpartheiischen

Betrach-

Betrachtung einer Geschichte, die höchstpartheilsch von beyden Seiten vorgestellt worden ist, u. dergl. m. bequem gewöhnen kann. Wir können dem Verf. das Lob nicht versagen, daß er in jeder dieser Rücksichten viel Gutes geleistet habe. Nach einer natürlichen Ordnung beschreibt er im ersten Kapitel den Zustand von Europa, beym Anfange des 30jährigen Krieges, vorzüglich aber von Deutschland, und entwickelt die Ursachen und Veranlassungen dieses Kriegs. Die Kriegsgeschichte selbst (Kap. 2.) enthält erstlich den Böhmisch-Pfälzischen Krieg, J. 1618—1625., sodann den Niedersächsisch-Dänischen, bis 1629., den Protestantisch-Schwedischen bis 1635., und den Schwedisch-Französischen, bis 1648. Im dritten Kapitel oder in der Friedensgeschichte wird die Geschichte der Friedensunterhandlungen, der Inhalt des Friedens und die Vollstreckung, auch die nächsten Folgen desselben, erzählt. Endlich wird im vierten Kapitel von dem Erfolge und den Wirkungen des Krieges und der Friedensschlüsse, sowohl auf Europa überhaupt, als auf Deutschland besonders, gehandelt. Der Kürze gemäß, in welche sich der Verf. einschließen mußte, hat er sich genau und vollständig genug über alles ausgedrückt. Er schreibt, wo nicht ganz unpartheiisch, doch mit gebührender Mäßigung, welche Unrecht und Fehler nicht blos auf Einer Seite findet, und auch sonst wird man selten etwas an seinen Urtheilen tadeln können. Bey jedem Abschnitte sind die Quellen und Hülfsmittel sorgfältig angezeigt. Hin und wieder möchte doch der Faden für akademische Vorlesungen zu lang ausgesponnen seyn. Für andere Leser hingegen ist dieser Grundriß zwar nicht unbrauchbar; bleibt aber doch an Stellen, deren nöthige Erläuterungen erst mündlich hinzugesetzt werden, etwas undeutlich.

Yb.

Briefe über Amerika, nach der neuesten, verbesserten, und mit dem dritten Theile vermehrten Ausgabe, aus dem Italiänischen des Grafen Carlo Carli übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen von Christian Gottfried Hennig. Erster Theil. Gera, 1785. Beckmann, 468 S. in 8. Zweyter Theil. 502 S. Dritter Theil. 368 S.

Ein philosophischer Kopf, der aber nicht, wie Büffon und Pauw, Thatsachen nach seinem Gefallen dreht, oder gar ohne alle Achtung für dieselben, Hypothesen und Systeme aufbauet, der vielmehr wahre und zuverlässige historische Kenntnisse zur Grundlage seines Werks gemacht hat, und mit der Geschichte die Naturkunde nicht unglücklich zu verbinden weiß, ein solcher Schriftsteller tritt, nach der Empfehlung des italiänischen Herausgebers, in diesem Werke auf. So viel auch in den neuesten Zeiten über Amerika geschrieben worden ist; so wird man es doch zum Theil noch mit einigem Nutzen und Vergnügen lesen können. Der Verf. hat zwar ebenfalls zahlreiche Hypothesen und Muthmaaßungen, Theorien, die gar nicht über alle Zweifel erhaben sind, u. dergl. m., allein er giebt seinen Behauptungen meistentheils den rechten Namen, und ist desto bescheidener, je weniger er feste Schritte thun kann.

Der erste Theil des Werks ist historisch. Ohne eine eigentliche Geschichte von Amerika zu schreiben, giebt der Verfasser hier schöne Erläuterungen über die vornehmsten Merkwürdigkeiten derselben: und da er hier öfters auf den Herrn von Pauw stößt, so widerlegt er ihn doch auf eine Art, die nicht ermüdet. Zuerst faßt er überhaupt die Meynung desselben über jenen Welttheil und dessen Bewohner zusammen; wobey er insonderheit gegen ihn die physische Ursache des größern Grads der Kälte und der geringern Wärme in Amerika, als auf unserer Halbkugel, bemerkt. Er zeigt ferner, daß in Amerika die Kunst anzugreifen und sich zu vertheidigen, derjenigen ähnlich war, die bey den Völkern unserer Halbkugel im Gebrauch ist. Dieses führt ihn zur Bestätigung, auf die Geschichte von Mexico und Peru. Aber es sind nicht blos die kriegerischen Einrichtungen dieser beyden Reiche, wobey er sich aufhält, sondern hauptsächlich ihre politische Verfassung. Vornehmlich breitet er sich vom 12ten bis zum 20sten Brief über die Regierungsform der Incas aus, von der er unter andern hohen Lobsprüchen, die Abschilderung macht, daß durch sie für alle Bedürfnisse eines jeden Individuums gesorgt worden sey, damit aus der Privatglückseligkeit die allgemeine der Gesellschaft entstehen möchte. Von gottesdienstlichen und andern Gebräuchen der Amerikaner. Von denjenigen Dingen, die wir von den Amerikanern gelernt haben; von ihrer Kunst, die harten Steine zu schneiden; ihren schönen Arbeiten,

Manufacturen und Färbereyen, welche die unsrigen übertrafen; von den Mexikanischen Hieroglyphen, mit den Aegyptischen verglichen, von den Quippo's der Peruaner; von den astronomischen Kenntnissen beyder Nationen. Ein eigener Brief handelt von dem vorgeblichen Mangel des Haars der Amerikaner, als einem Zeichen ihrer Schwäche, und von dem Ungrunde dieser Meynung. Zuletzt kommen die Patagonen und Amazonen von Amerika. Dieses ist zwar nur ein trockenes Verzeichniß; allein man weiß nun wenigstens, was man bey dem Verfasser zu suchen hat. Mehr können wir bey einem ausländischen Werke nicht thun.

In dem zweyten Theil kömmt der Verf. auf seine Lieblingsmeynung, nämlich die Hypothese, aus welcher er die ehemalige Verbindung zwischen Amerika und unserer Halbkugel erklärt. Er hat dabey viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn angewandt: findet er auch hierinne nicht Beyfall, wie wir ihm denselben wohl schwerlich versprechen können; so kann es doch einen und den andern, der gute Musse hat, nicht gereuen, ihn gelesen zu haben. Den Anfang macht er damit, daß er eine mannichfaltige Aehnlichkeit der Sitten und Gebräuche zwischen den beyderseitigen Völkern, wie zwischen Mexikanern und Aegyptiern, Peruanern und Chinesern, augenscheinlich darzustellen sucht. Aus derselben schließt er weiter, daß in einem gewissen sehr entfernten Zeitalter, die Völker des einen und des andern festen Landes gemeinschaftlichen Umgang mit einander gehabt haben. Dieses geschah durch die mitten im Ocean gelegene Insel Atlantis. Ihr ehemaliges Daseyn wird durch die alte Tradition, die sich sowohl auf unserm, als auf jenem festen Lande erhalten hat, bewiesen; auch sucht der Verf. allerhand Spuren von der Bekanntschaft der Alten mit Amerika, nud von den Reisen, welche im Mittelalter dahin geschahen, auf; wovon aber neulich unser Forster besser gehandelt hat. Da nun die Communication unter so entfernten Nationen vor der Entdeckung des Eisens, und der Erfindung der Schrift, des Weins und der Münze, vermittelst solcher Völker, die zwischen ihnen wohnten, wie die Atlantiden, Statt gefunden haben müsse: so bemüht er sich den Zeitpunkt davon auf dem einzigen sichern Wege, nämlich durch astronomische Beobachtungen, festzusetzen; glaubt wirklich gefunden zu haben, daß das Zeitalter des Atlas, des ersten, der in Africa die Steinkunde lehrte, ohngefähr auf 4600 Jahre vor

Christi

Christi Geb. falle, und daß also auch die Epoche der Atlantiden in so frühe Zeiten gehöre. Daß sich insonderheit in dem Atlantischen Ocean ein großes festes Land möchte befunden haben, welches jetzt vom Meere verschlungen ist, hält er für desto wahrscheinlicher, weil das Atlantische und Mittelländische Meer neue, durch eine spätere Revolution des Erdballs entstandene Meere wären. Doch wir müssen dieses und vieles andere dazu gehörige in dem Buche selbst zu lesen überlassen. Nur setzen wir noch hinzu, daß am Ende dieses Theils (S. 441 — 475.) manche nicht ungegründete Bemerkungen und Verbesserungen über Robertsons Geschichte von Amerika mitgetheilt werden.

Von dem dritten Theil, in welchem Bailley's Meynung in Absicht auf Plato's Atlantis untersucht, und Büffons Hypothese von der allmählichen Erkaltung der Erde geprüft wird, brauchen wir am wenigsten einen Auszug mitzutheilen. Er ist schon wegen dieses polemischen Tons nicht so interessant, als die beyden ersten, zumal da er es mit so vielen willkührlichen Sätzen zu thun hat; doch überhaupt des Verfassers nicht unwürdig. Nur möchte mancher Leser, wenn er am Ende des Buchs mit dem Verfasser zusammen rechnen will, für sich wenig Gewinn herausbringen.

Die Uebersetzung rührt nur in den zwey ersten Theilen vom Hrn. Hennig in Gera her. Sie scheint mit Fleiß und Treue gemacht zu seyn. In der Eil vermuthlich ist Theil II. S. 120. zweymal Galles statt Wallis gesetzt worden. Die Anmerkungen enthalten manches Gute; wie wir denn besonders Th. II. S. 17. Hrn. H. darinne beytreten, daß, wie Huet und Danville schon gezeigt haben, Salomons Ophir in Sofala, an der östlichen Afrikanischen Küste, nicht, wie der Verf. meynt, in Sumatra zu suchen sey.

Dm.

Abbildung der Begebenheiten des Römischen Volks von der Erbauung der Stadt Rom bis auf den Cäsar Augustus. Zum Unterrichte für die, welche die Schriftsteller des schönen Jahrhunderts der Römer lesen wollen, nach dem Entwurfe des Florus ausgearbeitet von Gottfried Conrad Böttger.

ger. Leipzig, bey Fritsch, 1784. in 8vo. 268 Seiten, nebst zwey Bogen Vorrede und Zeitrechnung.

Hr. Büttger, der schon durch andere Proben genug bewiesen hat, daß er mit den Römischen Schriftstellern sehr wohl bekannt ist, liefert unter diesem Titel den Florus in einer freyen Uebersetzung, und zwar in der Absicht, damit man bey Lesung der klassischen Schriftsteller, welche immer Kenntniß der Römischen Geschichte, der Staatsveränderungen dieses Volks und seiner merkwürdigsten Männer voraussetzt, sich desselben zum Leitfaden in der Geschichte bedienen könne. Wie? wird man sagen, den schwülstigsten Schriftsteller, der so gewohnt ist, seine Geschichte in überspannte poetische Bilder zu hüllen, und indem er besonders immer zu übertriebene Vorstellungen von der Größe des Römischen Volks hat, und selten die edlern Schriftsteller so nöthige Simplicität im Schreiben beobachtet, auch nicht glaubwürdig ist? Diese Beschuldigung ist nicht neu; aber diese Fehler abgerechnet, hat Florus gewiß das beste Kompendium der Römischen Geschichte geschrieben. Seine Erzählung ist (in eine gemäßigte Sprache ausgedruckt) weder zu kurz noch zu weitläuftig. Die Begebenheiten werden von ihm nicht so ins Kleine vorgestellt, daß sie unsern Augen entflohen, und auch nicht so groß, daß unser Blick nicht eine Idee auf einmal fassen könnte. Noch dazu hat er die vortheilhafte Gewohnheit, jedes Stück der Geschichte als ein kleines Ganzes in einem besondern Kapitel vorzutragen; im Anfange desselben Alles, was er darin sagen will, gleichsam in einen Brennpunkt zusammenzurücken, und es alsdenn mit mehreren Umständen zu beschreiben. Was endlich mehrere Schriftsteller an ihm gelobt haben, ist seine Eintheilung, die vortrefflich ist, und seine Entwickelung der innerlichen Unruhen des Römischen Volks, welche man nirgends so wohl ausgeführt findet. Was wir vorhin poetischen Schwulst genannt haben, drückt Hr. B. so aus: seine Geschichte ist, wie er selbst in der Vorrede sagt, nicht so wohl eine Erzählung, als eine Gallerie von Gemälden, seine Farben sind feurig, sein Pinsel ist kühn, und der Eindruck, den seine Darstellung macht, ist lebhaft und bleibend. Bey dieser Vorliebe zu seinem Schriftsteller sollte man fast fürchten, daß Hr. B. nicht geschickt wäre, das vom Florus aufgestellte Gemälde von allen Flecken zu rei-

nigen. Ihm nämlich, wird manches kein Fehler seyn, und vielleicht wird er selbst da, wo die Flecken zu sehr in die Augen fallen, noch den Firniß gebrauchen, und sie nicht wegbringen, sondern nur überkleistern. In manchen Stellen ist es dem Rec. auch wirklich so vorgekommen; indeß hat Hr. B. doch überall schon durch den gemäßigten deutschen Ausdruck das Uebertriebene des Florus verbessert. Seine Eintheilung und Vorstellungsart ist übrigens beybehalten, und da, wo er historisch und moralisch wahrhaftig, und zuverläßig ist, von Wort zu Wort übersetzt. So weit auch Rec. diese Arbeit mit dem Lateinischen verglichen, hat er in den ersten Büchern bloß Uebersetzung gefunden, in der nichts weiter geschehen, als daß hin und wieder der Ausdruck gemäßigt ist. Der fehlerhafte Gedanke des Florus aber ist dabey doch geblieben. Wir wollen indeß Hrn. B. selbst hören. Was seinen kindischen geschmückten Stil anbetrifft, sagt er, den habe ich in einen männlichen starken zu verwandeln gesucht; seine übertriebenen Einfälle habe ich hinweggelassen: und so habe ich auch, der historischen Unrichtigkeiten halber, die meisten Kapitel in den beyden letzten Büchern ganz umgearbeitet, und einige der chronologischen Ordnung wegen versetzt. Dadurch nun, und wie schon gesagt, durch den gemäßigtern Ausdruck der Uebersetzung hat Florus ungemein gewonnen, und zum schnellern Aufsuchen und zur Uebersicht und richtigen Vorstellung des Ganzen ist es sehr gut, daß hinten Freinsheims chronologisches Register hinzugefügt ist.

Die vergleichende Erdbeschreibung; oder System der alten und neuen Erdbeschreibung aller Völker und Zeiten. Mit analytischen Tafeln und vielen Karten versehen, die sowohl den alten und neuen Zustand der Völker mit einander vergleichen, als besonders den Zustand eines Landes in ältern und neuern Zeiten vorstellen. Von Herrn Mentelle, Geschichtschreiber des Grafen von Artois — und der Gräfin von Genlis zugeeignet. Erster Band. Astronomische Erdbeschreibung. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen

vom

versehen. Winterthur, bey Heinrich Steiner und Compagnie, 1785. gr. 8. 236 Seiten, nebst vielen Tabellen.

Hr. Mentelle, der sich besonders vorgesetzt hat, nach einem bequemern Plane die alte und neue Geographie zu verbinden, und alle dazu nöthigen Kenntnisse aus der Astronomie, Naturlehre, Chronologie und Historie so vorzutragen, daß Anfänger durch dieses Buch eine gründliche Einsicht des Ganzen erlangen können, hat das seltene Verdienst, daß er, um seiner Arbeit einen gewissen Grad der Vollkommenheit zu verschaffen, schon vorher einzelne Stücke der gelehrten Welt vorgelegt hat, um ihr Urtheil zu erwarten. Noch mehr, in gewissen Kapiteln, z. B. in der Astronomie und Geographie hat er es nicht einmal bey einem Versuche bewenden lassen, ungeachtet der Hr. Abt de la Caille seine erste kurze Erklärung derselben nicht ungünstig aufgenommen. Er bearbeitete vielmehr diese Materie nicht nur selbst in seinem 1777. herausgekommenen Traité de Sphere, und nachher in dem herausgekommenen Cours d'etudes des Ecoles militaires, sondern er nahm auch noch andere Freunde dabey zu Hülfe. Einer hatte schon die erstgenannte Abhandlung durchsehen und verbessern müssen, und ein Anderer, Hr. de la Place, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, durchsah mit ihm den ganzen Theil, den wir jetzt erhalten haben: endlich bekam er noch von dem Hrn. Jeaurat, Redacteur de la Connoissance des Tems, einen Theil der Materialien zu den Tafeln, die Planeten betreffend. Auf solche Art ist es begreiflich, wie ein Mann, dessen Hauptstudium nach seinem eigenen Geständnisse Astronomie und Mathematik überhaupt nicht ist, doch so manche Materie, die sogar hin und wieder in mathematischen Lehrbüchern unerörtert geblieben, wenigstens historisch richtig habe vortragen können. Eben so machte er es in der alten Erdbeschreibung, in welcher er dem d'Anville folgt. Schon über 12 Jahre arbeitete er daran, verglich nachher d'Anvillens Arbeit mit dem Pausanias, Strabo u. s. w. und bildete sich ein System, darüber er auch erst das Urtheil des Publikums erfahren wollte, indem er erst seine kurze Erdbeschreibung des alten Griechenlandes und hernach in seinen Anfangsgründen der Römischen Geschichte, die des alten Italiens, herausgab. Solche Achtung für das Publikum, solches Mißtrauen auf

 seine

seine eigene Arbeit trifft man selten bey uns Deutschen, und noch seltener bey den mit sich selbst zufriedenen Franzosen an.

In der physischen Erdbeschreibung hat er die Kenntniß des Landes hauptsächlich aus dem Büffon und Buache, und die des Wassers aus dem Varenius genommen, und von verschiedenen Materien, als Ebbe und Fluth, Salzigkeit des Meers, nicht blos die Erscheinungen, sondern auch die Gründe angeführt. In der Naturgeschichte folgt er dem Büffon. In der politischen Geographie, welche Don Joseph Cavanille und der Verfasser der in Berlin bey Hrn. Nicolai herausgekommenen neuern Staatskunde von Spanien schon sehr empfohlen, will er nicht blos vom Lande, sondern auch vom Volke, dessen Ursprunge, Verfassung, Handel und den vornehmsten Begebenheiten reden. Dabey hat er es an den nöthigen Tafeln und Karten nicht fehlen lassen. Von den letztern enthalten die 4 ersten Hefte die Weltkarten, die Brittischen und Nordischen Reiche, das Europäische Rußland, Nord- und Mittelamerika, Ostindien, Arabien, und die französischen Provinzen, und der Hr. Uebersetzer, dessen Urtheil Glauben verdient, versichert, daß sie durchgehends, besonders die letztern, nebst Arabien und Ostindien, nach den besten astronomisch-geometrischen Angaben gezeichnet sind. Besonders rühmt er auch die physischen Karten vom Laufe der Ströme und Gebirge in jedem Lande, wo sie sich genau angeben lassen.

Das erste Heft, welches uns hier in der Uebe[illegible] liefert wird, aber schon 1781. zu Paris unter d[illegible] graphie comparée, ou Analyse de la Geogra[illegible] et moderne, herauskam, hat auch schon viele [illegible] Kupferstiche, welche sich auf die hier vorgetragene und astronomische Geographie beziehen. In der [illegible] macht er folgende Kapitel:

1) Von den Abtheilungen der Zeit. Er theilt sie in die natürlichen und künstlichen. Jene sind die Tage, Monate, Jahre und Cyklen. Ganz recht behauptet er, daß die Abtheilung des Jahrs in 12 Monate durch den Umlauf des Mondes veranlaßt worden sey. Die Berichtigung dieses Mondenjahrs aber durch Einschaltung der nöthigen Tage, um es einem Sonnenjahre gleich zu machen, glaubt Recensent, ist nicht das Werk der Astronomie, sondern der Hirten, Jäger und Feldbauer gewesen. Noch jetzt theilen die rohen Amerikaner

ner das Jahr zwar nach den Mondenmonaten, aber sie verwandeln diese doch dadurch in Sonnenmonate, daß sie jeden derselben nach den Früchten, die sie genießen, oder nach den Brutzeiten, wo gewisse Thiere ihre Jungen ausbringen, benennen. Eine Bemerkung, welche für diejenigen wichtig seyn kann, welche daraus, daß die alten Aegyptier, Peruaner, Indier u. a. m. nach Sonnenjahren so richtig zu rechnen gewußt, auf große astronomische Kenntnisse und Geschicklichkeiten zurückschließen wollen. Hr. M. macht selbst die Anmerkung, daß die Monatsnamen bey den alten Völkern, deren Sprache wir kennen, sich überhaupt auf die Geschäfte des Feldbaues, und die Ordnung, worin sie auf einander folgen, bezieht. Er hätte aber doch nicht hinzusetzen sollen: Ich rede hier nur von den Römischen, von denen die unsrigen ihren Ursprung haben; denn gerade von diesen ist es am wenigsten klar. Er meint auch, daß die Römer ihr Jahr zuerst mit dem Sommersolstitium angefangen hätten, so daß der letzte Monat des Jahrs der Monat der Alten (Maiores) oder Maius, und der erste des neuen von Iuniores Iunius genannt worden. Daß mit der Ableitung dieser Namen von Maiores und Iuniores gerade jener Begriff soll verknüpft werden, ist eben so unerweislich, als daß der März von Martius, entstammt, herkommen soll. Er will dies durch die bey dem Pöbel in Frankreich um diese Zeit üblichen Benennung, la lune rousse, wahrscheinlich machen. Daß der Mond zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche häufiger, als sonst, roth aussehe, wollen wir zugeben, aber wie will er daraus den Namen Martius hervorbringen? Ueberhaupt bleiben unsere gemeinen Erklärungen der römischen Monatsnamen immer viel natürlicher und erweislicher, als alle die, welche er hier angiebt. Das aber ist höchst wahrscheinlich, was er hier sagt, daß unter dem Romulus das Jahr nicht aus 10 Monaten, wie selbst Ovidius, Fastor. I, 22 u. fg. behauptet, sondern ebenfalls aus 12 Monaten bestanden habe. Man kann dies deutlich aus einer Stelle des Plutarchs beweissen, wo er vom Numa sagt: Er habe die Ordnung der Monate verändert, den Monat März, welcher der erste war, habe er zum 3ten, und den Januar, der unter dem Romulus der eilfte war, zum ersten gemacht; der Februar, sonst der zwölfte und letzte, sey nun der zweyte geworden. Er erzählt in der Folge, wie Numa an der Einschaltung im Mondenjahre, um daraus ein Sonnenjahr zu machen, gekünstelt, (und doch

 mehr

mehr Verwirrungen gemacht, als der Amerikaner ein Oroonoko, der nach den Früchten, die er ißt, sein Jahr bestimmt) wie Cäsar endlich den Kalender verbessert, auch was die Festrechnungen der Christen, die nach Mondenjahren geschahen, für Verwirrungen gemacht, und wie man diesem abzuhelfen gesucht. Wir übergehen das Uebrige, was hier zwar kurz, aber doch ziemlich vollständig zu seinem Zwecke aus der Chronologie angebracht ist. Weit unvollständiger ist das zweyte Kapitel über die verschiedenen Systeme der Zeitrechnung. Er erklärt sich für Ushers Zeitrechnung, die er in der Folge beybehält, und rechnet in der alten Geschichte nach Jahren vor Christi Geburt.

Im dritten Kapitel giebt er eine chronologische Einleitung zur alten Geschichte, wobey

1) eine Tafel über die Nachkommenschaft der Patriarchen von der Wasserfluth bis auf den Abraham, und

2) eine chronologische Tafel über die vornehmsten Begebenheiten der alten Geschichte für die drey bekannten Welttheile sich befindet. Europa hat drey Kolumnen, eine für Italien und zwey für Griechenland und den Peloponnes. Asien hat sieben Kolumnen, für Kleinasien, Palästina, Babylon, Assyrien, Persien, Medien und China. Afrika hat drey, für Aegypten, das eigentliche Afrika, Numidien und Mauritanien. Jedes Jahrhundert von Christo rückwärts bis auf das 22ste, hat eine Queerlinie. Darüber steht auch das 30ste und 32ste. Er setzt nämlich die Wasserfluth nach dem Samaritanischen Texte auf das Jahr 3153. Das Assyrische, Babylonische und Persische Reich, durch Aschur, Nimrod und Elam gegründet, haben keine Datum; eben so wenig das Chinesische Reich, durch Fohi gegründet. Die Stiftung Aegyptens durch Menes setzt er nach dem Freret 2965 Jahr vor Christi Geburt. Einigermaaßen vertritt die Tabelle zugleich die Stelle einer Landkarte, indem durch stärkere Linien immer der Umfang der zu jenen alten Monarchen gehörigen Länder angezeigt ist. Rec. muß indeß bekennen, daß ihm die bekannte Einrichtung der Gattererschen und Schlözerschen Tabellen doch besser gefällt; die bessere Chronologie, welche doch das Hauptstück ist, nicht einmal in Anschlag gebracht.

Noch ausführlicher und besser ist die astronomische Erdbeschreibung, oder die Abhandlung über die Sphäre gerathen.

Man

Man wird hier Unterricht von manchen Dingen finden, die zum Theil selbst in manchen mathematischen Lehrbüchern fehlen. Der erste Abschnitt handelt von den Gestirnen überhaupt, und dem Kopernikanischen Systeme insbesondere, wo auch vom Uranus das, was bis dahin bekannt war, vorgetragen ist. Bey den Kometen führt er auch aus des Hrn. du Sejour Antwort auf die Frage: Was unserer Erde etwa von einem Kometen begegnen könne, einige Beruhigungsgründe an. Im zweyten Abschnitte findet man eine ausführlichere Abhandlung über die Erde; und diese ist erstlich an sich betrachtet, wo die Punkte und Kreise der künstlichen Erdkugel, auch die Ekliptik und die Lage der Erde im Verhältnisse zur Ekliptik, die Parallaxe der Erdbahn, welche für den nächsten Fixstern keine Sekunde beträgt, die Schiefe der Ekliptik, welche nach des Hrn. de la Grange und de la Place Entdeckungen eine periodische Veränderung leidet; das Verrücken der Nachtgleichen, und das Wanken der Erdaxe (freylich nur historisch und sehr kurz berührt), die Stellung der Erde in den vier Jahrszeiten, und jedesmalige Tageslänge auf jeder Halbkugel der Erde, nebst Winter und Sommer, Verhältniß der Erde zum Monde, Mondenmonate und Mondsfinsternisse, endlich auch das Verhältniß der Erde zu den Planeten vorkommen. Das folgende zweyte Kapitel erklärt die Anwendung der Sphäre auf die künstliche Erdkugel, Zonen und Klimate, Stralenbrechung, Dämmerung, Nordlicht, Länge und Breite der Oerter, Abtheilung der Erde durch die Schatten, welche die Körper im Mittage machen, wo die Heteroscier, Periscier &c. vorkommen, Gestalt und Messung der Erde, und einige Operationen, die man auf dem Globus machen kann. Daß der Mond unstreitig einen grossen Einfluß auf unsere Witterung habe, wird aus den zu Padua gemachten Beobachtungen bewiesen. In der Erdnähe machten 168 Neumonde Veränderungen in der Witterung, und nur fünf veränderten das Wetter nicht, oder man hatte 33 Fälle, da der Neumond das Wetter veränderte, gegen einen, da es nicht geschah. In der Erdferne war dies Verhältniß nur wie 7 zu 1. Die Vollmonde gaben doch auch in der Erdnähe 10, und in der Erdferne 8 Fälle, wo eine Veränderung im Wetter erfolgte, gegen einen Fall, wo es unverändert blieb.

Am Ende des Buchs findet man noch ein alphabetisches Verzeichniß der Längenmaaße, eine kurze Geschichte der Astronomie,

nomie, und eine alphabetische Tafel geographischer Wörter, deren Bedeutung aus der Etymologie erklärt werden kann. Noch gehören zu diesem astronomischen Theile zwey kleinere Tafeln über das Kopernikanische System, so wie wir sie auch in guten Kalendern antreffen, und noch eine über die Abnahme der Grade der Länge vom Aequator bis zu den Polen nach Meilen von 2282 Toisen; außerdem aber noch 9 zur mathematischen Geographie gehörige Kupfertafeln. Daß übrigens das Werk in der Uebersetzung nicht schlechter geworden, sondern selbst durch manche gute und brauchbare Anmerkung des ungenannten Hrn. Uebersetzers Vorzüge bekommen, davon wird man sich beym Lesen bald überzeugen; gesetzt auch, daß man das Original selbst nicht damit vergleichen könnte. An manchen Stellen, wie in der Einleitung, wo der Vortrag etwas schleppend oder plauderhaft war, hat er sich nicht an den Text gebunden, sondern nur die Sachen, und zwar in einer schicklichern Ordnung und mit mehrerer Kürze, vorgestellt. Ein Hauptverdienst für ihn wird die Auswahl der Karten seyn. Daß wohl eine und die andere entbehrlich seyn möchte, sollten wir fast aus den zu diesem Hefte gehörigen Kupfertafeln schließen. Wenn Karten dieser Art weggelassen würden, um das Buch nicht zu kostbar zu machen: so würden wir dem Hrn. Herausgeber Dank dafür sagen; aber der Verlust würde gewiß noch größer seyn, wenn verbesserte oder neue Karten um des Preises willen wegbleiben sollten.

P.

Leonhard Meisters, öffentlichen Lehrers der Kunstschule in Zürich, Hauptscenen der Helvetischen Geschichte, nach der Zeitfolge gereyhet. Zweyter Theil. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Komp. 1784.

Noch immer interessant sind diese Beyträge zur Schweizergeschichte für den Liebhaber des Studiums des verschiedenen Nationalcharakters, und der alten Zeiten, und der Sitten. Nur einige Proben hievon. Die Geistlichkeit in der Schweiz hatte ehemals so vielen Einfluß in Staatsgeschäfte, daß im Jahr 1690. die Ministri von Zürch und Glarus zusammentraten, und wegen des Mißverständnisses zwischen den Kantonen im

Betreff

Betreff der Subsidiengelderaustheilung und der Kriegsstellen sich berathschlagten, auch ihr Gutachten hierüber dem Magistrat zu Zürch durch den Antistes Breitinger bekannt machten; daß zuweilen Geistliche in Staatsangelegenheiten als Gesandte gebraucht wurden; daß auch im Jahr 1690 die Zürchersche Geistlichkeit durch ihre dringenden Vorstellungen es beynahe dahin gebracht hätte, daß die Verbindung mit Frankreich aufgehoben ward. Eben so auffallend sind einige Anzeigen von dem Einfluß, den Frauenzimmer sich in Staatsangelegenheiten angemaßt. — Merkwürdig ist der Haß des gemeinen Volks in der Schweiz, und das herrschende Mißtrauen gegen die französische Nation; ein Zug, den der Schweizerpöbel mit dem englischen Pöbel gemein hat. Könnte wohl von dem stark Abstechenden des Charakters beyder Nationen herrühren. — Eine wichtige Probe vom Einfluß der Religion in jener Zeit ist das Betragen der reformirten Kantone gegen ihre verfolgten Glaubensbrüder in Frankreich, und den Piemontesischen Thälern, derer sie sich mit großen Unkosten, und mit eigenem Schaden annahmen. — Der V. feilt zwar oft zu wenig an seinem Stil, doch ist er nicht so ungleich, und mitunter poetisch, wie im ersten Theile. Allzu wenig Sorgfalt wendet er auf die Rechtschreibung gewisser Wörter. Ceremonien schreibt er allein auf der 113 Seite auf dreyerley Manier: Ceremonien, Zeremonien und Cäremonien.

Gz.

Bergmännischer Beytrag zu der von der Königlich-Großbrittannischen Societät der Wissenschaften, auf das Jahr 1781 ausgestellten Preisfrage; Wie wären die Bergwerke bey den Alten eigentlich beschaffen und eingerichtet? Und läßt sich nicht nach angestellter Vergleichung derselben mit den Unserigen zum Vortheil des Bergbaus und Hüttenwerke in unsern Zeiten etwas lernen? von Chr. Hier. Lommer. Freyberg, bey Craz, 1785. 4to. 44 Seiten.

Der Verf. zeigt durch Beyspiele, die aus der sächsischen Bergwerksgeschichte entlehnt sind, wie weit man, zum Theil bis

auf unser Zeitalter in allen Theilen der Bergwerkswissenschaften, in Mineralogie, Geologie, Markscheidekunst, in den Mitteln, das Erz loszubrechen, und zu Tage zu bringen, die Grubenbaukunst, vornehmlich den Mitteln, verdorbene Luft und Wasser abzuhalten, und aus den Gruben zu bringen in der Kunst, die Erze aufzubereiten, in der politischen Verfassung und Einrichtung, im Bergrechnungswesen zurückgewiesen seie, und folgert daraus eine verneinende Antwort auf den zweyten Theil der Frage. Bey den Thatsachen, die er erzählt, bleibt er übrigens bey den drey nächstvorhergehenden Jahrhunderten stehen. Hätten wir jetzt noch statt unserer Pochwerke die Mühlen, die vor 300 Jahren üblich waren, so müßten, sagt der Verf., der Schemnitzer, Harzer und andere Bergbaue liegen bleiben. Zuletzt ein sehr verdientes Lob des unsterblichen und jedem Mineralogen und Bergwerkskundigen ehrwürdigen Papst von Ohain.

Herr Carl Chassot de Florencourt über die Bergwerke der Alten; eine Schrift, welche über die von der Königlichen Societät der Wissenschaften in Göttingen auf 1783 aufgegebene Frage den halben Preis erhalten hat. Göttingen, 8. bey Dieterich, 1785. 5 Bogen.

Zuerst sucht der Verf. Spuren dieses Bergbaues in Diodor und Plinius auf; nirgends findet man Kennzeichen angegeben, nach welchen die Römer ihre Gänge oder Erzlager zu entdecken suchten; durch die beschwerlichste und kostbarste Arbeit, die sie nur durch Sklaven verrichten ließen, haben sie die Gebirge weit tiefer und in einem größern Felde untersucht, als wir, und daher gewiß auch alle Gänge gefunden, die sie enthielten; aber ihre Markscheidekunst war, da sie den Magnet nicht kannten, sehr geringe; ihre Arbeit ist viel weitläuftiger, bequemer und ausgeputzter, gieng aber auch langsamer von statten, und wurde mit Schlegel, Eisen, Keilhaue und Pike getrieben; zu hartes Gestein wurde durch Feuersetzen erweicht oder losgesprengt; die Gruben theils gezimmert, theils gemauert; von Treibwerken oder ähnlichen Maschinen, das Erz und Gestein aus der Erde zu fördern, wußten sie nichts; noch bis auf den dreyßigjährigen Krieg gieng man mit dem

Berg-

rgbau selten in eine beträchtliche Tiefe, weil man mit gerin-
er Mühe das Erz b.y geringer Tiefe gewinnen konnte.
chimed's Schnecke, deren Diodor und Vitruv erwäh-
, seie bey dem Bergwerke eine sehr unvollkommene Ma-
ne, weil sie nicht sehr hoch hebt, sehr grosse Kraft erfordert,
sehr vielen Raum einnimmt. In den mittlern Zeiten ge-
uchte man schon mehrere Maschinen, aber lange nicht so
llkommen, als man sie jetzt bedarf, da man sein Glück in
größten Teufe suchen muß. Der Verf. beschreibt und zeich-
hier das Ueberbleibsel eines Kunstgezeuges aus einer Anna-
gischen Grube, welche im funfzehenden Jahrhundert ver-
sen wurde; es ist zwar manchen Friktionen und Schleude-
ngen unterworfen, könnte aber doch noch jezt vortheilhaft
Gruben gebraucht werden, wo nur sehr wenig Aufschlag-
sser ist. Von der Ausbereitung der Erze bey den Alten.
e Beschreibung, welche Plinius davon giebt, hat mit un-
er Seifenarbeit viel gemein. Nach Diodor hatte sie statt
Pochwerke, Mühlen, dergleichen man 1750 noch drey bey
lanche la Mine in Hochburgund entdeckt hat; von ihren
hmelzarbeiten haben wir nur die dunkelsten Nachrichten.
tellen aus Plinius, Diodor, Strabo und Dioscorides,
sich dahin beziehen, und damit übereinstimmende Nachrich-
aus Genssane: die [illegible] bey Strabo übersetzt
Verf. mit alumen catinum, oder Pottasche, die freylich
den Quarz, worin das Gold öfters eingesprengt ist, der
ste Fluß war, so wie das stannum bey Plinius sehr richtig
Werk, oder einem Gemisch aus Silber, Bley und Arsenik,
e es bey der Bleyarbeit nach der ersten Schmelzung zuwei-
fällt, und galena mit Bleyerz überhaupt. Auch der Ver-
sser glaubt, die Alten haben das Verquicken gebraucht.
ründe, warum wir von dem Berg- und Hüttenwesen der
lten, selbst zum Theil der Neuern, so wenige bestimmte
achrichten haben. Mannichfaltige Vortheile des Pulvers
m Lossprengen des Gesteins, von dessen Gebrauch man doch
on in Gruben, die im sechszehnten Jahrhundert aufgelassen
urden, Spuren findet. Vorzüge der ungarischen Stoßheer-
, vor den liegenden: die unvollkommene Scheidung des
ilbers aus dem Bley, das vormals immer noch viel Silber
sich behielt; daher der Glaube, daß Bley, wenn es lange
f Dächern liege, sich in Silber verwandele; die unvollkom-
ene Scheidung des Metalls überhaupt aus den Erzen, da-
r noch so viele reichhaltige Schlacken auf den alten Halden.

Auch

Auch am Harze Halden auf hohen Bergen, weil sie nämlich die Alte, auch noch in den mittlern Zeiten die Plätze ausgesucht haben, wo sie Erz und Holz am nächsten zur Hand hatten, ohne sich um Wasser zu bekümmern, weil sie öfters ohne Gebläse schmolzen, oder dieses durch Menschenhände in Bewegung setzten. Die Alten hatten viele zu Tag aussetzende Gänge, die Erde war noch nicht so erschöpft, genug Materialien vorhanden, Lebensmittel wohlfeiler, und der Arbeitslohn sehr gering, daher der große Vortheil des Bergbaues bey den Alten, wie der Verf. hier auch aus Rechnungen zeigt. Der Verf. schlägt vor, auch noch frische Gebirge durch Schürfen zu untersuchen, nach dem Vorgange der Alten, Züchtlinge und Verbrecher bey dem Bergbau zu gebrauchen, und giebt darzu eine Maschine an, die hier auch gezeichnet ist.

Geschichte des Bergbaues und Hüttenwesens bey den alten Völkern, von J. Fr. Reitemeier, eine Schrift, welche in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen den halben Preis erhalten hat. Göttingen, 8. bey Dieterich, 1785. 11 Bogen.

Diese Schrift hat eben die Vorzüge von der historischen Seite, welche die Schrift des Hrn. von Florencourt von der Seite bergmännischer Kenntnisse hat. Der Vorbericht zeigt sehr einleuchtend den großen Einfluß eines glücklichen Bergbaues auf das Wohl des Staats, und die Quellen, woraus man eine Geschichte des Bergbaues schöpfen muß, welche der Verf. sehr gut genutzt hat. Der erste Theil betrifft die Geschichte des Bergbaus in Asien (vornehmlich in Sibirien) hauptsächlich nach Pallas, und Afrika, und besonders in Egypten, der zweyte die Geschichte des Bergbaus in Europa, zuerst im östlichen, vornehmlich in Griechenland, dann im westlichen, wie er vor den Römern und von ihnen selbst getrieben wurde, und zuletzt im nordöstlichen; der dritte Theil vergleicht endlich den Bergbau der Alten und Neuern unter sich. Das Finden und Benützen der Metalle sey nicht die Erfindung eines einigen Volks; am ersten konnte es aber in den metallreichen und zuerst bewohnten Gegenden des vordern Asiens und Egyptens geschehen; die Bewohner des vordern Asiens kannten

ten das Eisen, das andere Völker immer erst spät kennen lernten, schon vor der Sündfluth; die Egyptier wußten es schon zu Mosis Zeit zu schmelzen, und ihre Bergwerke sind allem Anschein nach die ältesten, die gebaut worden sind; Schicksale dieser, so wie der Bergwerke im vordern Asien durch die Veränderungen in der Regierung von den Bergwerken im hintern Asien, dessen Bewohner lange ihre Erzstufen noch an die Ausländer verkauften; sehr richtig bemerkt der Verf., daß der heutige Mangel Arabiens an Gold kein Beweis seie, daß es in frühern Zeiten noch kein Gold gehabt habe; der Reichthum der alten, vornehmlich der egyptischen Gruben, kam mehr von ihrer Ergiebigkeit und zufälligen Vortheilen bey der Unterhaltung der Arbeiter; das kunstlose Verfahren der Egyptier zu den Zeiten ihres anfangenden Staats. Der Gebrauch der kupfernen gehärteten, denn erst der eisernen Werkzeuge. Von dem Schmelzen der Alten ohne Blasebälge. Vom Zermalmen und Waschen des Erzes; die Egyptier kannten das Verquicken nicht; ob Moses das Verbrennen des goldenen Kalbs mit Salpeter bewirkt habe, zweifeln wir sehr; wäre es ganz von Gold gewesen, so wäre der Salpeter nicht im Stande gewesen, es zu verkalchen, war es nur vergoldet, so war er überflüßig. Phönizier haben zwar zuerst in Europa den Bergbau getrieben, aber sie waren nicht allenthalben die Lehrer der Europäer in dieser Kunst; die Griechen lernten sie durch eigene Anstrengung; von ihren Bergwerken, nach dem Alter zuerst von denjenigen, auf den Inseln des Mittelmeers, dann von denen auf dem festen Lande, zuletzt von den macedonischen, von dem Reichthum Athens aus seinen Bergwerken, und den Bemühungen dieses Staats, den Bergbau in Aufnahme zu bringen; von der Verschiedenheit des griechischen Bergbaues, selbst nach der unterschiedenen Stufe der Kultur, in verschiedenen Zeitaltern und Theilen Griechenlands. Die Werkzeuge, welche die Griechen gebrauchten; ihr Berg- und Hüttenwesen hatte überhaupt mit dem egyptischen sehr viele Aehnlichkeit. Das μινιον der Griechen ist nicht unsere Menninge, sondern Zinnober, aus welchem, und nicht aus der Menninge, auch heut zu Tage das meiste Quecksilber gewonnen wird. Von dem Bergbau in Italien, Frankreich, Spanien und Großbrittannien vor den Zeiten der Römer, und denn bey den Römern, bey welchen er zwar sehr ausgebreitet, aber auch sehr wenig originell, und, was ihm gewiß sehr nachtheilig seyn müßte, bis in die Zeiten der Despotie, verpachtet war.

Schon

schon unter Trajan eine Spur von Gewerken; schon seit dem dritten Jahrhundert der Despotie gerieth der Bergbau bey den Römern in Verfall. Warnung, nicht die Denkmäler des maurischen, fränkischen und slavischen Bergbaus, mit Spuren des römischen zu verwechseln, und Unterschied des letztern von jenen später; schon in den römischen Bergwerken Spuren vom Wetterzug. Das Glühen und Rösten der Erze haben vielleicht die Römer erfunden. Sehr ausführlich hat der Verf. alle Nachrichten gesammlet, die sich von der Art, die Erze jedes Metalls insbesondere aufzubereiten und zu schmelzen fanden; der Verf. findet es nicht wahrscheinlich, daß die Römer von dem Verquiken des Silbers und Goldes auf den Hütten Gebrauch machten. Vom Bergbau der Dacier, Gothiner, Quaden, Araber, Franken und Gothen. Deutschlands Bergwerke seyen ungezweifelt durch Bergleute aus Frankreich eröffnet worden, und seit ihrer Eröffnung ununterbrochen im Bau geblieben. Der Gebrauch des Schießpulvers im Rammelsberge, ist doch, wie Hr. von Veltheim sehr einleuchtend gezeigt hat, viel später als vom 12ten Jahrhundert. Zuletzt zeigt der Verf. aus der Vergleichung der Bergbaukunst bey den Alten, und derjenigen bey den Neuern die großen Vorzüge der letztern, jenen fehlte Pulver und Magnetnadeln, und unzähliche Vortheile, welche die weiter ausgebildeten Hülfswissenschaften dem Bergbau jetzt darbieten; auch war ihre Bergwirthschaft sehr übel eingerichtet.

Mb.

Geschichte des Spanischen Prinzen Don Carlos. Aus den Werken des Abbts Saint Real gezogen. Eisenach, bey Wittekind, 1784. 140 Seiten in 8vo.

Daß der Abt von St. Real die unglücklichen Schicksale des Don Carlos zwar sehr angenehm, aber sehr romanhaft beschrieben hat, ist bekannt genug. Das Original steht im vierten Theile seiner Werke, aus dem es hier getreu und gut übersetzt worden ist. Dieses Buch kann daher zur Unterhaltung vieler deutscher Leser nützlich seyn, wenn gleich die Geschichte selbst weder durch das Original noch durch die Uebersetzung gewinnen kann.

Tf.
Karat.

ter, [illegible] und Meynungen der Chineser und [illegible], historisch und philosophisch, mit [illegible] Staats- und Religionsverfas-[illegible], [illegible] A. F. Geisler, dem Jüngern. Halle, 1782. 12 Bogen, gr. 8. bey Hendel.

[illegible]rf. hat seine Quellen sehr selten angegeben, und doch [illegible] nirgends nöthiger als bey dem Chinesischen Reiche [illegible] zu unterscheiden. Seine Nachrichten von Cochin-[illegible] er größtentheils aus des P. Borri Beschreibung ge-[illegible], die nun etwa 150 Jahr alt ist. Daß nach S. 10. [illegible] ihre Ausschweifungen oder Vergehungen schriftlich [illegible] scheint doch nicht zu der despotischen Macht [illegible] der tiefen Ehrfurcht der Unterthanen zu stim-[illegible] in dem Ehecontracte zuweilen ausbedungen wer-[illegible] die Frau sich noch einem andern ihr gefälligen Lieb-[illegible] (oft oder selten gleichviel) überlassen dürfe, ist [illegible]scheinlich, zumal in China, wo das Frauenzim-[illegible] Einschränkung gehalten wird. Nach S. 58 [illegible] vornehmsten Produkte, welche die Europäer [illegible]ten, waren Reis, Zucker, Thee, Spezereyen [illegible] Diamanten, Uhren, Spiegel, Krystallen, u. n. a. mathematische Instrumente. Einige dieser [illegible] sind offenbar Importe. Warum nennt der Verf. [illegible] Porcellain, lackirte Sachen, Seide und seidene [illegible]abarber? Gleich darauf behauptet er, der chine-[illegible] habe so sehr abgenommen, daß es kaum der [illegible] sey, weiter etwas hinzubringen, als Silber ge-[illegible] umzutauschen. Geht nicht noch eine ungeheure [illegible] Thee (etwa 20 Millionen Pfund blos seewärts), an-[illegible] Waaren zugeschweigen, aus China nach Europa? S. 85. wird gesagt, daß zu gewissen Zeiten alle Glieder einer Familie, deren Zahl nicht selten auf sechs bis acht tausend Menschen steigt, sich in dem großen Saal der Vorfahren versammeln. Wahrlich sehr große Familien, die sehr große Säle erfordern. S. 87 ff. von dem Charakter der Chineser. Ein unordentliches, unbestimmtes Geschwätz. So heißt es einmal, daß das Betragen der Chineser gegen die Fremden mit vieler Güte untermischt ist; gleich darauf, daß sie nicht selten bey aller Güte den heimlichen Entschluß fassen, den Fremden aus der Welt zu räumen. Weiter: „die Chineser sind von Natur

„lang

„langsam und kaltsinnig, ob es ihnen gleich nicht an natürli-
„chem Feuer und Munterkeit fehlt.“ Welches ist nun richtig?
Ferner: „Die Chineser sind leutselig, sanft, gütig, besonders
„gegen Fremde.“ — „Aufrichtigkeiten üben sie eben nicht
„aus, am wenigsten aber gegen Fremde, mit welchen sie im
„Handel stehen, sondern suchen vielmehr eine Ehre darin, sie
„auf eine feine Art zu betrügen.“ Höflichkeit ist dem Verf.
Leutseligkeit und Gütigkeit. S. 102 „Ihre geometrischen
„Probleme lösen die Chineser nicht wie wir nach Grundsätzen,
„sondern bloß durch Schlüsse auf.“ In aller Welt! was
heißt das? In einer Note heißt es, ihre Logik ist eine blosse
Schlußfolge. Ferner bey der Erklärung der chinesischen Rech-
nungsart: „die zwey obersten Kugeln an jedem Stäbchen wer-
„den jederzeit als Einheiten betrachtet, die fünf untersten aber
„gelten jede für sich nicht mehr als Eins.“ Nun das ist ja
eines so gut als das andere. S. 104. „Die Chineser haben,
„von dem ersten Entstehen ihres Reichs an, die sichersten
„Nachrichten gesammlet, und sie ohne die geringste Unpar-
„theilichkeit (Partheilichkeit) niedergeschrieben.“ Das ist so
wenig bey den Chinesern als irgend einem Volke möglich. An
dem Kasten, in welchen die Nachrichten von allen, auch den
geringsten Handlungen eines Kaisers gesteckt werden, und der
erst nach dem Absterben der regierenden Familie geöffnet wird,
zweifeln wir sehr. Wenigstens würden die Nachrichten nicht
sehr glaubwürdig seyn, da die Glaubwürdigkeit historischer
Nachrichten auf ihrer Publicität beruht, oder bey später ans
Licht gekommenen Nachrichten der Zeuge bekannt und zuver-
lässig seyn muß. S. 108 heißt es: „Die Moral ist bey den
„Chinesern ein blosses Problem, das sie nach ihrem Vorthei-
„le auflösen, und liegt bey ihnen noch sehr in der Dunkelheit,
„unbearbeitet und vergraben. Und eben diese Bewandniß
„hat es bey ihnen mit der Logik, die sie gar nicht anzuwen-
„den wissen, als allenfalls einen Schluß daraus.“ — Was
heißt das alles? Die Moral haben ja die Chineser noch am
besten bearbeitet. S. 110. „Die Buchdruckerkunst ist bey-
„nahe 400 Jahre eher als bey uns den Chinesern bekannt ge-
„wesen. Allein auch in China sind sie so gut wie bey uns nicht
„wegen des ersten Erfinders mit einander einig. Ohne Zwei-
„fel aber ist, nach der Meisten Meynung, ein gewisser Jo-
„hann Faust der erste Erfinder dieser edlen Kunst in China ge-
„wesen, dem andere nachgespähet u. s. w.“ Das ist doch
zu arg! Faust in China! Wahrlich der Verf. muß diese Stelle
im

..se und träumend geschrieben haben. Also nun nichts ... seinem Buche. Doch noch eins. Der Verfasser ..., daß die Chineser bey ihrer Manier Bücher zu drucken, ... geschnittenen Formen) den Vortheil hätten, daß sie nicht Maculatur zu drucken fürchten dürften. Gut, so schneiden sie ... Brennholz. Wenn Hr. Geislers Schrift über die Chine... ... Formen geschnitten wäre, so würde ihr Schicksal dasselbe ..., wie jetzt, da sie mit beweglichen Formen gesetzt ist. ...art ist schleppend und platt. Z. E. diese Gesetze ... andere ihres Gelichters; honorigste Strafe; verkonsum... ; Olitäten.

L.

...atistisch-geographische Beschreibung der sämmtlichen Oesterreichischen Niederlande, oder des Burgundischen Kreises; welche diese Staaten, sowohl in Ansehung ihrer Lage und natürlichen Beschaffenheit, als in Betreff ihres Fabrik- und Handlungswesens, auch ihrer Religions- und Staatsverfassung, vor Augen legt, mit einer neuen Karte von dem ganzen Burgundischen Kreise überhaupt, auf welcher der Lauf der Schelde, mit allen ihren Verbindungen und Ausflüssen, wie auch die angränzenden holländischen Provinzen, vollständig erscheinen. Von A. F. W. Crome. Dessau und Leipzig, bey Göschen, 1785. 18 Bogen, nebst einem Bogen Tabelle, und der im Titel erwähnten Karte.

Im Grunde eine Gelegenheitsschrift, aber eine gute, und die noch besser seyn würde, wenn der Verf. nicht, eben durch die Gelegenheit, so sehr wäre eingeschränkt gewesen! Er klagt in der Vorrede und S. 17, 201, 210, auch 275. „daß der Verleger ihm das Maas des Papiers zu seiner Karte und die Bogenzahl des Buchs vorgeschrieben.“ Hieraus entstand fast überall Mangel und Dürftigkeit. Sie hinderte den Verfasser, ein weit besseres Werk zu liefern.

Die Landkarte ist die Hauptsache; das Buch ist gleichsam der Kommentar darüber. Der Verf. zog sie hauptsächlich aus der großen Ferrarischen Karte von den Niederlanden, die aus 25 Blättern besteht, und wenigstens 30 Thaler kostet (Brüssel 1777). Ueberdies ist, wie auch Hr. Crome S. 22 bemerkt, die Uebersicht dieser Karte äußerst schwer; dies rührt theils von ihrer Größe her, theils von der unglaublichen Menge von Gegenständen, womit sie angefüllt, theils weil sie nicht illuminirt ist. Alles dies fällt bey der Cromischen Karte weg, zu deren Verfertigung überdies noch andere Landkarten und Hülfsmittel, von deren Beschaffenheit S. 22 u. ff. Nachricht gegeben wird, gebraucht worden sind. Sie erstreckt sich von Dordrecht in Südholland, oder vom 51sten Gr. 57 Min. nördlicher Breite, an, bis nach Rocroi in Champagne, oder bis zum 49 Gr. 57 Min. der Breite gegen Süden. Diese Ausdehnung von 30 Meilen würde noch um 7 Meilen vermehrt worden seyn, wenn Hr. C. das ganze Herzogthum Luxemburg nach einem und demselben Maaßstab verzeichnet hätte. Dies aber war wegen des vorgeschriebenen Raumes unmöglich. Demnach half er sich so, daß er die südliche Hälfte von Luxemburg nach einem, um die Hälfte verjüngten Maaßstabe, auf der linken Seite der Karte besonders anbrachte. Der Länge nach dehnt sie sich von Dünkerken unter den 19 Gr. 2 Min. des Meridians von Ferro an, bis nach Düsseldorf, oder bis zum 24 Gr. 20 Min. Also eine Länge von 50 Meilen. Die verschiedenen durch einander liegenden Gebiete sind sowohl durch Buchstaben als Farben sorgfältigst unterschieden. Kein Platz, der von einiger Erheblichkeit seyn mag, ist weggeblieben. Gebirge, Wälder, Moräste und Wiesen, wodurch ganze Districte bezeichnet werden, sind allenthalben, wo es der Raum nur einigermaaßen zuließ, sorgfältig aufgetragen, so wie die sämmtlichen Flüsse, Kanäle und größern Heerstrassen, wie wir aus der Vergleichung gesehen haben, nach der Ferrarischen Karte eingetragen sind.

So viel von der Karte. Jetzt auch von der Einrichtung und Beschaffenheit des dazu gehörigen Buches! Es sind darin alle auf dem Titel angezeigten Gegenstände — so weit es die vorgeschriebene Bogenzahl verstattete — in vier Abschnitten und einem Anhange abgehandelt. Der erste Abschnitt enthält allgemeine Anmerkungen über die Veranlassung des Werks, und zeigt das Bedürfniß einer neuen, allgemeinen

Karte von dem Burgundischen Kreise, nebst den dazu gehörigen Hülfsmitteln. Einen Theil jener Anmerkungen und einige andere Urtheile weiter hin würde der Verfasser, wie er in der Vorrede selbst bekennet, weggelassen oder anders eingekleidet haben, wenn nicht der Anfang mit dem Abdruck seines Buchs geraume Zeit vor dem Friedensschluß zwischen dem Kaiser und der Rep. der Vereinigten Niederlande gemacht worden wäre. Er hatte freylich, wie so viele andere, den Ausgang des Zwistes sich ganz anders vorgestellt, und daher politische Räsonnements und Prophezeihungen gewagt, die nun nicht mehr Statt finden. Es ist eine eigene Sache um solche Prophezeihungen. Selbst wenn der Ausgang des Zwistes anders gewesen wäre, so, glaubt der Rec. möchten verschiedene Dinge doch wohl nicht so gekommen seyn, wie Herr **Crome** prophezeihet.

Im zweyten Abschnitt (S. 26 u. ff.) findet man einen allgemeinen Abriß der physischen und politischen Beschaffenheit der österreichischen Niederlanden; Nachrichten von der ehemaligen und gegenwärtigen Größe, Bevölkerung, Fruchtbarkeit und Kultur derselben; nebst einer kurzen Beschreibung der sämmtlichen Gränzländer des Burgundischen Kreises. Hier ist verschiedenes nicht genau genug. Bey S. 29 und 30. wo von der Größe und dem Flächeninhalt dieses Kreises die Rede ist, wird gesagt: Herrmann giebt die Länge dieses Kreises nur auf 40, und die Breite auf 24 Meilen, den Flächeninhalt aber auf 470 QM. an. Hierbey ist aber wohl zu bedenken, daß Hr. Herrmann dies keinesweges so bestimmt angiebt, als man nach Hrn. Cromens Worten vermuthen sollte: sondern er sagt: Der Flächeninhalt soll 469 QM. betragen. Die vom Hrn. C. aus dieser unhistorischen Angabe gezogenen Schlüsse sind also auch sehr willkührlich und unsicher. Hier würde er sich seine Leser noch verbindlicher gemacht haben, wenn er hübsch selbst untersucht hätte. — Die Beschreibung der Gränzländer (**Nebenländer**, wie Hr. C. hier und da statt Gränzländer sagt, erwecken eine andere Idee) von S. 32 bis 58. ist doch wohl ein wenig zu weitläuftig. Zu seiner Entschuldigung erinnert der Verfasser, daß dies zur vollständigen Erklärung der Karte, auf welcher die Gränzländer ebenfalls einen beträchtlichen Raum einnehmen, nothwendig gewesen wäre. Die Beschreibung des ansehnlichen Bisthums Lüttich, das bekanntlich in dem Burg. Kreis liegt, aber zum Westphälischen ge-

 hört,

hört, nimmt allein 9 Seiten ein. — Bey der Materie von der Volksmenge wird gesagt, Herrmann behaupte, sie sey 2 Mill. stark, müssen wir dagegen bemerken, daß er auch dies nur muthmaßlich thut: und doch folgert Hr. C. allerley daraus. Er hätte doch wissen sollen, daß auch außer dem von ihm angeführten Büsching, andere Statistiker, viel weniger als 2 Mill. annehmen. — In diesem Abschnitt ist auch von S. 74 an die Beschreibung der schiffbaren Flüsse und Kanäle eingeschaltet. Der Lauf des Hauptstroms, der Schelde, ist genau beschrieben, und diese Bemühung verdient ganz vorzügliches Lob. — S. 125 sind Winkopps Briefe über den gegenwärtigen Zustand der österr. Niederl. citirt: er hat sie aber nicht selbst verfertigt, sondern nur aus dem Französischen übersetzt und hier und da abgekürzt.

Von S. 154. an folget der dritte Abschnitt von der Staats- und Regierungsverfassung, von den landesherrlichen Einkünften und dem Militär; so wie von der Geistlichkeit, und von den Künsten und Wissenschaften. Zu S. 187, wo vom Militär gehandelt wird, gehört eine Tabelle, unter dem Titel: Allgemeine Uebersicht von den sämmtlichen Belagerungen und Eroberungen, welche während des letzten französischen Krieges in den Niederlanden von 1744 bis 1748 vorfielen, nach der Zeitfolge geordnet, und mit ihren merkwürdigsten Begebenheiten dargestellt. Es sind zugleich dabey bemerkt, die jedesmalige Dauer der Belagerungen, die Art der Eroberung und die Namen der kommandirenden Generale, sowohl vor als in der Festung. Alles ganz gut, aber gar nicht, auch auf die entfernteste Weise nicht, hieher gehörig. Der Verfasser bedachte nicht, daß er Geographie und Statistik, nicht aber Geschichte, vorzutragen habe. Dieser Bogen hätte zu zweckmäßigern Materien angewendet werden können. Ferner, hätte der Verf. den ihm vorgeschriebenen Raum auch besser benutzen können, wenn er nicht über jede seiner, unter dem Text stehenden Noten das Wort Anmerkung gesetzt hätte. Wozu allemal das Wort? Ist es an den Sternchen nicht genug? Durch Weglassung dieses einzeln stehenden Wortes und der darüber gezogenen Linie wären allemal 4 bis 5 Zeilen gewonnen worden, wenn der Verfasser nicht so viele Absätze — manchmal nur von einer Zeile — gemacht, und der Setzer sie so weit aus einander gesperrt hätte. Viele überflüssige Querstriche sind auch hieher zu rechnen; ob sie

gleich

gleich in diesem Buche nicht so häufig vorkommen, als in andern Erdmischen Schriften.

Der vierte Abschnitt S. 201 u. ff. zeigt die topographische Beschaffenheit der österr. Niederlanden. Von Rechts wegen hätte sie vor dem 2ten und 3ten Abschnitt vorausgehen sollen. Zuletzt von S. 260 an ein Anhang von den Generalitätsländern, Staatsflandern, Staatsbrabant, einem Theil von Geldern, Mastricht, der Grafschaft Vroenhove und den Ländern an der Obermaas, in so weit sie den Burgundischen Kreis berühren; nebst einer kurzen Beschreibung derjenigen Districte, welche in dem, unter dem 20sten Sept. 1785. zu Paris unterzeichneten Präliminarfrieden zwischen Oesterreich und Holland gegenseitig vertauscht oder abgetreten worden. zur Erklärung der neuen Gränze auf der Karte. In der Vorrede zeigt er noch, wie jeder Besitzer derselben die wenigen Abänderungen, in Rücksicht auf die neue durch den Pariser Frieden bewirkte Begränzung, selbst bezeichnen könne.

Nk.

Etwas zur Kenntniß der großen Männer Roms, nach Plutarch — — von Gottlob August Tittel, Kirchenrath und Prof. zu Carlsruhe. Carlsruhe, bey Macklot, 4 Bogen, in 8vo.

Sowohl ihrer Absicht als Ausführung wegen verdient diese Einladungsschrift, womit der Verf. im Jahre 1783. die Wintervorlesungen auf dem akademischen Gymnasium zu Carlsruhe ankündigte, eine besondere Anzeige. Wahre und innige Kenntniß des Menschen muß aus seinen Handlungen geschöpft, auf diesen die Beurtheilung seines Charakters gegründet werden. Daher die großen Vortheile, welche sich für die Philosophie überhaupt und besonders für die Seelenkunde, aus der Geschichte ziehen lassen, die man als die erste, und vielleicht sogar als die einzige Quelle fruchtbarer Menschenkenntniß anzusehen hat. Um seine Zuhörer hierauf noch aufmerksamer, und die Bemerkung selbst ihnen anschaulicher zu machen, entwarf der Verf. hier die Hauptzüge in den Lebensumständen vorzüglich großer Römer, nach dem Plutarch, die beyläufig auch selbst ein gutes Muster zur Verfertigung historischer Aus-

züge abgeben können. Sie betreffen den Fabius Maximus, Claudius Marcellus, die Scipionen, den Flaminius, Aemilius Paulus, M. Cato, Cajus Marius und L. Cornelius Sylla.

Gr.

---

11. Gelehrtengeschichte.

Thesaurus rei patristicae, continens dissertationes praestantiores ex rarissimo D. *Nicol. le Nourry* adparatu, *Gallandii* nova bibliotheca patrum aliisque celebrioribus eorum editionibus depromtas, et iuxta seriem patrum et scriptorum ecclesiasticorum chronologiam dispositas, adornatus, atque adiectis prooemiis notis et reflexionibus ad historiam Theologiae pertinentibus instructus a P. *Placido Sprenger*, Monacho Benedict. et Bibliothecario in Banz. *Tomus II.* sistens saeculum II. Wirceburgi, typis et impensis Stahel. 1785. 4 Alphb. 8 Bogen in gr. 4.

Es freut uns, daß diese nützliche Sammlung patristischer Abhandlungen, die man mit Recht einen Schatz zum Studium der Patristik nennen kann, der wenigen Unterstützung ungeachtet, die das Werk anfänglich von Seiten der Subscribenten zu finden schien, dennoch seinen glücklichen Fortgang nimmt, und es gereicht dem Herausgeber sowohl als Verleger sehr zur Ehre, daß sie sich dadurch an der Vollendung eines so verdienstlichen Unternehmens nicht haben abschrecken lassen, und der letzte noch überdem fortfährt, dem Werke durch Papier und Druck alle äußere Empfehlung zu geben. Inzwischen sehen wir doch mit Vergnügen, daß es seit der Erscheinung des ersten Theils 153 neue Subscribenten bekommen, worunter 30 aus Neapel, 12 aus Lyon, 5 aus Göttingen sind.

Es

Es enthält dieser zweyte Band 14 Abhandlungen, die mit denen im ersten Bande in gleicher Zahl fortlaufen, und die Patristik des zweyten Jahrhunderts beschließen. Es sind folgende: 1) Diss. XIII. de gestis et scriptis Iustini, Tatiani, Athenagorae et Theophili Antiocheni auctore *Prudentio Maran*; in 15 Kapiteln bis S. 136. 2) Diss. XIV. De S. Pio I. ex D. *Gallandio*, bis S. 172. 3) Diss. XV. de actis S. Felicitatis eiusque septem filiorum, ex *Gallandio*, bis 176. — Aber weder Pius noch die heil. Felicitas und andere Märtyrer gehören unter die Kirchenväter. 4) Diss. XVI. De S. Dionysio Corinthiorum episcopo, ex Gallandio. XVII. De S. Melitone Sardiensi episcopo, ex eodem. XVIII. De S. Claudio Apollinari, episcopo Hierapolitano, ex eodem. XIX. De Bardesane Syro, ex eodem. XX. De ecclesiarum Viennensis et Lugdunensis epistola, ubi de martyrio S. Pothini episcopi et aliorum plurimorum, auctore *Gallandio*. XXI. De omnibus Irenaei scriptis, eorumque editionibus, auctore D. Ren. *Massuet*, e Congregat. S. Mauri, S. 202 — 242. Diese gelehrte Abhandlung hätte einige Ergänzungen erhalten sollen. XXII. De Irenaei doctrina, auctore eodem. S. 242 — 419. XXIII. De Clementis Alexandrini admonitione ad Graecos, et de tribus Paedagogi libris, aus le Nourry. S. 420 — 739. Von da an bis zu Ende folgt noch unter dem hier unschicklichen Titel: Prooemium, eine Mantissa de Clemente Alexandrino eiusque morali doctrina, auctore D. *Franc. Berg*, S. Th. Lic. ecclef. Herbipol. Sacellano, Wirceburgi 1779. primum vulgata. Das Resultat der Untersuchung ist: morum doctrinam a Clemente traditam, quantum ad methodum et rationem probandi, in nullam utilitatem verti posse; dogmata vero ipsa caute seligenda; attamen, si quandoque severior videatur, reminisci oportet discriminis inter γνῶσιν seu moralem perfectioribus propositam, et communem.

Pf.

Beyträge zur Litteratur, besonders des sechszehnten Jahrhunderts. Freunden der Kirchen, Gelehrten und Büchergeschichte gewidmet von George Theodor Strobel, Pastor zu Wöhrd. Ersten

 Ban-

Bandes zweytes Stück. Nürnberg, bey Monath, 1785. 16 Bogen 8vo.

Nachricht von dem Leben Johann Sebastian Pfausers, Evangel. Hofpredigers Königs Maximilians, nachmaligen Römischen Kaysers, von Georg Theodor Strobel. Nürnberg, bey Monath, 1785. 6 Bogen in 8vo.

Mit dieser Lebensbeschreibung, die auch unter dem eben angeführten Titel einzeln verkauft wird, eröffnet Hr. Strobel das zweyte Stück seiner beyfallswürdigen Beyträge zur ältern, besonders theologischen, Literatur. Sie enthält viel merkwürdiges, und ist von dem Verf. durch manche das damalige Zeitalter betreffende Anekdoten noch unterhaltender gemacht. Zehn Originalbriefe Pfausers sind ihr angehängt. Außerdem enthält dies zweyte Stück: II. Acta Concilii Wittenbergae habiti a. 1536; impress. Antverpiae, in Missali aureo. Eine satyrische Schrift, die der Herausgeber aus der [illegible] schrift abdrucken läßt, und von der es noch zweifelhaft ist, [illegible] sie gedruckt sey. III. Abdruck verschiedener Urk[illegible]n, Markgräfl. Brandenburgischen und Reichsstadt. [illegible] schen Normalbücher vom Jahr 1573 betreffend. [illegible] den zur Beylegung der Streitigkeiten zwischen den [illegible] gern des Flacius und Melanchthons abgefaßt. IV. [illegible] bergischer Rathschlag den unruhigen Flacium betreffe[illegible] Jahr 1564. V. Nachricht von dem bisher ganz [illegible] gebliebenen ersten Entwurf der Päbstlichen Konf[illegible] Augsb. Konfession. VI. Recension einiger kleinen [illegible] Schriften. Sie sind alle aus den ersten Jahren [illegible] mation. VII. Etwas von Philipp Melan[illegible] VIII. Einige bisher ungedruckte Briefe; von [illegible] Goldstein, Moller und Aurifaber.

Fr.

Grundlagen zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Besorgt von Friedrich Wilhelm

helm Strieder. Fünfter Band. Göd. Hert. Cassel, bey Cramer, 1785. 540 S. in 8vo.

Die Einrichtung dieses mit unermüdetem Fleiße fortgesetzten Werks ist aus der Anzeige der erstern Theile bekannt. Auch dieser Theil enthält merkwürdige Beyträge zur allgemeinen Gelehrten Geschichte; wovon die Artikel Grelmann, Günderode, Haas, Hartmann, Hassenkamp und Hertius besonders zeigen.

Ef.

Sammlung besonderer und seltsamer Umstände von Voltairs Leben und Tod. Qualis vita, talis mors. Aus dem Französischen. Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen, 1785. 8. 13½ Bogen.

Man darf eben kein blinder Anbeter von Voltaire seyn, um diese Schrift für eine elende und ächte Mönchsgeburt zu erklären. Es fehlt beynahe nichts, als daß, wie in dem bekannten Volksdrama: Doctor Fausts schreckliches Leben und Ende, die Katastrophe durch ein Duzend Teufel bewirkt werde. Doch wird S. 166 versichert: „Daß Voltaire kurz vor seinem Ende in der entsetzlichsten Lage war — daß er sich gewälzt, hin und her geworfen, und mit voller Wuth geschrieen habe: Ich bin von Gott und den Menschen verlassen! Daß er alsdann in seinen Leibstuhl gelangt, schnell eine Handvoll Unflath ergriffen, und ihn hineingefressen habe.“ Wobey gar schön bemerkt wird: „daß also an Voltaire die Weissagung des Propheten Ezechiels, Kap. IV, 12. über welchen er sehr oft gespottet hätte, in Erfüllung gegangen wäre, welcher spricht: was du essen wirst, soll wie ein in der Asche gebackenes Gerstenbrod seyn, und du sollst es mit Menschenkoth vor ihren Augen bedecken.“ — So wenig ein Freund der vernünftigen Religion und der Sittlichkeit den faden Witz, die oft so unphilosophischen Spöttereyen und die unsittlichen Aeußerungen des Voltaire in Schutz nehmen wird, eben so wenig wird er das Zusammenschmieren einer solchen Scharteke für nöthig, oder gar für verdienstlich halten. Voltaire, bey allen seinen Fehlern, hat unbegreiflich

viel Gutes gestiftet, und mehr als alle die elenden katholischen ascetischen Schmierer, welche nun seit 100 Jahren immer weg in Augspurg gedruckt werden. Der Uebersetzer — vielleicht eben derjenige, welcher das armselige, aber in einigen Regionen der Finsterniß so beliebte Nonnottische Werk übersetzt hat — ist seines Originals würdig. Man trifft, nicht nur undeutsche Ausdrücke in Menge an, z. B. Schankungen, Unbilden, Kommlichkeit, ein Kann alles u. dergl. an, sondern auch offenbare Unrichtigkeiten: Marggraf von Chateauneuf statt Marquis v. Ch. — Enkel statt Neffe, Bürger von Balme am Rhein, Genfer Gebiets ꝛc. Eine attische Floskel steht S. 68, wo es heißt: „So vertheidigte sich dieser unflätige Mistfässel.“

Wh.

Apologie Melanchthons wider einige neuere Vorwürfe des Herrn Hauptpastor Götzen zu Hamburg, von Georg Theod. Strobel. Nürnberg, bey Bauer und Bischof, 1783. 157 Seit. in 8.

Daß ein Melanchthon noch in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts einer Apologie bedarf, ist freylich auffallend. Aber zum Glück ist es nur eine Apologie gegen Hrn. Götze. Dieser hatte jenem allgemeinen Lehrer Deutschlands viele höchst bittere Vorwürfe in einem Paar Schriften, die er in der Webrrischen Confeßionsstreitigkeit schrieb, gemacht. (A. D. Bibl. LX. 1. S. 69. 70.) Dagegen ist nun diese Apologie gerichtet, durch welche Hr. Strobel seine vielfachen Verdienste um Melanchthons Andenken und Schriften vermehrt, und welche auch ohne alle Rücksicht auf die Götzischen Schriften ihren eigenthümlichen Werth und Nutzen hat. Sie handelt von Melanchthons Furchtsamkeit überhaupt, von dessen Furchtsamkeit und Betragen zur Zeit des Interim, von dessen Brief an Carlwitz, von dessen Veränderlichkeit, von der Veränderung des 10ten Artikels d. A. C. insbesondere, und zum Beschluß kömmt noch hinzu, eine Beleuchtung des Protokolls von 1537., oder des Vortrags, welcher in diesem Jahr Luthern und Bugenhagen durch D. Brücken in Gegenwart des Churfürsten Johann Friedrichs zu Wittenberg über die von Melanchthon angeblich in der Augsp. Confession vorgenommene

Aende-

Aenderungen und über andere Punkte geschehen seyn soll. Hr. St. bezweifelt die unverfälschte Aechtheit dieses berüchtigten Protokolls, irrt aber hierin. Die wahre Beschaffenheit der Sache ist seitdem erst durch Hrn. Weber im zweyten Theil der Geschichte der Augsp. Conf. bekannt gemacht worden. Uebrigens theilt Hr. St. allenthalben Auszüge nicht nur aus Melanchthons, sondern auch aus Luthers und anderer Zeitgenossen Schriften und Briefen mit, welche nebst den ihnen beygefügten Erläuterungen dazu dienen, Melanchthons wahren Charakter besser kennen, und die ihm gemachten Vorwürfe richtiger und billiger beurtheilen zu lernen.

Dieser Apologie setzte Hr. Götze entgegen seinen Beweis der Nichtigkeit der Strobelschen Apologie. (A. D. Bibl. LX. 1. S. 91.) Auf diesen Götzischen Beweis nimmt Hr. St. Rücksicht, und bringt gelegentlich noch manches zur Ehrenrettung Melanchthons bey in folgender Schrift:

Litterarische Nachricht von Melanchthons sämmtlichen Briefen, worin zugleich die Unschuld desselben gegen die Gözischen Schmähungen vertheidiget wird, von G. Th. Strobel. Nürnberg, bey Monath, 1784. 176 S. in 8.

Der Verf. war ehedem Willens gewesen, eine Sammlung der Briefe Melanchthons an Nürnberger zu ediren. Weil man aber eine vollständige Ausgabe aller Briefe dieses vortrefflichen Mannes von Hrn. D. Nösselt zu erwarten hat, (der wir mit Verlangen entgegen sehen) so gab ersterer seinen Vorsatz auf, und überließ letzterem seinen gesammelten Vorrath, macht aber dagegen die angenehme Hoffnung, eine vollständige Ausgabe aller lateinischen Briefe Luthers zu besorgen. Hier liefert er indessen eine Recension aller im Druck erschienenen Sammlungen und einzeln gedruckter Briefe Melanchthons, welcher er, um Trockenheit zu vermeiden, einige vorzügliche aus den Briefen ausgehobene Stellen beygefügt, und diese mit Anmerkungen erläutert hat, in welchen es dann nicht an Gelegenheiten fehlen konnte, Erinnerungen gegen Hrn. Götze anzubringen. Rec. hat alle hier beschriebenen grösseren zum Theil seltenen Briefsammlungen vor sich liegen, und ist durch den

Augen-

Augenschein von der Genauigkeit der hier davon gegebenen Beschreibungen überzeugt. Nur ist in der Manlischen Collection die Dedication eigentlich *quarto* non. Aug. 1564. unterschrieben, und in der dritten Saubertischen Sammlung, oder dem libro V. ist das griechische nicht überall am Rand ins Lateinische übersetzt, sondern nur meistentheils. Auszüge zu geben, gestattet uns der Raum nicht. Aber eine höchst angenehme Lectüre ist gewiß diese kleine Schrift für jeden, der Melanchthon zu schätzen weiß, oder auch nur für litterarische Anekdoten aus dem Reformations Seculum Sinn hat.

Hg.

---

12. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Briefe des L. A. Seneka, übersetzt von Albrecht Christoph Kayser. Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1783. 8.

Als wir Herrn Kaysers Vorrede lasen, verzweifelten wir ganz, einen, auch nur leidlichen Uebersetzer in ihm zu finden. Mit welchem Glücke, dachten wir, kann ein Mann den Seneka übersetzen, der schreibt: „Unverdroßne Aufmerksamkeit auf „Seneka's Vortrag und Vereignung seiner schön gefundenen „nen Gedanken wünsch' ich mir als Belohnung von meinen „Lesern! unpartheyische Anerkennung, daß ich mir alle Mühe „gegeben, getreu zu copiren, als Lob von denen, die mich be„urtheilen." Und als wir darauf den Inhalt der Briefe durchgiengen und fanden: Trag die Zeit an, weil sie noch dein ist; Nicht, wer wenig hat, sondern, wer nach mehrerm geilt, (kein Druckfehler, wie aus der öftern Wiederholung des Wortes erhellt!) ist arm; es ist eine ernste Sache um die Freude; der gute Mann muß sich je mehr in sich selbst zurückziehen, in desto größerer Gesellschaft er sich befindet, u.s.w., da entsank uns der Muth völlig. Allein bey genauer Durchsicht sahen wir uns wirklich zu unserm Vergnügen getäuscht. Hr. K. übersetzt sehr richtig, und erreicht die Kürze seines Originals in den meisten Stellen. Hätte er sich mehr

Provinzialismen und schlechten Wendungen gehü-
, die Perioden besser gerundet, und überhaupt am Aus-
sorgsamer und anhaltender gefeilt, so würde er einen
an unter den vorzüglichern Uebersetzern einnehmen. Wir
innern übrigens noch, daß man hier nicht alle Briefe, son-
n nur die wichtigern suchen darf.

Zb.

Chrestomathia hebraica, selecta eaque faciliora continens capita vel historica vel poetica librorum veteris Testamenti. In usum scholarum. Halae, typis et impensis Curtianis. 1783. 110 Seiten in groß 8.

Vocabularium, continens totius Chrestomathiae hebraicae vocabula, in usum eorum, qui addiscere ipsa et perlegendis singulis capitibus progredi felicius capiunt, adornatum, Halae, typis Curtianis. 1782. 65 Seiten in gr. 8.

— : hebräische Chrestomathien für sehr entbehrliche Bü-
:en, haben wir ehedem schon bey der Anzeige des hi-
rt Theils des hebr. Elementarbuchs, womit Hr. Prof.
e nuz in Gießen das Publikum heimgesucht hat, mit Bey-
unserer Gründe geäußert; wohin wir diesmal unsere
a isen. Wenn der Herausgeber dieser Chrestoma-
: (der sich I. C. C. Nachtigal, Stephanei Halberstad.
Prorector, unter der Vorrede unterschreibt) bey seiner Arbeit
die Absicht hatte „ut adolescentuli primi commentariorum
„Mosaicorum loco haberent librum, aeque pretio vena-
„lem, ex quo omissis, plerisque, quorum explicatio ca-
„ptum tironum superare, aut quae minus *eis* scitu necessa-
„ria videbantur, pleniorem bibliorum sacrorum cognitio-
„nem possent haurire, ubique simul effata, quibus *in*
„*theologia dogmatica* uti solent, praecipua (sogar Hiob
„19, 23 ist nicht vergessen) collecta invenirent, qui et sen-
„tentiarum utilitate et verborum perspicuitate aeque com-
„men-

übersehen worden ist, so halten wir es für Pflicht, jetzo noch von seiner Einrichtung Nachricht zu geben. Dieser erste Theil endigt sich mit dem XXII. Buch. Die interessantesten Bücher sind ganz beybehalten worden; von den übergangenen Büchern sind die gewöhnlichen Epitomen, und bey den fehlenden Kapiteln die Namen und Jahre der Consuls, oder ganz kurz der Inhalt angeführt worden; auch sind viele Kapitel abgekürzt, Reden, Wunderzeichen, umständliche Beschreibungen unerheblicher Schlachten u. dergl. überschlagen, übrigens aber der Zusammenhang mit Livianischen Worten wieder hergestellt worden. Das I. Buch ist, wie billig, ganz geblieben; das II. auch bis auf die 15 letzten Kapitel, wo also auch die Geschichte des Coriolan ausgeworfen werden ist, die wir, wenn wir hätten wählen sollen, nicht würden übergangen haben; das III. zu Anfang, in der Mitte, und zu Ende mehr oder weniger abgekürzt. Das XI – XX. sind ganz übergangen, und des Zusammenhangs wegen ihre Epitomä eingerückt. Das XX: endlich und XXI. Buch erscheinen wieder ganz, und machen den Beschluß dieses ersten Theils, aber freylich mitten im Zusammenhang der Geschichte des merkwürdigen zweyten punischen Krieges, die noch durch neun Bücher fortgeht. Es kann wohl nicht fehlen, daß nicht vielleicht manche Lehrer, die diese Chrestomathie auf ihren Schulen brauchen wollen, über manches weggelassene Stück der Livianischen Geschichte seufzen werden — aber, wo kann leicht eine Auswahl getroffen werden, in der nicht andere zu viel oder zu wenig fänden!

Einleitung in die griechische Sprache, nebst Tabellen von M. G. D. Köler, Rector an dem Provinzialgymnasium zu Detmold. Göttingen, bey Dieterich, 1785. 6 Bogen.

Wir sind nicht so glücklich gewesen, so sehr wir es auch wünschten, uns von dem Nutzen dieser Tabellen, und der sie begleitenden Einleitung überzeugen zu können; ja nicht einmal von ihrem absichtlichen Gebrauch einen Begriff zu machen. Fast glauben wir behaupten zu können, daß nimmermehr ein Anfänger daraus das Griechische, ohne Zuziehung einer ordentlichen Grammatik und vollständiger Paradigmen, sicher

und

und gründlich lernen können, es sey denn, daß er einen Lehrer habe, der eine lebendige Grammatik ist, alles selbst thut, das Fehlende ergänzt, und die Verwirrung in Ordnung bringt. Sprachen, die, wie die Griechische, nicht zum Sprechen, sondern blos zum Verstehen der alten Schriftsteller, erlernt werden, sollten doch billig mit Künsteleyen der Methode verschont bleiben, die das Sprachstudium sicher nicht erleichtern, die Gründlichkeit erschweren, und blos die Folgen einer pädagogischen Mode sind. Wer den Beruf hat, das Griechische zu lernen, und freylich sollte ihn jeder wahre Gelehrte fühlen, wird sich den einzigen sichern Weg, den wir und unsere Väter, ohne es zu bereuen, gegangen sind, Regeln und Paradigmen zu lernen, nicht verdrießen lassen. So wenig auch in der A. D. Bibl. Raum zur Umständlichkeit in den Anzeigen unerheblicher Schriften, ist; so müssen wir doch, um unser Urtheil zu belegen, diese Tabellen noch etwas genauer durchgehen. Es sind derselben zwey, über die Declination, und über die Conjugation. In der ersten werden in drey Columnen, mit vielem leergebliebenen Raum, die Endsylben der Casuum dreyer griechischer Wörter, ἀρχὴ, τύπος und παῖς, angegeben, unter andern von τύπος, der Gen. Plur. ων, von παῖς, der Nom. und Acc. Plur. δες und δας. Wie in aller Welt soll nun diese sogenannte Tabelle zur richtigen Erlernung aller Declinationen hinreichend seyn? Da z. E. unter den vielen Regeln zur dritten Declination weiter keine, als die von dem Accusativ auf ein ν erwähnt wird. Der Vocativus fehlt ganz, weil außer der Verwandlung des ος in ε, er ganz mit dem Nominativ übereinkomme. Wie wird der arme Schüler irre geführt, wenn er sich auf diese Versicherung verläßt, und nicht etwan aus bessern Grammatiken erfährt, daß in der dritten Declination fast nicht ein Wort seinen Vocativ ganz dem Nominativ ähnlich macht. Aber freylich wegen der vielerley Regeln konnte der Vocativ nicht wohl, mit einer gewissen Endung in die Tabelle gebracht werden, daher blieb er gar weg. Dieser Tabelle sind noch die Artikel, (denn die drey Paradigmata stehen ohne Artikel, und der Verfasser will auch die blossen Wörter ohne Artikel declinirt haben) einige Pronomina, und etwas von den Adjectiven angehängt. Die Classification derselben ist nicht vollständig angegeben. So fehlt z. E. die Endung ως, ος; ων, ον, so wie noch einige Participialendungen. Die Tabelle für die Conjugation enthält das verbum τύπτω — Ob dieses einzige verbum für einen

Anfänger hinreichend seyn kann, um darnach die Formation der übrigen Classen griechischer Zeitwörter bilden zu können, wird jeder selbst beurtheilen können. Die obere Hälfte ist in drey Columnen getheilt. In der ersten stehen das Fut. 1. Act. und die Tempora, die davon herkommen, und unter diesen auch das Prät. act. (welches bey andern sonst ein eigenes Tempus thematicum ist) mit den übrigen davon abgeleiteten Zeitbestimmungen, aber von jedem nur die erste Person. In den andern Columne steht, obenan das Imperfectum nach seiner ersten Person, und unter des Präsens Act. und Pass. allen dreyen Personen; und endlich in der dritten, auf die Art, wie in der ersten, das Fut. 2. mit seinen Abstammungen.

In der untern Hälfte der Tabellen folgen nun die modi, in Act., Pass. und Medium, von jedem wieder die erste Person, es fehlen aber die Futura, und im Medio auch das Perfectum. Nun urtheile jeder selbst; ob er wohl glaube, daß ein Kind aus dieser Confusionstabelle das griechische Verbum werde lernen können? Welches ist leichter und vernünftiger, das ganze Verbum nach der Reihe seiner Temporum, und jedes Tempus mit allen seinen Personen herzusetzen und lernen, zu lassen, als es so zu zerstücken, die Bruchstücke unvollständig auf einen Bogen zu zerstreuen, und das Kind dadurch in die Gefahr zu setzen, bey der Flexion eines jeden Zeitworts anzustoßen. Ein so unvollständiges und einseitiges Paradigma (wenn anders diese Tabellen diesen Namen führen können,) mußte denn natürlicher Weise eine Menge von Regeln nothwendig machen, die das Fehlende ergänzen, das Zerstreute ordnen, und das Unbestimmte zur Anwendung genauer bestimmen. Diese Absicht hat die zu diesen Tabellen gehörige Einleitung. Aber auch von der können wir nicht sagen, daß sie die Erlernung der griechischen Sprachelemente sehr erleichterten. Manche Regeln sind für denjenigen unnöthig, der die Paradigmata zur Ansicht ganz vor sich hat: andere aber sind unvollständig, oder nicht bestimmt genug. Auch davon müssen wir einige Beyspiele geben. Die Endsylben der übrigen Personen, die in der Tabelle nicht angegeben waren, sollen nun, wahrhaftig nicht auf dem kürzesten Weg, durch Regeln gefunden werden, die entweder nicht allgemein, oder weit schwerer zu merken sind. „Z. E. „der charakteristische einfache oder doppelte Vocal der ersten Person, der im Act. in der letzten Sylbe, im Pass. in der vorletzten Sylbe steht.

steht, bleibt sehr oft in den übrigen Personen stehen, und giebt also leicht die Endung der übrigen Personen an, z. E. ἐφίλησα, ας." Allein auch in ἐφίλησε? Auch in τύπτομαι, τύπτῃ, u. a.? Zu Formation eines Temporis Pass. aus einem Activo wird die Regel gegeben: Bey denen, die kein Augment haben, wird die Sylbe μαι, bey denen, die ein Augment haben, μην hinzugesetzt. Das beygefügte Exempel, πεποίηκα, πεποίημαι aber ist fürs Gegentheil. Bey den Zeitwörtern, die im Fut. 1. ψω haben sollen, fehlt die bekannteste Endung πτω. Vom Fut. 2. heißt es: wenn nur ein Consonans vor dem ω sey, so bleibe das Wort, mit zurückgezogenem Ton auf die letzte unverändert. Zurückgezogen aber wird der Ton von der letzten auf die vorletzte Sylbe, umgewandt aber, fortgerückt. Die Präsentia und Imperfecta haben im Act. in der ersten Person Pl. ομεν für ωμεν; im Pass. όμεθα für ώμεθα, u. s. w. eine unnöthige Regel, blos durch die Wahl des ποιέω zum einzigen Parad. veranlaßt. Die Verba Pura, heißt es, gehen alle auf ein σω aus — ε und α vor dem σ werden zu η. Verdiente die Verwandlung des ο in ω nicht auch erwähnt zu werden? Von dem Verbis in μι wird zwar richtig erinnert, daß sie von einer ältern Form in αω, εω etc. herkommen: allein es hätten eben sowohl auch die Regeln evolvirt werden sollen, wornach sie und ihre einzeln Tempora von ihrem Stammwort geformt werden. Es folgt nun ein Verzeichniß der irregulären Zeitwörter, mit Angebung der verschiedenen Formen, wornach sie flectirt werden, aus der Hallischen Grammatik, doch wie der Verf. versichert, vermehrt und verbessert. Unter diese Vermehrungen gehört denn, daß der V. bey manchem Wort mehrere Primitiva angegeben hat, als zu Erklärung ihrer Abweichungen nöthig war, z. E. zu ἔχω, die Formen σχῶ, σχέω (war es nicht an einem genug) und ἴσχω; zu θνήσκω, θνέω und θνάω, (wir möchten eine Stelle eines griech. Autors wissen, wo eins von beyden zur Erklärung der grammatischen Form nicht hinreichend wäre). So bey ἵστημι, die Primitiva, στω, στέω, στάω, und στῆμι, wovon doch schon eins genug war. Bey τλάω, wird die Form τέλλω angeführt, welche ganz gewiß falsch ist, und nirgends existirt. Den Schluß machen ganz gute Betrachtungen über den Nutzen der griechischen Sprache für jeden Stand der Gelehrten. Ueber die Nothwendigkeit für den Juristen erklärt er sich nicht deutlich. Wir glauben aber immer, der Juriste müsse griechisch verstehen, nicht der wenigen griechischen No-

vellen wegen, sondern weil er ein Gelehrter seyn will, die griechische Litteratur aber in einem so genauen Zusammenhang mit der allgemeinen Gelehrsamkeit steht, und überdem fast allen Theilen des menschlichen Wissens ihre Kunstwörter gegeben hat, daß sie kein wahrer und gründlicher Gelehrter entbehren kann. Der Verf. hat diese Tabellen seinen Schülern dedicirt, deren Fleiß in der griech. Sprache er lobt. Das kann ein Beweiß von seinem eigenen Fleiße und der Güte seiner mündlichen Lehrart seyn; was wir aber hier getadelt haben, betrifft blos die Einrichtung dieser Tabellen, an denen wir nichts finden können, was sie zum griechischen Sprachunterricht bequemer, als eine jede Grammatik machte.

Pf.

Platonis Eutyphro, Apologia Socratis, Crito, Phaedo, Graece: ad fidem Codd. MSS. Tubing. August. aliorumque et librorum editorum veterum recensuit, emendavit, explicavit *Ioh. Frider. Fischerus.* Lipsiae, sumptu Suicquerti. 1783. 2 Alphabet 6½ Bogen in groß 8vo.

Von dem Hrn. Prof. F. wünschten wir noch den ganzen Plato so bearbeitet zu erhalten, als er uns diese vier Stücke jetzt zum drittenmal giebt, aber auch, zum Besten der gewöhnlich nicht sehr bemittelten Griechischstudierenden, das Papier alsdann mehr gespart zu sehen, als es hier geschehen ist. Freylich hat er, zumal im Eutyphron, Kriton und Phädon, die mit Handschriften verglichen worden, den Text oft richtiger gemacht, und manche neue nützliche Erläuterung hinzugesetzt; aber die Argumenta aus dem Ficinus, und manches Bekannte in den Noten hätte gar wohl wegbleiben können. Die Vorreden, und was zur Notiz des Schriftstellers und der Ausgaben vorgesetzt ist, nehmen beynahe ein ganzes Alphabet ein. Wir haben die Apologie und den Phädon jetzt von neuem ganz durchgelesen, und wollen unsere Bemerkungen, wo wir nicht der Meynung der Herausgeber sind, ihm und unsern Lesern hier mittheilen.

In der Apologie S. 70. halten wir, wie Ficinus übersetzt, καὶ ἐν ἀγορᾷ ἐπὶ τῶν τραπεζῶν, nicht καὶ ἐπὶ τῶν

τρα-

τραπεζῶν, für richtig. Zwar bedeutet καὶ auch bisweilen scilicet, aber wohl nicht in der Verbindung, wie es hier steht, da man et in foro, et apud argentariorum mensas, übersetzen müßte. S. 72 zeigt, unsers Erachtens, οἱ ἀμφὶ Ἄνυτον nicht den Anytus und seine Parthey, sondern bloß den Anytus an, wie der Ausdruck dieses bekanntlich öfter bedeutet, und auch Horaz in einer selbst vom Herausgeber angeführten Stelle, II. Sat. IV. 3. den Sokrates Anyti reum nennt. Auf der folgenden Seite hätte der Herausg. μειράκια ἀτεχνῶς, noch ganz junge Bürschchen, jetzt durch ein Komma trennen sollen, wogegen auch die Ficinische Uebersetzung ist. S. 74 bey ἀτεχνῶς σκιαμαχεῖν ἀπολογούμενόν τι, καὶ ἐλέγχειν μηδενὸς ἀποκρινομένου, wo die Stephanische Vermuthung angeführt wird, hätte auch der neuern des Hrn. D. Köhlers im Anhang zu seinen Emendat in Dionis Chrys. Tarsicas p. 17. ἀπολογούμενόν τι ἐλέγχειν erwähnt werden können; und so las vermüthlich Ficinus, der, sed necesse est, adversus istos, tamquam in nocte, pugnare, defendendo atque refellendo, nemine respondente, übersetzt. Gleich hierauf halten wir διττούς μου τοὺς κατηγόρους γεγονέναι, mit eingerücktem Artikel, wie die zweyte Basler Ausgabe hat, für die richtigere Lesart.

S. 76. Τοιαῦτα γὰρ ἑωρᾶτε καὶ αὐτοὶ ἐν τῇ Ἀριστοφάνους κωμῳδίᾳ, Σωκράτην τινὰ ἐκεῖ περιφερόμενον, φάσκοντά τε ἀεροβατεῖν, u. s. f. können wir, was zur Erläuterung dieser Worte gesagt ist, Socrates in scena apud Aristophanem ostenditur spectatoribus sublimis in corbe pensili, qui, et κρεμάθρα, et ταῤῥός, a Poeta vocatur. Ille corbis cum deferretur, modo huc, modo illuc, atque adeo ipse Socrates, qui in eo erat: propterea dicitur ἐκεῖ περιφερόμενος, nicht billigen der Sinn ist, wie wir denken: Ihr wißt, wie man da einen gewissen Sokrates aufzog, Socratem aliquem ibi male raptatum. Denn raptare aliquem sagen die Lateiner auf eben die Weise; wie beym Plautus Aulul. IV. 4, 5. Quid me raptas? Was schierst du mich? Und im Argum. II. Amphitr. Turbas uxori ciet Amphitruo: atque invicem raptant pro moechis. Den Fehler S. 77 Ἀλλὰ γὰρ ὅτι τούτων οὐδέν ἐστιν: οὐδέ γ' εἴ τινος ἀκηκόατε, wo der Herausg. jetzt οὐδὲ für ὅτι nach einer Vermuthung gesetzt hat, hatte schon Hr. D. Köhler a. a. O. bemerkt; er las aber, wie es auch heißen könnte, ὅτι τούτων οὐδέν ἐστιν, ὅτι γ' οὖν. u. s. f.

S. 81. Υπολάβοι' ἂν οὖν τις ὑμῶν ἴσως, scheint das ὑμῶν, das der Hr. Prof. nach der zweyten Basler Ausgabe aufgenommen hat, uns aus der Ficinischen Uebersetzung geflossen zu seyn; aber wir würden es nicht eingerückt haben, und hingegen bald nachher möchten wir mit dem Ficinus καὶ πόθεν lesen für πόθεν. Nun, Sokrates, wie ists denn mit dir? möchte wohl jetzt mancher fragen. Und wodurch hast du dir denn diese ungegründete Nachrede zugezogen? S. 89. vorl. Z gefällt uns die ehemalige Interpunktion, ταυτόν μοι ἔδοξαν ἔχειν ἁμάρτημα, ὅπερ καὶ οἱ ποιηταί, καὶ οἱ ἀγαθοὶ δημιουργοί, besser, als die jetzige, da die letztern Worte von den vorhergehenden getrennt sind. Aber in Wahrheit, meine Athenienser, auch hier bey sonst geschicktern Künstlern fand ich, daß sie denselben Fehler an sich hatten, den die Dichter. Weil sie ihre Kunst trefflich auszuüben wußten, so glaubte Jeder, u. s. f.

S. 91. müssen wir bekennen, daß uns die Stelle, καὶ φαίνεται τοῦτον λέγειν τὸν Σωκράτην, προσκεχρῆσθαι δὲ τῷ ἐμῷ ὀνόματι, ἐμὲ παράδειγμα ποιούμενος, nicht so leicht ist, wie sie dem Herausg. vorkam. Die Auslassung des εἶναι ist freylich ein gewöhnlicher Atticismus, findet aber der Natur der Sache nach nur alsdenn statt, wenn von einer Sache ein allgemeines Prädikat gesetzt, und zugleich eine nähere Rücksicht angegeben wird, worin es gelten soll, wie in der aus dem Chariton angeführten Stelle, τοῦτο τι ἥκεις εἰς ἀγρόν. So aber kann man hier τοῦτον λέγειν τὸν Σωκράτην nicht, wie der Herausgeber, durch eam ob caussam nominasse Socratem übersetzen, wogegen auch das προσκεχρῆσθαι δὲ τῷ ἐμῷ ὀνόματι ist, das doch offenbar etwas hievon Verschiedenes sagen soll, und von F. in der Erklärung übergangen worden. Vielleicht also sollte man, wenn man annehmen will, daß ein Wort herausgefallen, wie auch Hr. D. Köhler wollte, dessen hier erwähnte Vermuthung wir aber so wenig, als der Herausg. billigen können, καὶ φαίνεται τοῦτο σοφὸν λέγειν τὸν Σωκράτην, oder auch nur καὶ φαίνεται τοῦτο λέγειν τὸν Σωκράτην, dieser scheint das Orakel dem Sokrates beyzulegen, lesen. Das letzte wäre eine solche Konstruktion, wie im Kriton S. 188. Οὐκ ἄρα, ὦ βέλτιστε, πάνυ ἡμῖν οὕτω φροντιστέον, ὅ, τι ἐροῦσιν οἱ πολλοὶ ἡμᾶς. Daß Ficinus die falsche Lesart hatte, sieht man wohl; er hat aber auch gar nicht genau nach den Worten übersetzt. S. 132. durfte wohl für ὃν ξυνίσασι, das ist, καθ' ὃν

ω, nicht nach der einzigen zweyten Basler Ausgabe, die manchmal nach einer Vermuthung, und besonders aus Ficinischen Uebersetzung corrigiert zu seyn scheint, ὃ ζωίσαι gesetzt werden. Denn was können andere diese für einen Grund haben, mir beyzustehen, als den guten und vernünftigen, nach welchem sie wissen, daß Melitus lügt, und ich die Wahrheit rede? Und eben so ists S. 136. mit dem ὅλῃ für ὅλως, wo eben auch diese Ausgabe das ὅλῃ scheint aus des Ficinus Uebersetzung genommen zu haben, das sonach nicht *duorum* Codicum auctoritate confirmata lectio heißen kann. Eigentlich ist für καὶ ὅλῃ τῇ πόλει, wenns die Basler Ausgabe von Ficinus hat, gar keine Autorität; denn dieser konnte gar wohl, wenn gleich seine Handschrift καὶ ὅλως τῇ πόλει hatte, et civitatis totius übersetzen.

S. 153 wo der Hr. Prof. die Stephanische Vermuthung, ἀλλ' ἕκαστον αὑτὸν παρασκευάζειν, für ἀλλ' αὑτὸν παρασκευάζειν, verwirft, und τὸν βίον aus dem entfernten ζῆν versteht, möchten wir ἀλλ' αὐτὸν ἑαυτὸν παρασκευάζειν lesen. So hatte vielleicht auch Ficinus, der sed se ipsum comparare übersetzt. Ebend. ὅτι ἐν τῷ λόγῳ οὐδενί scheint uns das οὐδενί, das der Herausgeber für οὐδαμοῦ nimmt, wegen des vorhergehenden Artikels nicht wohl stehen zu können; man liest besser mit der zweyten Basler Ausgabe ὅτι ἐν τῷ λόγῳ οὐδαμοῦ, noch bey irgend einer Rede.

Wir gehen nun zum Phädon, bey welchem der Herausgeber die Hülfe von zwey Handschriften hatte, einer jüngern Augsburgischen, und einer ältern Tübingischen, wie beym Euthyphron und Kriton allein der Augsburgischen. Daß die Stelle, die uns immer fehlerhaft schien, S. 255. Ἴσως μέντοι θαυμαστόν σοι φανεῖται, εἰ τοῦτο μόνον τῶν ἄλλων ἁπάντων ἁπλοῦν ἐστι, καὶ οὐδέποτε τυγχάνει τῷ ἀνθρώπῳ, ὥσπερ καὶ τἆλλα ἐστιν ὅτε καὶ οἷς, βέλτιον τεθνάναι, ἢ ζῆν· οἷς δὲ βέλτιον τεθνάναι, θαυμαστὸν ἴσως σοὶ φαίνεται, εἰ τούτοις τοῖς ἀνθρώποις μὴ ὅσιον, αὐτοὺς ἑαυτοὺς εὖ ποιεῖν, ἀλλ' ἄλλον δεῖ περιμένειν εὐεργέτην, wie sie jetzt der Herausgeber mit dem Komma nach καὶ οἷς, das vorhin nach ἐστιν ὅτε stand, drucken lassen und wo er doch auch ἔστιν ὅτε hätte setzen sollen, ohne Fehler sey, davon hat er uns auch durch die eigene Abhandlung hierüber in der Defens. Locor. Plat. p. 533. nicht überzeugt. Daß ἔστιν ὅτε, oder ἔσθ' ὅτε, bisweilen heiße, und ἔστιν οἷς einige, ist bekannt; aber wir zweifeln sehr, daß man beydes irgendwo so verbun-

den finden wird, wie hier ὥσπερ καὶ τἄλλα ἔστιν ὅτε καὶ οἷς stehen soll, und durch ut cetera nonnumquam et nonnullis utiliora sunt übersetzt wird. Wir möchten dafür καὶ οὐδέποτε τυγχάνει τῷ ἀνθρώπῳ, ὥσπερ καὶ τἄλλα ἐστὶν, ὅτε καὶ οἷς μὲν βέλτιον τεθνάναι, ἢ ζῆν, οἷς δὲ βέλτιον ζῆν, ἢ τεθνάναι. οἷς δὲ βέλτ. τεθν. u. s. w. Ohne unser Erinnern bemerkt man, daß ein Abschreiber gar leicht von dem einen οἷς δὲ gleich zum andern hat gehen, und sonach die zwischen ζῆν und dem letztern οἷς δὲ liegenden Worte hat überschlagen können. S. 282. hätte, unsers Erachtens, der Herausg. nach Anleitung der Ficinischen Uebers. Ὠιήθην γε χρῆ, ἐὰν τῷ ὄντι γε ᾖ, ὦ ἑταῖρε, φιλόσοφος, σφόδρα καὶ αὐτῷ ταῦτα δόξειν μηδαμοῦ ἄλλοθι καθαρῶς ἐντεύξεσθαι φρονήσει, ἀλλ' ἢ ἐκεῖ, wo jetzt der Text das unstreitig fehlerhafte σφόδρα γὰρ αὐτῷ ταῦτα δόξει hat, lesen sollen.

S. 296. ist τοῦτο ἱκανὸν τεκμήριον τοῦ ταὔτ' εἶναι, d. i. τοῦ τοῦτο οὕτως ἔχειν, unstreitig die bessere und wahre Lesart, und der Herausgeber hätte nicht aus Aristipps lateinischer ungedruckter Uebersetzung τοῦ αὐτὰς εἶναι vorziehen sollen, denn so müßte er wohl vielmehr τοῦ αὐτὰς εἶναί που heißen, wie bald nachher, ἱκανὸν τεκμήριον, ὅτι ἀναγκαῖον, τὰς τῶν τεθνεώτων ψυχὰς εἶναί που. Die Einschiebung der Partikel ἂν S. 302. nach λέγειν scheint uns unnöthig, weil gleich hierauf folgt καὶ οὐδαμοῦ ἂν φαίνοιτο. Dagegen glauben wir, daß man S. 306. l. Z., mit Einschiebung der Bindepartikel, αὐτὸ δὲ τοῦτο, ἔφη, δέομαι μαθεῖν, περὶ οὗ ὁ λόγος, καὶ ἀναμνησθῆναι lesen müsse. **Ich glaube es zwar, sagte Simmias; aber ich muß nun eben das, wovon die Rede ist, lernen, und es mir wieder ins Gedächtniß bringen.** Wenigstens muß man ἀναμνησθῆναι als eine Erklärung von μαθεῖν ansehen: hoc ipsum me oportet discere, de quo sermo est, scilicet reminisci. Wenn des Herausg. Erklärung, worinn er dem Stephanus folgt, velim discere, nimirum quod sit reminisci gelten sollte, so müßte es hier wohl τὸ ἀναμνησθῆναι heißen. S. 313. wo der Herausg. aus der Augsburgischen Handschrift τοῦ ὅ ἐστιν ἴσον aufgenommen hat, hätte wohl können erwähnt werden, daß dieses die Vermuthung des Hrn. D. Köhlers bey seiner deutschen Uebersetzung des Phädons war, dessen sonst gedacht ist, wo der Hr. Prof. ihm nicht folgt. S. 317 wo wir jetzt Τί δαί; τοῦτο ἔχεις ἑλέσθαι; lesen, hätte er, unsers Bedünkens, die alte Lesart, nur folgendergestalt interpungirt, Τί δέ; ἔχεις ἑλέσθαι, behalten sollen. **Wie nun? Du kannst doch wählen, Freund! Nur deine Mey-**

nung

nung hiervon! Auf der folgenden Seite zuletzt glauben wir doch, daß man πάντες ταῦτα; mit beygesetzten Fragzeichen lesen müsse. Du glaubst also nicht, Simmias! daß alle Menschen gleich viel Einsichten besitzen?

S. 319. Τί δαὶ δή; κέβητι; ist vielleicht das δαὶ, wie oben, nur ein Druckfehler. Aber die ehemalige Interpunktion, τί δὲ δὴ κέβητι; gefällt uns besser. Wie stehts aber um den Cebes? sagte Sokrates. Wir müssen den doch auch überzeugen. S. 335 scheint uns das σῶμα, oder τὸ σῶμα, wie der Hr. Prof. aus der Tübingischen Handschrift liest, vielmehr eine Glosse des vorhergehenden τὸ ὁρατὸν zu seyn. S. 346 für ἀλλ᾽ ἢ τῷ φιλομαθεῖ hätte der Herausg. aus dem Tübingischen Manuscripte, was er selbst in der Note billigt, ἀλλ᾽ ἢ τῷ φιλομαθεῖ auch in den Text setzen sollen. S. 371. in τὸν ἤδη τὴν φύσιν τῆς ἀσθενείας ἐπιδεικνύοιτο σῶμα scheint uns der Artikel vor σῶμα allerdings zu fehlen, und da die Augsburgische Handschrift ἐπιδεικνύοι τὸ σῶμα lieset, hätte der Herausgeber, deucht uns, ἐπιδεικνύοιτο τὸ σῶμα annehmen sollen. S. 396 war, nach unserm Urtheil die ältere Lesart, καὶ ἄλλο ὁτιοῦν πάθοι πάσχει ἐκεῖνα, ἐξ ὧν τυγχάνει ὄντα, vel quodcumque aliud patiantur illa, ex quibus conflatur, keinesweges verwerflich; und wir können nicht billigen, weil das Augsburgische Manuscript πάσχειν ἢ ἐκεῖνα hatte, daß der Herausg. πάσχειν, ἢ ἐκεῖνα in den Text gesetzt hat. S. 437 lesen wir, wie die Stephanische Ausgabe hat, vielleicht auch andere ältere, weil wir αὐτοῦ schon in der ersten Fischerschen finden, τὴν αὐτοῦ ἰδέαν αὐτὸ σχεῖν.

S. 476. wo die Augsburgische Handschrift, so wie auch Theodoretus, ὃν ἐπονομάζουσι ohne ἔτι, und die Tübingische ὃν ἔτι ὀνομάζουσι hatte, hätte, unserm Bedünken nach, der Herausg. ὃν ἐπονομάζουσι, das auch Hr. D. Köhler annimmt, für die richtige Lesart halten sollen. Das ἔτι entstand leicht aus dem folgenden ἐπ, und auch Ficinus hatte es nicht, der Hunc fluvium Pyriphlegetontem nominant übersetzt. S. 492 halten wir ὡς σὺ λέγεις, das der Herausg. in seinen beyden Handschriften fand, für richtig. Auch Ficinus scheint vielmehr so, als ἃ σὺ λέγεις, gelesen zu haben, weil er Merito, inquit, o Crito, illi ista faciunt übersetzt. Daß S. 497. καὶ αὐτὸς ἥπτετο auf den Sokrates gezogen werde, scheint uns das Folgende, ἐπειδὰν πρὸς τῇ καρδίᾳ γένηται αὐτῷ, nicht zu gestatten. Man muß also wohl außer Streit, wie die Ficinische Uebersetzung hat, et ipse attigit rursus, und wie

die Erde, und der Himmel troff vor Gott; die Berge flossen vor Gott, der Sinai vor Gott, dem Gott Israels." Das חמיך V. 11. eigentlich: „Aber du, Gott, gabst einen milden Regen deinem Erbtheil; du erquicktest das durstende Land, daß deine Thiere darinnen wohnen konnten: Gott, du bereitetest es (durch deine Güte, fehlt hier in der Uebersetzung) für die Elenden. In dem sehr dunkeln 14ten Verse, glaubt der Verf., werde ein unkriegerisches Hirtenleben beschrieben, und das Volk davon abgemahnet: „Bleibt nicht in euren Hirtenlägern zwischen den Flügeln der Tauben, die mit Silber bedeckt sind, deren Schwingen von Goldfarbe glänzen." Im 15ten, wo der Schnee auf dem Zalmon eine große Niederlage, da es von den Knochen der Erschlagenen weiß wird, anzeigen soll, durchstreicht er, auf das Zeugniß des Alexandriners, das schwierige בה, und übersetzt: „Als der Allmächtige die Könige zerstreute, da ward es glänzend, wie vom Schnee auf dem Zalmon."

IV. F. A. Stroths Beyträge zur Kritik der LXX. Dollmetscher aus Justin dem Märtyrer. Viertes und letztes Stück. Der Verf. hat hier über die Psalmen keinen Kirchenvater verglichen, als den Justin und Eusebs Demonstratio evangelica, und nur da, wo diese Varianten hatten, auch den Theodoret. Und das auch diese Variantensammlung noch nicht gar vollständig sey, fanden wir, mit der Anzeige verschiedener fehlenden Lesarten aus dem Justin, von dem Recensenten in der Leipziger Zeitung angemerkt. Man hat also noch immer diese Kirchenväter von neuem zu vergleichen, wenn man gewiß seyn will, daß sich keine Varianten zum Text der Alexandrinischen Uebersetzung in ihnen finden.

V. Erinnerungen über Hrn. Hofr. Michaelis Meynung von der Chronologie zwischen Sem und Abraham. Der Hr. Ritter fand in einer Abhandlung im 5ten Stück des Göttingischen Magazins zu viel und zu kultivirte Menschen in der Geschichte nach der Fluth bis auf Abraham, als daß sie mit der Zeitrechnung übereinstimmen könnte, nach welcher Abraham 292 Jahre nach der Sündfluth geboren ward. Er vermuthete daher, es möchten in dieser zweyten Genealogie einige Geschlechter ausgelassen seyn. Und diesen Gedanken wandte Hr. Hofr. Schlözer auch auf die Genealogie von der Sündfluth an, und änderte darnach in der dritten Ausgabe seine historische Tabelle. Die Gründe der Meynung sind: die

Aro-

Araber lassen in ihren Genealogien oft Geschlechter aus; und auch in der Bibel findet man Geschlechtregister, in welchen, verglichen mit andern, Glieder fehlen. Dagegen wendet nun unser Ungenannte, und unsers Erachtens mit Recht ein: diese arabischen Genealogien, und die in der Bibel, in welchen Glieder ausgelassen sind, sind ganz von der Genes. XI. verschieden; denn in dieser ist allemal das Lebensjahr angegeben, in welchem der Sohn vom Vater geboren ward, in jenen aber nicht. Nun aber bleibt freylich noch übrig zu denken, es könnten durch die Schuld der Abschreiber einige Reihen herausgefallen seyn, welches selbst der Kainan in den LXX., den man im hebräischen Texte nicht mehr findet, wahrscheinlich macht; und alsdenn hätte die Welt doch ein höheres Alter, als man ihr jetzt nach dem Mose giebt. Das ist S. 172. ein offenbares Versehen, wenn der Verf. sagt, in beyden Genealogien vor und nach der Fluth bis auf den Abraham seyen keine zehn Geschlechter, sondern in der ersten zehn, in der andern neun. Man zähle nur Genes. V. und XI.; und man wird in jeder Reihe zehn Namen finden.

VI. P. J. Bruns Beyträge zu Montfaucons Herplen und Varianten, aus einem griechischen Manuscripte der Psalmen auf der Bodlejanischen Bibliothek. Zuerst und am Schlusse der Abhandlung einige Varianten und Fragmente alter Uebersetzer, aus einem Manuscript, das aus dem 10ten Jahrhundert zu seyn schien, und aus des Erzbischofs Usser Papieren, welche die Bodlejana besitzt. Aber weit mehrere und richtigere Beyträge, wie der Verf. bemerkt, würden die Hexaplen über die Psalmen erhalten, wenn der Psalter aus dem syrischhexaplarischen Manuscripte zu Mayland und des Abulfaradsch syrischen Kommentar über dieses Buch aus seinem Horreo mysteriorum gedruckt würden. Das letztere Werk ist schon, aber nur sehr kurz und flüchtig, von einem gelehrten Irländer, Dudley Löftus, im 6ten Tom der Londner Polyglotte excerpiert worden. Hr. D. B. konnte es sich in Oxford nicht ganz abschreiben, sondern nur excerpieren, und hat schon einige Excerpte daraus in seinen Anmerkungen zur Kennikottischen Diss. gener. drucken lassen. Hier giebt er aus diesem Werke noch mehrere Fragmente der alten Uebersetzer, und wünscht zuletzt, daß von den 25 griechischen Manuscripten des alten Test., die in Wien seyn sollen, und von welchen einige auch noch ungedruckte Fragmente alter Ueber-

setzer

setzer am Rand haben, bald eine ausführliche und kritische Nachricht bekannt gemacht würde.

VII. Index locorum, quae mandante *Kennicotto* in Codd. Hebr. V. T. evolvit *Paul. Iac. Bruns.* Eine angenehme und nützliche Beylage zur Kennikottischen Bibel, und zu des Verf. Ausgabe der Dissertatio generalis. Auch sind manchmal Bemerkungen über die Lesart des Textes selbst, und diejenige, die Kennikott in Handschriften zu finden wünschte, eingestreut.

VIII. Literae Samaritanorum ad *Ios. Scaligerum* datae. Ex Autographis Parisinis exscripsit, et Latinas fecit *Silvestre de Sacy*, Regi Galliae a Consiliis monetariis. S. 259. Azymorum vero festum ultra septem dies non extenditur, tumque festum celebramus ad montem Garizim, in der ältern Uebersetzung, drückt wohl unstreitig den Sinn des Hebräischen richtiger aus, als, was der jetzige Herausgeber dafür gesetzt hat: Dies tantum septimus huius festi est azymorum peregrinatio: hac die nempe peregrinamur ad montem Garizim. Denn das bekannte חג kann, unsers Erachtens, nicht in der Bedeutung von خج genommen werden, und ist vielmehr mit حج, in Rücksicht auf die festlichen Tänze, zu vergleichen. Eben so unrichtig wird nachher רג הקציר durch peregrinatio messis übersetzt. Die festo Peregrinationis messis peregrinamur ut die azymorum, drückt gewiß nicht das hebräische, ובמועד חג הקציר כחג הך שביע רג המצום, aus. Man muß aber wohl היך für הך lesen, und wie Morinus übersetzen: In solemnitate autem festi messis feriamur quoque septem diebus, ut in festo azymorum. Bald hierauf ziehen wir וקרא בההרה zum Vorhergehenden, und übersetzen: Diesque decimus huius mensis dies expiationis vocatur in lege. Auch im Folgenden wäre vielleicht noch manches zu erinnern; aber wir müssen abbrechen, um die uns vorgeschriebene Kürze nicht zu überschreiten.

IX. Epistola Samaritana Sichemitarum tertia ad *Iobum Ludolfum.* Edidit *P. I. Bruns.* Aus dem bekannten Programm des Verf. hier von neuem mit einigen Zusätzen abgedruckt.

Im

Im vierzehnten Theile sind zehn Abhandlungen. Die erste ist P. J. Bruns von Hakem, Chaliphen in Aegypten, aus Abulfaradschs syrischer Chronik, das zweyte grössere Stück, das der Hr. D. aus diesem Werke mittheilt, mit Rücksicht auf die Religion der Drusen, die ihn als Gott verehren, dessen gleichwohl hier nicht gedacht ist. Eine deutsche oder lateinische Uebersetzung des ganzen Werks, die der Verf. hoffen läßt, wird unstreitig eine wichtige Bereicherung der Geschichtkunde seyn; aber wir wundern uns, da wir noch gar nichts Syrisches, das nicht blos kirchliche Geschichte beträfe, gedruckt haben, und bey des Hrn. D. Bekanntschaft in England, daß er zum Original mit einer lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen keinen Verleger hat finden können. Bey dieser Gelegenheit bitten wir auch noch den Hrn. D. über die Punkte, die er in seinen Handschriften über und unter einige Buchstaben gesetzt fand, und mit abdrucken läßt, die wir für Vokale halten, um nähere Erläuterung.

II. Dessen Bemerkungen über einige wichtige Lesarten der Cottonianischen geriechischen Handschrift des ersten Buchs Mosis. Das Cottonsche Manuscript ist eine der ältesten, wo nicht gar die älteste noch übrige Handschrift. Aber seit dem Brande, der 1731. einen grossen Theil der Bibliothek, worin es aufbewahrt war, verzehrte, sind nur noch wenige Fragmente, die die Societät der Antiquarier in Londen hat in Kupfer stechen lassen, auf dem brittischen Museum. Inzwischen ist das Manuscript vor dem Brande von mehrern Gelehrten konferiert, und die arabische Kollation bekanntlich vor wenig Jahren von D. Owen herausgegeben worden. Diese arabische Vergleichung war der Verf. ehedem Willens, aus andern ungedruckten, die er gebraucht hat, berichtigt und vermehrt wieder abdrucken zu lassen; er würde aber wohl besser thun, wenn er zu der in der Bosischen Ausgabe befindlichen Kollation aus seinen Kollectaneen Zusätze und Berichtigungen gäbe. Hier nur einige Lesarten, die noch sonst in keinem Manuscripte gefunden, und zum Theil auch in der Lamb. Bos Ausgabe nicht angemerkt sind, und die bald mit dem hebräischen masoretischen Texte übereinkommen, bald demselben widersprechen. Aber merkwürdig ist, daß gerade dieses älteste Manuscript der LXX. am meisten mit unsern Texte, manchmal gar in den Punkten und Unterscheidungszeichen, übereinstimmt.

III.

III. Noch Hrn. D. Bruns syrische Nachrichten von den griechischen Uebersetzungen aus Mannscripten gesammlet. Wenn sie gleich uns nichts vorhin Unbekanntes lehren, sind sie doch merkwürdig für den Liebhaber der syrischen Sprache und Litteratur, indem sie der Verf. im Original mit seinen Anmerkungen, durch welche auch manchmal das Wörterbuch bereichert wird, mittheilt.

IV. *Io. Bern. Koehleri* Observationes ad Elmacini Historiam Saracenicam. P. IV. Der Hr. D. giebt hier Anmerkungen über die ganze Geschichte Otmans in Elmacin, und noch Analecta Observationum zu allen vorhergehenden Stücken, die durch den vom Hrn. Kammerherrn von Suhm aus Kopenhagen übersandten Reiskischen Ibn Koteibach veranlaßt worden.

V. D. Gottlob Christ. Storr über eine Stelle des Irenäus (III, 11.). Sehr richtig erinnert der Verf., daß unter den Worten illi dicunt hier im Irenäus nicht der vorhin genannte Cerinth und die Nikolaiten zu verstehen seyn, sondern die Gnostiker, mit denen Irenäus besonders zu streiten hatte, oder die Valentinianer. Aber damit leugne er nicht, daß Johannes wirklich im Evangelio die Absicht gehabt, den Cerinth zu widerlegen; denn Irenäus behauptete wenigstens, daß Cerinths Irrlehre schon früher Beyfall gefunden, und der natürlichste Grund, warum Joh. in diesem Evangelio die spätern Gnostiker widerlegt gefunden, sey ihm eben die Ueberzeugung gewesen, daß das Buch eigentlich gegen Cerinth geschrieben sey. Der Hr. D. behauptet umständlich die Existenz der Gnostiker schon im ersten Jahrhundert, und bestreitet die gegenseitige Meynung. Die Nikolaiten der Offenbarung seyen keine Gnostiker gewesen; aber der Aussage des Irenäus folgt der Verf., daß die Apokalypse viel früher geschrieben sey, als das Evangelium.

VI. Jak. Ge. Christ. Adlers Beyträge zu Montfaucons Hexaplen aus einer Vatikanischen Handschrift der Psalmen. Montfaucon konnte nur die ersten 16 Psalmen aus ihr vergleichen. Vom 17ten an theilt nun der Hr. Prof. die in ihr gefundenen Stellen aus den alten griechischen Uebersetzungen mit, die in Montfaucons Sammlung fehlen. Noch ein Verzeichniß von zwey und zwanzig bisher unbekannten Handschriften der LXX. in der Vatikana, die der Aufmerksamkeit künftiger Reisenden zu empfehlen sind.

VII.

VII. M. Sam. Gottlieb Wald über die arabische
des Daniel in den Polyglotten. Der Verf. der-
[illegible] jetzt nicht aus dem Grundtext, sondern aus dem
[illegible]dotion nach der Alexandrinischen Recension; und daher
sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß diese
setzung von einem Christen ungefähr im 10ten Jahrhun-
[illegible]te verfertigt worden.

VIII. J. A. Stroths Umschreibung und Erklärung des
[illegible] pitels [illegible] Pauli erstem Briefe an die Korinther.
[illegible] daß der Verf. in die Umschreibung des er-
[illegible] die Wolkensäule setzt, da doch die Ausdrücke,
[illegible] und ἐβαπτίσαντο ἐν τῇ νεφέλῃ gerade ge-
diese unrichtige Vorstellung sind. Aber wohl hat er hier
Anspielung auf die Taufe und das Abendmal der Christen
[illegible] Auch können wir nicht anders als billigen die Er-
[illegible]ungen von πνευματικὸν, und dem ἀκολουθούσῃ πέτρᾳ; wie
[illegible] letztere auch wohl nur figürlich und poetisch, doch mit
[illegible]sicht auf die alte Fabel der Juden, könnte gesagt
[illegible] der gebende Fels, d. i. Christus, begleitete
[illegible] sie das Volk. Unter παίζειν V. 7. wird in
[illegible] richtig Gesang und Tanz verstanden, wie vom
[illegible]sent, der aus dem Philo wohl zeigt, daß
tanzen zu verstehen sey; aber in die Uebersetzung hät-
[illegible] nicht „zu spielen," sondern zum Tanz setzen sol-
[illegible] πορνεύωμεν im folgenden Verse hätten wir
durch „daß wir nicht Unzucht treiben," sondern
[illegible] von der Abgötterey verstanden: daß wir nicht
Göttern nachhuren. Daß dieser Ausdruck hier
zu [illegible] stehen sey, zeigt selbst die Stelle, worauf sich das
[illegible]ht, 4 Mos. XXV, 9. Der 16te Vers wird rich-
[illegible]nschaft der Christen mit Christo erklärt, und
[illegible] folgendergestalt umschrieben: „Eine jede Re-
[illegible]t hat gewisse gottesdienstliche Gebräuche, durch
[illegible]achtung man sich für ein Mitglied derselben bekennt,
[illegible] an derselben Antheil nimmt. Macht nicht uns Christen der
[illegible] des geweiheten Tranks, den wir durch Gebet weihen, zu
[illegible]hmern der Religion, die Christus durch sein Blut gestiftet
[illegible] Macht uns der Genuß des Brods, welches wir bey
[illegible]einschaftlichen Mahl brechen, nicht zu Mitgliedern
[illegible]ellschaft, deren Haupt Christus ist? denn so

wie hier Ein gemeinschaftliches Brod ist, das von allen genossen wird, so machen wir alle, die wir dasselbe genießen, auch Einen Leib, Eine genau verbundene Gesellschaft aus; denn wir alle genießen von dem Einen Brod, in gleichem Verhältniß."

IX. W. F. Hufnagel. Was ist Schilo im Vatersegen Jakobs? Ein Versuch über 1 Mos. XLIX, 10. Wir wundern uns, daß der V. so viel Zeugen für שילה oder שלו anführen konnte, und doch die Lesart nicht für richtig erkennen, die auch den besten Sinn giebt: Das Scepter soll nicht weichen von Juda, noch der Gesetzgeber seiner Nachkommenschaft fehlen, bis der komme, dem das Reich gebührt; und ihm werden die Völker sich unterwerfen. Der Hr. Prof. liest und punktirt dagegen שלה, und übersetzt: „Er weicht von Juda nicht, der Führer Stab! Der Führer Stab, er weichet nicht von ihm! denn er beginnt mit Liebe seinen Lauf: drum werden ihm die Stämme huldigen."

X. *Henr. Ehrenfried Warnekros* de Palaestinae fertilitate praecipuisque illius dotibus cum Aegypto comparatis. Ist eine neue vermehrte Ausgabe dieser bekannten Abhandlung, die aber hier nur erst zur Hälfte abgedruckt ist.

Mo.

---

13. Erziehungsschriften.

Lectüre für die erwachsene Jugend zum Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens. Dritter Theil. Gießen, bey Krieger dem jüngern. 1784. 17 Bogen in 8.

Dieser Theil ist fast ganz moralisch. Der Inhalt ist: 1) Lehren eines Vaters an seinen Sohn, der in das geschäftige Leben treten will (wo wir uns recht entsinnen, aus Campen). 2) Lehren für junge unerfahrene Reisende, sowohl überhaupt, als

ils besonders von Reisen auf Postwägen, zur See, vom Auf-
nthalt in Städten, auf dem Lande, und am Hof. 3) Grund-
ätze einer wohlanständigen und wohlgesitteten Lebensart. 4)
on der Selbstkenntniß. 5) Weg zur Tugend — oder Re-
geln zu Führung eines tugendhaften Lebens. 6) Von der
ung und Beherrschung der Begierden und Leidenschaf-
en, und Abgewöhnung böser Gewohnheiten. 7) Mittel, sich
eliebt zu machen (sehr unvollständig —). 8) Mittel, andere
ennen zu lernen. 9) Maximen. 10) Edle Handlungen —
zig an der Zahl, aber alle schon aus andern Schriften be-
:. Die die zwey ersten Theile dieses Lesebuchs bereits be-
., werden immer auch diesen dritten Theil nicht ohne Nu-
lesen.

ilanthropisches Journal, oder Pädagogische Un-
terhandlungen für die Erzieher und das Publi-
cum. Fünfter Jahrgang. Drittes Quartal.
1783.

nthropisches Lesebuch, oder Pädagogische Unter-
handlungen für die Jugend und ihre Freunde.
Fünfter Jahrgang. Drittes Quartal. Dessau,
1783.

ersten macht den Anfang ein Versuch des Hrn. Villaume
die frühe Reife der Kinder — ein vorzüglich guter Auf-
tz, voll gesunder Philosophie, deutlicher und richtiger Be-
iffe, und psychologischer und pädagogischer Erfahrung. Erst
rin diese Reife besteht? wenn ein Kind an seinen körperli-
n Eigenschaften, in seinem Nachdenken und Empfindungen,
em Erwachsenen ähnlich ist. Was ein frühreifes Kind sey?
nn es vor der Zeit Kennzeichen des männlichen Alters an
hat. Schaden dieser Frühreife — aus der Analogie der
anzen Natur, sehr einleuchtend und detaillirt. Mittel, zu
er frühen Reife zu gelangen — allzunahrhafte Diät, Zwang
Stillsitzen, Sucht Kinder früh gelehrt zu machen, starke,
Getränke, Bildung zur sogenannten Artigkeit, Einfüh-
ng der Kinder in Gesellschaften, u. s. w. 2) Wolkens er-
r besinnlicher Gedanke. Es ist das Bewußtseyn der Ein-
rung eines wahnsinnig gewordenen Arztes, zur Zeit seines

vierten Lebensjahrs. Diesem Eindruck schreibt er Aufmerksamkeit auf die Aeußerungen der Menschen, Mitleiden mit Blödsinnigen, Freude über das Wachsthum seines Verstandes, Bestreben, Herr seiner Empfindlichkeit zu seyn, den Wunsch andere Menschen glücklich zu machen, und andere individuelle Bestimmungen seines Charakters zu. 3) Ebend. Erklärung über das Studium der Grammatik. Man soll sie nicht verwerfen, zwar nicht den Sprachunterricht mit ihr anfangen, wohl aber damit beschließen. 4) Ueber Lehranstalten auf dem Lande und deren Verbesserung — Der Verf. will sie mit Bauernsöhnen, die jedoch in einer Unterweisungsanstalt gebildet worden sind, besetzt haben. 5. 6) Zwey algebraische Aufsätze von Hrn. Busse. 7) Ankündigung einer Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer von Göking, die nachher unterblieben ist. Nachrichten vom Institut und Jahresrechnung vom 1. Oct. 1782. bis 1783. Die Ausgabe war 13577 Thaler, und das ganze Vermögen des Instituts an Capitalien und restirenden Pensionsgeldern beläuft sich auf 9600 Thaler.

Das Lesebuch für die Jugend en [illegible] lt nicht [illegible] besonderes: wir finden darin: 1) zwey neue [illegible] usi [illegible] pusillena, das wir im vorigen Stück für geschlossen [illegible] 2) Der wohlthätige Bischof von Apchon, zu A[illegible] m[illegible] 3) Stärke der mütterlichen Liebe — ei[illegible] au zu [illegible] nicht ohne ihren Sohn aus dem W[illegible]sser ge[illegible] seyn 4) Rousseaus Naturnacht. 5) E[illegible] A[illegible] nur [illegible] die Seele eines viel arbeitenden [illegible]lehrten [illegible]nes — Reisen zu Fuß. 6) Fortsetz[illegible] des [illegible] Forsters Reise. Drey Beyspiele einer u[illegible] [illegible]chen und rühmlichen List. Einige, z[illegible] [illegible]wärts bekannte, Gedichte.

Pädagogische Unterhandlungen, herausg[illegible] dem Dessauischen Erziehungs-Institut. F[illegible]tes Jahr, Viertes Quartal. Für die Erz[illegible] und das Publicum. Dessau, 1784.

Pädagogische Unterhandlungen — [illegible] für die Jugend. Fünftes Jahr, [illegible] tes [illegible]

Quartal. Dessau, 1784. von Seite 433 bis 611.

In dem ersten ist enthalten: 1) Das gegenwärtige Zeitalter — in Ansehung der neuen Erziehungsart, nämlich — drey Zeilen matter und unharmonischer Hexameter von Splittegarb, die eben nicht voran zu stehen verdienten. 2) An den Kinderfreunde, Väter, Mütter, Lehrer und Erzieher — ein Fragment über die Unnützlichkeit bey Kindern das Fallen zu verhindern, und die Unmöglichkeit, die Kenntniß vom Gebrauch ihrer Schaamglieder zu verhüten. 3) Vorbereitung zu einem wichtigen Gespräch. In den Feuchtigkeiten eines Kokons oder Hünereyes liegt die Anlage, nach einiger Zeit ein Schmetterling oder ein Hühnchen zu werden; das werden sie aber nicht, sondern gehen in Fäulniß über, wenn man sie öffnet und zerrüttet. Eben so, macht der Verf. die gewiß überraschende, wenn gleich vielleicht nicht allzugenaue Anwendung, liegt in einem Knaben die Anlage, nach einer gewissen Anzahl von Jahren, Mann und Vater zu werden, die aber oft aus Unwissenheit, Zufall, oder aus Spielerey zerstört wird — was noch fernet zur Anwendung gegen die Selbstbefleckung gesagt wird, ist vortrefflich. 4) Anrede eines Kinderfreundes an einen von der Vorsehung bestraften Jüngling; und 5) Schreiben des Reuvollen an den Kinderfreund, beziehen sich auf den nehmlichen Gegenstand; die Anrede ist, bey aller Vorsicht, stark und rührend. 6) Ueber Behutsamkeit und Gelindigkeit in Beurtheilung und Behandlung eines Zöglings — voll pädagogischer Erfahrung. Doch daß die Hauptursache der Naschhaftigkeit mancher Kinder in dem vielen Verbieten liege, glauben wir kaum; gewöhnlich werden diejenigen Kinder am naschhaftesten, die von der zärtlichen Gefälligkeit ihrer Eltern gewohnt sind, alle Wünsche befriedigt zu sehen. 7) Ueber Gesetze für Kinder; ihre Eigenschaften werden sehr richtig angegeben. 8) Einige Scenen aus meiner Kindheit — zu Erziehungsregeln angewandt. 9) Zufällige Gedanken über die ersten Eindrücke und frühen Empfindungen bey Kindern. 10) Ueber die Vorstellung einiger algebraischen Hauptsätze. 11) Etwas über die deutschen Lesestunden im Institut — zum Unterricht derer, die sie der Benennung nach für zu geringfügig beurtheilen, nebst einem schönen Beyspiel eines sokratischen Gesprächs, wie sie über die gelesenen Stücke angestellt werden.

In dem Lesebuch für die Jugend finden wir 1) Armuth und Wohlthätigkeit, oder der blinde Knabe, ein kleines Schauspiel von wenig dramatischer Kunst, aber voll guter moralischer Gesinnungen. 2) Wohlthätigkeit und Edelmuth, im Wettstreit, und 3) Arist, zwey moralische Erzählungen, und in der letzten eine Allegorie über den Werth der gegenwärtigen Welt, und das menschliche Leben. 4) Beschluß des Auszugs aus Forsters Reisen. 5) Der wohldenkende Bauer und einige Gedichte.

Uebrigens sind diese pädagogischen Unterhandlungen nunmehr mit dem fünften Jahrgang geschlossen: die Herausgeber erklären aber, daß sie statt derselben, wenn sie es nöthig finden sollten, inskünftige Beyträge zur Pädagogik herausgeben wollen.

Astronomischer Kinderfreund. Enthaltend einen Unterricht vom Calender, dessen Ursprung und Gebrauch; ingleichen von der Eintheilung der Zeit, vom Lauf der Sonne, des Monds und Gestirns (der Sterne); nebst einer Beschreibung der Erde, beygefügten Regententafel, und moralischen Sprüchen auf jede Woche im Jahr. Mit erläuternden Kupfern. Berlin, bey Wever, 1784. 7 Bogen in 8.

Wenn gleich Kenntnisse von der Art, wie sie in diesem Buche enthalten sind, in mehrern Büchern für die Jugend bereits einzeln und zerstreut erklärt werden: so ist es doch nicht übel gethan, daß sie der Verf. in eine eigene Schrift zusammengefaßt, und so überaus deutlich vorgetragen hat. Leicht wäre es ihm gewesen, diese sieben Bogen bis zu einem Alphabet aufzuschwammen, wenn er sie nach beliebter Mode mit faden Kindergesprächen hätte durchwässern wollen; aber um desto mehr loben wir ihn, daß er um seines Vortheils willen sein Buch den Lesern nicht vertheurt und ekelhaft gemacht hat.

Nach einer kurzen und deutlichen Nachricht von der Eintheilung der Zeit überhaupt und den verschiedenen Zeitmaaßen, wobey der Verf. aber nur die verschiedenen Epochen und

Jahr-

der Alten, nicht so allgemein, sondern bestimmt
am 1 des Jahrs ihres Anfangs, hätte beschreiben sol-
m, und einer hier wohlangebrachten Ermunterung, seine
hl anzuwenden, folgt eine Nachricht von dem Calen-
den tagen, Monaten und Festtagen — (wir
en, wem zu Nutzen der Verf. aus allen
pra , blos die pohlnischen Benennungen dersel-
mit efuhrt habe?) Der wievielste seiner Leser wird wohl
lernen? von Quatembern, von gewissen Begeben-
Himmel, wovon der Calender Nachricht giebt, ei-
von der Ekliptik, dem Horizont und dessen Gegenden
und nützlich ist hier die Art, wie aus dem verschiede-
and des kleinen Bären, den Polarstern zu finden ge-
; von den Planeten und dem Monden besonders, von
und Modfinsternissen; endlich von der Erde, frey-
kurz.

Da der Verf. so viel Gutes von der Calendersprache und
den den Calendern beygefügten Wettervorhersagungen
so ist es Schade, daß er manches vorbeygegangen,
die das Buch geschrieben ist, ebenfalls erklärt
mögen. So hat er z. E. nichts von den Aspecten
, nichts von der güldnen Zahl, den Epacten,
nnenzirkel, Sonntagsbuchstaben u. s. w. Die Defini-
des Meridians, (S. 48) „wenn ich mir in Gedanken
den ganzen Himmel, unter der Erde weg,
e ziehe, in welchem ich die Sonne alle Tage
, so habe ich für meinen Ort den Meridian
Mittagskreis" ist doch wohl auch nicht vollständig und
g. Einen Zirkel durch die Mittagspunkte kann
schiedene Art unter der Erde wegziehen, je nach-
nt, den er durchschneidet, in schiefen oder
Nur im letzten Falle, oder auch,
weg an dem Himmel weg gezo-
, ist er mein Meridian. Die Regententafel nebst
ralischen Sprüchen würden wir, als zur Hauptabsicht
nicht gehörig, weggelassen haben.

3f.

an der Zweyte und seine weisen Zwillingssöh-
Eine comische Geschichte aus ächten Nach-

 rich-

richten. Stendal, bey Franzen und Grosse, 1785. 224 Seiten 8.

Der Verf. protestirt in der Vorrede dagegen, wenn Jemand diese Schrift für eine Nachahmung des Spitzbart halten sollte. Dies hätte er indessen nur unterlassen können; denn es wird sicher keinem Menschen einfallen, sein elendes Product mit diesem zu vergleichen. Richtiger urtheilt er, wenn er glaubt, daß mancher sagen würde, er hätte besser gethan, wenn er sein Manuscript verbrannt hätte, und wir zweifeln, ob irgend Jemand die Fortsetzung desselben wünschen wird. Denn einen fadern und pöbelhaftern Roman haben wir kürzlich nicht gelesen. Hoffentlich wird keiner von den drey Umständen eintreten, welcher, wie der Verfasser am Schluß sagt, bestimmen soll, ob er je den Faden dieser Geschichte wieder anknüpfen wird, oder nicht.

Y.

Gespräche. Aeltern und Kinderfreunden gewidmet von J. G. Bötticher. Mit einer Kupfertafel. Königsberg, 1785. 8. 5½ Bogen.

Sind sieben Gespräche, von denen die zwey ersten ein Beyspiel geben sollen, wie man Fragen gewisser Art bey Kindern besser als durch gebotenes Stillschweigen oder durch fälschlich vorgegebenes Nichtwissen begegnen könne. Bey dem ersten Gespräche, worin einem Kinde die natürliche Bestimmung und der Nutzen der Augenlieder und Augenbraunen gelehrt wird, ist weiter nichts zu erinnern, als daß dieses gar nicht unter die Fragen gewisser Art gehörte, wie sie der Verf. nennt, nämlich unter diejenigen, bey denen man sich in Verlegenheit sieht, des Kindes und seine eigene Schamhaftigkeit zu beleidigen glaubt, einen gefährlich führenden Vorwitz rege zu machen fürchtet, und deren Beantwortung man also aus Unentschlossenheit und Unkunde einer schicklicheren Auskunft durch gebotenes Stillschweigen oder vorgespiegeltes Nichtwissen auszubeugen pflegt. Das andere Gespräch gehört schon mehr hieher. Eine Mutter will ihrer sechsjährigen Tochter die Stelle der Bibel verständlich machen: „du sollst mit Schmerzen Kinder gebären.“ Sie thut in der That anders nichts, als daß

sie

sie das Gespräch immer auf etwas anders zu lenken sucht: frey-lich das Bequemste, was sie thun konnte, wenn sich nur der unruhige Vorwitz eines forschenden Kindes so leicht begnügen ließ. Das Kind kömmt auch hier, wie natürlich, immer auf seine eigentliche Frage zurück: „aber wie geht das zu, daß „Mütter Kinder gebären, und daß sie Schmerzen davon ha-„ben?“ Die Mutter läßt sich in ihren Belehrungen nicht weiter bringen, als daß sie dem Kinde sagt: „daß Thiere und „Pflanzen ihres Gleichen gebären, und so sey es auch mit „dem Menschen: wie das aber zugehe, wüßten wir nicht, und Kinder müßten es nicht wissen wollen.“ Der Verf. hat also das wichtige Problem mit seinem Beyspiele noch nicht gelöset, wie man nämlich die Neugierde der Kinder bey solchen Fra-gen auf eine behutsame, bescheidene, und doch aufrichtige Art ohne Schaden befriedigen könne. Denn er hat ja dieser Fra-ge nicht anders als durch gebotnes Stillschweigen und vorgeschütztes Nichtwissen begegnet. Das dritte, vierte, fünfte Gespräch soll zeigen, wie man faßlich mit Knaben über physikalische Materien reden, und sie ihnen begreiflich und an-schaulich machen könne. Dies geschieht hier in Unterredungen über Thau, Elasticität, Wärme und Kälte der Luft u. s. w. auf eine beyspielswerthe Art.

Der kleine Lateiner, oder gemeinnützige Kenntnisse aus der Natur und Kunst, in der Gestalt eines neuen lateinischen Lesebuchs für Kinder zur Bil-dung des Verstandes und Herzens durch das Ge-dächtniß. Mit Kupfern. Nürnberg, bey Wei-gel und Schneider, 1785. 8. 10 Bogen und 48 Octavblätter Kupfer.

Auf dem Titel ist doch wohl nichts vergessen, was zu einem anlockenden Schilde gehört. Gleichwohl ist es nichts als Nürnberger Tand. Es sind nämlich 76 kleine Abschnitte aus dem von Lederer umgearbeiteten Orbis pictus, fast bloße Nomenclatur, mit einer gar reichlichen Menge übersetzter Va-kabeln, und was nun das Hauptwerk seyn soll, mit Nürn-bergischen Kupfern, die zum Theil, besonders bey den vier-füßigen Thieren, sehr schlecht gerathen sind.

Dt.

Das Buch für Religionslehrer in Schulen, oder Versuch einer Anleitung, Schriften neues Testaments mit der Jugend fruchtbar zu lesen. Erster Theil, von J. F. Hildebrand, Subrektor der Stadtschule zu Halberstadt. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1784. 232 Seiten in 8.

Der Anfang des Titels ist etwas sonderbar. Man sollte glauben, Hr. H. hielte sein Buch für ausgemacht nothwendig, oder für allein genug, um in Schulen die Religion mit Nutzen zu lehren, wenn man nicht durch den bescheidnern Zusatz auf andere Gedanken gebracht würde. Indeß sagt auch diese Erklärung noch zu viel. Recensent erwartete natürlich einen theoretischen Unterricht, wie ein Religionslehrer die Jugend anzuleiten habe, die Bibel mit Verstand und Nutzen zu lesen; und hierüber ließe sich allerdings viel nöthiges und gutes sagen. Er dachte sich vorläufig gewisse allgemeine und besondere Regeln, die mit Gründen unterstützt, und mit Beyspielen erläutert seyn würden. Aber nichts davon. Das Buch fängt an und beschließt mit einem exegetischen Examen über das Evangelium des Matthäus und Markus. Ein Lehrer läßt seine Schüler, Frank, Kramer, Klausius, und wie sie alle heißen, einen Abschnitt nach dem andern von der evangelischen Geschichte vorlesen. Alsdenn zergliedert er den Inhalt durch Fragen, die die Knaben mit unglaublicher Weisheit beantworten. Wozu nun aber diese biblische Catechismusfragen? Sollen Lehrer oder Schüler sie auswendig lernen? Oder sollen die Erstern sich daraus die vorenthaltenen Regeln über das Bibellesen mit der Jugend abstrahiren; oder die ihnen etwa fehlenden exegetischen Kenntnisse erwerben? Wenn der Verfasser vermuthlich auch nur das Letztere glaubt: so muß er bey Abfassung des Buchs nicht gefühlt haben, was Recens. [illegible] Durchlesung desselben so lebhaft gefühlt hat: wie viel Geduld dazu gehört, sich durch so viele mit Fragen und Antworten, dazwischen gesetzten Namen der redenden Personen und tausendfältigen Strichen angefüllte Bogen durchzuarbeiten. Als Muster der sokratischen Lehrart können wir diese Schrift auch nicht empfehlen. Man weiß oft nicht, wie die jungen Leute auf die Antworten kommen, und man sieht zu deutlich, daß der Lehrer in ihrem Namen spricht.

de, daß der Verf. seine allenthalben durch-
guten Kenntnisse nicht auf eine brauchbarere Art
zertheilt hat. Vielleicht haben wir das inzwischen
zu hoffen. Statt der Vorrede steht eine Abhand-
dem sichersten Wege zur Volksaufklärung,
mmlung von Schullehrern vorgelesen hat.
gute, obgleich nicht neue Gedanken.

Dg.

rtreib und Unterricht für Kinder vom zehnten
s vierzehnten Jahre, in kleinen Geschichten, Ge-
sprächen und Erzählungen. Fünftes und — lei-
der! — letztes Bändchen. Leipzig, 1785. klein
8vo. 378 Seiten.

er Verfasser bleibt seinem Endzwecke, Kindern Moral,
und Geschichte, und anständiges Betragen zu leh-
ders sie vor abscheulichem Aberglauben zu bewahren,
Ist nun gleich ein und der andere Artikel, z. B. der
lieben Brode, ein wenig zu lang ausgefallen, so ersetzt er
die Mannichfaltigkeit der guten und nützlichen Anmerkun-
reichlich wieder. Ob die Kinder nicht zuweilen ein
zu klug sprechen, wollen wir nicht entscheiden, uns
es so vor. Da es inzwischen auch erwachsenere Perso-
Nutzen lesen werden und lesen können, so geben wir
diesen Einwurf mit willigem Herzen auf. Wir haben
beym Abschreiben des Titels mit Leidwesen bemerkt, daß
das letzte Bändchen seyn soll, denn der Verfasser
zu dergleichen Schriften einen natürlichen Beruf;
wünschen wir auch, daß er diesen nicht verkenne, und
andern Titel mit dem ihm anvertrauten Pfunde

Unterhaltungen für junge Leute aus der Naturgeschich-
te, dem gemeinen Leben und der Kunst, mit 52
Kupfertafeln von Johann Peter Voit, Diako-
nus und Professor zu Schweinfurt. Nürnberg,
bey

bey Weigel und Schneider, 1786. in 8vo. 395 Seiten.

Der Rector Lederer hat bekanntlich den Orbis pictus, aber ohne Kupfer, umgearbeitet; da nun, so steht es wenigstens in der Vorrede, die Wißbegierde der Kinder so sehr durch Kupfer gereizet wird, besorgten die Verleger ein kleines Werk unter dem Titel: der kleine Lateiner oder gemeinnützige Kenntnisse aus der Natur und Kunst, in der Gestalt eines lateinischen Lesebuchs für Kinder mit vielen Kupfern. Die gedachte Weigel- und Schneiderische Buchhandlung erachtete es nach diesem für nützlich, diesem lateinischen Lesebuch ein deutsches zur Seite zu geben, welches mehr als wörtliche Uebersetzung, und doch weniger als ein weitläuftiger Commentar des kleinen Lateiners seyn sollte. Dieses trug sie unserm Verfasser auf, und so entstand dieses nützliche Buch, in welchem in 52 Abschnitten oder sogenannten Kapiteln von Himmel und Erde, vier Elementen, Erdgewächsen und Metallen, Bergwerk, Steinen, Bäumen, Baumfrüchten, Sträuchern und Stauden, Blumen, Gartenfrüchten, Getraide und Feldfrüchten, Hausvögeln, Gesangvögeln, Feld- und Waldvögeln, Raubvögeln, Wasservögeln, fliegenden Insecten, vierfüßigen Hausthieren, Heerden, Lastthieren, wilden Thieren, reißenden Thieren, Schlangen und kriechenden Thieren, von Insekten und Gewürmern, Amphibien, von dem Menschen in verschiedenen Altern und nach seiner Physiologie und Anatomie, vom Gartenbau, Ackerbau, Viehzucht, von Bienen, Fischerey, Vogelfang, Jagd, von der Küche, Weinlese, von der Mahlzeit, Münzstatt, Glashütte, Spiegel und Gläsern, von dem Hause und dessen Theilen, von der Stube und dem Schlafzimmer, vom Wandersmann, Schiffen, Schiffbruch, Papier, Buchdrucker und Buchbinder, von der Malerey und Bildhauerkunst, von der Musik, dem Uhrwerke, Fluß- und Teichfischen, und endlich von Meerfischen und Schalenthieren deutlich, lehrreich, und den Verstandeskräften der jungen Leser gemäß, gehandelt wird. Es ist in des Verfassers Kopf hell und heller als in so vieler Autoren Köpfen, die es für leicht halten, für Kinder zu schreiben, und nach ihrer Behandlungsart ist es auch leicht, alles dasjenige wieder auszukramen, was man schon seit einem halben Jahrhundert an die Seite geworfen und verlacht hat. Unser Autor trägt die neuesten Entdeckungen und

Kenntnisse in der Naturlehre und Naturgeschichte mit einer bewundernswürdigen Faßlichkeit vor — nur mit den Kupfern sind wir nicht so allerdings zufrieden, denn viele, sehr viele sind doch wahrlich unnöthig, und erschweren einem unbemittelten Vater den Ankauf dieses so gar nützlichen Buches — denn es kostet nur mit schwarzen Kupfern 1 Thlr. 16 Ggr. — in mancher kleinen Haushaltung ein Kapital — Denn in welchem deutschen Lande sollte man einem Kinde nicht eine Erdbeere, einen Schwamm, eine Rose, Getraid, Ring, Dukaten, Mörsel, Theekessel, Glocken, Leuchter, Kannen, Aepfel, Kirschen, Pflaumen, Nüsse, Schmetterlinge, Raupen, Feuerzange, Dreyfüße, und viele andere Sachen mehr in Natur vorzeigen können? und gleichwohl ist dieses alles und noch mehr so ganz bekannte und in jeder Bauerhütte anzutreffende Sachen in Kupfer gestochen. Ein anderes wäre, wenn man a la Wolcke einem Kinde, dessen Muttersprache man nicht versteht, die deutsche Sprache sammt Sachenkenntnissen beybringen wollte, in diesem Falle würden wir die Abbildung auch der allerbekanntesten Sachen zweckmäßig finden.

Rz.

Versuch über die Vertilgung der Unkeuschheit, von J. Chr. Fr. Bährens. Halle, bey Hendel, 1783. ohne Zueignungsschrift und Vorrede, 66 Seiten in 8.

Drang des Herzens, sagt der Verfasser in seiner Vorrede, ist die Ursache dieser Blätter. Dieses Geständniß soll dann freylich die Flecken entschuldigen die seinen dem Publikum aus gutgemeinter Absicht, aber zu früh, mitgetheilten Blättern ankleben. Aber weder blosse gute Absicht noch blosser Drang des Herzens kann hier zur Entschuldigung dienen. Es haben freylich so manche Leute Drang des Herzens, einige Bogen voll zu füllen.

Mit mehr Reife von Jahren wird der junge Verfasser es von selbst einsehen, daß weder sein Vortrag noch seine Schreibart noch zur Zeit diejenige Ausbildung erlangt haben, die bey so allgemein nützlich seyn sollenden Schriften schlechterdings nothwendig ist, wenn sie mit Beyfall, mit Nutzen und häufig

gele-

gesen werden sollen. Die Gedanken sind nicht geordnet, und die Sprache nicht populär genug, die letztere zu sehr Deklamation, und Deklamation frommt hier am wenigsten.

Gut ist es, daß der Verfasser die physischen Folgen der Onanie und Unkeuschheit auf den Körper und die Gesundheit zuvörderst auseinandergesetzt hat. Im Grunde sind sie die Quelle der mehresten moralischen Uebel, die mit dieser Sünde über die Welt verbreitet werden. Aber die Bearbeitung der moralischen Folgen würde viel gewonnen haben, wenn er ohne Zwang eine aus der andern abgeleitet, sie nicht ohne Noth zerstückelt, und den sowohl für die einzelnen Individuen als das Ganze aus denselben entspringenden Schaden in zusammengedrängter Kürze vorgelegt hätte. Er zeigt den Einfluß des Lasters 1) auf die Beurtheilung und den Geschmack, welcher Abschnitt nicht viel sagen will. 2) Auf die Brauchbarkeit für die Welt. 3) Auf den Staat. 4) Auf die Moralität. 5) Auf Unglauben und Aberglauben, sollte billig auf Religion heißen, und ganz anders ausgefallen seyn; denn worzu hier die Bestreitung des Unglaubens, in die sich der Verfasser einläßt? 6) Auf das Schicksal. Es würden sich alle Ideen und Wahrheiten viel leichter geordnet haben, das Ganze weit anschaulicher und einleuchtender geworden seyn, wenn er alles unter den zwey Abschnitten 1) von den Folgen auf die Geistes- und Sittenbildung derer mit diesem Laster vertrauten Individuen und 2) von den daraus entstehenden Folgen für den Staat begriffen hätte.

Zu den Hindernissen der Keuschheit, die einen eignen Abschnitt ausmachen, rechnet der Verfasser hauptsächlich den Mangel an Erkenntniß, und die unglückliche Neigung, dem gewöhnlichen Beyspiele zu folgen. Wir würden die Unvorsichtigkeit der Eltern und Erwachsenen, in Gegenwart der Kinder von diesem Punkte entweder geradezu oder zweydeutig und ungesittet zu reden, und wohl gar in Handlungen auszubrechen, als die erste Hinderniß angesehen und geahndet haben. Der Recensent weiß viele Unordnungen unter Kindern, unter der halb- und ganz erwachsenen Jugend, die diese unbesonnene und strafbare Vergessenheit allein zur Quelle haben. Ein Kind theilt das, was es erhorchet oder ersehen hat, dem Andern, dieses es wieder dem Dritten mit, und endlich handeln sie selbst, und freylich darum, weil sie gern

nach-

nachahmen, so wie die Erwachsenen gern dem Beyspiele folgen. Mit allem Rechte eifert der Verfasser gegen den bisherigen Unterricht und die Erklärung des sechsten Gebots in den Schulen, und will, daß die Kinder frühe auf eine vernünftige Art mit der Absicht der Geschlechtstheile, nach der Anweisung des Hrn. Prof. Hufnagels, bekannt gemacht werden sollen. Allerdings hat die gänzliche Unwissenheit, in welcher man die Jugend zu lange über diesen Punkt gelassen hat, oft Nachtheil, besonders für den besseren, und eben aus dieser Unwissenheit verführten Theil derselben gestiftet. Aber so wie alle Erziehungsregeln nach dem Lokale, nach den Umständen, nach denen vor sich habenden Subjecten ihre Einschränkung leiden und praktikabel werden, so auch diese. Man muß hier sehr behutsam zu Werke gehen. Der Rec. ist aus Erfahrung sehr überzeugt, daß das blosse frühe Mittheilen dieser Kenntnisse an sich, dem Uebel gar nicht abhilft, sondern vielmehr eben so viel anderes Uebel stiftet. Es ist richtig, daß ein großer Theil des sittlichen Uebels unter den Menschen aus der verkehrten Behandlungsart, aus der unzeitigen, unverdauten Mittheilung dessen, was man zur Religion für Kinder rechnete, entsprungen sey. Man gab ihnen eine Nahrung, die nur Speise für das vernünftige Alter seyn sollte, und das war der Fall mit dem sechsten Gebot, möchte aber auch der Fall bey vielen Kindern mit jedem andern auch noch so behutsam aber zu frühe oder zur Unzeit über diesen wichtigen Punkt gegebenen Unterricht werden. Wir hielten es also allemal für rathsamer, so lange vor Kindern mit dieser Sache zurückzuhalten, als es nur immer möglich ist, aber auch sorgfältig zu wachen, daß sie nichts sehen, nichts hören, was zu ihrem Schaden aus dieser glücklichen Unwissenheit herausreißen kann, und dann in den Jahren, in welchen die natürlichen Triebe zu erwachen pflegen, den rechten Zeitpunkt zu ergreifen, wo man dem in die Jünglingsjahre hinübertreten den Knaben den väterlichen Unterricht mit Erfolg an das Herz legen kann. Der Recensent redet hier aus Erfahrung, und kann versichern, daß ihm dieser Weg gelungen ist. Freylich kann nach den Umständen, besonders wenn man frühere Verführung zu befürchten hat, ein früherer Unterricht zuweilen nothwendig werden; aber allemal würden wir obige Regel als Hauptregel fortsetzen. Es ist blosser Scheineinwurf, wenn auch der Verf. sagt, warum warnt man Kinder für minder wichtige Schäden, für Schaden des Feuers, des Wassers? und mit Erfolg? Ein

Anders

Andres ist es, wo die Kinder den Schaden vor Augen sehen, wo sie ihn fühlen, und ein Anders, wo sie ihn erst als eine spätere Folge erwarten müssen. Um diesen zu beherzigen, dazu gehört schon so viele Ueberlegung, die man bey Kindern gar nicht erwarten darf. Was die Sinne auf eine schmerzhafte oder angenehme Art angreift, das scheuen oder das lieben sie. Sie sehen nur bis auf das Gegenwärtige, nur auf die itzigen Freuden, und nicht auf das, was erst späte nachfolgen kann. Wir setzen das alles blos darum her, um Behutsamkeit zu empfehlen. Dafür müssen Kinder, sowohl Knaben als Mädchen, allemal frühe gewarnt werden, daß sie nicht mit ihrem Geschlechtstheile spielen. Das kann aber geschehen, ohne daß man von der eigentlichen Bestimmung derselben etwas zu sagen braucht.

Den Erwachsenen empfiehlt der Verfasser auch den Umgang mit guten Freunden als Verwahrungsmittel gegen die Unkeuschheit. Man höre ihn aber selbst reden. „Bey der „Wahl unserer Freunde, als dem dritten Mittel, müssen wir „äußerst behutsam seyn, denn wir nehmen nur allzubald den „ganzen Charakter derselben an. Die vorzüglichsten Eigen„schaften eines guten Freundes müssen Weisheit und Tugend „seyn." Das ist doch nichts weiter als ein leerer Gemeinplatz, denn wie soll der junge Mensch nun den Charakter seiner Freunde untersuchen? Und wozu folgendes? „Die Gespräche, welche wir führen, müssen nicht finster und traurig, „sondern natürlich seyn, und sich durch unschuldiges Christen„thum empfehlen. Der Umgang muß nicht sektirisch seyn, „d. h. er muß nicht den Zweck haben, besser als andere schei„nen zu wollen ꝛc."

Dergleichen ganz unnütze Stellen giebt es mehr, z. B. „Dann ist der Körper, S. 9. weit gefährlicher für die Seele, „als wenn er blos die Mutter des Paphus wäre, da sie noch „nichts mehr als die geliebte Statüe Pygmalions war;" und S. 38 „dann sieht er in den ernsthaften Stunden seines ruhi„gen Selbstbewußtseyns, daß er der Gerechtigkeit des Allwis„senden eben so wenig Genüge thun kann, als die Nägel in „dem Kasse des Vogl." Kurz, der Verf. hätte wohl gethan, wenn er dem Drange zu schreiben nicht zu geschwinde gefolgt wäre, wenn er erst noch mehr gelernt hätte, ehe er hätte lehren wollen.

Bl.

Ver-

Versuch einer vollständigen Methodologie für den gesammten Kursus der öffentlichen Unterweisung in der lateinischen Sprache und Literatur ꝛc. — Von Aug. Friedr. Pauli, der Weltw. Mag. Erster Theil. Tübingen, bey Heerbrandt. 1785. 20 Bogen und 2 Bogen Vorrede, in 8.

Dieser Theil verspricht gleich auf dem Titel: 1) „Eine histo„rische Uebersicht und Entwickelung der Hauptveränderungen „der Methode bey der öffentlichen Unterweisung in der latei„nischen Sprache und Literatur.“ 2) „Untersuchung über den „eigentlichen Zweck dieser Unterweisung und die daraus folgen„den Grundsätze der Methode.“ Drey kleine Bände sollen das ganze Werk ausmachen, dazu dieser erste die Grundlage und Einleitung abgiebt. Der zweyte Band, der schon in der Michaelismesse vorigen Jahrs erscheinen sollte, verspricht das Detail oder die weitere Ausführung der Methodenlehre im Latein für Trivialschulen. Der dritte Band hat alsdann die methodologischen Regeln für die Unterweisung in der lat. Literatur in den obern Klassen der Gymnasien bis an die Gränzen der Akademie, zu entwickeln, und sollte mit der Ostermesse dieses Jahres fertig seyn. In vergeblicher Erwartung des zweyten Theils gegen die versprochene Zeit, hatte R. die Anzeige dieses ersteren verschoben, indem er aus der Ausführung dieser Methodenlehre sicherer über den ganzen Plan des Verfassers zu urtheilen hoffte. Jetzt, um die Anzeige nicht so sehr zu verspäten, mag es bey diesem Bande sein Bewenden haben.

In der Vorrede erweiset der Verf. den Vortheil und die Nothwendigkeit einer solchen Anweisung zur Methode für angehende öffentliche und Privatdocenten. Diese gehen, sich selbst überlassen, den Weg des allgemeinen Schlendrian: oder, sind sie denkende Köpfe, (meint der Verf.), so folgen sie ihrer eignen Laune, und haben gar keine Methode. (Ohne den Nutzen einer guten Methodologie im geringsten zu bezweifeln, dünkt doch dies letztere dem R. ein wenig zu viel gesagt. Der denkende Kopf erinnert sich leicht des ungleichen oder widerwärtigen Einflusses, den die Methode, nach der er selbst unterrichtet ist, von verschiedenen Seiten auf seine eigene Bildung gehabt hat, und darnach schafft er sich, wenn auch allmählich,

eine verbesserte Methode, wo ihm nicht Inspectoren von einseitigen Känntnissen oder alte Schulgesetze Bley in die Flügel gießen.) — Dem zarten Anfänger, bemerkt der Verf., die Elemente einer unbekannten Sprache beyzubringen, (ich setze noch hinzu: auf eine gesunde, und für seine ganze Ausbildung vortheilhafte Art) beyzubringen, erfordert viel Studium, gründliche Känntniß der menschlichen Seele, tiefe Einsicht in die allgemeine Sprachlehre, und in die beyzubringende Sprache insbesondere. (Sehr richtig bemerkt. Und doch ist dieses ein Geschäft, was man jedem Candidaten, wenn er seine Hefte von Dogmatik nun vollendet hat, ohne Bedenken anvertrauet, jeden als Privatlehrer zum Unterrichte nützlicher hält, als die, doch wenigstens geübteren Lehrer an öffentlichen Schulen. Zum Buchstaben- und Lesenlehren hält man in manchen Provinzen ausgediente Lakaien für die schicklichsten Subjekte. Auch da, bey den einfachesten Gegenständen des Unterrichts, wird der gescheidte Kopf vortheilhafter verfahren, und schon früh der zarten Kindesseele eine vernünftigere Falte geben können. Das wird aber alles so bleiben, so lange nicht das Geschäft des Lehrers, auch in niedrigeren Classen, durch die Auctorität des Staates richtiger gewürdiget, und in eine leichte zuverläßige Bahn zu höherer Ehre und Belohnung umgeschaffen wird.)

Von dem ersten Abschnitte dieses Bandes, der eine historische Uebersicht der Hauptveränderungen in der Methode des lat. Sprachunterrichtes enthält, gesteht der Verf. mit anständiger Bescheidenheit, daß er unvollständig, nicht pragmatische Geschichte, nicht ganz aus den Quellen geschöpft sey. — Rec. hat ihn inzwischen mit Vergnügen gelesen. Nur glaubt er bemerkt zu haben, daß der Anfang dieser Uebersicht mit mehr Präcision ausgearbeitet sey, als das Mittel und der Schluß. — Die Schulen der Grammatiker im alten Rom sind der erste Standpunkt, von dem der Verf. ausgeht. „In der Christen„heit gab anfänglich die Absicht, die christliche Religion gegen „die Einwürfe der Heiden zu vertheidigen, dem Studium der „lat. Sprache und Literatur einigen Schwung. Man wollte „die Religionsmeynungen der Gegner in ihrer ganzen Blöße „darstellen. Was konnte man also zweckmäßigeres thun, als „sie mit ihren eigenen Waffen bekämpfen, und, um das zu „können, in der Sprache und Litteratur gleiche Stärke und „Fertigkeit erlangen?“ (Diese Behauptung ist etwas schief

Gar-

vorgetragen. Diejenigen, welche dieses thaten, und gegen heidnische Philosophie und Theologie am glücklichsten polemisirten, waren mehrentheils vorher selbst Heiden aus den gelehrten Ständen, Professoren, Sachwalter, Richter u. s. w. gewesen, wurden nun Christen, und brachten also ihren Schatz von profaner Literatur schon mit, z. B. **Justinus Martyr, Tertullian, Minucius, Cyprian, Arnobius** und viele andere.) — Ursprung der Distinction zwischen heiliger und profanen Literatur. — So wie die lat. Sprache aufhörte, Volkssprache zu seyn, so lernte sie nur noch der Mönch im Kloster beym Scholastikus, und zwar aus dem einzigen Bedürfnisse, seine Gebetsformeln lesen und singen zu können. Die frühen Universitäten halfen der lateinischen Literatur noch um nichts auf, weil der Papst und Aristoteles, Scholastiker und Kanonisten auf ihnen herrschten. Durch den Umsturz des morgenländischen Kaiserthums genöthiget, suchten die Gelehrten aus Constantinopel eine Zuflucht in Italien. Durch sie wurde das ganz erloschene Studium der Alten, bisher nur verächtlich sogenannten profanen, Schriftsteller wieder angefacht. Man las und übersetzte Griechen und Römer, und fühlte im Vergleich gegen die Barbarey und Geschmacklosigkeit des damaligen Zeitalters, nur gar zu handgreiflich die Ueberlegenheit der Alten in Purität und Eleganz der Sprache, in der Helle des Ausdrucks und der Begriffe. Mit **Agricola, Reuchlin** und **Erasmus** verbreitete sich die erste Morgenröthe eines gesunderen Sprachstudiums an Deutschlands Horizonte. **Melanchthon** erwarb sich den Namen eines communis praeceptoris Germaniae, und er verdiente ihn durch seine ausgebreitete Wirksamkeit. Aber indem er eine gewisse grammatische Gründlichkeit wieder herzustellen suchte, so verfielen die Nachahmer auf den entgegengesetzten Fehler, die Alten meistens in Rücksicht auf Bestätigung grammatischer Regeln, und auf Herausklauben der Vocabeln zu lesen. Alles lernte jetzt Latein plaudern, nicht um Geist und Geschmack durch Interpretation der Alten zu nähren, sondern meistens, um als rüstige Disputanten auf theologischen Kathedern zu figuriren. Muttersprache und andere gelehrte Vorbereitungskänntnisse giengen auf Schulen leer aus. Und so bekamen die Schulen, die eigentlich die gelehrten heißen sollten, den Namen lateinischer Schulen: „ein Name, der nie hätte „aufkommen sollen, der die sehr einseitige Bildung des künfti-

„gen Gelehrten und des künftigen Bürgers auf Schulen lan-
„ge begünstiget hat.“

Melanchthon brachte auch die lateinische Versmacherey in Gang. Einige Erleichterung, sagt der Verf., gab dies inzwischen der schwerfälligen Grammatikalmethode. Man verfaßte die Regeln in lateinischen Versen, und erklärte sie dann in Prose. (Hier läßt sich der Verf. sichtbarlich von einem Anachronismus beschleichen. Denn daß man die Regeln der Grammatik freylich auf eine elende steife Art, metrisch abfaßte, geschah schon früher, vom eilften Jahrhunderte an, durch **Johannes de Garlandia, Alexander de Villa Dei, Ebrard von Bethüne**, und andere.) R. will, um des Raumes zu schonen, nun nur noch einige der vornehmsten Namen hinzeichnen, die nach des Verf. Skizze in der lateinischen Sprachmethode Epoche machten. **Camerarius, Sturm, Caselius.** Die Rohheit der deutschen Sprache blieb das größte Hinderniß einer geschmackvolleren Interpretation. **Ratichius**, ein viel versprechender Projectenschmid. **Comenius**, befestigte noch den Unfug des Wörterlernens durch seinen Orbis pictus. **Joachim Becher**, Exercitien- und Imitationenkram. Endlich **Rollin** und **Gesner**, die Väter einer gesunden Einsicht in die Methode. **Ernesti**, Chrestomathien. **Sulzer**, das Meteor der Philanthropine.

Der zweyte Abschnitt verbreitet sich über den eigentlichen und erheblichen Zweck des öffentlichen Unterrichtes in der lat. Sprache. Hier sagt der Verf. sehr viel gesundes und richtiges. Nur scheint er R. mit dem Niederschreiben seiner Gedanken etwas zu geschwind zu Werke gegangen zu seyn, ehe er sie bey sich in eine lichtvollere Ordnung sammlete, ehe er das Schwankende und Unbestimmte mancher angegebenen Grundsätze schärfer absetzte.

Der Hauptzweck ist, daß man die alten lat. Schriftsteller richtig verstehen lernt. Nebenzwecke, die nur einem gewissen Theile künftiger Gelehrten erheblich oder unentbehrlich werden können, sind das Sprechen und das Schreiben in dieser ausgestorbenen Sprache. Um den Werth und die Wichtigkeit des angegebenen Hauptzweckes zu erweisen, nimmt der Verf. folgenden Gang, der ihn freylich zum Ziel führt, bey dem aber der Leser oft glaubt, durch willkührliche Umwege geleitet zu werden, weil ihm zuweilen die gerade Aussicht nach dem Ziele genommen wird. Bücher einer fremden Sprache liest man gern, und lernt um ihrentwillen diese Sprache

selbst, wenn sie in den eigentlichen Schriften besonders thätig sind, Verstand, Geschmack und Herz zu bilden. — Den Verstand bilden Kenntnisse. Diese Kenntnisse sind entweder das Gemeingut aller gesitteten Stände, oder nur einem besondern Stande eigenthümlich. Stand der Gelehrten. Forderungen an ihn. Seine vorbereitende Erziehung. Eigentlich sollte er durch die allgemeine bürgerliche Erziehung seine erste Bildung mit empfangen. Er muß wenigstens sich der gelehrten Erziehung anschließen. Sowie diese nur jene bürgerlichen Kenntnisse berichtigen und erweitern muß. Der Bürger brauche nur die neuern Sprachen zu wissen; der Gelehrte auch die alte, besonders die Römische. Diese lerne man [illegible] aus [illegible] Geschichtschreibern. Aber [illegible] des lat. Originals viele Vorzüge vor dem [illegible] der besten Uebersetzung: folglich müsse man die [illegible] erlernen. Eben dies gelte von der Alterthumskunde und vom [illegible] Unterricht in der Philosophie. (Rec. hat hier mit Fleiß den Ideengang des Verf. auf einigen Bogen genauer ausgezeichnet, um zu zeigen, daß der Verf. nicht immer in gerader Richtung auf den Hauptzweck bleibe, und sich ihm durch Umschweife nähere.)

Der gelehrte Stand sammlet Kenntnisse ein, um sie in allerley Kanälen wieder mehr oder weniger in die menschliche Gesellschaft abzuleiten. Er bedarf also einer besondern Fertigkeit in Mittheilung und anschaulicher Darstellung seiner gelehrten Kenntnisse; z. B. der Prediger, der Sachwalter, der Schriftsteller. Diese Fähigkeit im schnellen und richtigen Denken und im deutlichen Ausdrucke, werde angereget und gebildet durch die Interpretation der klassischen Schriften und durch ihre Uebersetzung in die Muttersprache: dieser Vortheil der Interpretation lasse sich aber sicherer bey einer todten als bey einer lebenden Sprache erreichen. (Ueberhaupt verdiente dieser Satz als das wichtigste Argument für das Latein lernen mehr gehoben zu seyn. Er versteckt sich hier zwischen manchen andern hingeworfenen Gedanken und schwächern Gründen. Wer zum Gelehrten erzogen werden soll, muß zuvörderst eine Sprache wenigstens, gründlich und grammatisch lernen. Diese Erlernung der Grammatik und die damit verknüpfte Interpretation ist eine beständig fortgesetzte Reihe von logischen Operationen des Verstandes, wodurch Denken und Scharfsinn entwickelt wird. Fast keine einzige Wissenschaft und gelehrte Kenntniß kann, ohne Vergleichung älterer und neuerer Schrif-

ten,

ten, folglich auch nicht ohne richtiges Interpretiren, glücklich geübt und vervollkommnet werden. Und diese Geschicklichkeit zu interpretiren lernt man nur aus anhaltender Uebung. Wie sonst sollte man sich diese Fertigkeit erwerben? und wo besser als in den Schriften einer todten und doch sehr gebildeten Sprache, wo alle Wörter und Wendungen hinlänglich fixirt sind, in den lehrreichen Schriften einer so geistvollen Nation, wie die Römer waren?)

Die Alten, als die Quellen des guten Geschmacks in der Dichtkunst betrachtet. Die Alten waren glücklicher in der Darstellung der lebenden und leblosen Natur, hatten mehr Sinn dafür, weil sie noch nicht ein so weites Feld von gelehrten Kenntnissen zu durchlaufen genöthiget waren. Ihre Lectüre verhüte das Einseitige des Geschmacks. Auch die Ausbildung der moralischen Empfindungen gewinne sehr.

Hiernächst sucht der Verf. die Frage bejahend zu entscheiden, ob alle Gelehrte eine solche Bildung durch die alte Literatur nöthig haben; trägt seine desideria vor, daß Bürgerschulen von gelehrten Schulen möchten geschieden werden, daß die Erziehung zum Gelehrten so wie das Lateinlernen erst mit dem vierzehnten Jahre anfangen möchte; und zuletzt leitet er aus dem festgesetzten Hauptzwecke gewisse allgemeine Regeln zu dessen glücklichern Erreichung ab.

Wir sehen nunmehr der eigentlichen Ausführung seiner Methodologie im zweyten und dritten Bande um so mehr entgegen, als sich der Verfasser in dieser Vorbereitung, einiger beym ersten Versuche der Art fast unvermeidlichen Unvollkommenheiten und seiner Nachläßigkeit im Plane des zweyten Abschnittes ohngeachtet, als einen Mann gezeiget hat, der über sein Fach vieles gelesen, mit Aufmerksamkeit gesammlet und selbst darüber gedacht hat.

Dj.

---

14. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Joh. Christ. Fabricii — Policey-Schriften. Erster Theil. Kiel, auf Kosten des Verfassers. 1786. 306 Seiten in 8.

Die

Schriften des Herrn Prof. Fabricius stehen bey dem
ico so in Achtung, daß sie keiner Empfehlung bedürfen.
ısent; welcher die Verdienste dieses würdigen Gelehrten
hoch schätzt, nahm auch dieses neue Werk desselben mit
r Begierde in die Hand. Er fand auch hier bald die
che lobenswürdige Freymüthigkeit, welche schon aus sei-
ıdern Schriften bekannt ist, und welche dem Verf. eben
als der Regierung, unter welcher er schreibt, zur Ehre
ıt. Auch die nämliche warme Liebe des Vaterlandes,
: sich nicht blos in enthusiastischen Bewunderungen der
Seiten desselben äußert, sondern in dem offenherzigen
der Mängel und Gebrechen, wo sie sich auch finden mö-
und in guten Vorschlägen zu ihrer Verbesserung, weit
ırer zeigt, bezeichnet diese Schriften. Um aber unsere
:theilichkeit zu beweisen, müssen wir auch gestehen,
ır hin und wieder Spuren der Eilfertigkeit gefunden ha-
welche bey sorgfältiger Durchsicht verschwunden seyn wür-
und manchmal auf Urtheile gestoßen sind, welche wir
unterschreiben möchten. Um dieses zu rechtfertigen, wol-
:r den Inhalt etwas genauer durchgehen.

Dieser Theil begreift drey Abhandlungen. Die erste
der Volksvermehrung war schon vor etlichen Jah-
sonders gedruckt, und ist auch in dieser Bibliothek schon
ang zum 37 — 52 Band. S. 936 ff.) beurtheilt worden.
erscheint sie abermals vermehrt und verbessert. Die hin-
gten Zusätze enthalten theils eine nähere Bestimmung
ätze selbst, theils einige neue Beweise und Beyspiele, um
noch mehr zu befestigen. Sie haben ihren Ursprung,
Verf. selbst gesteht, den Einwürfen, welche ihm ver-
ue seiner Freunde in vertraulichen Gesprächen machten,
danken. Man sieht daraus, daß er gegründete Einwür-
örig zu schätzen weiß, wenn er gleich die elende Schrift,
ı Etatsrath Bruyn gegen diese Abhandlung schrieb,
gehörigen Verachtung straft, daß er ihrer gar nicht
ı erwähnet, und seinen andern Gegner, den Confe-
th Oeder in der Vorrede ganz kurz, aber unserer Ueber-
ıg nach, mit überaus großer Schonung, abfertigt.
würde Oeder wohl haben sagen können, wenn ihm der
sser bey dieser Gelegenheit alles das Unangenehme vor-
en hätte, welches er ihm mit Recht hätte verhalten kön-
da der Ton, in welchem er seine Rüge geschrieben hatte,

es allerdings verdiente? Wer ein gläsernes Dach hat, sollte doch andern Leuten nicht auf das ihrige werfen. — Bey der Abhandlung selbst brauchen wir uns, da sie schon einmal beurtheilt ist, nicht aufzuhalten. Wir bemerken nur die neuen Zusätze. Einer, welcher die unehelichen Kinder betrifft, steht S. 30 ff. Er erschöpft indessen diese Materie bey weitem nicht. Hätte der Verf. die Vorschriften, welche der neue Entwurf des Preußischen Gesetzbuchs über diese Materie festsetzt, gelesen: so würde er vielleicht darin Stoff zu mehreren Betrachtungen gefunden haben. Als Beyspiele von Städten, welche durch Vermehrung der Nahrungszweige in kurzer Zeit ansehnlich zugenommen haben, stellt der Verf. S. 35. Altona, Apenrade und Friedrichsstadt auf. S. 41 ff. hat der Verf. den Einwurf gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft, [illegible] den Rechten der Gutsbesitzer hergenommen ist, [illegible] gut [illegible] wortet. S. 49 ff. wird bemerkt, daß die [illegible] rzog Schleswig und Holstein bey einem so hohen Gr[illegible] barkeit, bey einer so wichtigen Lage zwischen [illegible] drey quer durchgehenden Flüssen, bey so vie[illegible] chen Privilegien, dennoch, besonders im Bauern[illegible] allen zu Dänemark gehörigen Ländern, die w[illegible] ner haben. Eine Folge der von ihm [illegible] S. 70 hat der Verf. noch hinzugefügt, [illegible] ge von Colonisten, welche man von 1759 und 60 in Dän[illegible] doch nicht ganz ohne allen Nutzen [illegible] ben ist. [illegible] Volksmenge wirklich vergrößert, [illegible] dem Abzuge der Colonisten auf den von ihn[illegible] len niederließen, und, da sie eine Wohnung u[illegible] urbargemachtes Land antrafen, durch Unter[illegible] Freunde, und durch ihre eigene Arbeit [illegible] men. Man hätte aber diesen Vortheil [illegible] Kosten haben können, und könnte noch jetzt auf [illegible] Weise viel Land urbar machen. Der [illegible] anführen können, daß man in andern [illegible] andern im Hannöverischen, auf diese Art durch Ein[illegible] Landes die Bevölkerung vermehrt hat. S. 84 [illegible] guten Gesetzen und einer guten Gerechtigkeits[illegible] ist, findet sich ein wichtiger Zusatz. Der [illegible] lich sehr richtig, daß man sich nur sehr selten von den Gesetzen und Gerichten erlauben, [illegible] einen Mitbürger ohne Richterspruch seiner [illegible] sollte. Wozu die Commissionen, welche in [illegible]

gewesen sind, da man Gerichte hat, welche von der Nation eingeführt, und vom Landesherrn bestätigt sind? Sie haben allemal etwas willkührliches und heimliches, und hängen mehr von diesem oder jenem ab, wodurch die bürgerliche Freyheit zweydeutiger wird.

Dies sind die erheblichen Zusätze zu der ersten Abhandlung. Wir kommen nun zu den folgenden nicht minder wichtigen, welche ganz neu sind. Die zweyte handelt von der Landwirthschaft. Nachdem der Verf. den herrlichen Vorzug Dänemarks und der Herzogthümer in dieser Rücksicht geschildert hat, bricht er in gerechte Klagen aus, daß man den Weg verließ, welchen Friedrich IV. einschlug, den Bauernstand zu erheben. „Wir haben alles wieder über den Haufen „geworden, und ich gestehe, mit Wehmuth, und zum Theil „mit Unwillen, betrachte ich unsere itzige innerliche Verfas„sung der Landwirthschaft, welche unsere Volksmenge im „Bauernstande herabsetzt, die Kultur unserer Felder verrin„gert, und die innerliche Stärke der Nation und des Landes „untergräbt. — Freyheit und Eigenthum im Bauernstande, „und mit ihnen Arbeitsamkeit und Wohlstand, haben wir wie„der aufgehoben, und dagegen Sclaverey mit ihrem ganzen „Gefolge von Niederträchtigkeit, Faulheit und Dummheit „eingeführt." Daß so große Strecken Heide unangebauet liegen, daß man so vieles Land zur Viehweide gebraucht, daß keine Verbesserung, welche Menschen und Arbeit erfordert, eingeführt werden kann, ist alles die Folge davon. In vielen Gegenden liefert das Erdreich, wegen der schlechten Bearbeitung, kaum das dritte oder vierte Korn. Seelands Bauernstand ist der elendeste, und Seelands Ackerbau der schlechteste im ganzen Lande, wenn gleich diese Aecker zu den fruchtbarsten in Dänemark gehören, und überdem von der Nähe Kopenhagens eine wichtige Unterstützung haben. Indessen herrscht doch der schlechtere Anbau der Felder auch in den übrigen Provinzen Dänemarks, nur in einem geringern Grade, und in verschiedenen auf andere Art. Traurig ist es in der That, daß man durch Kunst da Hunger, Elend und Armuth verbreitet, wo die Vorsehung Glück und Ueberfluß mit milder Hand vertheilt zu haben scheint. Die Ursachen dieses traurigen Zustandes sind: 1) Leibeigenschaft, welche man in Dänemark von neuem eingeführt und verstärkt hat, als die aufgeklärten Staaten Europens diese Barbarey allent-

halben einzuschränken und abzuschaffen suchen. Sehr gut, und mit großer Freymüthigkeit schildert der Verf. die erbärmliche Lage der Leibeigenen, und vergleicht sie mit dem Zustande der freyen Bauern in einigen Schleswigschen Aemtern. Auch hat er sehr gut gezeigt, daß der Adel und die Gutsbesitzer selbst dabey leiden. Möchte er diese nur überzeugen können! Die Leibeigenschaft ist zugleich der wahre Grund von Dänemarks gegenwärtiger Schwäche. Es könnte, wie der Verf. nicht ohne Wahrscheinlichkeit behauptet, England völlig gleich seyn, und muß doch in Ansehung der Einkünfte, welche es mit Mühe aufbringt, selbst den meisten Provinzen von Deutschland nachstehen, die in Rücksicht aller natürlichen Vortheile so weit hinter dasselbe zurück sind. Wie sehr durch die Aufhebung der Leibeigenschaft Ueberfluß und Wohlstand verbreitet werden, davon führt der Verf. endlich auch verschiedene Beyspiele aus den dänischen Staaten selbst an, und zeigt, was die Regierung dazu beytragen könne. 2) Die außerordentliche Größe der Bauerngüter, deren Theilung durch ein Gesetz verboten ist. Selbst der leibeigene Bauer in Dänemark hätte an der Hälfte seines itzigen Landes genug. Die 3) Gemeinschaft der Felder. In den letztern Jahren ist indessen zur Aufhebung derselben, besonders in den Herzogthümern, vieles geschehen. 4) Das unrichtige Verhältniß zwischen den Dörfern und Städten. Die Menge der kleinen Landstädte ist in einigen Provinzen, besonders in Seeland, viel zu groß. In den Herzogthümern ist es in diesem Stücke weit besser; doch sind sie hier, in Verhältniß der großen Landgüter, noch zu klein. Diese finden wegen der beträchtlichen Menge ihrer Produkte hier keinen Markt, sondern hängen in dieser Absicht blos von Hamburg ab. Auf der andern Seite giebt es ganze Provinzen, welche nach ihrer Größe vielleicht Königreiche ausmachen könnten, wo man aber keine einzige Stadt, ja kaum einen Flecken oder Ladungsplatz findet. Der nördliche Theil von Norwegen z. B. von Drontheim bis nach Wardehuus, welcher eine so beträchtliche Menge von Produkten liefert, hat keinen einzigen Markt, und muß alles zum Theil über hundert Meilen nach Bergen und Drontheim führen. Wie vortheilhaft aber Städte hier seyn würden, zeigt der Verf. augenscheinlich. Eben so hat Island keine einzige Stadt. Soll aber dies Land in Aufnahme kommen: so muß es selbst Städte, Kaufleute und Schiffe haben. Diese würde es auch längst besitzen, wenn man nicht hier durch die Kunst verdorben hätte, was ohne Kunst viel

viel besser von dem natürlichen Laufe der Dinge bewirkt seyn würde. 5) Die sonderbare Art, nach welcher oft die Amtsbedienungen besetzt werden. Als ein Muster eines vortrefflichen Beamten wird der Conferenzrath Hoffmann in Coldingen mit Recht aufgestellt. Unter ihm ist das Amt Coldinghuus beynahe ein Garten geworden, und hat in kurzer Zeit eine Volksmenge und einen Grad der Cultur angenommen, von welchem die übrigen Aemter noch weit entfernt sind. Aber freylich bemerkt der Verf. dabey auch, daß Dänemark wenig solche Amtleute hat, woran die Art, wie man diese Stellen besetzt, Schuld ist. Sie ist hier so beschrieben, daß man wünschen möchte, es wäre nicht so viel Wahrheit in dem, was gesagt wird, als wirklich darin ist. 6) Die Bezahlung der Zehnten, wobey der Bauer außerordentlich gedrückt wird. 7) Die Wegebesserungen, freyen Fuhren, Aufgebot zur Jagd, und andere dergleichen Dinge, welche dem Bauern seine kostbare Zeit rauben. Alle diese Bürden, in die innere Landesverfassung verwebt, von Vorurtheilen und alten Meynungen unterstützt, sind immer schwerer geworden, und haben als ein schleichendes Gift Dänemarks Kräfte verzehrt. Alle Unterstützungen, welche die Regierung andern Nahrungswegen mit reichlichen Händen hat zufließen lassen, sind unwirksam geblieben, weil der erste Grund aller, die Landwirthschaft, vernachläßiget worden ist. Der Verf. beschließt daher diese Abhandlung mit dem Wunsche, daß Dänemarks Kronprinz die Provinzen mit dem Forschungsgeiste des Beobachters, und mit der Stille des Weisen bereisen möchte.

Die dritte Abhandlung betrifft den Handel. Auch dem dänischen Handel sind die ausschließenden Handelsprivilegien drückend gewesen. Man hat bey weitem den wichtigsten Theil desselben auf Kopenhagen allein beschränkt, da doch andere Städte ihn mit gleichem, und wohl gar mit noch mehrerm, Vortheil würden treiben können. Island hat man durch eine Compagnie fast ganz zu Grunde gerichtet. Man hat ferner kein festes System angenommen, sondern alle Augenblick neue Veränderungen gemacht, weil man das Ganze nicht gehörig und genau übersah. Dadurch wird aber der Handel unsicher, und es ist den Speculationen der Kaufleute nachtheilig. Indessen hat demungeachtet der dänische Handel zugenommen. Friederich IV. gründete denselben zuerst; doch haben noch immer die Ausländer gar zu vielen Theil daran. Denn die däni-

dänischen Kaufleute haben kein hinlängliches Vermögen, und die reichsten Handlungszweige, nämlich der Handel nach Ost- und Westindien, werden daher mit fremdem Gelde und für fremde Rechnung getrieben. Die dänischen Kaufleute ziehen also nur ihre Commissionsgebühren; die Fremden aber den völligen Gewinn. So geht es sogar mit einem beträchtlichen Theile der inländischen Producte, z. B. den nordländischen Fischen. Der Grund davon liegt hauptsächlich in der unglücklichen Titelsucht der dänischen Kaufleute, und in einer unglücklichen königlichen Gnade, welche sie, wenn sie einiges Vermögen erworben haben, über ihren Stand erhebt, und sie aus nutzbaren, erwerbenden Gliedern des Staats in die Classe der verzehrenden setzt. (Hierin scheint uns nun der Grund nicht allein zu liegen: sondern darin, daß solche Leute, oder ihre Nachkommen zu stolz oder zu bequem sind, um ihr Vermögen im Handel zu lassen, und dadurch noch mehr zu erwerben. Denn wenn dies nur nicht geschähe: so könnten sie immer baronisirt, in den Grafenstand erhoben, oder Conferenzräthe werden. Auch finden sich ja in Dänemark einige wenige Beyspiele davon. Der selige Schatzmeister Graf Schimmelmann, war bis an sein Ende Kaufmann, und die Conferenzräthe von Hemmert, Fabricius und Ryberg setzen noch immer ihren Handel fort. Wenn aber dies nicht geschieht, wenn das Vermögen dem Handel entzogen wird: dann ist es freylich schlimm. Und diese Fälle sind freylich in Dänemark häufiger, als jene, und die unglückliche Lust zu Titeln und Adelstand giebt die nächste Gelegenheit dazu.) Hiezu kömmt die üble Gewohnheit der Kaufleute, ihr Vermögen zu milden Stiftungen anzuwenden. Dänemark hat mehr dergleichen, als irgend ein anderes Land in Europa. Sie erhöhen zugleich das Arbeitslohn, und erschweren die Anlage von Manufakturen und Fabriken. Drontheim z. B. hat allein gegen eine Million Reichsthaler an milden Stiftungen, daher die Armen hier nicht nöthig haben, täglich zu arbeiten, um täglich zu leben. Eben so schadeten die Gebrüder Petersen dem Staate dadurch, daß sie ein Kloster für unverheirathete Frauenzimmer in Kopenhagen von dem Gelde stifteten, was sie durch den Handel erworben hatten. (Wenn wir aber gleich nicht leugnen wollen, daß sie dieses Geld vielleicht besser zur Unterstützung junger, geschickter oder armer Kaufleute hätte anwenden können: so müssen wir doch die Richtigkeit des Grundsatzes, welchen der Verf. bey dieser Gelegenheit festsetzt, gänzlich

lich ableugnen. Er behauptet nämlich: „Unbestimmte Stif-
„tungen von beträchtlichen Summen, die im Handel erwor-
„ben, sind dem Staate äußerst nachtheilig, und sollten we-
„nigstens nur unter der Aufsicht, und mit Genehmigung der
„Regierung erlaubt seyn." Wir würden zu weitläuftig wer-
den müssen, wenn wir diesen Satz widerlegen wollten. Und
ohnedem sieht jeder leicht die Gegengründe ein. So fehlerhaft
als dieser Grundsatz ist, so grundfalsch ist auch die gleich dar-
auf folgende Aeußerung: „Dem Adel wünsche ich dergleichen
„Stiftungen, da es nicht sowohl darauf ankömmt, ihn zahl-
„reich, als reich und mächtig, zu erhalten." (In Dänemark
wüßt ich wenigstens keinen zureichenden Grund, warum die
Regierung dafür sorgen sollte. Der Adel gilt ja dort ohnedem,
die wenigen Vorrechte der dänischen Grafen und Baronen
ausgenommen, als Adel, wenig oder gar nichts.) Die gros-
sen Vorzüge, welche die dänischen Länder von der Natur zum
Handel vor andern Ländern voraus haben, verschafft ihnen den-
noch die Vortheile nicht, welche daraus fließen könnten. Aber
die Landesprodukte werden auch nicht genug im Lande veredelt,
sondern man kauft sie veredelt den Ausländern wieder ab.
Dies steigert besonders den dänischen Wechselcours. Däne-
mark ist besonders der chinesische Handel vortheilhaft; denn es
braucht nur einen geringen Theil der Rückladungen, und ver-
kauft jährlich mehr an Fremde, als ihm der ganze Einkauf an
baarem Gelde kostet. Unter den Europäischen Völkerschaften
sind die Engländer im Handel für Dänemark die wichtigsten.
Mit ihren Wechseln wird der dänische Wechselcours gewöhn-
lich einigermassen herabgesetzt. Durch eine größere Aufmerk-
samkeit könnte er noch vortheilhafter werden, wovon ein arti-
ges Beyspiel angeführt wird. Der allernachtheiligste Handel
vor Dänemark ist der Handel mit den vereinigten Niederlan-
den. Er entzieht dem Lande den eigentlichen Handelsgewinn
von seinen eigenen Produkten, vermindert seine Volksmenge,
und unterdrückt seine Fabriken. Die traurige Geschichte, wie
man Island durch Handelseinschränkungen zu Grunde gerich-
tet hat, können unsere Leser hier S. 221 ff. finden. Soll al-
lem diesem Uebel abgeholfen, und der dänische Handel erwei-
tert werden: so muß 1) eine ausgedehnte Freyheit denselben
beleben. Hierüber sagt der V. viel Vortreffliches, das wir aber
übergehen müssen. Man muß aber ferner 2) den Credit heben
und befestigen; 3) die genaueste Aufsicht über die Münzen
und die Bank führen, und vor allen Dingen den Nahrungs-
stand

stand verbessern, und die Produkte vermehren; 4) die Privilegien mit Sorgfalt austheilen; 5) die Jahrmärkte und Messen gut einrichten; und endlich 6) auf die Vermehrung und Erhaltung der Schiffahrt ein vorzügliches Augenmerk richten. Der Raum verbietet uns, von den vortrefflichen Bemerkungen, welche der Verf. hiebey macht, etwas auszuheben. Zuletzt kömmt er noch auf die Gesellschaften, welche die Vermehrung des innern Wohlstandes zu befördern trachten. Bey dieser Gelegenheit bestimmt er den Begriff der Bürgertugend, wovon sich eine Gesellschaft in Dänemark benannt hat, sehr gut, und muntert seine Mitbürger zur Ausübung derselben auf.

Wir haben bereits einige Stellen bemerkt, wo wir dem Verf. nicht beystimmen können. Dahin gehört denn auch der Haß, welchen der Verf. S. 53 f. gegen die Hagestolzen äußert. Uns scheint derselbe zu weit getrieben, und der persönlichen Freyheit des Menschen, welche der Verf. sonst so sehr vertheidiget, völlig entgegen. Nur in despotischen Staaten mischt man sich in das häusliche Leben des Bürgers, und der Mensch verliert seine wichtigste Freyheit, wenn der Staat sich in seine Familienangelegenheiten mischt. Eben so wenig gefallen uns die wirklich übertriebenen Lobsprüche des Indigenatrechts S. 96 ff. z. B. daß die Dänen dadurch wieder eine eigene Nation geworden wären. Das Indigenatrecht hat gewiß auch sehr große Unbequemlichkeiten, und verursacht Schaden, an den man nicht denkt. Höchst ungerecht scheint uns auch die Stelle S. 168: „Der König von Preußen scheint die Wegebesserungen als den Nothbehelf der Fürsten anzusehen, die „gerne den Namen der Landesverbesserer haben möchten, ohne „recht zu wissen, wie sie solches anzufangen (haben)." Wir halten es jedoch für unnöthig, eine Sache zu vertheidigen, deren Nutzen so allgemein anerkannt, und welche bey jeder Landesverbesserung so vorzüglich nothwendig ist. Daß der König v. Pr. auf Wegeverbesserungen so wenig denkt, mag wohl ganz gute, und bloß für sein Land geltende politische Gründe haben. Dazu kömmt, daß es in diesem Lande an vielen Orten an Materialien sehr fehlt, und daß daher der Wegebau äußerst kostbar seyn würde. Nicht zu gedenken, daß besonders die Kurmark sehr viele schiffbare Flüsse und Kanäle hat, und also der Landfracht weniger bedarf. Auch ist nicht zu vergessen, daß beym Chausseenbau der Bauer durch die vielen nothwendigen Fuhren sehr gedrückt wird, und wenn man sie auch

noch

n so aus bezahlen wollte. Dadurch wird der Landbau auf
Zeit gehemmt. Man ist aber jetzt seit 12 Jahren
zur ... rderung und Verbesserung desselben äußerst beschäfti-
... wenn gehört es aber zu den preußischen gesunden Princi-
..., nicht zweyerley auf einmal zu thun, davon eins das an-
... hindert. In manchen Staaten, von dessen Verbesserun-
gen in den Zeitungen viel Lärms gemacht wird, fehlt man
dagegen; daher sieht es auch im Lande ganz anders aus,
in den ... ungen. S. 94 steht Bischof Balle unter den
... dänischen Schriftstellern!! — Von der Eil-
..., mit der Verf. schreibt, zeugen die vielen Nach-
... reuen in der Schreibart, wohin besonders diese gehört,
daß er die verba auxiliaria sehr häufig wegläßt. Aber aller
dieser kleinen Mängel unerachtet, wünschen wir jedem Lande
viele so aufgeklärte und freymüthige Schriftsteller, als Fabri-
cius ist.

Zg.

Herrn Poncelin de la Roche Tilhac philosophische Beschreibung des Handels und der Besitzungen der Europäer in Asien und Afrika, nach den Bedingungen des letzten Pariser Friedens zwischen England und Frankreich eingerichtet, worin der jetzige Zustand der Reiche in diesen zween Welttheilen, die Sitten der Einwohner, ihre Macht, ihre Gesetze, ihre Gebräuche, ihr Handel, ihre Religion und die verschiedenen Verhältnisse der europäischen Mächte mit den entfernten Völkern geschildert werden. Aus dem Französischen übersetzt in zween Theilen. Straßburg, in der Akademischen Buchhandlung. 8vo. Erster Band, 1783. 377 Seiten. Zweyter Band.

Herr de la Roche Tilhac, der Verfasser der ceremonies religieuses des peuples du monde, und des Amerikanischen Almanachs, liefert uns hier in 4 Theilen, welche 2 kleine Octavbände ausmachen, eine kurze historisch-statistische Beschreibung von Asien und Afrika, nach dem Raynal, dessen

Bei-

Leitung er auch bey Verfertigung jenes Allmanachs folgte. Alles, was dieser in seiner philosophischen und politischen Geschichte von diesen Ländern gesagt, findet man hier wörtlich im Auszuge, mit Weglassung eines sehr großen Theils seiner Deklamationen, Tadel, Verbesserungsvorschläge und Weissagungen, hin und wieder auch durch neuere Reisebeschreibungen berichtigt. So ist z. E. Sonnerat bey Ostindien, Sina und Madagaskar gebraucht. Auch sind manche beym Raynal fehlende Nachrichten ergänzt, besonders von Afrika und den Besitzungen der Europäer daselbst, wovon Raynal lange nicht so viel gesagt hat. Doch bleibt auch durch diese Beschreibung nicht nur in Absicht des innern Afrika, welches unter die unbekannten Länder gehört, sondern selbst der Küste, davon doch schon manche gute Nachrichten vorhanden sind, unsere Wißbegierde größtentheils unbefriedigt.

Der erste Theil handelt von Asien, welches er mit dem Raynal zwischen dem 43sten und 207ten Grad der Länge und dem 77sten Grad Norderbreite, und den 10ten Grad Süderbreite setzt. Asien hat 4 Hauptreligionen: 1) die natürliche (so nennt er die heidnische), die sich am meisten ausgebreitet, bey den Brachmanen, Persern, in China, Japan, Thibet und der Tartarey. 2) Die jüdische, überall, ist aber veraltet. 3) Die Muhametansche, in den Staaten des Sultans, in Persien, im Gebiethe des Moguls (besser in Ostindien), einem Theile der Tartarey, und verschiedenen Inseln des indischen Archipelagus. 4) Die christliche; nicht weit; doch giebt es sogenannte Christen in Syrien, Georgien, Turkomannien, Diarbek und allen Staaten des Großherrn. (Sind denn im Persischen Reiche, in Ostindien und Sina keine Christen?) Noch vor dieser Anmerkung steht Raynals Beschreibung vom Laufe der Gebirge, die aber vermuthlich durch Schuld des Uebersetzers, der die deutsche Sprache kaum so gut als die französische in seiner Gewalt zu haben scheint, nicht ganz richtig ausgedruckt ist. Nach der kurzen Einleitung von den Gebirgen, Flüssen, Meeren und Einwohnern werden kurz die Besitzungen der Türken beschrieben. Die Türken, die mächtigsten in Asien, besitzen:

1) Natolien, ehmals Kleinasien, dessen Grenzen gegen Morgen er bis an Turkomannien ausdehnt. Die angeführten Oerter sind Smyrna, die Hauptstadt, der er 150000 Seelen giebt. (Pocock rechnet nur 100000, Andere mehr:

mehr

Bursien. Angora, 120000 Seelen, (auch zu viel); Lerar, Nicomedien (jetzt Ismid, welches hätte bemerkt n); Amasi, Strabo's Vaterland; Sinope, des tius Vaterland; Halikarnaß (ohne zu merken, ro t dru heißt. In der Nähe dieser Stadt soll der Tempel zu Knidus gestanden haben. Halikarnaß ja an ei n Ende der Halbinsel Doris und Knidus am n, a genug von einander). Endlich Chintaye) Trepisund (Trapezunt oder Trebisond). keine andern Oerter nennt er in solcher Ordnung, Aussuchung derselben nothwendig mit dem Fran- Sprünge thun muß. Bald ist er im eigentli- bald wieder im Gouvernement Siwat, welche lung er jedoch nicht nennt. Ueber das Land der Tar- ist er ganz weggesprungen.

2) Syrien, das er in Syrien Phönizien und Judäa ein-

3) Turkomannien, zwischen Türken und Persern ge-, ehemals Armenien.

4) Georgien.

5) Diar , ehemals Chaldäa und Mesopotamien, wo Ueber r aus dem d'Anville bemerkt, daß für Chal- lonien gesetzt werden müsse. Es wird in Irak Arabi getheilt. Im erstern liegt Mosul wie hier steht) wo die ersten Nesseltücher ver- den. In letztern ist Basra, nach dem Raynal be- Man sollte erwarten, daß nun Persien würde ab- rden. Aber mit einem Sprunge ist man in der Tartarey, für deren ganzen Handel die beyden Städ- Astrakan und Samarkand, als die einzigen Niederlagen waren angegeben sind. Alsdann folgt China oder nicht ganz nach dem Raynal, aber fast eben so ldert. Doch ist le Gentil und Sonnerat da- r worden. Ferner Japan. Nun kömmt er zu rsien, Arabien (ganz nach dem Raynal, ohne rbesserungen und wichtige Ergänzungen), Hin- dessen natürliche Beschaffenheit, Einwohner und deren in Kasten, Regierungsart, Sitten und Religion zuziehung des Sonnerats erst überhaupt beschreibt. kömmt unter dem Titel: Gegenwärtiger Zustand von

Malabar, die Beschreibung von Guzurata, Surate, der Besitzungen der Maratten zwischen Surate und Goa, und der vom Hyder Aly eroberten Besitzungen, Kanara, Mangalor, Onor, Batikola, Bandel und Kananur von den Königreichen Kalekut, Kochinchina und Travankor. Weil die Maldivischen Inseln ziemlich nahe liegen: so thut unser Verf. einen Seitensprung dahin, sagt etwas davon, und führt uns alsdann nach der Ostküste der Halbinsel diesseits des Ganges, welche unter dem Namen Koromandel und Orixa bekannt ist. Was er hievon und von Bengalen sagt, findet man im Raynal. Das Uebrige dieses ersten Theils begreift die Länder jenseit des Ganges, Ava und Pagu, Siam, Tongking und Kochinchina.

Im zweyten Theile handelt er besonders von den Besitzungen der Franzosen, Engländer und Portugiesen, Holländer, Spanier und Dänen in Asien, wo noch die Beschreibung der merkwürdigen Inseln im indischen Archipelagus vorkömmt, die größtentheils den Holländern und Spaniern gehören.

Der zweyte Band begreift Afrika, ebenfalls in 2 Theilen. Es scheint, als wenn der Verfasser immer für das Land, das er beschreibt, zu sehr eingenommen ist. Von den Afrikanern sagt er, sie wären insgesammt sehr vortheilhaft und stark gebauet, und nachher erzählt er, daß man, um Aegypten zu bevölkern, aus Cirkassien und Georgien die kraftvollsten jungen Männer und Weiber gewählt, und sie im größten Ueberflusse, der keine Noth kennet, habe leben lassen; und doch wären die Ehen unfruchtbar geblieben, und das Klima habe den dahin gekommenen Völkern ihre ursprüngliche Stärke und Ansehen benommen. Die Araber sollen die klügsten unter den Afrikanern seyn, und manche unter ihnen sogar Kenntnisse besitzen, die zur Schiffahrt, Handlung und Erdkunde erforderlich sind; und bald darauf heißt es S. 26 von ihnen: „diese Nachkommen von einem ehemals kriegerischen Volke leben alle in dem schimpflichsten Zustande, ohne Muth und Theilnehmung an den Revolutionen, welche die andern Bewohner dieser Gegenden immer in Bewegung erhalten. Ihre Herren behandeln sie als Thiere, welche sie zum Ackerbau nöthig haben. Man geht ganz willkührlich mit ihrem Leben um ꝛc.“ Können sie in solchem Zustande wohl an Kultur des Geistes denken?

Vom

Vom Clima gesteht er, daß es überhaupt ziemlich ungesund sey, und daß das Land an vielen Orten aus brennendem unfruchtbarem Sande bestehe: gleichwohl setzt er hinzu, Afrika sey unter allen vier Welttheilen am meisten von der Natur beschenkt, welche hier Wunder gethan, deren sich kein anderer Welttheil rühmen darf. Diese hätte er uns doch bekannt machen sollen. Wir finden aber nichts davon, außer daß das Innere von Afrika vermuthlich erstaunliche Schätze an Gold und Silber, und die Küsten, aber auch nicht durchgehends, Reiß, Gartenfrüchte und Obstbäume, so wie man sie in andern warmen Ländern auch findet, und Aegypten, die Barbarey und einige kleinere Länder auch Getraide haben. Am Ende der verhältnißmäßig noch ganz guten Beschreibung der drey Naturreiche, sagt er selbst: das Innere des Landes ist nicht sehr bekannt (soll heißen, ist unbekannt) und auch das Bekannte ist weder dem Geist des Kaufmanns, noch der Wißbegierde der Reisenden, noch dem Menschengefühl des Weisen wichtig. Die mitternächtliche Seite am mittelländischen Meere, welche die Barbarey und Aegypten begreift, seufzet unter dem Joch des Osmannischen Reichs? Wie? Steht Fez und Marocko auch unter dem Osmannischen Reiche, und werden dessen Befehle selbst in Aegypten noch sonderlich geachtet? Unter dem schrecklichsten Despotismus seufzt der arme Unterthan, und den haben die Osmannen freylich bis zu der Grusse gebracht. Doch dieser und anderer Unrichtigkeiten und Widersprüche ungeachtet ist die Schreibart so angenehm, und die Nachrichten besonders von Afrika sind immer so schätzbar, daß man es nicht bereuen wird, das Buch sich angeschafft zu haben.

P.

J. D. von Reichenbachs patriotische Beyträge zur Kenntniß und Aufnahme des Schwedischen Pommerns. Greifswald, bey Röse, 1785. in 8vo. Drittes Stück, 9½ Bogen. Viertes Stück, 12 Bogen.

Aus der Vorrede zu dem dritten Stücke ersehen wir, daß der Herausgeber der obigen Beyträge sich schon durch die ersten Stücke das Schicksal derer zugezogen hat, die bey Aufkläu-

mung der Staatsgebrechen hier oder da einem Insecte den Kopf zertreten, welches in den verfaulten Materialien des alten Gebäudes seine Nahrung fand. Man hat ihn bereits in öffentlichen Schriften hämisch angegriffen, und wie es scheint, so ist sogar die Censur, deren Mißbrauch schon so oft der Aufklärung Abbruch gethan, dem Fortgange seines nützlichen Unternehmens hinderlich gewesen. Hr. v. R. kann sich aber auf keine edlere Art dafür rächen, als wenn er sich nicht abhalten läßt, mit standhaftem Muthe die Aufmerksamkeit seines Vaterlandes, über Gegenstände zu verbreiten, welche des Nachdenkens eines jeden wahren Patrioten würdig sind.

Das dritte Buch ist dem Kunstfleiße und dessen Hindernissen, in Pommern, so wie das vierte Stück dem Handel, gewidmet, und bey beyden die Geschichte älterer und neuerer Zeiten zum Grunde gelegt worden. Allerdings ist auch selbige die beste Quelle, um richtige Grundsätze für die Staatswirthschaft aufzusuchen, und die dargestellten Thatsachen geben den brauchbarsten Stoff zur Entscheidung des Werths der in besagten Beyträgen geschehenen Vorschläge, auf deren Zergliederung wir uns hier nicht einlassen können.

Pt.

15. Kriegswissenschaft.

Gedanken über die gegenwärtigen Unruhen in Deutschland, in Rücksicht auf Staatsverfassung, Politik und Militär, von J. C. G. H —. Frankf. und Leipz. 8vo. 18 Bogen.

Dies ist eine ganz elende Kompilation, wozu Taschenkalender; Schlözers Briefwechsel; das politische Journal; das historische Portefeuille; das Berlinische Magazin, und andere dergleichen periodische Schriften die Materialien hergegeben haben, welche mit ganz schlechten Räsonnements des Verfassers belegt sind. Der Inhalt ist 1) Einleitung. 2) Allgemeine Betrachtungen über Staatskunst und Politik. 3) Ueber die politische Lage verschiedener Mächte Europens. 4) Kurze

Ge-

Geschichte der vereinigten Niederlande. 5) Des Schwedischen Grafen von Oxenstierna Gedanken von Holland. Davon heißts im Vorbericht: Der fünfte Abschnitt hat blos deswegen hier eine Stelle erhalten, weil er wegen seiner Besonderheit der Gedanken von einem vornehmen Schweden herrührt. Das kann einen Begriff von der Schreibart des Verfassers geben. 6) Statistische Nachrichten der vornehmsten Staaten Europens. Das ist nun ein gar seltsamer Mischmasch von allem, was der Verfasser hierüber hat auffischen können, recht eigentlich indigesta moles, so wie auch die folgenden Artikel von gleicher Art. 7) Nachrichten von der Stärke der Kriegsheere der europäischen Mächte. 8) Militärische Beschreibung verschiedener Länder in Europa. Dies ist nun ganz erbärmlich gerathen. Der Verfasser sagt, er habe Sammlungen zu einer solchen weitläuftigen Beschreibung vorräthig, wenn sich ein Verleger dazu fände. Das würde, wenn nach dieser Probe zu urtheilen ist, etwas sehr schlechtes seyn. 9) Ueber Allianzen. 10) Ueber Operationen und Bewegung der vornehmsten Armeen in Deutschland, beym wirklichen Ausbruch eines Krieges. 11) Zusätze zu dem Brief, über den Vertheidigungsplan der Holländer. 12) Nachrichten von Landcharten über die beschriebenen Länder. Hier ist der Inhalt dieses Buchs. Um aber dem Leser einen Begriff davon zu geben, wie diese Materien ausgeführt sind, wollen wir aus dem dritten Abschnitt, der noch am leichtesten gut zu bearbeiten war, den Artikel Sardinien hersetzen. Ich hoffe, er wird daran genug haben. „Nun „ist noch der König von Sardinien in Erwägung zu ziehen, „dessen Staaten fast mitten in der mittelländischen See „liegen, und welcher bey Ausbruch eines allgemeinen Krieges „sich unumgänglich mit einer oder der andern Macht verbin„den muß. Er kann vermöge seiner Lage in der See sowohl „Frankreich als Oesterreich nützlich und schädlich seyn. Er „kann einen feindlichen Einfall in die österreichischen Staaten „in Italien, z. B. ins Herzogthum Modena mit seiner Land„und Seemacht verhindern, und dagegen auch befördern „helfen. Von dessen Theilnehmung läßt sich nichts bestimmtes „sagen, weil es ein ganz isolirter Staat ist. Indeß kömmt „es mir doch wahrscheinlich vor, daß es blos auf Frankreich „ankommen werde, auf welcher Seite dieser Staat Theil neh„men und sich alliiren könne. Weil dessen Seemacht ihm zu „schleunig auf den Hals kommen würde, wenn es sich zum

„Nachtheil Frankreichs mit einem andern verbände." Wer nun noch mehr verlangt, der mag das Buch selbst lesen.

Pb.

Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779. erläutern. Zweyter Theil. Dresden, 1782. in 8vo. 1 Alphabet 20 Bogen. Dritter Theil, 1783. 1 Alphabet 12 Bogen. Vierter Theil, 1783. 1 Alphabet 18 Bogen.

Daß der Beyfall der Leser den Herausgeber dieser Sammlungen bewogen, mehrere Stücke, als er sich anfänglich vorgesetzt hatte, drucken zu lassen, wollen wir gerne glauben, und in der That verdient er auch den Dank aller Kriegsmänner, welche in der Geschichte der Kriege von 1740 — 63. Unterricht suchen; denn in dieser Rücksicht werden sie darin manches Stück nach ihrem Geschmack finden. Besonders muß aber diese Sammlung dem Geschichtschreiber, welcher einmal etwas vollständiges von diesen Feldzügen auszuarbeiten denket, willkommen seyn, denn ihm ist es Pflicht, mit Geduld und Aufmerksamkeit aus den trockensten Beyträgen, Materialien zu seiner Geschichte zu ziehen, sie können über selbige, wenn sie an gehörigem Orte und in schicklicher Verbindung gebracht werden, öfters ungemein viel Licht verbreiten. Es muß dem Geschichtschreiber nicht lästig werden, ganze Werke zu durchsuchen, sollten sie ihm auch nur zu Berichtigung eines Tages oder Namens dienen. Für ihn also sind Beyträge aller Art, wenn sie nur authentisch sind, nützlich und brauchbar. Allein nicht so können diesen Nutzen diejenigen aus allen Arten von Beyträgen schöpfen, welche Unterricht in der Kriegswissenschaft, und Stoff zum denken suchen. So können sie sich von denen in dieser Sammlung, enthaltenen Aufsätzen von einzelnen Regimentern, welche der Art sind, wie man sie in den sogenannten Parolbüchern findet, diesen Nutzen nicht versprechen. Denn die Verf. bemerken nur darin, was sie gesehen, vielleicht auch gehört haben, ohne Verbindung und Uebersicht des Ganzen, und ohne Rücksicht auf Ort und Zeit, denn hiervon sind sie vielleicht zu entfernt, und auch wohl durch andere

Dienst-

Dienstgeschäfte gehindert. Dergleichen Bruchstücke, deren es in dieser Sammlung viel giebet, sind demnach nicht für alle Klassen von Lesern gleich brauchbar und befriedigend.

Doch ist dieses nicht der Fall bey allen Journalen von einzelnen Regimentern, welche in diesen Sammlungen enthalten sind. Z. B. das im ersten und zweyten Theil enthaltene Tagebuch eines Offiziers Salmuthschen Regiments von den Feldzügen 1757—63. wird gewiß jede Art Leser ungemein interessiren. Der Verf. hat die Begebenheiten, wobey er sich befunden, nicht mit gewöhnlichen Augen gesehen, und zeiget, daß er die vorzügliche Gabe besitzet, von dem, was er gesehen, richtig und gründlich zu urtheilen, und es gut und deutlich zu erzählen. Mit Vergnügen haben wir z. B. seine Erzählung von den Gefechten bey Schilda und Wittenberg, zwischen dem Corps des Gen. Lieut. Hülsen und der verbundenen Oesterreichischen und Reichsarmee 1760, gelesen. Wir können unsern Lesern für die Aufrichtigkeit derselben bürgen. Vermuthlich war der Salmuthsche Offizier nicht in der Nähe, um von allen Bewegungen der verschiedenen Corps, welche den 12ten May 1762 unter Anführung des Prinzen Heinrichs die Mulde passirten, Nachricht einzuziehen, sonst würden wir gewiß von ihm eine schöne und interessante Beschreibung dieses wohl concertirten Manoeuvers erhalten haben. Die Dispositions, welche man in dem 2ten Theil dieser Sammlung findet (S. 652), füllen einigermaassen diese Lücken, aber befriedigen den Leser wegen der Ausführung nicht hinlänglich. Wir wollen daher zu einiger Ergänzung dieses wohlgeschriebenen Tagebuchs das, was wir Zuverläßiges davon wissen, kürzlich anführen. Den 11ten May wurden sämmtliche Corps, welche die feindliche Posten jenseit der Mulde, und die Passagen forciren sollten, aufzubrechen beordert, sie mußten sich die Nacht auf dem rechten Ufer der Mulde so postiren, daß sie nicht vom Feinde entdecket werden konnten. Der General Seydlitz führte den rechten Flügel, und postirte sich mit seinem Corps in den Grund bey Häckendorff, mit dem linken Flügel gegen das Dorf. Das Corps des General-Lieut. Canitz hielt sich verdeckt in dem Grund von Görtitz, mit dem linken Flügel gegen das Dorf. Der General-Major von Stutterheim stand in der Nacht in dem Grund zwischen Döbeln und Tzschackwitz. Der Oberste Kleist aber mit 2 Schwadron Frey-Husaren, 3 Schwad. grüne, 2 Comp. Frey-Dragoner, den Kleistischen

Croaten, unterstützet von 5 Comp. Dragoner von Meyer, 1 Grenad. Batt. von Behr und 1 Batt. von Lüderitz hielten sich hinter der Anhöhe von Haßlau verborgen. Morgens um halb sieben rückte der Oberste Kleist gegen die Mulde vor. Die Infanterie gieng über die Grünroder Mühle. Die 5 Comp. Drag. von Meyer giengen mehr oberhalb durch eine Furth bey Malitsch, und 1 Comp. Jäger von Kleist gieng noch mehr oberwärts über. Der Feind stand hier auf den Höhen zwischen Lüttdorff und Ebersbach, und hatte verschiedene Redouten aufgeworfen. Nieder Strigis lag vor dem rechten Flügel seiner Verschanzungen. Die Kleistischen Croaten zogen sich, unterstützt von dem Grenad. Bataill., sobald sie über die Mulde waren, links durch Nieder Strigis gegen Lüttdorf im Grunde fort, und kamen durch diese verdeckte Bewegung den feindlichen Verschanzungen in die rechte Flanke. Unterdessen warfen sich die mit den Meierschen Drag. übergegangene Comp. Jäger in die Büsche bey Ebersbach, und tournirten die 5 Comp. Dragoner, welche die feindlichen Verschanzungen in die linke Flanke umgiengen. Da die feindliche Infanterie in den Redouten sahe, daß sie auf beyde Flügel umzogen wurde, und abgeschnitten werden konnte, verließ sie, nach einiger Gegenwehr, die Verschanzungen, und zog sich gegen Lüttdorff. Die Preuß. Cavallerie kam ihnen aber so schleunig über den Hals, daß sie ein Bataillon einholte, einhieb, und den General Zettwitz selbst mit dem Bat. gefangen nahm. Zu gleicher Zeit gieng der General Stutterheim bey Döbeln an drey Orten über die Mulde, um den Feind aus seinen Verschanzungen auf den Höhen zwischen Mastenau bis an das Vorwerk Kreuznitz, zu vertreiben. Seinen Uebergang zu decken, ließ der General Stutterheim bey dem Gerichte vor Döbeln eine Batterie, und unterhalb der Stadt eine zweyte aufführen, eine dritte aber gegen den linken Flügel des Feindes ließ der Gen. Canitz auf den Höhen von Groß Bauchlitz etabliren. Zu gleicher Zeit canonirte der Gen. Seydlitz den Feind von zwey Batterien, von den Höhen von Technitz. Der Feind hatte daselbst sowohl Redouten bey dem Zusammenfluß der Zschopau und Mulde, als auch auf den Höhen vor Mastenau aufgeworfen. Unter dem Feuer seiner Batterien ließ der Gen. Stutterheim zwey Compag. Jäger von Kleist oberhalb der Mühle von Sornzig die Mulde passiren. Die Infanterie vom linken Flügel gieng über die Mühle von Sornzig; die vom rechten Flügel aber durch Döbeln. Der General Canitz

paſ

passirte die Mulde links von Beuchlitz, und der General Seydlitz forcirte die Passage bey Trohnitz, und kam dadurch dem Feind in die linke Flanke und im Rücken. Sobald der General Stutterheim mit einem Theil seiner Truppen über die Mulde war, ließ er durch die Jäger die feindliche Redoute bey Croßwitz in die rechte Flanke umgehen, und von hinten angreifen, er gieng zugleich mit der Infanterie von vorne auf die Verschanzungen loß, und zwang den Feind, selbige zu verlassen, worin er eine Kanone im Stich ließ, welche den Jägern in die Hände fiel. Da sich nun der Feind von allen Seiten gedränget sahe, suchte er sich in Eil zu retiriren, der Oberste Kleist war ihm aber immer so nahe auf den Hacken, daß er nicht allein noch ein Bataillon hinter dem Busch von Oetzdorf einholete, und solches größtentheils gefangen nehm, sondern auch der feindlichen Cavallerie, welche in Nauendorf, Dittersdorf, Arnsdorf, Greifendorf, Höckendorf, und der Gegend cantonirte, kam er so schleunig über den Hals, daß sie kaum zu Pferde kommen konnte, welches besonders die Regim. Deville, und das Sächsische Reglm. Prinz Albert betraf. In Greifendorf nahm man sogar noch die Staabswache des Generals gefangen, und erbeutete ein Paar Pauken. Alles zog sich eiligst gegen Hänichen zurück, und wurde dadurch noch mehr allarmirt, weil der Prinz die Posten bey Roßwein durch den Major Genet attaquiren ließ, und als dieser bey Großdorf über die Mulde gieng, machte er noch von dem sich zurückziehenden Feinde 50 Gefangene. Auch mußte der General Hülsen die feindlichen Posten bey Rossen allarmiren, um ihnen allenthalben Besorgnisse zu geben. Nach dem Uebergang nahm der Prinz das Lager mit dem rechten Flügel gegen Gerbersbach, mit dem linken an Luttendorf. Die Avantgarde aber unter dem General Kleist, blieb diesseits Greifendorf stehen. Der Feind zog sich bis Freyberg zurück.

Gut, aufrichtig und gründlich findet man in diesem Tagebuch die Affaire auf dem rechten Flügel des Prinzen Heinrichs im Lager bey Freyberg beschrieben, weßhalb sich der Prinz zurückziehen mußte, und wobey das Regiment Salmuth größtentheils gefangen wurde. Daher der Verfasser die darauf folgende Schlacht bey Freyberg nur kürzlich erwähnet.

Nicht so unterhaltend und lehrreich ist das (S. 102) darauf folgende Tagebuch eines Offiziers von dem ehemaligen Möllendorfschen Regiment von 1756 — 63. Auch das (S. 128) nicht, welches, wie es scheint, von einem Offizier

des Regiments Prinz von Preußen, der vorher in sächsischen Diensten gestanden, abgefasset ist; man lese nur z. B. die Beschreibung der Schlacht bey Zorndorf S. 371, wie sehr unbefriedigend selbige abgefasset ist. (S. 389) ist die Affaire bey Heyerswerda, wo der Prinz Heinrich den General Wehla gefangen nahm, nur obenhin beschrieben. Wir besinnen uns nicht, von selbiger irgendwo etwas gelesen zu haben, daher wollen wir folgendes zur Ergänzung der Erzählung beyfügen. Die Bat. der Avantgarde, welche den Angriff thaten, bestanden aus Jägern, Freybat. Salomon, Grenad. Bat. Anhalt, Bat. Hack, 2 Bat. Itzenplitz, die Cavallerie aber aus dem Reg. Curaß. und Seydlitz Dragoner, von Würtemberg und Norrmann, 100 Pferde von Ziethen, und den Husaren von Gerßdorf. Sobald die Tete dieser Avantguarde an die Lisiere des Waldes kam, so zog sich die Cavallerie zwischen der Scharfrichterey und dem Vorwerk Kühnast, rechts vor der Infanterie vorbey, und gieng quer über den Damm, der nach Heyerswerda führet, so daß sie Seidewinkel rechts ließ, und alsdann über die Wiesen, wo sie durch eine Furth 2000 Schritt unterhalb der Stadt die schwarze Elster passirten. Die Infanterie rückete hierauf auf dem Wege, der oberhalb nach der Stadt führet, an; das Bat. Hack aber zog sich links an die Elster, um die Batterie von 6, 12pfündigen Kanons zu decken, welche daselbst sowohl, um den Feind in die Flanken zu nehmen, als auch um die Passage durch die Stadt zu erleichtern, aufgefahren wurden. Das Bat. Anhalt zog sich aber rechts nach das niedere Thor und die übrige Infanterie passirte die Stadt durch das obere Thor. Der General Wehla hatte zuerst seine Stellung zwischen der Elster und dem Vorwerk bey der Stadt-Meterey genommen, Fronte gegen die große Straße von Dresden. Das Schießhaus, welches am untern Theile der Stadt auf einer erhabenen Insel liegt, war mit 1 Capit. 1 Lieut. und 170 Mann Croaten besetzet. Der Feind verließ aber diese Stellung bald, und setzte sich am Rande des Waldes mit dem linken Flügel an die Straße nach Großenhayn, er hatte eine Batterie auf dem Galgenberg aufgefahren. Die Preuß. Colonne Cavallerie, welche unterhalb der Stadt durch die Elster gesetzet war, kam ihm in dieser Stellung in die linke Flanke, und die Bataillons, welche durch Hoyerswerda giengen, formirten sich vor derselben, und griffen den Feind von vorne an. Durch diesen vereinigten Angriff wurde der Feind in den hinter sich habenden Wald geworfen, durch welchen er unter

Der

Begünstigung der anbrechenden Nacht sich zurück zog. Die Preuß. Avantguarde bezog hierauf ein Lager jenseit Hoyerswerda, nahe bey der Vorstadt. Die Armee aber campirte auf der andern Seite der Elster in 2 Treffen hinter der Stadt, mit dem rechten Flügel am Seidewinkel, den Wald im Rücken. Die Bat. Behr und Brunkendorf formirten auf dem linken Flügel zwischen beyden Treffen eine Flanke.

S. 556. Bericht des Herzog von Bevern von der am 1sten October 1756. bey Lowositz vorgefallenen Schlacht. (S. 567) Verzeichniß der in dem Treffen bey Lowositz sowohl getödteten als verwundeten Offiziers und Gemeinen. (S. 589) Verlust der Preußen in dem Treffen bey Reichenberg. (S. 591) Journal des Finckschen Corps bey Maxen. Wir haben es mit dem Manuscript verglichen, und es übereinstimmend gefunden. S. 593 ist noch hinzuzusetzen: das Bat. von Schenckendorf und die Curaßierer von Basold mußten unter Commando des General Basold in Doppoldiswalde stehen bleiben, zu welchen der Gen. Lindstädt stoßen sollte, u.s.w. (S. 594) nach den Worten: „Dohna mit 1 Bat. besetzet," die 3 Schwadron Husaren wurden gegen Mügeln, Gamig und Groß-Sedlitz postiret — (S. 608) Bericht eines Preuß. Generals von dem am 30sten Aug. 1757 bey Groß-Jägerndorf vorgefallenen Treffen. Ein guter Beytrag, aber schon ausführlicher in der Bellona. Von der Disposition des Prinzen Heinrich zum Uebergang über die Mulde, haben wir schon eben erwähnet. (S. 666) Disposition des Prinzen Heinrichs zu der den 29sten October 1762. bey Freyberg vorgefallenen Schlacht ist ganz recht, und ein brauchbarer Beytrag zur Geschichte dieses Feldzuges. (S. 675) Märsche und Hauptquartiere des Königs von Preußen während der Kriege von 1756—63.

Dritter Theil. Der Verf. der Sammlung saget in der Vorrede zu diesem Theil, daß er von Meister-Händen noch viele Aufsätze erhalten habe, welche ihn in Stand setzen, noch einen vierten Theil herauszugeben, der den Beschluß dieser Sammlungen, nebst einem Register, machen soll.

Er fänget sich mit dem Tagebuch der Unternehmungen des Gen. Lieut. Dubislav. Friedrich von Platen sowohl in Polen als Pommern vom 9ten Aug. bis 14ten Nov. 1761 an. Man wird die Nachrichten von erwähnter Expedition, welche dem General Platen so viel Ehre machen, gewiß nicht ohne Nutzen lesen. (S. 7) Die Beschreibung der Eroberung

der

der Wagenburg bey Gostin, des einzigen Vorfalls in seiner Art, im ganzen siebenjährigen Kriege, wünschten wir umständlicher beschrieben. Bey der Canonade von Spie, wo der General Platen das Defile forcirte, und sich mit dem Herzoge v. Würtemberg vereinigte, merken wir noch folgende Umstände an. Das Corps mußte einen Damm passiren, ehe solches diesseit Spie aufmarschiren konnte, wobey die Arrierguarde von einem Schwarm Cosaken und russischer Cavallerie attaquirt wurde. Der Gen. Platen ließ die Husaren von Malachowsky vor dem Damm Posto fassen, und jenseit desselben zu ihrer Unterstützung und Sicherheit des Rückzuges ein paar Regimentsstücke, durch einige Pelotons gedeckt, auffahren. Nachdem das Corps diesen Damm passirt hatte, marschirte selbiges also aus. Die Husaren von Rusch setzten sich auf den rechten Flügel, ferner die Dragoner von Finkenstein und Pomeiske, dann das Grenad. Bat. von Rotenburg, 2 Bat. Fink, 2 Schenkendorf, 1 Bat. Knobloch, und auf dem linken Flügel die Dragoner von Plettenberg und Würtemberg, und die Husaren von Belling und Werner. Das Corps formirte nur eine Linie, Nemerow lag vor der Fronte, und der linke Flügel erstreckte sich gegen einen abgebrannten Krug oberhalb Spie. Jenseit Nemerow waren die Russen aufmarschirt, und durch einen Bach, der von Spie kommt, und morastige Ufer hat, von dem Platenschen Corps getrennet. Sie fuhren jenseit Nemerow verschiedene Batterien auf, und canonirten damit das Platensche Corps. Der Gen. Platen ließ ebenfalls eine Batterie auf einer Höhe vor dem rechten Flügel, welcher mit etwas Busch bewachsen war, auffühhren, und selbige durch das Grenadier Bat. Gohren decken, die Bataillons Canons mußten unter Bedeckung eines Pelotons einige hundert Schritte vorrücken, und auf die feindliche Artillerie feuren, welche viel Haubitzgranaten warf, und dadurch auch einige Mann blessirte. Von dem Dorfe Spie führen zwey Dämme über den Morast, die gegen Spie fast in einem rechten Winkel zusammenlaufen. Der Damm rechter Hand führet auf die Höhen, worauf die Russen standen; der andere aber gehet durch Spie, und man kommt alsdann auf die Höhen von Protmin. Am Ende des zuerst erwähnten Dammes bey dem holen Wege, der auf die Höhe gehet, hatten die Russen eine starke Haubitz-Batterie aufgefahren, die den Grund von Spie, und den Damm, welchen das Corps passiren mußte, bestrich. Der sogenannte grüne Berg, welcher vor dem Preuß. linken Flügel lag, war

die

die einzige Höhe in dieser Gegend, wovon man die erwähnte russische Batterie fast a niveau beschießen konnte. Der General Platen benutzte auch sogleich diesen Vortheil, und ließ den größten Theil seiner schweren Artillerie unter dem Capitain Dütroßel und Lieut. Hartmann daselbst auffahren, welche ein sehr lebhaftes Feuer auf die russische Batterie machten. Unterdessen zog der Gen. Platen die Grenad. Bat. von Arnheim und Heckenberg, nebst dem 2ten Bat. von Knobloch vor, stellete sie hinter die grüne Höhe, und ließ sie die Passage durch Spie unter Protection der Batterie forciren. Die Passage war ungemein schwer, denn der Weg war kaum breit genug, um mit links um herüber zu marschiren, er sahe einer Furth ähnlicher als einem Damm. Die Passage für die Fußgänger gieng an einigen Orten über einen Steg von großen Steinen, welche einige Fuß weit aus einander lagen. Auf diesem Wege mußten also die Bataillons unter dem Feuer der russischen Batterie passiren; sie thaten dieses mit vieler Unerschrockenheit, und formirten sich Pelotonweis sogleich, als sie herüber waren, hinter die Häuser des Dorfes. Sobald ein Bataillon beysammen war, rückte es sogleich vorwärts auf die Höhen von Prettmin. Als die Russen sahen, daß sie den Preußen die Passage durch ihre Artillerie nicht verwehren konnten, steckten sie das Dorf in Brand, da es aber eine breite Gasse hatte, und die Häuser auch weitläuftig auseinander standen, so hinderte das Feuer nicht, daß sich das ganze Corps durchziehen konnte, sogar die Pulverwagen kamen glücklich durch, obgleich hin und wieder Feuerfunken von ihren Deckeln herabrolleten. Die Canonade dauerte bis es finster wurde, und noch ganz zuletzt wurde durch unsere Haubitzgranaten ein russischer Granatwagen in die Luft gesprenget. Als das Corps herüber war, nahm es das Lager auf den Höhen von Protmin.

(S. 46) Tagebuch des Gen. Maj. von Tadden von 1761 und 62. Was etwa noch herbeyzusetzen wäre, sind einige Anmerkungen und Raisonnements dieses Generals bey gewissen Gelegenheiten, man findet sie aber größtentheils schon in dem 5ten Theile der Beyträge des Hrn. Hauptmann Tielke. Wir haben eben nicht bemerket, daß das S. 216 abgedruckte Journal besondere Erläuterungen über die Expedition des General Platens enthalte. Da der Verf. S. 238 eines Vorfalles von einem Detachement des Major Potschartl bey Wesenein, wo selbiges von den Russen gefangen genommen wurde, erwäh-

erwähnet, und die Umstände davon wenig bekannt sind, so wollen wir selbige, so wie wir sie von einem Augenzeugen erhalten haben, hier kürzlich anführen. Das erste Bat. Fink wurde von Prettmin nach Greifenberg detachirt, woselbst der Oberste Courbiere mit seinem Freybat. stand. Von diesem Freybat. wurden 50 Mann und eine Canone unter dem Lieut. Abschatz, und 50 Mann vom 1sten Bat. Fink unter dem Fähndrich Hennert detachirt. Dieses Commando stieß bey Wesentin zu 100 Grenadier unter Anführung des Capit. Pelkowsky vom Reg. Goltze, und des Lieut. Tadden von Prinz Ferdinand, diese Infanterie, nebst 300 Husaren, machten das Detachement des Major Potscharli aus. Maj. Potscharli postirte die Infanterie und die Canonen auf einer Höhe hinter dem Dorfe Wesentin: an dem Fuße der Anhöhe lag eine See, aus welcher ein Bach in morastigen Ufern floß, über welchen ein Damm in das Dorf führte. Durch Wesentin gehet der Weg nach Gülzow und so weiter über Schwanzhagen nach Golnow. Der Preuß. Major hatte seine Vorposten bis Gülzow postiret. Durch die 50 Mann von Courbiere ließ er das Dorf, welches 2 Ausgänge hatte, besetzen, an den einen stellte er den Offizier, an den andern einen Unteroffizier, um im Fall der Noth seine Cavalleriepoſten zu einem sicheren Repli dienen zu lassen. Diese Disposition war gut, und dem Terrain sowohl als den Umständen angemessen. Gegen Abend ließ der General Berg, der in der Gegend von Naugarten mit seinem Corps angekommen war, und von dem Detachement des Major Potscharly Nachricht erhalten hatte, selbiges recognosciren, wobey die Cosaken unsere Vorposten attaquirten, da man aber einige Canonenschüsse auf sie that, so giengen sie wieder zurück. Der Major Potscharly ließ den Zustand der Sache dem Obersten Courbiere in Greifenberg melden, dieser ertheilte ihm aber die Ordre, stehen zu bleiben, um die Fouragieung, welche der Oberste Maßow mit den Plettenbergischen Dragonerregiment den folgenden Tag in dieser Gegend machen würde, zu decken. Das Detachement blieb also die Nacht durch in oben beschriebener Stellung stehen. Gleich mit Anbruch des Tages zeigte sich der General Berg, und ließ auf unserer linken Flanke in der Gegend von Teuzlaf eine Haubitzbatterie auffahren, womit er die auf der Höhe hinter Wesentin aufmarschirte Infanterie enfilirte, und mit einer überlegenen Anzahl Cosaken, Husaren (worunter ein Regiment gelber waren) und Dragoner, unterstützt von einigen Grenadier-Compagnien; warfen die

Vor-

Vorposten des Major Potschary zurück. Er mußte sich also durch das Dorf mit den Husaren ziehen, befahl aber dem Offizier und Unteroffizier vom Freybataillon, welche die Eingänge besetzten, sich daselbst so lange, wie nur möglich, zu halten. Dieses fand aber der Unteroffizier, welcher an dem einen Eingang stand, nicht rathsam, sondern verließ seinen Posten bey Zeiten, daß also die russische Cavallerie hereinprellete, den Offizier, der den zweyten Ausgang des Dorfes besetzt hielt, abschnitt und gefangen nahm, ja die Russen vermischten sich schon mit unsern Husaren, ehe diese zum Dorfe ganz herauskommen konnten. Es blieb dem Major also nichts anders übrig, als sich so gut er konnte, nach Greifenberg zu ziehen, und sich auf den Obristen Maßow, den er im Anmarsch zu seyn glaubte, zu repliiren. Er gieng mit den Husaren voran, und die Infanterie folgte. Der Hauptmann Pelkowsky formirte von selbiger ein schmales länglichtes Quarre', er nahm die eine Flanke, gab dem Lieutenant Tadden die andere, und dem Fähndrich Hennert die Arrierguarde zu führen. In solcher Verfassung trat die Infanterie ihren Marsch an. Die russische Cavallerie drohete zuweilen einzuhauen, allein wenn die Arrierguarde Front machte und anschlug, so zogen sie sich aus der Schußlinie, und man ließ blos durch einzelne Leute, welche man herauszog, auf selbige feuern. Ein paar mal schoß man auch mit Canons unter sie; allein da der Deichsel und Protze desselben zerbrach, so ließ die von dem Freybataillon zur Bedienung desselben angestellte Mannschaft die Canone stehen. Der Feind verstärkte sich immer mehr und mehr, und drohete von allen Seiten einzuhauen, verschiedene russische Offiziers riefen, wie wohl gewöhnlich, der Infanterie Pardon zu, woran man sich aber nicht kehrte, sondern den Marsch mit aller Contenance bis auf den halben Weg nach Greifenberg fortsetzte. Die russischen Dragoner folgeten Schwadronweiß unserer Infanterie auf dem Fuß, balancirten aber noch immer einen Choc zu wagen, bis endlich das Detachement eine Anhöhe, worauf eine Windmühle stand, heran marschirte. Es konnte seyn, daß hiedurch die Infanterie etwas auseinander kam, und daß man um sich anzuschließen, stärker antreten mußte; diesen Augenblick nahmen die russischen Dragoner in acht, und drangen in die Infanterie, was also nicht von den Pferden unter die Füße getreten wurde, wurde nieder gehauen, wobey wir viel Blessirte, und einige Todte bekamen. Der Hauptmann Pelkowsky wurde

durch

durch die Brust geschoßen, und starb an der Blessur, die andern beyden Offiziers und das Commando wurden gefangen genommen. Der Cavallerie gieng es nicht besser, sie wollte sich den Weg nach Greifenberg öffnen, allein die Russen waren zu stark, schnitten selbige ab, und machten sie alle zu Gefangnen. Der Oberste Courbiere schickte etwas aus Greifenberg entgegen, allein auch dieses war nicht hinlänglich, weit genug vorzurücken. Dem Obersten Maßow mit dem Regiment Plettenberg gieng es nicht besser, er konnte nicht durchdringen, und verlor noch dabey einen Offizier (den Fähndrich Säbisch) mit einigen zwanzig Dragonern, welche dem Feinde in die Hände fielen. Major Potscharly, Lieut. Günter, Cornet Berends von Belling, der Cornet Reddei von Werner und andere mehr geriethen in russische Gefangenschaft. Alle Gefangene wurden nach Naugarten gebracht, wo der General Berg sein Quartier hatte.

S. 286. Tagebuch des Husaren-Regiments von Belling von 1758—63. Ist besonders wegen der Expeditions des Generals gegen die Schweden interessant. Das, was S. 373 von der Schlacht bey Freyberg angeführet wird, ist ein guter Beytrag zur Erzählung dieser Schlacht.

S. 373. Bericht der Unternehmung des Prinzen Heinrichs in Franken 1759. Einige wenige unrichtig geschriebene Namen ausgenommen, haben wir selbige mit der Urschrift übereinstimmend gefunden, und S. 400 nach den Worten: „(nach Pylgramsreuth)“ muß folgen, wo er sich bey Reau lagerte. Der verstorbene Ingen. Oberste Petri hat diesen Bericht zur Erklärung seiner Karte, welche er von dieser Expedition herausgegeben hat, aufgesetzet. Diese Karte muß bey gegenwärtigem Bericht zu Rathe gezogen werden, denn man findet auf derselben ausführliche Beschreibungen von den Vorfällen bey Asch Landeskrohn, u. a. m. (S. 402) Besondere Nachrichten von den Belagerungen von Schweidnitz und Ollmütz, enthalten auch eine Dislocationsliste der Preußischen Armee vor der Belagerung von Schweidnitz. Die Nachrichten erstrecken sich größtentheils auf die Belagerung von Ollmütz. (S. 467) Tagebuch von den Unternehmungen des Gen. Werners in Oberschlesien 1762 im May und Juny — Der Verf. macht sich anheischig, seine beygefügten Anmerkungen zu rechtfertigen — Hauptsächlich ist er nicht zufrieden, (S. 480) daß 300 Mann feindliche Truppen diesem Corps

die

die Subsistenz erschwerten, da es doch dem Feinde so weit überlegen war. Zu wünschen wäre es wohl, daß der Verf. die Bewegungen und Anstalten von beyden Theilen in einiges Licht gesetzet hätte, woraus der Leser zu seinem Unterricht die Ursachen und Folgen, woher diese Chikanen enstanden, hätte einsehen können, welches diese Expedition, die sonst eben nicht sehr viel wissenswerthes enthält, interessanter gemacht haben würde. (S. 490) Geschlossene Convention wegen ruhiger Winterquartiere der Kaiserlichen, Preußischen und Reichsarmee in Sachsen 1762. (S. 501) Bewilligte Neutralität der Festung Königstein 1756. (S. 505) Anweisung von dem Commendanten dieser Festung — Schreiben des Königs von Preußen an den Commendanten, als man erfuhr, daß die Oesterreicher Königstein überrumpeln wollten. Antwort des Commendanten an den König.

Vierter Theil. Noch wird diese nützliche Sammlung mit dem vierten Theil nicht beschlossen, es wird ein fünfter versprochen. In gegenwärtigem Theile hat der Verf. Aufsätze von dem General Sohr, Oberst Carlowitz und andern abdrucken lassen, und verspricht inskünftige glänzende Thaten einzelner Regimenter, und eine Geschichte der Grenadiers-Bataillons zu liefern.

(S. 1) Tagebuch des Major Maximil. von Bornstädt, Kommandeur eines Grenadierbataillons über die Kampagnen von 1756 bis Anfang 1759. Gehöret unter die Beyträge, die wohl kein anderer, als ein mühsamer Geschichtschreiber mit Geduld lesen kann. (S. 47) Beschreibung der Feldzüge von 1744 — 45 wieauch 56 — 63 von einem Officier des Gräfl. Anhaltischen Regiments, so ehemals Jung Dohna hieß. Der Verf. schreibt gut, und in seinen Beschreibungen findet man manches brauchbares zur Geschichte des Feldzuges 1744. (S. 54) urtheilt er freymüthig von dem Ausmarsch des Gen. Einsiedel aus Prag, so wie auch der Oberste Carlowitz in seinem Journal, welches S. 200 in diesem Theil stehet, manchen interessanten Beytrag hierzu liefert. Zur Ergänzung dieser beyden Erzählungen kann folgendes dienen — Den 10ten Febr. brach das Corps des Gen. Lieut. Einsiedel von Gabel auf. Die Disposition wurde so gegeben, daß sich das Corps theilen, und längst der sächsischen Gränze nach Friedland durchzukommen suchen sollte. Weil man aber gegen Mittag die Nachricht erhielt, daß der Feind die Wege nach

Ober-Krazau verhauen hatte, so wurde das ganze Corps bey Pankraz, eine Meile von Gabel, zusammengezogen, und mußte auf einen Umweg, den ganzen Tag und die Nacht durch, marschiren, bis es des Morgens den 11ten an der Böhmischen Gränze bey Ulbersdorf, eine halbe Meile von Zittau, ankam. Es hielt daselbst Rendesvous, und erwartete die Artillerie und Bagage. Gegen Mittag traf dieselbe ein, und der Marsch wurde über Sommerau, Lichtenberg, Wittig auf Hochwald, fortgesetzet, man wollte alsdann ferner über Wüst-Ulberdorf die Straße nach Friedland gewinnen, Allein die Sachsen und einige österreichische Cavallerieregimenter hatten schon auf den Höhen von Wüst-Ulbersdorf Posto gefasset, und die Straße nach Friedland versperret. Es standen daselbst folgendergestalt: Das sächsische Grenad. Bat. von Pirch machte auf dem rechten Flügel eine Flanke, auf selbigem folgten die Bat. Dieten, Gesug, 2 Bat. Garde, Alenspeck, Nisemeusel, Gersdorf; und auf dem linken Flügel des ersten Treffens machte das Grenad. Bat. von Schlegel eine Flanke. Im 2ten Treffen auf dem rechten Flügel standen die österreichischen Cavallerieregimenter Wirtemberg, Birkenfeld, und St. Ignon. Hierauf folgten die sächsische Cavallerie, Carabiniers, Prinz Gotha, Pirch, Sondershausen und Schlichting. Vor dem linken Flügel der Sächsischen befand sich ein morastiger Grund, und dieser erstreckte sich bis vor dem rechten Flügel des Einsiedelschen Corps, welches den 11ten seine Position bey Hochwald, in einer Gorge des Gebirges genommen hatte. Das Grenad. Bat. von Fink formirte auf dem rechten Flügel eine Flanke; hierauf folgte das zweyte Bat. Braunschweig, Grenad. Bat. von Treskow, 2 Bat. Prinz von Preußen, Grenad. Bat. von Bühlo, und das 1ste Bat. von Braunschweig und Münchow standen auf dem linken Flügel; das zweyte Bat. Prinz Heinrich und 2 Schwad. Rothenburg formirten auf diesem Flügel zwischen dem ersten Treffen, gegen Hochwald, eine Flanke, von Hochwald, wo das Hauptquartier war, standen rückwärts Infanteriepikets. Vom Bat. Fink bis an Hochwald, front gegen den Wald, war das Grenad. Bat. Brandeis, 400 Commandirte von Marggraf Carl unter dem Capit. Hoffmann, nebst dem 1sten Bat. Prinz Heinrich, und 1 Schwadron von Rothenburg postirt. Die zwey übrigen Schwadronen von Rothenburg campirten hinter dem ersten Treffen von der Bagage. Den 12ten des Morgens attaquirten die Uhlanen den preußischen rechten Flügel,

sie

[illegible] zurückgetrieben. Den 1[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Dörfer Buch-[illegible] und [illegible], und des Abends um 9 Uhr wurde die Ordre gegeben, in aller Stille abzumarschiren, und die Brücke zurückzunehmen. Der Marsch ging, wegen des tiefen Schnees, die Nacht durch sehr langsam. Der General Rothenburg konnte den Weg der Infanterie nicht folgen, und mußte mit der Cavallerie über Markersbach marschiren, denn die Infanterie hatte einen unwegsamen und steilen Berg zu übersteigen, ehe sie die Straße von Friedland gewinnen konnte; sie erreichte mit Anbruch des Tages Dittersbach, wo der General Rothenburg wieder zum Corps stieß; es setzte seinen Marsch ruhig bis Friedland fort. Auf den Höhen bey Schöneberg sahen sich zwar Uhlanen sehen, das Terrain hinderte sie aber, den Marsch zu beunruhigen. Die Sachsen hatten sich unter dem General Landrein gegen Hirschfelde gezogen, und auch hatten sie hinter Markersbach einen Posten stehen. Den 14ten des Abends traf der General Einsiedel mit dem Corps bey Friedland ein.

S. 73 wird der Action des General Wunsch bey Torgau erwähnet, wobey wir bemerken, daß davon ein guter Plan im Kupfer gestochen ist.

S. 74 saget der Verf. Gen. Wolfersdorf habe den Commendantenposten in Leipzig anzunehmen, abgeschlagen, weil er die Empfindungen der wahren Ehre dem Eigennutz vorgezogen, und daß der Major von Keller an seine Stelle Commendant geworden. Wir setzen hinzu, daß dieser gewiß eben so viele Empfindungen der wahren Ehre hatte, als Wolfersdorf.

S. 82 der Schilderung von dem Charakter des Oberst-Lieut. Burgsdorf wird der Leser gewiß nicht seinen Beyfall entsagen.

S. 100 erzählet der Verf. die Affaire, welche der Gen. Seidlitz 1762 bey Töplitz hatte, und wundert sich, daß bey allen guten Dispositions der Angriff fehl schlug. Vielleicht kann hierzu dasjenige, was wir österreichscher Seite davon erfahren haben, einige Erläuterung geben.

Das Corps des Gen. Lieut. Seidlitz, welches über Catharinenberg in Böhmen eingedrungen war, wurde den 1sten August, durch den Gen. Kleist verstärket, welcher seinen Weg über Einsiedel in Böhmen genommen hatte; ersteres nahm

 das

das Lager bey Angester Heyda, und letzterer in einiger Entfernung von Dux. Denselben Tag wurden die Veranstaltungen zum Angriff des Löwensteinschen Corps getroffen, wobey der General Canitz mit einigen Truppen den Obersten Törröck, welcher sich nach Caaden gezogen, observiren sollte. Als die Preußen anrückten, stand das Corps des Fürsten von Löwenstein mit dem rechten Flügel an einem kleinen Busch vor Sedens auf dem Wege von Oßeck nach Töplitz, hier campirte das Cavallerieregiment Carabiniers, neben demselben das Infanterieregiment von Lothringen, dann folgten die Cavallerieregimenter Batiani und Benedict. Daun, welches mit dem linken Flügel an Hündorf stand. Hinter Hündorf campirte das Cavallerieregiment Stampach. Mit dem rechten Flügel an Hündorf standen die Infanterieregimenter: Okelly, Gaylay, Palavicini, Esterhasi, und zu äußerst auf dem linken Flügel gegen Stracke das Regim. Cavall. Palsi. Die Preussen unter dem General Seidlitz rückten in zwey Colonnen an, die erste ließ Söbrischen links, und den Fasanengarten rechts, Uhschlapen auch hart links, und rückte gegen Kadrup. Die zweyte Colonne ließ die Teiche und den Fasanengarten bey Siberschen links, und marschirte parallel mit der ersten Colonne gegen Kadrup. Vor diesem Dorfe formirten sich die Preußen in zwey Treffen. Ein Theil der Preuß. Cavallerie hielt sich verdeckt hinter den Höhen von Stracka, die Husaren giengen durch das Dorf, pussirten auf die Höhe jenseit, und warfen die Flankenwacht der Kaiserlichen über den Haufen (vielleicht zu früh), worauf erst im Lager Lärm wurde, da man hatte so lange noch nichts von dem Anmarsch des Feindes gewußt, auch wegen der Menge seiner leichten Truppen, nichts von ihm erfahren konnte. Ein anderes Corps Preuß. leichter Truppen rückte über Dux, klein Aujest in der Plaine gegen den Löwensteinschen rechten Flügel. Die Preußen unter dem General Seidlitz hatten schon eine Höhe hinter Kadrup gewonnen, als der General Pelegrini mit dem linken Flügel der Infanterie, unterstützet von dem Cavallerieregiment Palsi, in vollem Laufen auf der Höhe ankam, welche die Preußen eben ersteigen wollten; es gelung ihm die höchste Höhe eher als die Preußen zu gewinnen, und selbige herabwärts zu treiben. Der Fürst Löwenstein unterstützete hierauf diesen Posten mit mehr Infanterie, und ließ noch eine dominante Höhe links der Galgenschenke durch das Regiment Okelly besetzen, und die Truppen, welche im Feuer standen, durch frische ablösen.

Das

Das Feuer dauerte drey Stunden. Unterdessen that auch das Preuß. Corps, welches über klein Aujest kam, und in der Plaine aufmarschirte, einen Angriff auf den kaiserl. rechten Flügel, und trieb denselben bis Töpliz zurück. Als aber der Fürst Löwenstein ein Infanterieregiment zur Verstärkung schickte, so setzte sich die Cavallerie vor der Zigley bey Töpliz, und verhinderte die Preußen weiter vorzurücken. (War es möglich, daß dieses preuß. Corps statt an der Plaine von Töpliz zu bleiben, als sie die K. Cavallerie zurückgetrieben hatte, sich rechts durch den kleinen Busch auf die Höhe von der Galgenschenke ziehen konnte, so kamen sie dem Feind in Rücken, und die Sache konnte ein anderes Ansehen gewinnen.) Da aber der Angriff des General Seidlitz bey Kadrup nicht glückte, so zogen sich die Preußen auch hier zurück, und an Verfolgen wurde nicht gedacht, weil die Kaiserlichen zu wenig leichte Cavallerie hatten.

S. 107. Tagebuch eines Offiziers von dem Gräfl. Anhaltischen Füselirregiment, so die Feldzüge von 1756—63. enthält. Sowohl dieses, als das S. 169 von den Feldzügen der Grenad. Compagnien des Gräfl. Anhaltischen Regiments von 1744—63. enthalten eben nicht merkwürdige Nachrichten. (S. 191) Bericht des Obersten von Carlowitz von den Feldzügen seines Grenad. Bataillons, worin viele Lebensumstände des Obersten aufgezeichnet sind. Von dem darin enthaltenen Beytrag zum Rückzug des General Einsiedel, haben wir schon oben erwähnt. (S. 257) Tagebuch des verstorbenen Gen. Major von Sohr über die oberschlesische Campagne 1745. Die hierbey angehangenen Ordres und Dispositions sind brauchbare Beyträge zu der Geschichte dieses Feldzuges, sie gehen bis S. 416.

S. 417. Nachrichten von dem verstorbenen königlich preuß. Feldmarschall von Keith; ein Aufsatz von dessen Vetter, dem Dänischen General-Major von Keith, der 1754. als Oberster die preuß. Dienste verließ; er war Adjudant bey dem Feldmarschall. Der Aufsatz ist in französischer Sprache. Folgende Umstände sind die merkwürdigsten: 1728 verließ er die spanischen Dienste, und trat als Gen. Maj. in russische, er ward ein Freund des russischen Feldmarschalls Dolgorucky. Als dieser durch den Prinzen von Hessen-Homburg in Ungnade fiel, so betrug sich Keith gegen den Urheber von dem Unglück seines Freundes, mit vieler Standhaftigkeit und Edelmuth.

1735. sollte Keith unter dem Feldmarschall Lascy nach dem Rhein marschiren, da aber dieses unterblieb, so wohnte er der Belagerung von Ozakov bey, wo er 1737 hart am Fuß verwundet wurde, ohnerachtet dessen übernahm er doch das Commando über die Linien, welche die Ukraine von der Tartarey scheiden. 1738 mußte er aber nach Paris gehen, um sich von seiner Wunde heilen zu lassen, wozu ihm die Kaiserin 5000 Rubel schenkte. Durch die Bäder von Barge in dem Pireneischen Gebirge, wurde er geheilet, da man schon kein ander Mittel mehr wußte, als ihm den Fuß abzunehmen. 1740 gieng er, häuslicher Angelegenheiten wegen, nach England, kehrte aber dasselbe Jahr wieder nach Petersburg zurück. Er wurde von der Kaiserin beschenket, und erhielt das Gouvernement von der Ukraine. 1741 diente er gegen Schweden, und befand sich bey der Einnahme von Wiburg. 1742 wurde er Gouverneur von Finnland, und bekam den St. Annen Orden. 1743. gewonn er eine Seeschlacht über die Schweden bey Kroposund, und machte eine Landung in Schweden. Er wurde hierauf als Minister am Schwedischen Hofe zu den Friedensunterhandlungen gebraucht, wodurch er sich aber die Feindschaft des russischen Canzlers Bestuchew zuzog, obgleich die Kaiserin mit ihm zufrieden war. 1745 und 46 sollte er ein Corps Truppen commandiren, welches die Russen dem Kaiser zu Hülfe schickten. Allein Bestuchew wußte es dahin zu bringen, daß der Prinz Repnin, der jüngerer General war, das Commando erhielt, worauf der Feldmarschall Keith seinen Abschied nahm, und in preussische Dienste gieng. Bis dahin erstrecken sich die Nachrichten in diesem Aufsatz.

S. 433. Nachrichten, von Errichtung und den Thaten des Königl. Preuß. jung Platenschen jetzo Boßischen Dragoner Regiments von 1740 bis 63. Dieser Aufsatz ist vom Gen. Maj. Sohr, worin man verschiedenes von dem Leben des General Grafen von Nassau findet. Die noch in diesem Theile befindlichen Tagebücher als S. 452 von dem Infanterieregiment von Tauenzin von 1756 — 63. (S. 467) von den Feldzügen des jetzigen Czettritzischen Husarenregiment von 1740 — 63. (S. 567) von dem Infanterieregiment jetzt Herzog von Braunschweig von 1702 — 63, und (S. 594) von dem Knobelsdorfschen Infanterieregiment von 56 bis 63. sind im gleichen Werth, und können wohl am meisten nur ihre Regimenter interessiren.

Jg.

16. Ver=

16. Vermischte Nachrichten.

Hirtenbrief an die wahren und ächten Freymäurer alten Systems. Wer Ohren hat zu hören, der höre! — 1785. ohne Druckort, 16 Bogen in 8.

Wir haben uns bisher enthalten, eigentliche Freymaurerschriften in unserer Bibliothek anzuführen. Die meisten sind sehr insipide, viele andere reden von Dingen, von welchen Männer, die Wissenschaften und gesunde Vernunft lieben, nicht reden mögen. Aber es fängt doch an nöthig zu werden, von einigen dieser Schriften zu reden, besonders von solchen, worinne mit unerhörter Unverschämtheit, Unsinn und Aberglauben unter dem Scheine von großen Geheimnissen fortgepflanzt, und noch dazu Katholicismus unter einer verdeckten, seynsollenden geheimnißvollen Sprache empfohlen wird. Von dieser Art ist die gegenwärtige Schrift, wie wir gleich zeigen werden. Es muß jedem Freunde wahrer Aufklärung sehr bedenklich vorkommen, wenn er bemerkt, daß Personen, die so stark wirken, und also die Denkungsart ihres Zeitalters kennen müssen, durch solchen schwärmerischen Unsinn Eindruck zu machen hoffen, und ihn leider nur allzusehr machen! Dieser sogenannte Hirtenbrief, der von versteckten Wölfen herrührt, betrifft eine Verbrüderung (man sagt nicht, wo, wenn, wie sie anzutreffen ist. Dies alles wird im Dunkeln gelassen), welcher S. 138. der wahre Jesusorden genennt wird, und der aus Leuten besteht, welche von der Welt abgesondert und zu Königen und Priestern Jesu geweiht werden (S. 4).

Die unbekannten Leute, welche diesen Hirtenbrief erlassen haben, sind nach S. 7 die geistlichen Väter, welche zu Haushältern Jesu im Reiche der Natur und Gnade bestimmt worden, und in deren Kreisdirector Christus wesentlich wohnet. Jesus ist auch nach S. 172. um keines andern Zweckes willen an der Spitze des Ordens (Ordens sc.) als daß er im Verborgenen lebendige Glieder seines Leibes, ein auf große Bestimmungen warten-

tendes Priesterthum,*) ein für die Beherrschung des ganzen Erdbodens aufbewahrtes königliches Geschlecht erzeuge. Der Hauptinhalt dieses Hirtenbriefes concentrirt sich in folgenden S. 175 befindlichen Worten: „Werfet euch doch unbedingt in die Arme eurer wahren Hirten, „eurer Väter, eurer liebevollen Obern ꝛc. ꝛc." (Woher kann man dann wissen, daß sie Obern sind? Jeder Charlatan kann sich dafür ausgeben.) „Sie sind es, welche den „wahren Tempel der Ehre, des Glücks, des Verdienstes, „der Natur und Gottes allein kennen, weil sie ihn besitzen, „und immerwährende Priester desselben sind." (Womit beweisen dann diese unbekannten Leute ihr Geschwätz?)

Nach der Vorrede zu urtheilen, führen diese Unbekannte eine Sprache, als ob es ihnen vorzüglich um den Glauben an die Gottheit Christi zu thun wäre. Aber latet anguis in herba! Beyläufig wird auch von den Reinigungsstufen (purgatorio) in den Gefilden der Ewigkeit gesprochen. Besonders aber wird auch eingeschärft, daß das Fleisch Jesu eine wahrhafte Speise, und sein Blut ein wahrhafter Trank sey (S. 149), daß man die am Kreuze getödtete Menschheit als das Vehikel die Gottesfülle genießen müßte, und zwar nicht blos durch Zurechnung ohne die Substanz (S. 134). Das Fleisch und Blut Jesu ist die Tinktur für die Seele, und ihnen (nämlich den geistlichen Vätern und Prie-

*) Ein sehr hinterlistiger Mensch, der im deutschen Merkur 1786 im März als ein Freymaurer auftritt, macht der Welt weiß, ein Clericus hieße in der Freymaurerey nicht Priester. Das heißt Staub in die Augen gestreut, von einem Menschen, der sich nun nicht mehr zu läugnen getraut, daß er ein *Clericus* gewesen sey, und der doch nicht Priester seyn will. Wenn er uns armen Profanen nicht sagen kann, was dann Clericus bedeute, so werden wir uns immer wundern, warum dann Unbekannte Obern, die einen katholischgewordenen bekannten Obern (S. den Antinicaise,) in die Welt schickten, eine so ganz katholische Sprache einführten. Hier in diesem Hirtenbriefe kommen nun abermals eben die oder ähnliche unbekannte Betrüger, welche sich durch nichts zu ächten Freymaurern legitimiren, und sagen selbst, daß sie Priester sind, daß sie als solche blinden Gehorsam verlangen. Das erkläre einmal der verkappte seynwollende Freymaurer, so, daß es nicht katholisch, nicht rechtschaffenen Protestanten unanstößig ist!

Priestern) hat der oberste Herr und Meister die Gnade verliehen, beydes auf die ihnen anvertraute kleine Heerde fortzupflanzen (S. 140). Nach S. 143 können sie es nicht nachdrücklich genug sagen, daß Jesu verklärtes Fleisch und Blut die Universallebenstinktur sey, und diese sich durch Mitteltinkturen oder ächte Projektionskanäle nach und nach über den Erdboden ausbreiten werde. Bey dieser Gelegenheit beseufzen sie, daß sie die hier einschlagenden großen Geheimnisse nicht offenbaren dürfen. Gern möchten sie nach S. 144 den Vorhang noch mehr zurückziehen, hinter welchem die Schätze beyder Lichter verborgen liegen. Wem die Ordensgeheimnisse (und den Brüdern, welche die nöthige Stimmung) noch fehlen, dienen sie wie ein Messer in der Hand eines Kindes. S. 154 kommen sie wieder auf die Mitteltinkturen, und beklagen sich, daß ihnen abermals ein Geheimniß entschlüpft sey. In der That kann man auch aus den angeführten Stellen ganz deutlich abnehmen, daß die heiligen Väter der Gesellschaft Jesu es sind, welche hinterlistiger Weise die Freymaurerey zu einem Jesusorden, das heißt zu einem Instrumente der Jesuiten zu machen suchen, und welche darauf anspielen, das nach katholischer Art zu denken, vermöge der Mitteltinktur (nämlich die Priesterweihe) in den Stand gesetzt sind, das zur Seligkeit unentbehrliche Fleisch und Blut Christi in der Substanz mitzutheilen.

Welcher aufmerksame Leser muß unter solchen Umständen nicht deutlich sehen, daß die unbekannten Obern den Mitgliedern des Ordens blinden Gehorsam und Glauben an die Transsubstantiation, welche bekanntermaaßen die Unterscheidungslehre des Papstthums ist, zur unerläßlichen Pflicht machen. Und darf man sich wohl lange bedenken, um zu finden, was unter den Vätern des Jesusorden, welche zu Königen und Priestern geweiht werden, und die darin so den Erdboden beherrschen sollen, (das haben die Jesuiten von jeher gesucht) eigentlich gemeint sey? Wem sollte auch nicht der untrügliche Ordensgeist, dessen S. 38 erwähnt wird, und der ganz den Jesuitenorden schildert, auffallen? Die Absicht dieser heiligen Väter von der Gesellschaft Jesu, dieser Könige und Priester, welche den Leib Christi in der Substanz mittheilen, und unbedingten Glauben und Gehorsam fordern, ist also wohl klar genug; aber die Mittel,

deren sie sich zur Ausführung derselben bedienen, verdienen noch eine kurze Erörterung.

Es ist merkwürdig, daß sie zugleich die Orthodoxen und Spinosisten in ihr Interesse zu ziehen wissen. Laut der Vorrede soll es ihnen blos um die Gottheit Christi zu thun seyn. Allein nach S. 79 war Adam selbst ein Gott im vollkommensten Sinne des Worts, und die erneuerte Seele wird nach S. 151 im strengsten Sinne das wieder, was Adam vor dem Falle war. Also sind wir Götter, und noch dazu im vollkommensten Sinne des Worts! O heiliger Spinoza! bitte für uns! Inzwischen muß man doch gestehen, daß die heiligen Väter sich besser als Spinoza darauf verstehen, allen gesunden Menschenverstand aus ihrem System zu verbannen, um sicherer über diejenigen, die ihnen trauen wollen, zu regieren. Nach ihnen ist Gott der geheimnißvolle Ungrund aller Dinge (S. 39). In ihrer geheimen Schule versteht man die Kunst Körper in Geist zu verwandeln (S. 47). (Das heißt doch wohl Brodt und Wein in Gott, so wie sich dieses die katholischen Priester rühmen!) Uebrigens ist noch zu bemerken, daß Adam anfangs ein Zwitter war — ein aus sich selbst gebährendes Wesen, wie Gott (S. 82). Bey seinem ersten Falle verlohr er diese Eigenschaft, und so entstand Eva. In der Folge überschattete der Kraftleib des Allerhöchsten Mariens jungfräulichen Lichtgrund (S. 122). Noch ist zu bemerken, daß in der geheimen Schule des Ordens die zwey Naturgeister, durch welche Gott die ganze Welt regieret, mit leiblichen Augen zu sehen sind (S. 53).

Man sieht wohl, daß alle diese Absurditäten ihren geheimen Sinn haben. Wir wollen uns darauf weiter nicht einlassen, ob wir gleich manches darüber sagen könnten. Genug man sieht, wie leicht die Menschen dem ersten dem besten Betrüger zum Spiel dienen können, wenn man sie nur erst dahin gebracht hat, daß sie sich des Gebrauchs ihrer Vernunft entäussern wollen. Zweifelsucht und Unglauben können manches Unheil anrichten. Aber alle diese Uebel sind Kleinigkeiten, wenn man sie gegen diejenigen hält, welche Aberglauben und Fanatismus über die Menschen bringen können. Wie wird es etwa so ganz friedlich zugehen, wenn das auf große Bestimmungen wartende Priesterthum unbekannten betrügerischen Väter, oder des für die Beherr-

schung

schung des Erdbodens bestimmte königliche Geschlecht der Jesuiten seine Entwürfe zum Ausbruche reif genug finden wird? Ist es uns etwa gemächlicher, am langsamen Feuer zu braten, als Spöttereyen über uns oder unsern Stand zu lesen? Sind die Bartholomäus-Nächte erwünschter, als neue Teufeleyen von Voltaires Schriften? Und ist nicht selbst der Mißbrauch der Vernunft, welcher doch immer einigen Gebrauch derselben voraussetzt, weniger schädlich, als eine gänzliche Entäußerung dieses göttlichen Geschenks? Schließlich kann Recensent nicht unangemerkt lassen, daß der Hirtenbrief, besonders gegen die Aftergeburten ihrer Lenden, die Illuminaten und Minerralen zu Felde ziehe (S. 244), und daß dieser nicht nur mit dem ewigen, sondern auch mit dem zeitlichen Verderben bedroht werden, welches freylich der Absicht der heiligen Väter der Gesellschaft Jesu gemäß, gegen sie in Bayern auch schon ausgebrochen ist.

Beym Schlusse dieser Recension kömmt uns eben folgende Schrift, welche mit der recensirten in der genauesten Verbindung steht, zu Gesichte:

D. Johann Salomo Semlers Briefe an einen Freund in der Schweiz, über den Hirtenbrief der unbekannten Obern des Freymaurerordens alten Systems. Leipzig, bey Beer, 1786.

Schon in der Vorrede bemerkt Herr S., der übrigens von Freymaurerey keinen Begriff zu haben scheint, und also um desto unpartheyischer seyn kann, daß der eben recensirte Hirtenbrief die Unterstützung der Hierarchie zur unverkennbaren Absicht habe, und bemerkt zugleich, daß in demselben die Väter des Jesusordens die nämliche Melodie aufspielen, welche in des M. Masius Religionsvereinigungsprojekt, und in seinem apostolischen Tagebuch anzutreffen ist. Er nennt es eine vorsetzliche Betrügerey der jesuitischen Faction. Besonders macht er die Leser auf die gefährliche Empfehlung der alten reinen Lehre aufmerksam.

In dem ersten Briefe S. 6 versichert Hr. S., daß dieser Hirtenbrief in Breslau geschrieben, und in Leipzig gedruckt worden sey. Rezensent zweifelt zwar an diesem Um-

stande

stande nicht; wenn aber Hr. S. S.7 darum einen Schlesier für den Verfasser des Hirtenbriefes ausgeben will, weil darin geberten statt gebeten gesetzt worden, so irrt er sich, denn eben die zweyte Sylbe dieses Worts wird in Schlesien sehr gedehnt. Daraus folgt nun aber nicht, daß die Verfasser des Hirtenbriefes nicht in Schlesien anzutreffen sind; vielmehr ist bekannt, daß unter der katholischen Geistlichkeit in Schlesien ein Accent herrscht, der von dem protestantischen, als welcher meistens mit dem sächsischen übereinstimmt, ganz abweicht. Wo nun aber auch der Hirtenbriefschriftsteller anzutrefen seyn mag, so ist er sicherlich ein Katholik, und sehr vermuthlich ein Jesuit.

Ueberhaupt läßt es sich Hr. S. angelegen seyn, in seinem ersten und zweyten Briefe die Verfasser des Hirtenbriefes kenntlich zu machen. Er beweißt ganz unwidersprechlich, daß der Hauptinhalt dieser Schrift katholisch, und die Verfasser derselben Jesuiten sind. Was sie sonst von großen Geheimnissen schwatzen, ist, wie Hr. S. in seinem 3ten, 4ten und 5ten Briefe zeigt, aus Jacob Böhmen, und andern theosophischen Büchern entlehnt. Er hat sich die Mühe gegeben, Stellen aus diesen Schriften und den nebenbey gedruckten Worten des Hirtenbriefes zu vergleichen, um zu zeigen, daß die große Weisheit, deren sich die heiligen Väter rühmen, viel besser in längst bekannten Schriften zu finden sey. Das ist auch sehr richtig. Nur von schon längst geübten jesuitischen Praktiken mit Wörtern, welche einen philosophischen oder theosophischen Sinn zu haben scheinen, einen geheimen jesuitischen Sinn zu verknüpfen, konnte Hr. S. nichts argwohnen. Leuten, die gewisse Erfahrungen, zu ihrem Schaden gemacht haben, liegt dies nur allzusehr am Tage. In seinen übrigen Briefen zeigt Hr. S. ferner die böse Absicht und die groben Betrügereien der Hirtenbriefsteller, die sich unverschämter weise als Obern des Freymaurerordens ankündigen, und sich doch durch nichts dazu legitimiren, und blinden Gehorsam gegen ihre Befehle verlangen, den kein ächter Protestant, und wenn er auch ein Freymaurer ist, gegen irgend einen Menschen, am wenigsten Unbekannten haben muß. Er beweißt, daß sie die Bücher der heiligen Schrift in der Grundsprache nicht verstehen, und daß auch die andern theosophischen Bücher vor ihrem Gewäsche einen großen Vorzug haben.

Mit

Mit Bedauern bemerkt Recensent von der andern Seite, daß Hr. S. den theosophischen Unsinn so lieb gewonnen hat. Allein eben deswegen ist er um so viel glaubwürdiger, wenn er in einer Rosenkreuzerschen Schrift Jesuitismus bemerkt. Denn sicherlich ist es nicht Abneigung gegen die Rosenkreuzerey, welche ihm die Feder führt. Wenn jedoch Hr. S. behauptet, der Hirtenbrief enthalte, so viel er auch von entschlüpften Geheimnissen spreche, dennoch nichts, was nicht schon längst in alten Büchern viel näher offenbart worden, so muß Recensent ihm widersprechen. Der Hirtenbrief hat nur die Sprache der Theosophen entlehnt. Sein Verfasser hat gar nicht die Absicht, uns theosophische Geheimnisse zu offenbaren. Die geheimen Absichten der Jesuiten sind es, welche daraus erhellen, und es ist dem Hirtenbriefsteller in der That manches entschlüpft, was uns Protestanten behutsam machen muß. Hoffentlich werden nun die Orthodoxen unserer Kirche einsehen, wozu man sie verleiten will, indem man sie zum Kampf gegen die Heterodoxen und Naturalisten auffordert, und unsere Fürsten werden endlich aufhören, das die Beherrschung der Welt verlangende Priesterthum der Jesuiten zu begünstigen. Schon die Entziehung ihrer Gunst wird hinreichen, den Fortgang eines Uebels zu hemmen, welches durch gewaltsame Unterdrückung nur gefährlicher werden würde.

×†×

Menschenkenntniß, gesammlet von J. G. Meißner. Erstes Theilchen. Liegniz, bey Pappäsche, 8. 1785. 16 Bogen.

Die ersten Blätter dieser Schrift schienen dem Recensenten Langeweile zu verkündigen, indem der Verf. um die Entstehung seines Werkchens zu zeigen, etwas zu weit ausholt. Auch mit den Recensenten spricht er zu viel, zwar in einem bescheidenen und fast demüthigen Tone, wobey er auch seiner Kränklichkeit gedenket, die ihn verhindert hätte, seiner Arbeit mehr Ausputz zu geben, welche aber gar nicht nöthig gewesen, da er seine Sache gar nicht schlecht, aber freylich auch nicht vortrefflich, gemacht hat. Der erste Abschnitt dieses Bändchens enthält Voraussetzungen; im zweyten will er zeigen, wie man Menschen näher kennen lerne, und im dritten theilt er allge-

allgemeine Bemerkungen über den Menschen und die Menschheit mit. Wenn auch die meisten darunter nicht neu, auch zuweilen in einem etwas schleppenden Tone vorgetragen sind: so findet man doch darunter auch viele gute und richtige, so daß das Buch immer werth ist, gelesen zu werden. Besonders gefällt uns die Treuherzigkeit und Bescheidenheit des Verfassers, mit welcher er seine Bemerkungen vorträgt.

Ur.

Abhandlungen der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Batavia. Erster Theil. Aus dem Holländischen übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1782. 26½ Bogen, 8.

Diese Gesellschaft ist ein Zweig der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften, von dieser aber doch sehr getrennt. Die Ausbreitung der nützlichen Künste und Wissenschaften, die nähere Erlauterung der Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, und die Beförderung der Kultur der rohen Sitten, der Landwirthschaft, der Fabriken, und des ganzen Handlungsgeschäfts, und der Gesundheitspflege sind die Gegenstände, womit sich eine beträchtliche Anzahl gelehrter und würdiger Patrioten in Indien gemeinschaftlich beschäftiget. Aus der Nachricht von dem gegenwärtigen Zustand dieser Gesellschaft, welche am Schluß dieses Theils in einem Nachbericht der Batavischen Gesellschaft fortgesetzt wird, ersieht man mit Vergnügen, wie sehr durch ausgebotene Belohnung der Eifer redlicher Arbeiter unterstützt, und bey den Uebrigen zum Fleiß ermuntert wird. Nicht spekulative, sondern gemeinnützige Preisfragen sind vorgelegt, die nicht den Gelehrten allein, sondern den Landmann, Fabrikanten und Kaufmann interessiren. Ueber die ganze Einrichtung und den Endzweck findet man das Programm ausführlich in den ersten Bogen dieses Buchs. Die Abhandlungen selbst sind 1: Kurzer Abriß der Besitzungen der holländisch-ostindischen Kompagnie, nebst einer Beschreibung des Königreichs Jokkarta und der Stadt Batavia vom Hrn. Rodermacher, und von Hogandorp. Man liest ihn mit Vergnügen und Ueberzeugung von der Wahrheit. 2. Jakob von der Steeg's

Nachricht über die Beschaffenheit der Kinderpocken in Batavia, wie weit man hier mit der Einimpfung derselben gekommen, und was man dabey wahrgenommen hat. Die Europäer überstehen hier diese Krankheit leichter als in den Niederlanden, und haben selten faulichte Pockenart, seltener aber werden mit gleicher Gelindigkeit die Sklaven und Eingebohrnen von diesem Uebel befreyet, ob sie gleich sonst andere Plagen leichter überstehen als die Europäer. Die Verschiedenheit des Verfahrens, und der Haut, in der Krankheit ist hiervon der Grund. Die mit der Einimpfung an 82 Kindern gemachten Versuche, sind glücklicher ausgefallen, als in Europa. 3) Ueber die Bereitung einer Baumwolle aus dem Pisangbaum, und noch von einem Gebrauche der Blätter desselben. Auf die jungen Blätter kann gemahlt werden. 4. Verzeichniß der Geschlechter der drey Naturreiche, welche in Indien einheimisch sind, nach den maliischen, deutschen und linnäischen Namen. 5. Jakob von der Steege Nachricht von den Versuchen mit dem künstlichen Magnet. Bey einigen that das Anlegen des Magneten in Lähmniß Dienste, bey andern machte es keine Veränderung, und bey noch andern verursachte es unausstehliges Brennen, welches nach Wegnehmen des Magnets gleich gestillt wird. Die Kennzeichen, wo es nutzen kann oder nicht, und wo es vergebliche Schmerzen macht, sind aus diesen an 33 Personen gemachten Versuchen nicht zu bestimmen. 6. Verschiedenheit der Zeitrechnung bey den asiatischen Völkern, von Rodermacher. 7. Anfang einer Geschichte von Java, welche Sadjara Radja Djawa heißt, und ein heiliges Buch der Javaer ist, übersetzt von Josua von Iperen, welcher die Uebersetzung mit vielen technologischen und philosophischen Anmerkungen beygefügt hat. 8. Ueber dem gegenwärtigen Zustand der Oekonomie in den Ländereyen um Batavia, von Hooymann. Dieser Aufsatz betrifft blos Zuckermühlen, und legt die Betreibung derselben sehr umständlich vor Augen. 9. Ueber einige nützliche Verbesserungen der holländischen Seekarten, nach der englischen und französischen, von Josua von Iperen. Anzeigen übler und wichtiger Fehler der holländischen Karten, welche leicht verbessert werden können. 10. Beschreibung der Insel Timor, so weit sie jetzt bekannt ist, von W. von Hogendorp. Sie ist unterhaltend und nach allen vorkommen-

menden Gegenständen genau abgefaßt. So weit dieselbe hier abgedruckt ist, betrifft sie die Bewohner und Naturgeschichte der Insel. Zu wünschen wäre es, daß der Verfasser mehr Kenntniß von dem einmal angenommenen System der Naturgeschichte angebracht hätte, um die Naturprodukte den Ausländern deutlicher zu machen. 11. **Beschreibungen eines weißen Negers von der Insel Beli, von Josua von Iperen**, berichtigt ganz überzeugend die Irrthümer, welche man noch in der Naturgeschichte von einem Geschleche weißer Neger, von Nachtmenschen, von Orang Utang verwechselt, findet. Die weißen Neger sind von braunen Eltern geboren, sind wirkliche, starke, gesunde, nicht monströse Menschen, die außer der Farbe der Haut und weißen Haare durch rothe, stralende, sehr empfindliche Augen von ihren übrigen Landesleuten sich auszeichnen, und in letztern den schloßweißhaarigen, feueräugigen Europäern gleichen, welche von gesunden Eltern geboren, in seltenen Beyspielen vorkommen. Recensent kennt deren zwey, einen Knaben von 10, und einen Mann von 42 Jahren. Die guten Mütter glaubten, sich an Kaninichen versehen zu haben. 12. **Ordnung der Palmen, vom Baron von Wurmb.** Die Cycas circinalis und Zamia pumila wird hier unter die Palmarten gezählt, welche bey **Linn.** unter die Farrnkräuter stehen. Zwey Geschlechter: Nypa und Saguerus sind hier genauer bestimmt, und in das System eingeschaltet.

Ew.

D. Joh. Fr. Glasers Feuerlöschproben, oder ausführliche Beschreibung und practische Vorschläge, wie ein Brandfeuer leicht und am geschwindesten zu löschen ist. Marburg, in der Kriegerischen Buchhandlung, 1786. 72 Seiten in 8.

Bis in sein hohes Alter hört Hr. D. Glaser in Suhl nicht auf, über Brandabhaltungs- und Löschanstalten, ein Tractätchen nach dem andern in die Welt zu schicken, gewisse Dinge, z. E. daß er als Selbstabgebrannter zu dieser Art von Schriftstellerey ein Recht habe, daß Feuersbrünste vieles Unglück stiften, und auf wie vielerley Art solche entstehen können, u. dergl., mit der Geschwätzigkeit oder Vergessenheit eines Alten, immer

immer wieder aufs Neue zu sagen, und seine vorigen Schriften, mit kleinen Zusätzen und Nachträgen, zu wiederholen und auszuschreiben. Der Verf. hatte 1783 **Vorschläge** herausgegeben, **wie — Feuersbrünste verhütet — und besser als insgemein geschieht, gelöscht — werden können**, und darin zu dieser Absicht, helle oder trübe Holzaschenlauge zum Spritzen vorgeschlagen; darauf ließ er 1784 **Beweisgründe** folgen, **daß — dies von ihm vorgeschlagene Löschungsmittel viel wirksamer und gewisser als die gewöhnlichen**, sey. Dadurch veranläßte er die churfürstl. sächsische Oberaussicht der Grafschaft Henneberg, ihm den Auftrag zu thun, daß er zu Bestätigung seiner angegebenen Löschmethode, auf Kosten der Steuerkasse eine Probe machen sollte, (so wie er 1773 zur Rechtfertigung seines brandabhaltenden Holzanstrichs, eine ähnliche Probe mit drey kleinen darzu erbauten Häuschen gemacht hatte). Es wurden demnach von zwey Klaftern dürren, tannenen Scheitholz drey Holzhaufen mit kreuzweise übereinander gelegten Holzscheiten bereitet, und mit Stroh und Reißig ausgefüttert, und einer nach dem andern angezündet, und darauf ausgesprützet; der erste mit gemeinem Wasser, der zweyte mit Lauge, die sogleich durch Einmischung zartgesiebter Holzasche in das Wasser bereitet wurde; der dritte endlich durch reine Seifensiederlauge mit Küchensalz vermischt. Der Erfolg war so, daß er der Erwartung des Verf. entsprach; die zweyte, und hauptsächlich die dritte Löschung waren weit geschwinder und daurender, als die erste mit gemeinem Wasser. Und wenn sich gleich gegen die Einrichtung der Probe, und deren Anwendung auf die Löschung eines brennenden Gebäudes einige Erinnerungen machen ließen: so muß man doch in der Hauptsache seinen Gründen für die Vorzüglichkeit des Laugen- oder Salzwassers zum Brandlöschen Recht geben. Auch würde er wohl gethan haben, wenn er den von dem Beamten seines Ortes an die Oberaufsicht zu Schleusingen dieser Feuerproben wegen erstatteten Bericht beygefügt hätte. Mit dieser Hauptprobe verband er eine Nebenprobe. Er ließ Terpenthin, Theer und Pech, von jedem drey Pfund, in einer eisernen Pfanne zusammenschmelzen, dann durch untergeschürtes Feuer flammend werden, und sprützte die Flamme durch dickliche Lauge aus; er ließ die Masse aufs neue in Flammen gerathen, sprützte reines Wasser hinein, und sah die Flamme sich dagegen sträuben, größer und höher werden. Er wiederholt hierauf seine Vor-

schläge, daß man in den Spritzenhäusern immer Lauge und durchgesiebte Asche bereit halte, auch jeden Hausbesitzer zu gleicher Vorsicht anhalten soll. Zum Schluß antwortet er auf einige ihm dargegen gemachte Einwürfe. Oeftere Wiederholungen und den höchstweitschweifigen Styl wollen wir nicht aufs neue rügen.

Ag.

Nachrichten.

Der russisch-kaiserliche Etatsrath, Hr. Aepinus in St. Petersburg, hat den Herausgeber der A. D. B. ersucht, nachstehendes bekannt zu machen: „Daß er seine Ideen über Einrichtung der Nationalschulen im russischen Reiche, in einem „Briefe an den Herrn Hofrath Schlözer, welchen derselbe in „dem 25sten Hefte seiner Staatsanzeigen im Jahr 1785 hat „abdrucken lassen, vollständig, wenigstens zureichend auseinandergesetzt hat, und daß er nur die in demselben enthaltenen Meynungen vom Schulwesen, für die seinigen erkennt."

* * *

Es wird unter dem Titel: **Weimarsches Magazin**, eine periodische Schrift angekündigt, in welche Nachrichten kommen sollen, die das verschiedene Verhältniß eines Landes mit dem andern, oder einer Stadt mit andern Städten, in Absicht auf die Wirthschaft und Nahrungsgeschäfte bestimmen, ferner allerley Policey- und andere Gesetze, und Nachrichten von Anstalten, woraus auf das Verhältniß der Policey einer Stadt zu der andern geschlossen werden kann. Um diese Anzeigen noch gemeinnütziger zu machen, so soll alles, was eingesendet wird, unentgeldlich bekannt gemacht werden. Außerdem haben die Leser statistische, ökonomische, militairische, mathematische, theatralische 2c. Nachrichten zu erwarten. Wöchentlich soll ein Stück von zwey Bogen mit getheilten Columnen erscheinen, und mit dem Julius 1786 der Anfang gemacht werden.

Wer

Wer patriotisch genug denkt, etwas zur Vervollkommnung meines im Jahr 1778 herausgegebenen deutschen Künstlerlexikons und des beygefügten, hauptsächlich für Reisende bestimmten Verzeichnisses sehenswürdiger Bibliotheken, Kunst- und Naturalienkabinete beyzutragen, beliebe mir die etwa dazu bestimmten Berichtigungen und Zusätze bald zukommen zu lassen, indem ich in meinen Nebenstunden an einem beträchtlichen Nachtrag zu gedachtem Buche arbeite. Auch zu einem 2ten Nachtrag zur vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlandes, der zur Ostermesse 1787 erscheinen soll, erbitte ich mir baldigst Beyträge. Erlangen, am 14ten July 1786.

Meusel.

* * *

Ihro Maj. die Kaiserin von Rußland haben dem berühmten Herrn Hofrath und Leibarzt Zimmermann in Hannover, Dero Bildniß mit einem eigenhändigen Schreiben übersendet. Die Kaiserin ist vorgestellt, wie sie auf dem Altare der Gerechtigkeit opfert. Das Bild ist von Levitzky in Petersburg gemalt.

* * *

Herr Schedel in Hamburg will ein allgemeines Journal für die Handlung herausgeben.

* * *

An die Beförderer des Guten und Schönen.

Die Gesellschaft Patrioten und Verehrer großer Männer, welche bereits laut der Ankündigung vom 1sten Jun. 1785 mit der Errichtung eines Monuments zum Andenken Leibnitzens, Lamberts und Sulzers, sich beschäfftigt, ist nunmehr entschlossen, die vierte Seite dieses öffentlichen Denkmals mit dem Brustbilde des verstorbenen Weltweisen Moses Mendelssohn auszufüllen. Aber die bisher eingelaufenen und subscribirten Beyträge sind noch bey weitem zur Ausführung des Werks nach dem ersten Plane nicht hinreichend, und um so weniger zu dessen Ausführung nach dem zweyten Plane. Es werden daher die ächten Patrioten und Schätzer wahrer Verdienste, denen die aufmunternde Verewigung großer Männer, die Deutschland hervorgebracht und gebildet, keine gleichgültige Sache ist, nochmals zur Theilneh-

mung an diesem wichtigen Werke eingeladen und um ihre Unterstützung ersucht. Der künftigen Beschreibung und Abbildung des Denkmals wird die Liste derer, bey welchen ihr Gefühl für das Vaterland sich in Thätigkeit geäußert, vorgedruckt werden. Man ist auch so frey, die unten benennte Männer, als vorausgesetzte Freunde der erwähnten Weltweisen und Beförderer des Guten und Schönen, aufzufordern, daß sie die Mühe des Colligirens übernehmen und die gegen ihre Quittung eingehende Beyträge nebst genauer Benennung der Beyträger höchstens binnen sechs Monathe einem der unten angezeigten Berliner Collecteurs zuschicken mögen. Bey einer solchen Wahl Deutscher Männer als die gegenwärtige ist, bedarf es wohl einer Entschuldigung, daß man ihnen keine Anerbietung von merkantilischer Provision für ihre Mühe macht? — Berlin den 17ten Febr. 1786.

Engel. Nicolai. Biester. M. Herz.
D. Friedländer. J. D. Itzig.

* * *

Da man mein im Jahre 1783 gedrucktes Handbuch der klassischen Litteratur in verschiedene Gymnasien und Schulen als Leitfaden des Unterrichts einzuführen gewürdiget hat, und der auch dadurch beförderte Absatz desselben zur Ostermesse künftigen Jahres eine zweyte Auflage nothwendig macht, so werde ich mich allen denen Lehrern sehr verbunden erkennen, die mir zur Ergänzung, Berichtigung und Verbesserung dieses Buches, die von ihnen bey Gelegenheit des Unterrichts gemachten Bemerkungen mangelhafter, unrichtiger, oder irgend einer Verbesserung bedürftiger Stellen, so bald als möglich, in Briefen mitzutheilen, die Gefälligkeit haben wollen. Braunschweig d. 17. Juli 1786.

J. J. Eschenburg.

Beförderungen.

1786.

Hr. Hofrath Hezel, der seit mehrern Jahren in Ilmenau privatisirte, ist als Professor der morgenländischen und grie-

griechischen Litteratur nach Giesen berufen worden, und hat den Ruf angenommen. So auch Hr. Professor Lamprecht in Halle, der an Schlettweins Stelle berufen wurde.

Der Kurfürst von Sachsen hat bey der Bergakademie zu Freyberg eine beständige Lehrstelle der Bergrechte verordnet, und sie dem Hrn. Sekretair Köhler übertragen.

Die auf der Universität zu Tübingen durch den Tod des D. Hegelmaier erledigte Stelle eines ordentlichen Professors der Theologie und Superattendenten des Herzogl. theologischen Stifts, ist durch den Hrn. D. Gottlob Christian Storr, bisherigen außerordentlichen Professor der Theologie und Superintendenten zu Tübingen, wieder besetzt worden.

Der König von Preußen hat den Hrn. geheimen Rath Dohm zu seinem geheimen Kreisdirectorialrath und bevollmächtigten Gesandten im Niederrheinisch-Westphälischen Kreise, wie auch Residenten bey der Reichsstadt Köln, ernannt.

Zu dem durch Stroths Absterben erledigtem Rektorat an dem Gymnasium zu Gotha, ist der Hr. Rektor Döring bey der Stadtschule zu Naumburg, mit dem Charakter eines Direktors, berufen worden. Er hat auch diesen Ruf angenommen.

Todesfälle.

1786.

Am 10ten April starb in Leipzig Hr. Christlieb Benedikt Funk, ordentlicher Professor der Naturlehre, beständiger Administrator des Paulinerkollegiums, und Ehrenmitglied der ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig, im 50sten Jahre seines Lebens.

Am 13ten April starb in Tübingen Hr. Tobias Gottfried Hegelmaier, D. und ordentlicher Professor der Theologie, des theologischen Stifts zweyter Superattendent, und dritter Frühprediger, alt 56 Jahre.

Desgleichen verstarb an diesem Tage Hr. M. Lorenz Grentzler, Prediger zu Garz auf der Insul Rügen, im 42sten Jahre seines Alters. Er hat einigen Antheil an der A. D. Bibliothek gehabt.

Am 16ten April starb in Erlangen Hr. Simon Gabriel Succow, Hochfürstl. Brandenburgischer geheimer Hofrath, ordentlicher Professor der Physik und Mathematik, im 63sten Jahre seines praktisch-philosophischen Lebens.

Am 20sten April starb Hr. Benedikt Oberhauser, Benediktiner im Kloster Lambach in Oberösterreich, Doktor der Rechte und Erzbischöfl. Salzburgischer geistlicher Rath, alt 61 Jahre. Er war einer der gelehrtesten Ordensgeistlichen unsers Jahrhunderts.

Am 21sten April starb in Leipzig einer der gründlichsten Rechtsgelehrten, Hr. D. Johann Gottlieb Seger, ordentlicher Professor der Pandekten bey dortiger Universität, Beysitzer des kursürstl. Sächsis. Oberhofgerichts und der Juristenfakultät, wie auch Domherr zu Naumburg, im 51sten Jahre seines Lebens.

Am 23sten April starb an einer Engbrüstigkeit Hr. August Friedrich Wilhelm Sack, erster königl. Hofprediger und Oberkonsistorial- und Kirchenrath, im 84sten Jahre seines Alters, und im 55sten seines Predigtamts. Durch seine Schriften trug er zur stärkern Aufklärung und praktischen Frömmigkeit nicht wenig bey.

Im May starb zu Berlin Hr. Johann Gottfried Jugel im 79sten Jahre. Er war Verfasser vieler alchemischen Schriften.

Im May starb zu Frankfurt an der Oder Hr. Ernst August Schulze, Doktor und ordentlicher Professor der Theologie bey dortiger Univtrsität, wie auch erster reformirter Prediger und Inspector der reformirten Schule, im 65sten Jahre seines Alters.

Am 2ten May starb in Braunschweig in einem Alter von etlichen 70 Jahren Hr. Georg Septimius Andreas von Praun,

Praun, Herzogl. Braunschweig-Wolfenbüttelischer erster geheimer Rath und Kanzler. Ein, in der Münz- und Siegelkunde großer Name!

Am 4ten May starb in Fulda Hr. P. Gotthard Siebert, Benediktiner und Professor der Experimentalphysik und Mathematik, im 63sten Jahre seines Lebens, und im 35sten seines Lehramtes.

Am 6ten May starb Hr. Heinrich Christoph Nebel, Senior des evangel. lutherischen Ministeriums zu Worms, Consistorialis und Visitator der dortigen Schulen, in seinem 71sten Jahr. Er hat viel drucken lassen, wie aus dem gel. Deutschland erhellet.

Am 9ten May starb in Breslau Hr. Karl Emanuel von Warnery, königl. polnischer Generalmajor, ehedem in Sardinischen und Russischen Diensten, hernach bis 1758 Chef eines Preußischen Husarenregiments. Er war zu Morges im Pais de Vaud 1719 gebohren.

Am 16ten May starb in Carlsruhe Hr. Wilhelm Freyherr von Günderrode, genannt von Kellner, Markgräfl. Badischer Kammerherr, Hof- und Regierungsrath, im 31. Jahre seines Alters. Ein beträchtlicher Verlust für die Geschichte Deutschlands!

Am 19ten May starb in Hamburg der, auch durch diese Bibliothek vielfach verewigte theologisch-polemische Polygraph, Hr. Johann Melchior Göze, Pastor zu St. Katharinen und Scholarch zu Hamburg, in einem Alter von 68 Jahren, 4 Monaten und 19 Tagen.

Am 1sten Junius starb in Heidelberg Hr. Philip Wilhelm Ludwig Flad, kurpfälzischer Regierungs- und Oberappellationsrath, Direktor des reformirten Kirchenraths und ordentliches Mitglied der kurfürstl. Akademie der Wissenschaften zu Manheim, im 75sten Jahre seines Lebens. Die Menge seiner historischen und numismatischen Schriften findet man verzeichnet in Meusels gel. Deutschland.

Am

Am 12ten Juny starb ebendaselbst Hr. Karl Bütting-hausen, erster ord. reform. Professor der Theologie, Ephorus des Sapienzkollegiums und Pfarrer bey der dortigen Petersgemeine, im 56sten Jahr seines Alters.

Am 14ten Junius starb in Gotha Hr. Karl Julius Schläger, Herzogl. Gothaischer geheimer Hofrath und Oberaufseher des Münzkabinets und der Bibliothek, im 80sten Jahre seines Alters. Seine Dienste in Gotha hat er seit 1744. verwaltet.

Am 30sten Junius starb in Halle Hr. Johann Friedrich Seyfart, Auditeur des Regiments von Leipziger, in seinem 59sten Lebensjahre. Ein Verzeichniß seiner, meistens nützlichen historischen Sammlungen findet man in Meusels gel. Deutschland.

Druckfehler.

In des LXVI Bandes I Stück.

Inhalt unter 2. Rechtsgelahrheit: Hanzeky l. Hanzely. Ebendas. ist S. 56. Z. 11 v. u. zu ändern; unter 10. Gelehrten Geschichte: Leben Garricks 2ter Theil lies 2 Theile; unter 11. Philologie Gissibrecht l. Giesebrecht. Ebendas. ist S. 212. Z. 12. zu ändern, und Giesebrecht 2ter Theil l. 1ster Theil; unter Kriegswissenschaft: von W. Commentar lies Roesch Commentar.

In des LXVIII Bandes I Stück.

S. 104. Z. 4. Feldstunslern l. Feldsteußlern.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des acht und sechzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1786.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des acht und sechzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

J. U.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste.

Musik.

6. Romanen.

7. Mathematik.

8. Weltweisheit.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

C. Bey-

10 Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Erziehungsschriften.

13. Wiener und andere katholische Schriften.

14. Kriegswissenschaft.

15. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten. 615



IV.

Moses Mendelssohns Morgenstunden oder Vorlesungen über das Daseyn Gottes. Erster Theil. Berlin, 178.. bey Voß und Sohn. — Veränderte Auflage, ebend. 1786. 8.

Als ich mich anheischig machte, dieses Werk in der A. d. B. anzuzeigen, sah ich nicht voraus, welche wehmüthige Empfindungen diese Arbeit in mir erneuern würde. Ich dachte mir blos das Vergnügen, mich mit einem Freunde von dem hellsten Verstande und dem reinsten wahrheitliebendsten Herzen über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Geistes öffentlich zu unterhalten, da mir meine Entfernung von ihm nicht mehr vergönnete, es in den Ergießungen einer vertraulichen Unterredung zu thun. Die Leser würden hiebey nichts verlohren haben; indem ich dabey gewonnen hätte. Allein die Vorsicht hat es nicht gewollt; sie hat uns den Mann genommen, der sich um die deutsche Philosophie und um die Verbreitung des philosophischen Geistes unter allen Ständen Deutschlands so verdient gemacht hat. Außer dem allgemeinen Bedauern, welches sein Verlust bey allen Freunden des Wahren und Guten erregen muß, bin ich ihm den Tribut der innigsten Dankbarkeit und der zärtlichsten Freundschaft schuldig. Diese Empfindungen werden mich aber nicht ungerecht

gegen andere machen, die ihn in einem andern Lichte sehen. Derjenige würde ihn schlecht geehrt haben, der ihn auf Kosten der Gerechtigkeit hätte ehren wollen.

Die wichtigen Materien, welche den Inhalt dieser Vorlesungen ausmachen, sind zwar unendlich oft wissenschaftlich und populär, trocken und angenehm abgehandelt worden; und dennoch scheinen sie unter unsers Verfassers Händen von so vielen Seiten neu, daß der Gelehrte so gut als der Ungelehrte sie bey ihm mit gleich starkem Interesse wieder durchdenken wird. Dieses Interesse erhalten sie bey ihm vorzüglich dadurch, daß er die dahin gehörigen Lehrsätze so stellt, wie sie auf einander folgen, wenn man von den ersten Wahrheiten des gesunden Verstandes ausgeht, daß er keine Lücke unausgefüllt läßt, welche die Ueberzeugung erschweren könnte, und, indem er die Gründe, worauf sich der gesunde Verstand stützet, deutlich aus einander setzt, der tiefsinnigen Vernunft die Anschauung des gesunden Verstandes und dem gesunden Verstande die Zuverläßigkeit der tiefsinnigen Vernunft giebt.

Das ganze Werk besteht aus zwey Haupttheilen: 1) Vorerkenntnisse von Wahrheit, Schein und Irrthum. Dieser Theil enthält sieben Abschnitte, deren erster von der Wahrheit handelt. Hr. M. bemerkt richtig, daß die Erklärung der Wahrheit durch die Uebereinstimmung der Erkenntniß mit den Sachen nicht fruchtbar genug sey. Er nimmt vor der Hand an, daß die Uebereinstimmung der Merkmale das Kennzeichen der Wahrheit für das blos Denkbare, und die Uebereinstimmung der Sinne das Kennzeichen der Wahrheit für das Wirkliche sey. Bey dem

Lez-

Letztern kommen auch die Erfahrungsurtheile von Ursach und Wirkung, Grund und Kraft vor. Es fragt sich, worauf gründet sich die Gewißheit von demjenigen in den Urtheilen über Ursach und Wirkung, was nicht reine Vernunfterkenntniß ist? Hr. M. hat dieses bereits in seiner Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit so vollständig aus einander gesetzt, daß er es hier nur zu wiederholen braucht. Wenn wir fragen, wie es zugehe, daß der Mensch, nachdem er ein so untrügliches Criterium der Wahrheit in den Händen hat, doch so oft irre: so läßt sich nur darauf antworten, daß ihn die Zuverläßigkeit dieses Kennzeichens und Maaßstabes, nicht vor der Unrichtigkeit der Anwendung desselben sichere. Diese unrichtige Anwendung aber hat ihre letzte Quelle in den Schranken unserer Seelenkräfte: denn Irrthum und Sinnenbetrug haben einerley Quelle; der erstere die Schranken des obern Erkenntnißvermögens, der letztere die Schranken des untern; denn der erstere entsteht aus Begriffen, die nicht die gehörige Deutlichkeit haben, der letztere aus unvollständiger Induktion, die zu Associationen der Begriffe Gelegenheit giebt, welche in die Empfindungen einfließen und sie verfälschen. Diese Betrachtung führt den Verf. auf das sehr fruchtbare Criterium der Wahrheit und Falschheit, womit er die dritte Vorlesung beschließt: „Wahrheit ist jede Erkenntniß, in so weit sie das „positive Vermögen unserer Seele zum Grunde „hat; Unwahrheit hingegen, in so weit sie durch „das Unvermögen, durch die Schranken unserer „positiven Kraft eine Abänderung gelitten hat." In der vierten Vorlesung, welche in der ächtplatonischen Manier eingeleitet ist, wird die Untersuchung über Wahrheit und Täuschung fortgesetzt. Es

könnte scheinen, als wenn auch die Vorstellungen die Wirkungen positiver Operationen unserer Sinne sind, doch bisweilen falsch seyn können. Wir sehen das Bild eines Gegenstandes im Wasser eben so, wie wir ihn außer Wasser sehen, und doch ist er nicht im Wasser vorhanden. Das heißt aber nur, mit der Gesichtsvorstellung von dem Bilde ist nicht die Vorstellung der übrigen Sinne verbunden. Wenn wir diese auch von dem Bilde erwarten: so schließen wir aus einer unvollständigen Induktion, und dieser Schluß kann allerdings falsch seyn; aber dann liegt die Unrichtigkeit nicht in der Empfindung, sondern in dem darauf gebaueten Schlusse. Bey der unmittelbaren Erfahrung oder der anschauenden Erkenntniß und bey der Erkenntniß des Denkbaren, oder demjenigen, was nach dem Satze des Widerspruchs und den darauf gebaueten logischen Regeln aus den ersten Grundbegriffen geschlossen wird, hat es keine Schwierigkeit, sich zu versichern, daß die Erkenntniß eine Wirkung unserer positiven Denkkraft sey. Indem der V. hier auf diese ersten Grundbegriffe kömmt, macht er im Vorbeygehen (S. 73.) gegen des Helvetius Meynung, daß alle unsere Begriffe bloße Begriffe der äußern Sinne seyn, und daß es also keine allgemeine Begriffe gebe, eine sehr gründliche und scharfsinnige Anmerkung. Helvetius mußte um dem wahren Satze, daß alle menschliche (klare) Erkenntniß aus den Empfindungen entspringen, den ungereimten Sinn zu geben, annehmen, daß die Wörter einer Sprache, welche allgemeine Begriffe ausdrucken, leere Zeichen und Symbole sind, dergleichen die Rechenkunst und Algebra hat, die nichts anschauendes mit sich führen. Dagegen bemerkt Hr. M. daß diese Ungereimtheit schon dadurch widerlegt

werde,

werde, daß wir durch die Sprache Gemüthsbewegungen hervorbringen können, welches ohne anschauende Erkenntniß unmöglich ist.

Mit unserer Erkenntniß, als Vorstellung, hat es, wie wir gesehen haben, weniger Schwierigkeit; aber als Darstellung! Sind die Gegenstände unserer Erkenntniß des Wirklichen, oder, wie sie der Verf. auch nennt, der Naturerkenntniß außer uns wirklich? oder haben die Idealisten Recht, ist alle unsere Erkenntniß nur Vorstellung? — Das untersucht Hr. M. in der sechsten und siebenten Vorlesung. Der Verf. läßt die Dornen, die den Begriff des Daseyns umgeben, unberührt, und hält sich an ein Kennzeichen des Daseyns, das von jedermann zugestanden wird, und das so leicht faßlich ist, daß es sich in der Etymologie der Sprachen, wenigstens der deutschen, erhalten hat. Was würkt und leidet ist wirklich. Darnach hat es zunächst mit dem Daseyn meiner Vorstellungen blos als subjektive betrachtet, und mit meinem eigenen Daseyn keine Schwierigkeit; denn was denkt, muß würklich seyn. Einige von meinen Vorstellungen halte ich aber auch zugleich für Darstellung von äußerlichen Gegenständen. Woran unterscheide ich diese letztern von solchen Vorstellungen, die ich nicht für Darstellungen halte? An den Ideenverbindungen. Ich werde nehmlich in mir einige Ideenverbindungen gewahr, die nach den Regeln einer subjektiven Ordnung, der Einbildungskraft, des Witzes, der Vernunft u. s. w. auf einander folgen; andere die nach einer objektiven Ordnung auf einander folgen. Den Zustand, worin diese letztern herrschend sind, nennen wir Wachen, so wie den, worin die erstern herrschen, das Träumen; insonderheit

könnte man zu mehrerer Deutlichkeit hinzusetzen, wenn sie unwillkührlich, oder wenn wir uns keines eigentlichen Vorsatzes dabey bewußt sind. Mit diesem Zustande sind noch andere verwandt, die sich nur durch ihre Grade von einander unterscheiden, deren scharfsinnige Entwickelung wir bey unserm Schriftsteller nachzulesen überlassen müssen.

In diesem Zustande des Träumens hat jeder seine eigene Welt; in dem Zustande des Wachens haben die vorstellenden Wesen eine gemeinschaftliche Welt, deren Vorstellungen nur nach der verschiedenen Perspektive verschieden sind. Diese Uebereinstimmung muß entweder in der positiven Denkkraft der Menschen ihren Grund haben, oder in ihren gemeinschaftlichen Schranken. Der letztere Fall wird immer unwahrscheinlicher, je mehr Wesen von verschiedenen Schranken der Vorstellungskraft die Dinge so erkennen; wenn sie die Thiere so erkennen, ja wenn es höhere Wesen gäbe, die sie sich eben so vorstellten. In dieser Verschiedenheit der Vorstellungen muß der Idealist mit dem Dualisten übereinkommen. Allein er hält sie für Täuschungen der Sinne, weil er keine körperlichen Substanzen für möglich hält. Beyde kommen darin mit einander überein, daß das materielle Urbild die Vorstellungen von Ausdehnung, Bewegung, Figur, Undurchdringlichkeit u. s. w. erregt; aber was ist es selbst, d. i. was ist es außer der Vorstellung? — Diese Frage läßt sich nicht beantworten, und das wird in einer Anmerkung hinter dem Werke S. XX. u. ff. auf eine einleuchtende Art gezeigt. Ein Hauptumstand ist, daß der Materialist eben diese Frage auch an den Idealisten thun kann, der eben so wenig im Stande ist, zu sagen, was der Geist außer der Vorstellung von seinen Wirkungen ist.

Um

Um die Vorerkenntnisse, die zu dem Begriffe des Daseyns gehören, vollständig zu machen, schaltet Hr. M. hier noch eine kurze aber interessante Betrachtung der Seelenvermögen ein, womit er die erste Abtheilung des Werkes beschließt. Man theilt sie nehmlich gewöhnlich in das Erkenntniß- und Begehrungsvermögen ein; er bemerkt zwischen diesen beyden noch ein drittes, welches er das Billigungsvermögen nennt. Es ist wahr, man pflegt dieses unter dem Begehrungsvermögen mit zu begreifen; allein Hr. M. versteht unter dem Begehren, was man sonst auch beschließen nennt, und von welchem sich noch das unbeschließende Begehren unterscheiden läßt. Es trägt aber sehr viel zur Aufklärung der Sache selbst bey, wenn man das, was darin zu unterscheiden ist, auch durch besondere Namen unterscheidet. Dieses Billigungsvermögen gehet nur auf das Gute, so wie das Erkenntnißvermögen auf das Wahre. Wenn wir das erste beschäfftigen wollen, so wollen wir wissen, wie die Sache beschaffen ist, nicht wie wir sie wünschen; wir lassen uns von der Sache bestimmen. Wenn wir das Billigungsvermögen beschäfftigen wollen, so suchen wir die Sache nach unserer Vorstellung zu bestimmen. Dieses wendet der Verf. auf einige sonderbar scheinende Handlungsarten des Menschen an; welches wir aber selbst nachzulesen überlassen müssen.

Der zweyte Haupttheil enthält die übrigen zehn Vorlesungen von der achten bis zur siebenzehnten, und handelt die wissenschaftlichen Lehrbegriffe von dem Daseyn Gottes ab. Eine sehr edle und philosophische Einleitung über die Erkenntniß von dem großen Werthe dieser Lehre, bringt den Verf. auf die

Beurtheilung von Basedows bekannter Theorie von der Glaubenspflicht. Wie geneigt der verewigte Philosoph immer gewesen sey, den Gedanken anderer einen Werth zu geben, und sie mit Bestimmungen und Berichtigungen geltend zu machen, die ihnen erst sein Scharfsinn gab, davon ist auch diese Beurtheilung ein Beyspiel. So richtig er auch bemerkt hat, wie Erkenntnißgründe von Billigungsgründen verschieden sind, so glaubt er doch, man könne, wenn erst das Daseyn Gottes ausgemacht ist, von den Eigenschaften Gottes Gründe, z. B. für die ewige Dauer der menschlichen Seele hernehmen, die eigentlich Billigungsgründe sind Allein diese Billigungsgründe sind nur in Gott; sie machen, daß wir die ewige Erhaltung der menschlichen Seele als moralisch nothwendig in Gott ansehen müssen; und daraus folgt nun nicht, daß es für uns Pflicht sey, diese Wahrheit zu glauben; und das ist eigentlich der Sinn, in welchem Basedow eine Glaubenspflicht behauptet. Nachdem er sieben Axiome vorangeschickt, die zum Theil aus dem vorigen klar sind, beurtheilt er die drey Methoden das Daseyn Gottes zu beweisen. Die meisten Philosophen haben den Beweis a posteriori aus unserm eigenen Daseyn für den bündigsten und leichtesten gehalten. Hr. M. rettet aber auch den aus dem Daseyn der äußern Welt und fährt hier in der Beurtheilung des Idealismus, die er im ersten Theile abgebrochen hatte, noch weiter fort. Der Idealist erkennt in so fern eine wirkliche Welt, daß er die Ideen, welche nicht nach den Gesetzen einer subjektiven Ordnung auf einander folgen, von den übrigen unterscheidet. In Ansehung dieser letztern kommen die vorstellenden Wesen mit einander überein, und die Verschiedenheit betrifft nur das Perspektive.

tive. Es ist also in jeder Weltvorstellung Wahrheit und Perspektive. Die erste ist das, worin sie also übereinstimmen, die letztere hängt von dem einzelnen Gesichtspunkte der vorstellenden Kräfte ab. Wenn es nun ein allervollkommenstes Wesen gäbe, so würde in seiner Vorstellung von der Welt nichts Perspektives seyn, sie müßte lauter Wahrheit enthalten, sie müßte also ein Urbild haben, und die Welt, die sie sich als wirklich vorstellt, würde, als dieses Urbild, existiren müssen.

In der eilften und zwölften Vorlesung geht nun Hr. M. zu dem Beweise von dem Daseyn Gottes a posteriori selbst fort, indem er bloß die Wirklichkeit von etwas Zufälligen annimmt. Dieses Zufällige mag nun mein eigenes Ich oder die äußere Welt seyn: so muß es eine erste Ursach haben. Da es eben so gut ohne das Prädicat vorhanden seyn, als mit demselben kann gedacht werden: so muß der Grund seines Daseyns nicht in seinem Materialen, wie es der V. vorher genannt hat, oder darin, daß es nicht anders denkbar ist, sondern in seinem Formalen, weil es das beste ist, gesucht werden. Epikur selbst muß die Wirklichkeit von jeder Begebenheit durch eine vorhergehende Ursach annehmen. Nur wenn man weiter zurückgeht, so muß man, wenn man nicht auf das nothwendige Wesen kommen will, den Grund der zufälligen Dinge entweder in dem Ungefähr, d. i. einer Begebenheit, die ohne Vorsatz hervorgebracht ist, in dem Zufall d. i. in dem Zusammentreffen von Begebenheiten, wovon keine die andere hervorgebracht, oder in einer Reihe von Ursachen ohne Ende haben. Die Unmöglichkeit des letztern Falles beweiset der V. ohne sich in die Beantwortung der subtilen Frage über

men, wenn er außer Gott wirklich werden soll. — Er muß ein Gegenstand des Billigungsvermögens seyn, und dieser ist der Gegenstand, wenn er das beste secundum quid ist. Als solches bestimmt Gott seine höchstlebendige Kraft, ihn wirklich zu machen, aber nicht in sich selbst, weil in ihm nur das absolute Beste vorhanden seyn kann. So entsteht eine außergöttliche Reihe zufälliger Dinge, eine objektive Welt. Was nun Gott zu seinen Vorstellungen des Besten hinzuthue, daß sie außer ihm wirklich werden, davon sagt der Weltweise mit erhabner Naivität: Wer das zu sagen versteht, der versteht es auch zu thun.

Der Spinozismus läßt also endliche Wesen zu, nur daß sie als Gedanken in dem göttlichen Wesen vorhanden seyn sollen. Ich bin also, vermöge meiner Eingeschränktheit des Glücks und Elends fähig, zum Theil durch meine eigene Handlungen. Ich kann alles Gute, das mir werden soll, nur von der Substanz erwarten, deren Modification ich bin. Ich kann nur in dem Maaße glücklich seyn, als ich meinen Denker mehr oder weniger liebe. So wäre die Sittlichkeit des Spinozismus gerettet. Der Verf. würde also, aus Besorgniß vor den praktischen Folgen, nichts gegen Lessings Spinozismus haben.

In der sechzehnten und siebzehnten Vorlesung kommen noch zwey Beweise von dem Daseyn Gottes vor; wovon der erstere aus der Unvollständigkeit der Selbsterkenntniß neu ist. Er besteht kürzlich darin: alles Mögliche nicht allein, sondern auch alles Wirkliche muß nicht nur in irgend einem Subjekte gedacht werden können, sondern auch wirklich gedacht werden. Aus diesem Satze folget auf eine handgreifliche Weise, daß ein Wesen vorhanden seyn müsse, welches alles, was zu meinem Daseyn gehört, auf das aller-

deut-

deutlichste, reinste und ausführlichste sich vorstellet: Jede eingeschränkte Erkenntniß aber würde nicht alles enthalten, was zu meinem wirklichen Daseyn gehört. Das Bewußtseyn und die deutliche Erkenntniß eines zufälligen Wesens, ja aller zufälligen Wesen zusammengenommen, reichet nicht soweit, als das Daseyn eines einzigen Sonnenstäubchens.

Der andere Beweis, der in der siebzehnten Vorlesung vorkömmt, ist der bekannte Beweis a priori aus dem Begriffe eines allervollkommensten Wesens. Auch diesen Beweis hat der Verf. sehr scharfsinnig verbessert, daß er die Schwierigkeit, die man gegen seine Beweiskraft macht, indem man den Satz bezweifelt, daß alle Wirklichkeit überhaupt eine Vollkommenheit sey, vermeidet, und statt dessen, den unleugbaren Vordersatz annimmt, daß alle unabhängige Wirklichkeit eine Realität sey.

Zugleich mit diesem merkwürdigen Buche erschien:

Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn. Breslau, bey Löwe. 1785. 8. 14 Bog.

und machte es noch merkwürdiger. Dieses Compendium des Spinozismus enthält nehmlich einen Briefwechsel zwischen dem Hr. Geh. R. Jacobi und Moses Mendelssohn, der mit den Morgenstunden auf gewisse Weise in Verbindung steht. Es hat zugleich eine Controvers zwischen beyden Schriftstellern veranlaßt, von der wir unsern Lesern einige Rechenschaft schuldig sind. Wir werden dabey mit der strengsten Unpartheylichkeit zu Werke gehen, und ungeachtet die Akten in dieser Streitsache schon ziemlich weitläuf-

tig

tig geworden sind, und viele kleine Umstände enthalten; so wollen wir doch mit aller Treue und Genauigkeit aus denselben referiren, um das gelehrte Publikum in den Stand zu setzen, in dieser Sache ein rechtsbeständiges Urtheil zu fällen.

Hr. Jacobi hatte im J. 1783. einige Tage in Lessings Gesellschaft zugebracht, und glaubte sich aus seinen Unterredungen mit ihm überzeugt zu haben, daß Lessing ein Spinosist gewesen sey. Diese Entdeckung überschrieb er an ein ungenanntes Frauenzimmer, das eine Freundin von ihm, von Lessing und dem seel. Mendelssohn war. Die Freundin mußte diese Entdeckung Mendelssohn mittheilen, um ihm einen so wichtigen Beytrag zur Kenntniß von Lessings Charakter, an dessen Schilderung sich M. wie Herr Jacobi glaubte,*) machen wollte, nicht entbehren zu lassen. Aus der Antwort der Freundin an Hrn. J. erhellet, daß M. an der völligen Richtigkeit der Entdeckung gezweifelt, und daß er sie auf den Ausdruck der Hochachtung für Spinozas philosophisches Genie und den Werth seiner Schriften, insonderheit seiner Ethik, eingeschränkt habe. Er wünschte also den genauern Inhalt der Unterredungen, in welchen J. seine Entdeckung gemacht, selbst zu erfahren, um zu-

ver-

*) Es hatte in verschiedenen Zeitungen gestanden, Hr. Moses Mendelssohn wolle einen Charakter Lessings schreiben. M. hatte auch wohl eine Idee gehabt, dies einmal zu thun, aber er dachte noch nicht ernstlich daran, sondern arbeitete an den für ihn wichtigeren Morgenstunden. Hr. Jacobi bildete sich ein, M. arbeite an dem Charakter Lessings, und werde ihn nächstens herausgeben. Dies Misverständniß hat, wie man sieht, auf Hrn. J. sehr gewirkt, und ihn zu manchen schiefen Vorstellungen verleitet.

verläßiger über ihre Richtigkeit urtheilen zu können. Hr. J. gewährte ihm seinen Wunsch und schrieb ihm den vierten November die Nachricht von den Unterredungen, die er mit Lessing will gehalten haben.

Beyde Unterredner kommen zur Sache des Spinozismus vermittelst eines Gedichtes, worin Prometheus die Gottheit lästert, und das J. dem seel. L. zu lesen giebt, indeß er selbst mit Versiegelung einiger Briefe beschäftigt ist. L. gefällt das Gedicht. „Der „Gesichtspunkt, sagt er, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt.... „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht „mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. Εν και „παν! Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch „dies Gedicht, und ich muß gestehen, es gefällt mir „sehr.“ Und so waren die Personen des philosophischen Drama mitten in ihrer Materie. Wir müssen gestehen, daß uns der Uebergang von dem Gedichte zum Spinozismus so jähe scheint, daß man beynahe sagen möchte, Lessing habe die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, sein philosophisches Glaubensbekenntniß anzubringen. Das Gedicht ist doch weiter nichts als ein Gedicht, vermuthlich ein Stück aus einem Drama, wie der Prometheus des Aeschylus, worin der Dichter, nach dem Vorbilde seiner Vorgänger, dem Prometheus Lästerungen gegen seinen Jupiter in den Mund legt, die sich aus seiner Lage und seinem Charakter begreifen lassen. Von dem all- einigen System enthält es nicht ein Wort, und wie konnte es auch? Gleichwohl sagt L. der Gesichtspunkt des Gedichts ist auch mein Gesichtspunkt, εν και παν, u. s. w. Konnte das ein Lessing? Es müssen hier einige Lücken in dem Gespräche seyn.

Nach-

Nachdem L. seine Credo abgelegt hat, verlangt er S. 12. von J. zu hören, was er für den Geist des Spinozismus hält; und dieser theilt ihm seine Meynung darüber mit, erklärt aber zugleich, daß er eine verständige persönliche Ursache der Welt glaube, (S. 15.) daß er Leibnitzens Determinismus für wahren Fatalismus halte, und glaube, daß die Philosophie dieses Weltweisen dem Spinozismus kein Ende mache, (S. 23.) daß er sich aus „einer Philosophie „zurückziehe, die den vollkommnen Skepticismus „nothwendig macht, und zwar dem Lichte nach, von „dem Spinoza sagt, daß es sich selbst und auch die „Finsterniß erleuchte.“ (S. 29.) Am Ende des Briefwechsels erhellet, daß dieses Licht der Glaube sey, in den sich Hr. J. wie er (S. 17.) sagt, aus dem Sinozismus durch einen Salto mortale wirft. Wie sehr L. an dem Spinozismus soll gehangen haben, davon giebt Hr. J. noch folgenden Beweis, (S. 35.) den wir mit seinen eigenen Worten hieherseßen müssen. „Bey Gleim, da, während wir am Tische saßen, „unversehens ein Regen kam, und Gleim darüber „jammerte, weil wir nach Tische in seinen Garten „sollten, sagte Lessing, der neben mir saß: „Jacobi, „„Sie wissen, das thue ich vielleicht.“ Ich ant„worte: „Oder ich.““ *)

Der

*) Sollte L. nicht besser gewußt haben, daß er, als ein Accidens nicht den Regen als ein anderes Accidens hervorbringen könne? daß er nicht die unendliche Substanz, sondern so gut, wie der Regen, nur ein Accidens sey. Diese Frage war offenbar Spott, dergleichen Lessingen, wenn er in seiner Laune war, nichts ungewöhnliches zu seyn pflegte.

Der Briefwechsel ward hierauf sieben Monathe unterbrochen, in welcher Zeit Hr. J. einen französischen Brief an Hemsterhuys schrieb, worin er das System des Spinoza in seiner größten Stärke darzustellen suchte. Endlich erhielt er durch die ungenannte Freundin die Nachricht, daß Hr. M. den Sommer von 1784 dazu anwenden wolle, das System des Spinoza einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Diese Nachricht ertheilte ihm M. in der Folge selbst, und übersandte ihm einige Erinnerungen gegen seine Unterredungen mit L. Hr. J. theilt uns diese nicht mit. Statt ihrer finden wir sein Schreiben an Hemsterhuys nebst einer deutschen Uebersetzung von S. 56—113. In dem Briefe, mit welchem er dieses begleitete, hatte er noch eine besondere Antwort versprochen, diese erfolgte aber erst, wegen einer dazwischen gekommenen Krankheit im April 1785. und sie enthält eine neue ausführlichere Darstellung des Spinozistischen Lehrgebäudes, von S. 117—156. Eine Darstellung von dieser Art hatte Hr. J. vor, nächstens bekannt zu machen; er hielt dieses in den damaligen Zeitläuften für ungemein nützlich. Aus dieser Darstellung giebt er uns dann hier einige kurze Sätze, als: (S. 170.) „Spinozismus ist Atheismus. — Die Leibnitz-Wolfische Philosophie ist „nicht minder fatalistisch, und führt den unabläßigen „Forscher zu den Grundsätzen der letztern zurück. (Dieser Satz steht hier als ein bloßer Machtspruch. Mit welcher Stirne kann man eine solche Behauptung niederschreiben, die der ausdrücklichen Protestation, die sich z. B. in Wolfs Com. luc. de Diff. nex. sap. §. XI. befindet, geradezu entgegen ist, ohne die Argumente, womit diese Protestation unterstützt ist, im geringsten widerlegt zu haben? Außerdem hat Wolf

dem zweyten Theile seiner Theol. nat. eine eigne Widerlegung des Fatalismus und Spinocismus beygefügt. — So seicht und doch so absprechend wird jetzt über philosophische Materien geschrieben! So schnöde werden die großen Männer behandelt, denen die deutsche Philosophie so viel zu verdanken hat, daß man sie ungehört verdammt!) „Jeder Weg der Demonstration geht in den Fatalismus aus. (Auch der aus dem Principio Optimi?) „Wir „können nur Aehnlichkeiten demonstriren, (mathematisch demonstriren? Den Begriff von Demonstration mag Hr. J. bey den Mathematikern verantwor„ten.) und jeder Erweis setzt schon Etwas Erwiese„nes voraus, wovon das Principium Offenbarung „ist. (Beym Euklides sind diese Offenbarung seine Grundsätze und Postulate. Wenn die Philosophie dergleichen auch hat, so müssen sie auch für diese ihre Offenbarung seyn, und es wird dann darauf ankommen, ob diese Offenbarung ächt sey, und man aus ihren Glaubenslehren richtig argumentirt habe.) „Das Element aller menschlichen Erkenntniß und „Wirksamkeit ist Glaube.“ Hier haben wir das Ziel, zu welchem Hr. J. seine ganze Darstellung des Spinozismus angelegt hat: „die menschliche Vernunft, „sich selbst überlassen, kann den Spinozismus nicht „vermeiden.“ Was hat uns dann aber die (unmittelbare) Offenbarung geoffenbart? Selbst nach Hr. J. nichts anders, als etwas, das keinen Vernunftbeweis bedarf und auch keines fähig ist; also die ersten Axiomen der menschlichen Erkenntniß; z. B. den Satz des Widerspruchs. Ist der in der Bibel oder in irgend einer andern Offenbarung mehr offenbart, als in jedem andern Buche? Beruht seine Evidenz auf dem Glauben an eine Offenbarung? Hat ihn Spino-

zu verworfen? und hat er deswegen geirrt, weil er ihn verworfen, oder blos weil er aus demselben unrichtig argumentirt hat? Müßte also nicht die Offenbarung, nachdem sie uns die ersten Grundsätze der menschlichen Erkenntniß offenbart hat, auch alle richtigen Definitionen und alle Regeln der Syllogistik offenbaren, und uns durch eine übernatürliche Mitwirkung in ihrer Anwendung unfehlbar machen, wenn sie uns sicher zur Wahrheit führen sollte? Ich sage nicht umsonst übernatürliche Mitwirkung; denn unter Offenbarung muß Hr. J. eine übernatürliche Offenbarung verstehen, wenn er überhaupt etwas sagen will, das in den Principien der Leibnitzischen und Wolfischen Philosophie nicht enthalten ist, oder wenn er nicht mit Worten spielen, und unter Offenbarung und Glauben bald dies bald jenes, so wie es ihnen gefällt, verstehen will. Versteht er aber darunter, das was Lavater in der unter dem Texte S. 172. 173. Intuitionssinn nennt, oder die anschauende Erkenntniß der ersten Grundwahrheiten: so frage ich, wo haben Leibnitz und Wolf je geleugnet, daß diese das Principium aller menschlichen Gewißheit sey? Allein dann können wir, (um das zu anticipiren, was Hr. M. in seinem Schreiben an Lessings Freunde S. 27. so wahr und sinnreich sagt,) in Hrn. Jacobi Sinne mit Recht behaupten: „daß Aristoteles Offenbarungen hatte, und Spinoza ein Glaubensheld war.“ *)

*) Man hat Hrn. Jacobi verschiedentlich damit rechtfertigen wollen, daß man gesagt hat: Es sey ein bloßes Misverständniß, wenn Hr. M. den von ersterm gebrauchten Ausdruck: Offenbarung auf eine unmittelbare göttliche Offenbarung bezogen habe. Nun ist

Hr. J. wird bewogen, seinen ersten Vorsatz von neuem über den Spinozismus zu schreiben, aufzugeben, und lieber den Briefwechsel darüber selbst drucken zu lassen. Man höre seine Bewegungsgründe hiezu. Hr. M. hatte ihm geschrieben, „er hoffe (in seinen Morgenstunden) „den Statum Controversiae festzu-

zwar auch richtig, daß das, was Hr. Jacobi S. 162 und 163. von Glaube und Offenbarung sagt, sich nur auf die Erfahrung und die Gesetze unsrer Denkkraft, von welchen die ersten Grundsätze aller Erkenntniß abhängen, beziehen könne. Allein eben dieser ungewöhnliche Sprachgebrauch mußte nothwendiger Weise den Verdacht erregen, daß Hr. Jacobi durch eine solche geflissentliche Verwechselung der Begriffe den Glauben an eine übernatürliche Offenbarung erschleichen wolle. Diese Wahrscheinlichkeit wird zur moralischen Gewißheit, wenn man auf den S. 164 befindlichen Uebergang von dieser sogenannten Offenbarung der Natur zur Offenbarung in der Bibel Achtung giebt. Ohne die Absicht, uns nach und nach mit dem Worte: Offenbarung zu familiarisiren, damit der öftere Gebrauch dieses Wortes der Absicht es in zweyerley Verstande zu brauchen, das Auffallende und Anstößige benehmen möchte; ohne diese Absicht, sage ich, läßt sich nicht begreifen, warum Hr. Jacobi den gemeinen und überall verständlichen Sprachgebrauch verlassen habe. Sein Vertheidiger, der Verfasser der Resultate, hat dieses auch wohl eingesehen, und eben deswegen gegen diejenigen, welche dieses Wort in dem zweydeutigen Sinne des Hrn. Jacobi nicht brauchen wollen, solche harte Ausfälle gethan. Allein wer schadet der christlichen Religion mehr! Ein Jude, der geradezu sagt, daß er kein Christ sey noch werden wolle? Oder ein Christ, der seinen Glauben gegen einen Mendelssohn durch dergleichen elende verächtliche Kunstgriffe zu vertheidigen unternimmt? Hr. Jacobi sucht doch nicht das Christenthum im Gebrauch gewisser Worte, denen ein jeder einen beliebigen Sinn unterschieben kann?

„festzusetzen, und dadurch den Streit gehörig einzu-
„leiten. Wenigstens würde es sich zeigen, woran es
„liege, daß ihm manches so schlechterdings unver-
„ständlich vorkomme, und sich seinen Blicken immer
„mehr entziehe, jemehr Erläuterungen ich ihm zu ge-
„ben bemüht sey.“ Diesen Statum Controversiae
zu bestimmen, sagt Hr. J. S. 176. konnte ich un-
möglich Hrn. M. überlassen;*) „wo es mir anheim
„fällt, den Advocatum diaboli gewissermaßen vorzu-
„stellen, wenn man nicht zugleich die ganze Veran-
„lassung des Streits, welcher eingeleitet werden soll,
„bekannt machte. Es war höchst wichtig für mich,
„daß man genau erführe, in welchem Verstande ich
„die Parthey des Spinoza genommen hatte.“

Hier müssen wir etwas stehen bleiben; denn auf die Gültigkeit dieser Bewegungsgründe beruhet die Entscheidung des ganzen Streits. Also erstlich, wenn der letztere Bewegungsgrund etwas gelten soll, so mußte er besorgen, daß M. ihn als einen Mann vorstellen werde, der das System des Spinoza für wahr halte. Wie groß müßte die Stupidität desjenigen seyn, der nicht einsehen könnte, daß er die Schwierigkeiten desselben nur verstärket, um die Nothwendigkeit des Glaubens desto fühlbarer zu machen, und wie groß die Unredlichkeit desjenigen, der dergleichen ihm wider den klaren Augenschein Schuld geben wollte, da alle seine Verhandlungen über diese

*) Hr. J. scheint geglaubt zu haben, Hr. M. werde im Charakter Lessings diesen Statum controversiae festsetzen, und scheint nicht gewußt zu haben, daß M. an einem ganz andern Werke, an den Morgenstunden arbeite, in welchem Lessings Meynung nur beyläufig erscheinen konnte.

Materie, von einem Ende bis zum andern das Gegentheil beweisen? Was hatte er für Gründe, einen Mendelssohn dieser Stupidität oder dieser schamlosen Unredlichkeit fähig zu halten? — Hieraus folgt zweytens die Nichtigkeit des erstern Bewegungsgrundes. Billigte Hr. J. nicht selbst das System des Spinoza, wie konnte es ihn beleidigen, daß es unrichtig vorgestellt wurde? Er wurde in keinem Falle der Advocatus diaboli. Und wenn ein unrichtig vorgestelltes System widerlegt wäre, so hätte er ja noch immer das Wahre im Hinterhalt gehabt, mit dem er zur Demüthigung der Vernunft hervorrücken konnte. War es nicht widerlegt: um desto besser: so wurde die Niederlage der Vernunft noch vollständiger; sie scheiterte an zwey falschen Systemen. Aber freylich der Fall war auch möglich, daß die Kenner der Philosophie des Spinoza, die Darstellung derselben von M. wahr und seine Widerlegung gründlich gefunden hätten; das würde die Eigenliebe des Hrn. J. auf eine doppelte Art gekränkt haben, daß er ein System nicht besser verstanden, worüber er einen Mendelssohn belehren will, und daß er etwas für unwiderleglich gehalten, dessen Widerlegung seinen ganzen Plan zerrüttet hätte. Der Rec. appellirt hier an das Urtheil aller unbefangenen und competenten Richter, ob sie der Entrüstung des Hrn. J. über die Darstellung des Spinozismus, und seiner Unruhe, womit er diesem Streiche auszuweichen sucht, eine andere Triebfeder geben können. Ob er durch die übereilte Bekanntmachung des Briefwechsels dem Streiche wirklich ausgewichen sey, ob er die Leser überzeugt, daß er den Spinoza verstanden, das ist noch eine andere Frage, deren Beantwortung wir wiederum den Lesern überlassen müssen, die nun die Akten vollständig

vor

vor sich haben. Wir verlassen vor der Hand seine Schrift; denn das übrige in derselben sind homiletische-Tiraden, die der Rec. auf ihrem Werth muß beruhen lassen, da ihm das meiste darin dunkel und höchst unbelehrend ist. Wir fahren in der Geschichte des Streits selbst fort. Wie sehr der Schritt des Hrn. J. den seel. M. afficirt habe, wird folgende Schrift lehren:

Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Hrn. Jacobi Briefwechsel über die Lehre des Spinoza. Berlin. 1786. bey Voß. 8. 5½ Bog.

Die Streitigkeit hatte erst ihren Anfang mit Lessings Glaubensbekenntniß genommen. Allein sie hatte bald die Wendung erhalten, daß von Lessing nicht mehr die Rede war; sie hatte sich ganz auf die Frage über den Inhalt und spekulativen Werth der Lehre des Spinoza gelenkt. Beydes gründlich zu beurtheilen, schien dem seel. M. von der ersten Wichtigkeit; der Streit über Lessings Glaubensbekenntniß konnte alsdann leichter und kürzer werden. Er fand Gelegenheit, das erstere in seinen Morgenstunden zu thun, mit deren Endigung und Bekanntmachung er ohnedies beschäfftigt war. Der Briefwechsel, den wir eben angezeigt haben, nöthigte ihn, die Sache wieder persönlich zu machen. Durch dessen Bekanntmachung war dem ganzen Publikum sehr unnöthiger Weise das gesagt worden, was bisher nur drey Menschen gewußt hatten. Wir müssen unsere Leser bitten, diesen Umstand ja nicht zu übersehen. Es fällt in die Augen, daß M. in seiner Freundschaft für Lessing ein eben so starkes Interesse hatte, das Publikum

nicht übereilt zu dem Vertrauten dieses Geheimnisses zu machen, als Hr. J. in der Sorge für seinen eigenen Ruhm. Nicht als wenn M. eine von den Verirrungen, die bey einem so unerschrockenen Forscher, wie Lessing, so natürlich sind, verhehlen zu müssen geglaubt hätte. Er hatte vielmehr selbst gegen Hrn. J. erklärt, daß man „die Nachricht davon nicht unterdrücken müsse, indem es nöthig und nützlich sey, die Liebhaber der Spekulation treulich zu warnen, und ihnen durch eclatante Beyspiele zu zeigen, welcher Gefahr sie sich aussetzten, wenn sie sich derselben ohne allen Leitfaden überließen." (Jac. über die L. des Sp. S. 49. 50.) Allein ehe man der Welt dieses belehrende Schauspiel geben durfte, mußte die Thatsache selbst sowohl in Richtigkeit gebracht seyn, als auch der sittliche Werth des Spinozismus genauer bestimmt werden. Ohne das erstere würde man einen großen Mann unnöthiger Weise bloßgestellt, und ohne das andere bey eingenommenen Gemüthern seinen sittlichen Charakter in ein falsches Licht gestellt haben.

Daß Hrn. J. diese so natürlichen Betrachtungen entgehen, oder daß er ohne alle Schonung, ohne alle Ueberlegung darüber wegspringen konnte, das mußte dem Freunde Lessings, das mußte dem Freunde der Wahrheit, der das Vorurtheil des Ansehens bey so vielen schaden kann, nicht anders, als sehr empfindlich seyn. Hierzu kam noch ein Umstand, der des verewigten M. Person und Charakter selbst betraf. Es mußte nehmlich seine Empfindlichkeit um ein großes vermehren, daß Hr. J. ihm diese Delikatesse nicht zugetrauet hatte, daß er, ohne alle Ursache hatte glauben können, M. wolle aus elender Rechthaberey ihm den Rang ablaufen, und das Publikum

zum voraus gegen ihn einnehmen; noch mehr: daß er hatte glauben können, er werde seiner ausdrücklichen Versicherung entgegen, mit dem Geheimnisse hervortreten, und von Hrn. J. Briefen einen Gebrauch machen, worin derselbe nicht gewilligt hätte; obgleich Hr. J. sich dieses mit den Papieren des Freundes von L. erlaubte.

Nun mußte M. freylich ohne weitere Umstände, die Glaubwürdigkeit von Hrn. Jacobis Erzählung in genauere Prüfung nehmen. Wir gestehen gern, daß Hr. J. eine sehr sonderbare Figur macht, wenn ein vieljähriger vertrauter Freund Lessings mit so starken Gründen eine Erzählung bezweifelt, die er mit so vieler Zuversicht für zuverläßig ausgegeben hat. Mit welchem Rechte konnte aber Hr. J. verlangen, daß man ihm diese unangenehme Empfindung erspare, wenn es den Leumund eines dritten betrifft, für den noch dazu die Welt ein so großes Vorurtheil hat?

Hr. M. kann der Glaubwürdigkeit von Hrn. J. Erzählung freylich nur innere Gründe entgegensetzen; er selbst ist dabey nicht gegenwärtig gewesen. Allein diese innern Gründe sind so stark, daß sie die Kritik der Geschichte bey der Prüfung von jeder Thatsache würde gelten lassen. 1) Die elende Rolle, die L. bey der ganzen Unterredung spielt. „So wie er in dieser Unterredung erscheint, (S. 14.) ist er nicht der kühne, entschlossene Denker, der seiner Vernunft folgt, und von ihr auf Irrwege geführt wird; er ist ein schaler Atheist, nicht aus der Schule des Hobbes oder Spinoza; sondern irgend eines kindischen Witzlings, der sich eine Freude macht, das mit Füßen von sich zu stoßen, was seinem Nebenmenschen so wichtig und theuer ist. — Nur findet man (S. 15.) in allem, was L. vorbringt, nicht einen gesunden Gedanken.“

2) Die Bewunderung, womit er von dem elenden Gedichte spricht, das ihm Hr. J. zu lesen giebt, und Lessing gar nicht ähnlich sieht. 3) Daß er keinem seiner übrigen Freunde, selbst nicht M. dem innigsten philosophischen Freunde, den er je gehabt, seinen Spinozismus entdeckt hat; indeß er gegen Hrn. J. den ersten Tag ihrer Bekanntschaft damit hervorgeht. Wollte man sagen, daß er seinem so alten und geliebten Freunde Moses darum seinen Spinozismus verhehlt, um seiner Gemüthsruhe zu schonen, wie will es Hr. J. verantworten, daß ihm die Gemüthsruhe desselbigen Mannes so wenig werth ist? — Am unbegreiflichsten ist, wie der Herausgeber der Fragmente, der Verfasser des Nathan, der große bewunderte Vertheidiger des Theismus und der Vernunftreligion, dieser Spinozist, Atheist und Gotteslästerer seyn kann. „Um alle diese Schwierigkeiten und anscheinende Widersprüche zu heben, sagt Hr. M. S. 21. weiß ich nur einen einzigen Weg, mir den Verlauf der Sache vorzustellen; und so sehr dieser Weg von meiner Seite Hypothese seyn kann; so scheint er mir doch, wenn ich die Absicht sehe, die Hr. J. zu erkennen giebt, sehr natürlich und dem Charakter der interessirten Personen angemessen zu seyn.“ Diese Hypothese besteht darin, daß Hr. J. Lessingen für einen irrigen und in seinen Subtilitäten verlohrnen Sophisten hielt, den er sich von seiner Krankheit zu heilen entschloß, und den er, um ihn desto sicherer kuriren zu können, um ihm den einzigen Ausgang aus den Irrgängen des Spinozismus recht angenehm zu machen, in diese Irrgänge erst noch tiefer hineinzuführen suchte. „Unser Freund, fährt Hr. M. S. 24. fort, der die ehrliche Absicht des Hrn. Jacobi gar bald mochte gewittert haben,

war schalkhaft genug, ihn in der Meynung, die er von ihm gefaßt hatte, zu bestärken. Theils auch kann er an dem Scharfsinne Vergnügen gefunden haben." Diese Hypothese, so sehr sie immer Hypothese seyn mag, hat doch sehr viel Wahrscheinlichkeit, sonderlich bey denen, die Lessings Laune kennen, und es scheint uns, man habe es von der Billigkeit sowohl, als der Klugheit des Hrn. J. erwarten können, sie nicht so ganz wegzuwerfen. Die Billigkeit erforderte, jedem Mittel, das mit seiner eigenen Ehre bestehen konnte, die Hand zu bieten, wenn er dadurch einen Schritt wieder zurück thun durfte, der dem guten Freunde eines verstorbenen großen Mannes schaden konnte; und die Klugheit mußte ihm rathen, diesen Weg der Billigkeit, um seiner selbst willen, einzuschlagen, da er doch, so sehr er freylich von sich eingenommen ist, es für möglich halten wird, daß er sich mit seinem Urtheile über L. konnte geirrt, seine Aeußerungen unrecht gedeutet haben, zumal da sich ohne Zweifel ein geheimer Wunsch mit in das Spiel gemischt und sein Urtheil, ihm selbst unvermerkt, gelenkt hatte, daß er endlich, nach einer so langen Zwischenzeit, den Gang des Gesprächs nach einer vorgefaßten Meynung konnte aufgezeichnet haben. So würde er des Ruhms eines großen Mannes am besten geschont und selbst den seinigen im geringsten nicht bloß gestellt haben. Wir müssen hier unsere Leser auf das schonende, liebende Herz des verewigten Weltweisen aufmerksam machen; es war ihm nur um die Rettung seines, so sehr verehrten und so verehrungswürdigen Freundes, und gar nicht um die Beschämung seines Gegners zu thun; er bauete ihm eine goldene Brücke, auf der er sich mit Ehren hätte zurückziehen können. Wie er ihm das verdankt hat, wird sich in der Folge zeigen.

Was des Hrn. J. Darstellung des Spinozismus betrifft, so hat uns Hr. M. hier seine Gedanken darüber mitgetheilt, nemlich von S. 36. seine Erinnerungen über diejenige, welche in dem Gespräche mit L. enthalten ist, und von S. 56. die Anmerkungen über seinen französischen Brief an Hemsterhuys und den darauf folgenden deutschen Aufsatz. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir alle gründlichen und scharfsinnigen Bemerkungen, die Hr. M. bey dieser Gelegenheit so lichtvoll als es die Schwierigkeit der Materien zulassen kann, vorträgt, stückweise anführen wollten. Wir begnügen uns blos das Resultat derselben hieher zu setzen. (S. 74.) „War mir der französische Spinoza unerreichbar, so war mir der deutsche vollends wie in Nebel und Wolken verhüllt. Ich konnte keinen Gedanken festhalten; kaum wagte ich es, einen zu erhaschen, so mußte ich ihn in der folgenden Periode schon wieder fahren lassen; bald schien es mir, als wären, nach dem Spinoza des Hrn. Jacobi, alle veränderliche Dinge bloße Gedanken und Vorstellungen des Unveränderlichen; bald schien er doch auch dem Veränderlichen objektives Daseyn zuzuschreiben, gleichwohl ward protestirt, daß das Unendliche kein Aggregat des Endlichen sey, daß überhaupt durch Zusammensetzung kleinerer Grade kein höherer Grad erhalten werde, und also unendlich Vieles nicht Ein Unendliches ausmachen könne. Diesem allen unbeschadet, sollte doch alles Veränderliche mit dem Unveränderlichen Eins und dieselbe Substanz seyn. Sodann verstand ich wieder an einem andern Orte aus seinen Worten, daß sein Unendliches ein bloßes Abstractum quid, ein allgemeiner Begriff sey, der nur deswegen ewig, unendlich und unveränderlich sey, weil er in allem Endlichen

lichen und Veränderlichen anzutreffen seyn, und ihm zum Grunde liegen muß. Auf solche Weise hätte blos das Endliche ein konkretes Daseyn; das Unendliche aber wäre ein Begriff, der von dem Endlichen abgesondert werden kann. Die absolute Einheit selbst, die er seiner einzigen möglichen Substanz zuschreibt, schien an manchen Stellen eine bloße Einheit der Abstraction zu seyn, wie etwa die Thierheit in allen Thieren, die Menschheit in allen Menschen Eins ist, dem Begriffe nach; der Sache nach aber jedem Einzelnen besonders zukömmt. Dieselbe Kraft der Schwere ist es, die dort die Himmelskörper und hier das Pendul an der Uhr bewegt. Dem Begriffe nach, ist es also eine und eben dieselbe Kraft; allein der Sache nach, muß diese Kraft in jedem konkreten Einzelnen wiederhohlt und vervielfältiget werden, wenn sie so mancherley Veränderungen hervorbringen soll. So schien mir auch die Einheit des Spinoza bloß dem Begriffe nach genommen werden zu müssen, weil dasjenige, worin alles Veränderliche übereinkömmt, dem Begriffe nach Eins und immer Dasselbe ist; ob es gleich der Sache nach in jedem Einzelnen wiederhohlet wird. Mit diesem Begriffe konnte ich gleichwohl wiederum andere Stellen nicht in Uebereinstimmung bringen. Mit einem Worte, ich war wie im Cirkel herumgetrieben und konnte nirgends festen Fuß fassen."

Was einem jeden bey Durchlesung dieser kleinen Schrift am meisten auffallen mußte, ist der daselbst S. 58 bis 60 abgedruckte Anfang eines Briefes des Hrn. Jacobi an Hrn. M. Es herrscht darin ein Uebermuth, den sich der größte Mann gegen den schwächsten Gegner in einem gelehrten Briefwechsel zu zeigen schämen würde. Und nun denke man sich

Was des Hrn. J. Darstellung des Spinozismus betrifft, so hat uns Hr. M. hier seine Gedanken darüber mitgetheilt, nemlich von S. 36. seine Erinnerungen über diejenige, welche in dem Gespräche mit L. enthalten ist, und von S. 56. die Anmerkungen über seinen französischen Brief an Hemsterhuys und den darauf folgenden deutschen Aufsatz. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir alle gründlichen und scharfsinnigen Bemerkungen, die Hr. M. bey dieser Gelegenheit so lichtvoll als es die Schwierigkeit der Materien zulassen kann, vorträgt, stückweise anführen wollten. Wir begnügen uns blos das Resultat derselben hieher zu setzen. (S. 74.) „War mir der französische Spinoza unerreichbar, so war mir der deutsche vollends wie in Nebel und Wolken verhüllt. Ich konnte keinen Gedanken festhalten; kaum wagte ich es, einen zu erhaschen, so mußte ich ihn in der folgenden Periode schon wieder fahren lassen; bald schien es mir, als wären, nach dem Spinoza des Hrn. Jacobi, alle veränderliche Dinge bloße Gedanken und Vorstellungen des Unveränderlichen; bald schien er doch auch dem Veränderlichen objektives Daseyn zuzuschreiben, gleichwohl ward protestirt, daß das Unendliche kein Aggregat des Endlichen sey, daß überhaupt durch Zusammensetzung kleinerer Grade kein höherer Grad erhalten werde, und also unendlich Vieles nicht Ein Unendliches ausmachen könne. Diesem allen unbeschadet, sollte doch alles Veränderliche mit dem Unveränderlichen Eins und dieselbe Substanz seyn. Sodann verstand ich wieder an einem andern Orte aus seinen Worten, daß sein Unendliches ein bloßes Abstractum quid, ein allgemeiner Begriff sey, der nur deswegen ewig, unendlich und unveränderlich sey, weil er in allem Endlichen

lichen und Veränderlichen anzutreffen seyn, und ihm zum Grunde liegen muß. Auf solche Weise hätte blos das Endliche ein konkretes Daseyn; das Unendliche aber wäre ein Begriff, der von dem Endlichen abgesondert werden kann. Die absolute Einheit selbst, die er seiner einzigen möglichen Substanz zuschreibt, schien an manchen Stellen eine bloße Einheit der Abstraction zu seyn, wie etwa die Thierheit in allen Thieren, die Menschheit in allen Menschen Eins ist, dem Begriffe nach; der Sache nach aber jedem Einzelnen besonders zukömmt. Dieselbe Kraft der Schwere ist es, die dort die Himmelskörper und hier das Pendul an der Uhr bewegt. Dem Begriffe nach, ist es also eine und eben dieselbe Kraft; allein der Sache nach, muß diese Kraft in jedem konkreten Einzelnen wiederhohlt und vervielfältiget werden, wenn sie so mancherley Veränderungen hervorbringen soll. So schien mir auch die Einheit des Spinoza bloß dem Begriffe nach genommen werden zu müssen, weil dasjenige, worin alles Veränderliche übereinkömmt, dem Begriffe nach Eins und immer Dasselbe ist; ob es gleich der Sache nach in jedem Einzelnen wiederhohlet wird. Mit diesem Begriffe konnte ich gleichwohl wiederum andere Stellen nicht in Uebereinstimmung bringen. Mit einem Worte, ich war wie im Cirkel herumgetrieben und konnte nirgends festen Fuß fassen."

Was einem jeden bey Durchlesung dieser kleinen Schrift am meisten auffallen mußte, ist der daselbst S. 58 bis 60 abgedruckte Anfang eines Briefes des Hrn. Jacobi an Hrn. M. Es herrscht darin ein Uebermuth, den sich der größte Mann gegen den schwächsten Gegner in einem gelehrten Briefwechsel zu zeigen schämen würde. Und nun denke man sich

einen

einen Jacobi gegen einen Mendelssohn! Den Urheber einiger fliegenden Blätter gegen den Verfasser des Phädons und der Briefe über die Empfindungen! Einen Mann, der mehr wegen dessen, was er allenfalls hoffen läßt, als wegen des schon geleisteten geschätzt werden könnte, gegen einen ehrwürdigen angesehenen Schriftsteller von entschiedenen Verdiensten!

Alles dieses wird denen noch auffallender, welche den edlen Mann persönlich gekennet, und oft Gelegenheit gehabt haben, des verewigten Moses Mendelssohns Bescheidenheit näher zu kennen. Er, der sich seiner überwiegenden Vorzüge in Gegenwart derer, die geringere Ansprüche auf Ruhm hatten, so gern entäußerte, so willig andern Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und jungen aufblühenden Genieen durch seine Aufmerksamkeit auf ihre Versuche Zutrauen zu sich selbst einzuflößen suchte. — Er, dieser nicht weniger bescheidne als berühmte und allgemein verehrte Philosoph sieht sich auf einmal der stolzen Verachtung eines Mannes ausgesetzt, der sich zu ihm drängte, der mit ihm einen freundschaftlichen Briefwechsel eröffnen zu wollen schien, und sich dabey auf eine so unverantwortliche Weise aufführte. Fast sollte man glauben, Hr. Jacobi habe mit kindischer Eitelkeit nur in Moses Mendelssohn den Juden, und in sich selbst den geheimen Rath gesehen.

Damit derjenige, welcher die recensirte Schrift nicht eben bey der Hand haben möchte, selbst davon urtheilen könne, so soll hier die angeführte Stelle des Briefes zur Beschämung ihres Verfassers mit abgedruckt werden. — Ein jeder unbefangener Mann urtheile, ob es überhaupt einen bescheidenden und wohldenkenden Gelehrten gezieme, an einen andern unabhängigen Gelehrten in solchem stolzen und

weg-

wegwerfenden Tone zu schreiben. Es scheint fast, Hr. Jacobi habe ganz vergessen, daß er als Gelehrter sich doch wahrhaftig mit Moses Mendelssohn gar nicht messen darf.

Die Stelle des Briefes lautet, wie folget:

„An
Herrn Moses Mendelssohn, über desselben mir zugeschickte Erinnerungen.“

„Ehe man nach Blöße suchen darf, muß des Gegners „Klinge erst gefunden und gehalten seyn. Sie suchten die meinige, und schwangen Ihr Gewehr in Kreise, ohne Widerstand zu finden, denn dagegenüber war ich nicht. Ich will „in dem geraden stillen Wehre, worin ich stand, vor Sie hinrücken, und mit einem nur geraden Stoße in Ihren Kreis „den Ausfall wagen. Fängt ihr Kreis meinen Stoß auf, „dann erst sind wir im Gefecht.

„Ohne Allegorie. Ihren Erinnerungen liegt von Anfang bis zu Ende eine Irrung zum Grunde, die Sie unerörtert „lassen. Da Ihr Begriff von der Lehre des Spinoza mit dem „Meinigen nicht überein kam, so mußte wenigstens einer von „uns diese Lehre unrecht fassen. Wenn es nun auch nicht an „sich der Mühe werth wäre, zu untersuchen, oder vielmehr, „wenn es ja nicht die Frage seyn konnte, wer von uns beyden „der Irrende sey, so mußte die Frage doch geliehen werden, „sobald mir die Ehre wiederfahren sollte, daß Sie in diese „Materie sich mit mir einließen. Diese Frage zu leihen, wäre „um so billiger und unverfänglicher gewesen, da Sie über dem „Lesen des gegenwärtigen Aufsatzes sich gewiß erinnern werden, „wie sehr Ihnen die Schriften des Spinoza aus dem Gedächtniß gekommen sind, wovon eignes Bewußtseyn Ihnen doch „auch damals schon beywohnen mußte. Genug, indem Sie „unterließen, durch eine Vergleichung mit der Urkunde Ihren „Begriff von dem Spinozismus gegen den Meinigen zu wägen, umgiengen Sie die Sache selbst. Alles mußte nun im „Unbestimmten schwanken, an keiner Seite konnten Sie recht „angreifen, viel weniger durchsetzen. Der Nachdruck fehlte, „weil der rechte Widerstand gebrach. Und mit wie vielerley

„auf

„auf einmal kommen Sie nicht ins Gemenge? Mit der in„nerlichen Unwahrheit Ihres eigenen Begriffes, oder mit dem „Falschen in der Sache selbst, nach ihrer Vorstellung davon; „mit der innerlichen und mit der angenommenen äußerlichen „Unwahrheit des Meinigen; hernach mit dem, was Lessing „und mir besonders zugehörte, oder so genommen werden mochte. So vielerley und so verschiedenes, und da es unaufhörlich in einander sich verlieren mußte, konnte ihre Streitschrift „nicht anders, als sehr verwickelt werden lassen. Darum je „länger u. s. w."

M. erlebte übrigens den Abdruck dieser Schrift nicht, und den nächsten Anlaß zu diesem Tode gab eben das, was den Anlaß zu dieser Schrift gab. So sagt Hr. Engel, der diese Schrift mit einer Vorrede begleitete, in welcher er seiner Freundschaft für den Verstorbenen ein würdiges Denkmal errichtet. — „Ich gestehe frey, sagt er S. IV. daß an dem Orte, wo ich lebe, mich kein Schlag empfindlicher hätte treffen, kein Unfall tiefer hätte verwunden können, als der Tod dieses Edlen."

Nun diesen Edlen, diesen verstorbenen Edlen, wie behandelt den Hr. Jacobi? Das wird kein Unpartheyischer in folgender Schrift ohne Unwillen lesen.

Friedrich Heinrich Jacobi wider Mendelssohns Beschuldigungen, betreffend die Briefe über die Lehre des Spinoza. Leipzig, bey Göschen. 1786. 8.

Hr. M. hatte in seiner letzten Schrift gegen Lessings Spinozismus, den Hr. J. aus seinem Gespräche mit ihm geschlossen, so wie gegen seine Darstellung der Lehre des Spinoza, Einwürfe gemacht. Wie hat Hr. J. diese Einwürfe widerlegt? Wir finden auch nicht einen einzigen Grund, der sie entkräftete, statt dessen

dessen eine stolze Entrüstung, eine Bitterkeit, ein Wehklagen, die sich kaum rechtfertigen ließen, wenn Hr. J. die schnödeste Behandlung von M. erfahren hätte. Wo ist aber in M. Schrift nur eine Spur von einer solchen Behandlung? Er begegnet Hrn. J. mit einer Schonung, deren nur ein Mann fähig ist, der sich lange in der Beherrschung auch seiner gerechtesten Empfindlichkeit geübt hat. Man kann ohne Bedenken einen jeden Leser der Mendelssohnischen Schrift auffodern, auch nur eine Stelle zu zeigen, womit Hr. J. seine unerhörte Bitterkeit entschuldigen könnte, selbst alsdann, wenn er seine Zweifel aus dem Grunde gehoben hätte.

Der ersten Beschuldigung, wie es Hr. J. nennt, „daß er nehmlich die Nachricht: L. sey ein Spinozist gewesen, Hrn. M. zugenöthigt, und zwar dergestalt, daß M. wohl gesehen, man sey geneigt, Lessingen auf diese Weise den Proceß zu machen," — dieser Beschuldigung begegnet Hr. J. damit, daß er zeigt, die Nachricht sey demselben erst durch die ungenannte Freundin, die hier Emilie heißt, zugekommen. — Aus der angeführten S. 8 und 10. der Mendelssohnischen Schrift, erhellet nur, daß M. die Nachricht von Lessings Spinozismus für eine gewagte Anekdote, nicht aber, daß er die Mittheilung derselben, falls sie zuverläßig gewesen wäre, für eine Zunöthigung gehalten. — Der zweyten Beschuldigung: daß „diese Nachricht bloße Anekdotenkrämerey scheine, weil L. in der Unterredung eine Rolle spielt, die seiner so wenig würdig ist" — setzt Hr. J. entgegen: daß sie ein gewisser ungenannter Freund von L. und M. nicht für so unwahrscheinlich gehalten, als M. selbst, „weil die Neigung zur Paradoxie endlich Zweifelsucht eingewurzelt und das klare Iudicium veri et falsi verlieren

machen können.“ Dieses beweiset weiter nichts, als daß dieser ungenannte Freund, Lessingen nicht so gut gekannt, oder daß er sich weniger interessirt geglaubt, in die Wahrheit der Nachricht tiefer einzudringen, oder daß er gegen Hrn. Jacobi gefälliger seyn wollen, als M. Die übrigen Auszüge, die Emilie aus M. Briefen macht, und die beweisen sollen, daß derselbe von Lessings Spinozismus überzeugt gewesen, sind allgemeine Versicherungen, „daß aus Hrn. J. Gebäude, das er sich auf eigene Kosten errichtet, so viel philosophischer Scharfsinn hervorleuchte, daß er gar wohl begreife, wie L. habe dafür können eingenommen werden — daß er seinen Fragen vor der Hand vollkommen Genüge gethan. (S. 20.) — Allein nach allem dem heißt es noch, (S. 21.) daß „er sich über eines und das andere in Hrn. J. Aufsatze noch Erläuterungen ausbitte, ehe er über Lessings Charakter schriebe.“ Wer kann aus diesen allgemeinen Ausdrücken, die die Bescheidenheit des Schriftstellers noch höflicher und verbindlicher gemacht, als [illegible] ürden gewesen seyn, wenn er Zeit und Gesund[illegible]t ge[illegible]t hätte, die Sache auf der Stelle zu ergründen, [illegible] nach (S. 21.) *) nicht hatte, — wer kann dar[illegible] gesetzt daß sie Emilie aus Mendelssohns Briefe tr[illegible] lich in den ihrigen übertragen hat, den Schluß [illegible] nur erzwingen, daß M. von L. Spinozismus von der Richtigkeit der Darstellung der Lehre des S[illegible] noza durch Hr. J. überzeugt gewesen?

In der Beantwortung der dritten Beschuldi[illegible] ist dem Hrn. J. insonderheit die Versicherung a[illegible]

*) „Für jetzt sey es ihm ganz unmöglich, weder an [illegible] „noch an Spinoza anhaltend zu denken.“

ßig, M. „habe ihn im Grunde nicht gekannt.„ (S. 32.) Er sagt: M. habe ihn nur zu gut gekannt; und setzt den seichten Spott hinzu „es sey von Seiten eines so wahrhaftigen Mannes zu verwundern, daß er am Schlusse seiner Fragen die Schmeicheley anbrachte: er sey von mir (den er im Grunde nie gekannt hatte) fest überzeugt, daß ich sowohl L. ganz verstanden, als auch von einer so wichtigen Unterredung jeden Umstand im Gedächtniß behalten haben würde.“ Eben weil M. den Hrn. J. nicht genug kannte, konnte er anfänglich das, insonderheit das erste glauben; nachdem er aber Hrn. J. durch die Bekanntmachung des Privatbriefwechsels näher als einen seichten, eiteln, stolzen, vorschnellen Menschen kennen lernte, mußte sich diese Meynung, daß er Lessingen recht verstanden, freylich ändern. — Aber Hr. M. hatte doch, (S. 33.) des Hrn. J. Etwas was Lessing gesagt hat, gelesen. Als wenn man den kennen müßte, dessen Bücher man gelesen hat! „Er hatte dem Verfasser Richtigkeit des Urtheils und selbst Tiefsinn beygemessen.“ Allein M. sagt, wie ihn Hr. J. selbst anführt, er habe von Hrn. J. Verdiensten als Schriftsteller gewußt, aber im metaphysischen Fache habe er nie etwas von ihm gesehen. — Gehört dann sein Etwas in das metaphysische Fach? Kann man einem nicht Richtigkeit des Urtheils und selbst Tiefsinn beymessen, ohne ihn für einen Metaphysiker zu halten? — Auf diese Gründe, die die Wahrheit von Hrn. J. Meynung über Lessings Spinozismus, ja selbst Mendelssohns Ueberzeugung von ihrer Wahrheit außer allem Zweifel setzen sollen, glaubt also nun Hr. J. die Hypothese, woraus sich M. den Vorgang, so wie ihn Hr. J. erzählt, zu erklären gesucht, nicht annehmen zu dürfen. M. habe sich selbst nur gestellt,

als wenn er daran zweifelte. — Insonderheit scheint Hrn. J. Lessing durch Mendelssohn erniedrigt. „Und wie nichtswürdig, sagt er S. 52. „geckenhaft und bübisch muß er seinem losen Muthwillen zu Gefallen, durchaus handeln? — Einen solchen Lessing hätten wir, wenn eine von den beyden angeführten Hypothesen Mendelssohns bestehen sollte? Und zu einem solchen L. was für einen M.? Einen M. der das alles gar nicht für übel fände; sich ein ähnliches auch wohl erlauben dürfte? Da M. seinen Freund L. gewiß genauer kannte, als ihn Hr. J. kennen konnte, so mußte er wissen, daß zu dem Benehmen, das Hr. J. für Bekenntniß des Spinozismus hielt, eben keine grosse Verstellung gehörte. Es ist schon von M. selbst bemerkt worden, daß L. immer begierig war, auch eine verworfene Meynung geschickt vertheidigt zu sehen; er konnte also sehr wohl begierig seyn, zu hören, mit welchen neuen Gründen Hr. J. dem Spinozismus einen neuen Schein geben würde, welche neue Wendungen sein Bestreben, ihm denselben unwiderleglich zu machen, und ihm hernach das Bedürfniß des Glaubens fühlen zu lassen, geben würde. Das stimmt mit seinem litterarischen Charakter, so wie er allen aufmerksamen Beobachtern in die Augen fallen mußte, besonders denen, die Lessingen etwas genauer kannten, als ihn Hr. J. kannte, genugsam überein. Lessing beschäfftigte sich mit den Wissenschaften vorzüglich, sofern sie den Verstand üben; er behandelte sie selbst so für das Publikum. Daher kam es ihm nicht immer darauf an, etwas auszumachen. Er glaubte schon etwas nützliches gethan zu haben, wenn er die Gründe und Gegengründe einer Meynung mit aller möglichen Schärfe durchgedacht, und hiezu auch seinen Lesern durch seine Untersuchun-

gen

gen Gelegenheit gegeben hatte. Die Sache war auf diese Art immer einer richtigen Entscheidung näher gebracht, und am Ende waren so die Verstandeskräfte am besten geübt, der Geist am meisten veredelt. Daher waren ihm auch alle Wissenschaften gleich schätzbar; denn, wenn sie philosophisch behandelt werden, sind sie alle ein geschickter Stoff, an welchem sich der Verstand üben kann. Es war ihm eben so wichtig, das Räthsel eines griechischen Epigrammatisten zu errathen, wenn es nur sinnreich war, und den Verstand schärfte, als ein noch so praktisches Problem aufzulösen. Wie wenn ihn Hr. J. in dieser Laune, die bey ihm die herrschende war, getroffen hat, und wenn er seinen Beytrag zu dem Gespräche nach dem Tone dieser Laune gegeben, wenn er von Zeit zu Zeit durch aufmunternden Beyfall das Gespräch im Gange zu erhalten gesucht? War denn das ein so abscheulicher Lessing? Und hätte ihn Hr. J. nicht längst von der Seite kennen sollen? Sein ganzes schriftstellerisches Leben war ja so geführt; und einem solchen Manne wollte Jacobi den Glauben durch die Verzweifelung an der Spekulation empfehlen, und an dieser sollte er verzweifeln, weil sie zum Spinozismus führte? Sah Hr. J. dann nicht, daß ein L. wenn er nicht seinen ganzen bisherigen Charakter verläugnen sollte, bey sich selbst sagen mußte: und was dann mehr, wenn die Vernunft zum Spinozismus führt? Allein, führt sie dann auch dahin? Aus der Schwierigkeit, worin mich meine heutige Spekulation verwickelt, kann mich vielleicht meine morgende wieder heraushelfen. Wie wenig hat H. J. den ganzen Umfang von Lessings großem Geiste gekannt! Eben so wenig ist ihm Mendelssohns Geist bekannt. Er faßt die feine ächtsokratische Ironie des Weltweisen auf, in welcher

er bereits in der Vorrede zu seinen Morgenstunden die Aufforderungen einiger neuern Schriftsteller von sich ablehnt, ihre skeptischen Knoten zu lösen. Ich bin in der Leibnitzischen und Wolfischen Philosophie aufgewachsen, das ist sein Sokratisches Ich weiß nicht, ich kann den Sophisten in ihren tiefsinnigen Reden nicht folgen. Heißt das, Moses wußte nichts, als was ihn Leibnitz und Wolf gelehrt? Oder kann es nicht heißen: er habe sich an ihre philosophische Sprache gewöhnt und lege die Grundsätze, die sie mit mehrern Menschen von gesundem Verstande gemein haben, in seinen Untersuchungen zum Grunde, die ihn in den vornehmsten Stücken auf die nehmlichen Resultate führen, worauf Leibnitz und Wolf gekommen sind. Heißt das ein steifer Leibnitzianer seyn? Es sind sicherlich wenige philosophische Köpfe geschmeidiger gewesen, als M. Wenige haben sich in die Eigenheiten eines Systems tiefer hineindenken können, als er, wenige haben die unterscheidenden Eigenheiten eines noch so unverständlichen Systems so genau und deutlich angeben können, als er, wenige die Punkte, wo sich das fremde System mit demjenigen, das er für wahr hielt, begegnen würde, besser bestimmen, und einer fremden philosophischen Sprache einen richtigen Sinn unterlegen können, als er. Von diesem allen hat er selbst in seiner Beurtheilung des Spinozismus Beweise gegeben. Die Kenner werden sie immer für die richtigste erkennen, sie werden es bewundern, mit welchem Scharfsinn er die Richtung angedeutet hat, wonach dieses System in das Scholastische übergehen würde, wenn die Gedanken seines Urhebers über gewisse Fragen, worauf sie führen, wären bestimmt, und von da bis zu ihrem Ausgange in ihren Schlußfolgen verfolgt

wor-

worden. Kann man den einen steifen Anhänger eines Systems nennen, dessen Philosophie mit den Urtheilen des gesunden Verstandes so übereinstimmt, und sich diesem gesunden Verstande so faßlich zu machen weiß, als Mendelssohns Philosophie? — der seine Philosophie durch so viele richtige und tiefsinnige Theorien fruchtbar zu machen weiß, als M. die seinige durch ihre Anwendung in der Moral und den schönen Wissenschaften, wovon er in seinen philosophischen Schriften Proben gegeben hat, durch welche er der deutschen Philosophie auch bey den Fremden Achtung verschafft hat? Wenn Hr. J. einen solchen Kopf steif und unbiegsam nennt, so kann ihm nur derjenige geschmeidig seyn, der nichts aus eigener Ueberzeugung für wahr hält, sondern jedesmal das nachbetet, was ihm vorgebetet wird, auf den keine überwiegende Gründe einen Eindruck machen, der die Gründe von allen Systemen für gleich stark hält, weil er die Beweiskraft von keinem einsieht. Wer das, was er als wahr annimmt, aus eigener Ueberzeugung als wahr annimmt, der kann kein steifer Systematiker seyn, er mag seine Meynungen ändern oder behalten, der ist kein steifer Anhänger eines Systems, er mag sein System gelernt oder selbst erfunden haben. Sind die neuern Astronomen darum steife Kopernikaner, weil sie sich von dem Ptolemäischen oder Tychonischen System nicht überzeugen können, oder weil vor ihnen ein Mann, der Kopernikus hieß, dieses System erfunden hat? Außerdem vergißt Hr. J. daß er durch einen eben angeführten Machtspruch die Leibnitz-Wolfische Philosophie für Spinozistisch erklärt hat. So wäre ja M. auch ein spinozistischer Fatalist; oder ist er in diesem Punkte von Leibnitz und Wolf abgewichen; that er dies, wie ist er dann ein Leibnitzianer

oder Wolfianer? er ist ja von diesen Männern abgegangen, wenn er Gründe dazu fand; oder ist er ihnen nur blindlings gefolgt, wenn er mit ihnen aus Ueberzeugung eins war?

Doch wir kehren zu Lessingen zurück. Hr. M. hatte gegen seinen Spinozismus auch seine Bekanntmachung der Fragmente eines Ungenannten und seinen Nathan angeführt. Die Stärke des erstern Arguments hatte er ohne Zweifel darin gesetzt, daß L. diese Fragmente, die überall den reinsten Theismus athmen, ja auf den reinsten Theismus gebauet sind, mit einem Beyfall und Lobe in die Welt eingeführt hat, das in dem Munde eines Pantheisten nur Persiflage seyn könnte. Der Pantheist würde so viel Zubereitung nicht nöthig haben, um die Offenbarung umzustoßen; wenn es mit seinem System seine Richtigkeit hätte, so fällt sie von selbst. — Und der Nathan? — der ist dem Hrn. J. nur ein Gedicht. „So könnte ja wohl auch Voltaire, sagt er S. 75. wegen seiner Alzire und Zaire, als ein Eiferer und Zeuge für die christliche Religion herausgestrichen werden." Wer sind dann aber die Helden des französischen Dichters, Zamore oder Don Gusman? Orosman oder Nerestan? Und wer ist der Held des deutschen Dichters, der hierarchische Patriarch oder der weise Nathan? Oder ist es keiner von beyden? Dieses letztere scheint Hr. J. zu verstehen zu geben. „Die Absicht dieses Gedichts liegt ja so klar zu Tage, heißt es, daß sie jedem Leser von selbst entgegen kommt; die Absicht, den Geist aller Offenbarung verdächtig zu machen, und jedes System von Religion, ohne Unterschied, als System, in einem gehäßigen Lichte darzustellen." Hr. J. irrt sich sehr: das System von einer Vorse-

hung,

hung, die mit Weisheit und Güte die Welt regiert, soll im Nathan gewiß nicht in einem widrigen Licht vorgestellt werden. Denn aus diesem fließt die ganze erhabene Tugend und Seelenruhe des weisen Nathan. Er ist mit der Vorsehung zufrieden, er findet allen seinen Muth wieder, sobald der herzerhebende Gedanke an eine gütige Vorsehung wieder sein Herz gestärket, und er in der christlichen Recha wiederum einen Gegenstand seiner väterlichen Liebe gefunden hat, dem sein liebendes Herz, das durch den Verlust seiner Kinder verwundet war, wohlthun konnte. Kann diese Stelle, die schwerlich noch ein Auge ohne Thränen gelesen hat, aus einer andern, als einer überzeugten Seele geflossen seyn? Und was soll man von einem Manne sagen, der, um seine eigne Uebereilung zu entschuldigen, das dem Dichter nicht will für ein Bekenntniß seines Glaubens an die Vorsehung gelten lassen?

Hier könnte Hr. J. seine Vertheidigung geendigt haben. Er könnte zufrieden seyn, wenn er gezeigt hätte, daß er Lessingen recht verstanden, und man würde es ihm glauben, daß für ihn selbst kein anderer Weg übrig sey, um sich aus den Irrgängen des Spinozismus heraus zu finden, als der Glaube. So hatte der seel. M. den Streit selbst für geendiget erklärt. Er hatte erklärt, daß seine Vernunft mit seinem gesunden Verstande diesen Ausgang gefunden habe, und es dem Hrn. J. überlassen, sich einen Ausgang auf seine Art zu suchen. Aber auch darin soll er nicht recht haben; die Vernunft soll auf keine Weise die Gründe für die Wirklichkeit des höchsten Wesens zu erkennen im Stande seyn, der Theismus, wovon sie sich überzeugt, soll keine wahre Erkenntniß Gottes seyn.

M. hatte in seinem ganzen Briefwechsel, er hatte in seinen Morgenstunden die Vernunftmäßigkeit des Theismus behauptet. Indem Hr. J. nicht ihn widerlegt, sondern nur gegen ihn eifert: so entsetzt er sich beyläufig darüber, daß er sich Lessingen zu belehren herausnehme, indem er in der Lehre des Spinoza verschiedene Widersprüche zu zeigen sucht, und zwar nicht einmal eigentlich Lessingen, wie Hr. J. meynt, sondern nur bey Gelegenheit von Lessings Spinozismus. Warum aber nicht auch Lessingen selbst? Das findet Hr. J. so — wir wissen selbst nicht wie? — kurz so, daß er nicht anders, als ausrufen kann: (S. 81.) „Männer! dürft ihr mich bestrafen, daß mir die Feder in der Hand vor Unwillen bebt, indem ich dieses schreibe? Ich unterdrücke ihn ja, diesen bittern Unwillen; sag es ja nicht heraus, was mein Inwendiges in diesem Augenblicke umwendet.“ Diesen unbesonnenen Unwillen möchte der große Lessing Hrn. J. schwerlich verdankt haben. Lessing machte gar kein Geheimniß daraus, daß er sich nicht schäme, von seinem Freunde Mendelssohn zu lernen, und selbst sich über seine gedachtesten Werke von der tiefsinnigen und selbst schulgerechten Beurtheilung desselben belehren zu lassen. Rec. weiß dieses zuverläßig, und Lessings und Mendelssohns gemeinschaftliche Freunde, Ramler, Nicolai,*) Engel können es bezeugen. Was

*) Ich glaube hier, unter meiner Namensunterschrift, beyläufig, ein paar Worte über zwey Stellen dieser Schrift (S. 99 und 124.) sagen zu müssen, in welchen Hr. Jacobi, bey sehr gesuchter Gelegenheit, mich anzugreifen, für gut gefunden hat. Er bildet sich ein — wie denn sein ganzes Werkchen von Einbildungen voll ist — man werde viel wider ihn schreiben, man werde ihn überschreiben

Was ist darin so entsetzliches, daß zwey gleich große Männer sich einander belehren? Beurtheilt etwan Hr. J. Lessingen hier nach seinen eigenen stolzen Empfindungen, die er in diesem Buche leider so sehr an den Tag legt? Lessing fand es nicht zu schlecht für sich, daß er von einem Mendelssohn lernte, weil er Mendelssohnen kannte, und weil er, so groß er war, sich doch selbst zu gut kannte, um sich für unfehlbar zu halten. Warum hält es Hr. J. so schimpflich, von andern sich belehren zu lassen?

In seinem Eifer gegen die Vernunftreligion hebt Hr. J. damit an, daß er ihren Gebrauch zur Verstärkung und Ergänzung unserer natürlichen Verbindlichkeit tadelt. Zwar ist der seel. Moses nicht der einzige, der behauptet hat, daß ohne Religion sich keine Harmonie in den menschlichen Pflichten denken lasse. Hr.

ben. Ich denke, er hat das gar nicht zu befürchten, denn wer wird mit einem aufgebrachten Mann einen unnützen Streit führen wollen. Er affektirt im voraus, und sagt, daß dieß besonders in der allgemeinen deutschen Bibliothek „bey jeder Gelegenheit, wo es paßt „und nicht paßt,“ geschehen werde, und ich denke, er wird sich ganz irren. Er hätte sich daher eine Zeile ersparen können, worin er die allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, woran über hundert der würdigsten Gelehrten Deutschlands arbeiten, und das seit 22 Jahren doch wohl den unstreitigsten Nutzen gestiftet hat, zu einem paraphrasirten Meßkatalogus des Hrn. Nicolai herabwürdigen will. Ich glaube, Hr. Jacobi schadet niemand als sich selbst, wenn er von einem Manne, wie mein verewigter Freund Moses Mendelssohn, oder wenn er von einem Werke, wie die allgemeine deutsche Bibliothek, schnöde zu urtheilen affektirt. Daneben glaube ich auch, daß Hr. Kant ein großer Philosoph ist, und ein Philosoph, mit dem sich Moses Men-

M. hatte in seinem ganzen Briefwechsel, er hatte in seinen Morgenstunden die Vernunftmäßigkeit des Theismus behauptet. Indem Hr. J. nicht ihn widerlegt, sondern nur gegen ihn eifert: so entsetzt er sich beyläufig darüber, daß er sich Lessingen zu belehren herausnehme, indem er in der Lehre des Spinoza verschiedene Widersprüche zu zeigen sucht, und zwar nicht einmal eigentlich Lessingen, wie Hr. J. meynt, sondern nur bey Gelegenheit von Lessings Spinozismus. Warum aber nicht auch Lessingen selbst? Das findet Hr. J. so — wir wissen selbst nicht wie? — kurz so, daß er nicht anders, als ausrufen kann: (S. 81.) „Männer! dürft ihr mich bestrafen, daß mir die Feder in der Hand vor Unwillen bebt, indem ich dieses schreibe? Ich unterdrücke ihn ja, diesen bittern Unwillen; sag es ja nicht heraus, was mein Inwendiges in diesem Augenblicke umwendet." Diesen unbesonnenen Unwillen möchte der große Lessing Hrn. J. schwerlich verdankt haben. Lessing machte gar kein Geheimniß daraus, daß er sich nicht schäme, von seinem Freunde Mendelssohn zu lernen, und selbst sich über seine gedachtesten Werke von der tiefsinnigen und selbst schulgerechten Beurtheilung desselben belehren zu lassen. Rec. weiß dieses zuverläßig, und Lessings und Mendelssohns gemeinschaftliche Freunde, Ramler, Nicolai,*) Engel können es bezeugen.

Was

*) Ich glaube hier, unter meiner Namensunterschrift, beyläufig, ein paar Worte über zwey Stellen dieser Schrift (S. 99 und 124.) sagen zu müssen, in welchen Hr. Jacobi, bey sehr gesuchter Gelegenheit, mich anzugreifen, für gut gefunden hat. Er bildet sich ein — wie denn sein ganzes Werkchen von Einbildungen voll ist — man werde viel wider ihn schreiben, man werde ihn überschreiben

Was ist darin so entsetzliches, daß zwey gleich große Männer sich einander belehren? Beurtheilt etwan Hr. J. Lessingen hier nach seinen eigenen stolzen Empfindungen, die er in diesem Buche leider so sehr an den Tag legt? Lessing fand es nicht zu schlecht für sich, daß er von einem Mendelssohn lernte, weil er Mendelssohnen kannte, und weil er, so groß er war, sich doch selbst zu gut kannte, um sich für unfehlbar zu halten. Warum hält es Hr. J. so schimpflich, von andern sich belehren zu lassen?

In seinem Eifer gegen die Vernunftreligion hebt Hr. J. damit an, daß er ihren Gebrauch zur Verstärkung und Ergänzung unserer natürlichen Verbindlichkeit tadelt. Zwar ist der seel. Moses nicht der einzige, der behauptet hat, daß ohne Religion sich keine Harmonie in den menschlichen Pflichten denken lasse. Hr.

ben. Ich denke, er hat das gar nicht zu befürchten, denn wer wird mit einem aufgebrachten Mann einen unnützen Streit führen wollen. Er affektirt im voraus, und sagt, daß dieß besonders in der allgemeinen deutschen Bibliothek „bey jeder Gelegenheit, wo es paßt „und nicht paßt,“ geschehen werde, und ich denke, er wird sich ganz irren. Er hätte sich daher eine Zeile ersparen können, worin er die allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, woran über hundert der würdigsten Gelehrten Deutschlands arbeiten, und das seit 22 Jahren doch wohl den unstreitigsten Nutzen gestiftet hat, zu einem paraphrasirten Meßkatalogus des Hrn. Nicolai herabwürdigen will. Ich glaube, Hr. Jacobi schadet niemand als sich selbst, wenn er von einem Manne, wie mein verewigter Freund Moses Mendelssohn, oder wenn er von einem Werke, wie die allgemeine deutsche Bibliothek, schnöde zu urtheilen affektirt. Daneben glaube ich auch, daß Hr. Kant ein großer Philosoph ist, und ein Philosoph, mit dem sich Moses Men-

M. hatte in seinem ganzen Briefwechsel, er hatte in seinen Morgenstunden die Vernunftmäßigkeit des Theismus behauptet. Indem Hr. J. nicht ihn widerlegt, sondern nur gegen ihn eifert: so entsetzt er sich beyläufig darüber, daß er sich Leßingen zu belehren herausnehme, indem er in der Lehre des Spinoza verschiedene Widersprüche zu zeigen sucht, und zwar nicht einmal eigentlich Leßingen, wie Hr. J. meynt, sondern nur bey Gelegenheit von Leßings Spinozismus. Warum aber nicht auch Leßingen selbst? Das findet Hr. J. so — wir wissen selbst nicht wie? — kurz so, daß er nicht anders, als ausrufen kann: (S. 81.) „Männer! dürft ihr mich bestrafen, daß mir die Feder in der Hand vor Unwillen bebt, indem ich dieses schreibe? Ich unterdrücke ihn ja, diesen bittern Unwillen; sag es ja nicht heraus, was mein Inwendiges in diesem Augenblicke umwendet.“ Diesen unbesonnenen Unwillen möchte der große Leßing Hrn. J. schwerlich verdankt haben. Leßing machte gar kein Geheimniß daraus, daß er sich nicht schäme, von seinem Freunde Mendelssohn zu lernen, und selbst sich über seine gedachtesten Werke von der tiefsinnigen und selbst schulgerechten Beurtheilung desselben belehren zu lassen. Rec. weiß dieses zuverläßig, und Leßings und Mendelssohns gemeinschaftliche Freunde, Ramler, Nicolai,*) Engel können es bezeugen.

Was

*) Ich glaube hier, unter meiner Namensunterschrift, beyläufig, ein paar Worte über zwey Stellen dieser Schrift (S. 99 und 124.) sagen zu müssen, in welchen Hr. Jacobi, bey sehr gesuchter Gelegenheit, mich anzugreifen, für gut gefunden hat. Er bildet sich ein — wie denn sein ganzes Werkchen von Einbildungen voll ist — man werde viel wider ihn schreiben, man werde ihn überschreiben

Was ist darin so entsetzliches, daß zwey gleich große Männer sich einander belehren? Beurtheilt etwan Hr. J. Lessingen hier nach seinen eigenen stolzen Empfindungen, die er in diesem Buche leider so sehr an den Tag legt? Lessing fand es nicht zu schlecht für sich, daß er von einem Mendelssohn lernte, weil er Mendelssohnen kannte, und weil er, so groß er war, sich doch selbst zu gut kannte, um sich für unfehlbar zu halten. Warum hält es Hr. J. so schimpflich, von andern sich belehren zu lassen?

In seinem Eifer gegen die Vernunftreligion hebt Hr. J. damit an, daß er ihren Gebrauch zur Verstärkung und Ergänzung unserer natürlichen Verbindlichkeit tadelt. Zwar ist der seel. Moses nicht der einzige, der behauptet hat, daß ohne Religion sich keine Harmonie in den menschlichen Pflichten denken lasse. Hr.

ben. Ich denke, er hat das gar nicht zu befürchten, denn wer wird mit einem aufgebrachten Mann einen unnützen Streit führen wollen. Er affektirt im voraus, und sagt, daß dieß besonders in der allgemeinen deutschen Bibliothek „bey jeder Gelegenheit, wo es paßt „und nicht paßt,“ geschehen werde, und ich denke, er wird sich ganz irren. Er hätte sich daher eine Zeile ersparen können, worin er die allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, woran über hundert der würdigsten Gelehrten Deutschlands arbeiten, und das seit 22 Jahren doch wohl den unstreitigsten Nutzen gestiftet hat, zu einem paraphrasirten Meßkatalogus des Hrn. Nicolai herabwürdigen will. Ich glaube, Hr. Jacobi schadet niemand als sich selbst, wenn er von einem Manne, wie mein verewigter Freund Moses Mendelssohn, oder wenn er von einem Werke, wie die allgemeine deutsche Bibliothek, schnöde zu urtheilen affektirt. Daneben glaube ich auch, daß Hr. Kant ein großer Philosoph ist, und ein Philosoph, mit dem sich Moses Men-

Hr. Kant, den doch Hr. J. sonst für einen unbefangenen Untersucher gelten läßt, und seine Kritik der Vern. mit Beyfall anführt, wenn er ihre Autorität gegen die Demonstrationen der Vernunfttheologie gebraucht, — eben dieser Kant, läßt diesen Nutzen der Erkenntniß Gottes, als Bewegungsgrund, das Daseyn Gottes für wahr anzunehmen, zu. Gegen eine Stelle aus Mendelssohns Jerusalem S. 70. — „Ohne Gott und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angebohrne Schwachheit und Wohlwollen nicht mehr als eine Geckerey u. s. w. — bemerkt Hr. J. erstlich: „er habe mit dieser Aeußerung von Mendelssohn nie reimen können, daß er vorhin zum Behuf seiner Theorie des Rechts, sich auf ein natürliches Wohlwollen und den Satz stützt: durch dieses Wohlwollen

Mendelssohn sehr leicht würde verständigt haben, und daß Hr. Jacobi wenigstens nicht ein großer Philosoph ist. Sollte Hr. Jacobi über Glauben und Vernunftgründen, ganz eben der Meynung seyn wie Hr. Kant, (wie es doch fast nicht scheint,) so ist wenigstens offenbar zu sehen, daß Hr. Kant, nebst vielen andern großen Vorzügen vor Hrn. Jacobi, auch den Vorzug einer sehr präcisen philosophischen Schreibart hat, und ich glaube daher, wenn Hr. Jacobi so präcis geschrieben hätte, wie Kant, ohne ganz unphilosophischer Weise, die Wörter Glauben und Vernunftgründe, in zweyerley Bedeutung zu nehmen, so würde gar kein Streit gewesen seyn. Dieß ist mein Glauben hierüber; glaubt jemand etwas anders, so kann ich es ihm wohl gönnen.

Hr. J. nimmt mir es sehr übel, daß ich einfließen ließ: „Ich könne am gewissesten sagen, daß er in der bekannten Unterredung, Lessingen sicherlich nicht verstanden habe.“ Er findet für gut, den Grund wegzulassen, den ich dabey anführte: „Weil ich mit Lessing und „Moses zugleich so oft über diese Materie disserirt „habe.“ Ich denke, ein vieljähriger Freund Lessings, der

wollen werde alles wiedergegeben, was der Eigennutz verliehre." Aber M. sagte dieses unter der Voraussetzung, daß die Seele nach dem Tode fortdauret, welches ohne das Daseyn eines höchsten Wesens

der oft mit demselben über eine Materie gesprochen hat, darf wohl versichern, daß er Lessings wahre Meynung von solchem Gegenstande, besser wisse, als ein Mann, der nur ein paar mal gelegentlich mit Lessing gesprochen hat, und der Lessingen und dessen Art Argumente aufzunehmen und zu verfolgen, nicht kannte. Da ich nun sah, daß Hr. Jacobi so ungemein schief über Lessing urtheilte, den ich sicherlich durch vieljährigen vertrauten Umgang besser kenne, als Hr. Jacobi, so glaubte ich sehr gelinde zu urtheilen, wenn ich dieß „Mißverständnissen zuschriebe, und daß Hr. Jacobi, vielleicht, ehe „er die Materie genug durchgedacht hatte, ein „Buch über Lessing und Spinoza geschrieben habe." Ich glaube noch, Hr. J. hat zuweilen das Unglück gehabt, etwas zu schreiben, ehe er den Gegenstand recht durchdachte und überlegte. Selbst in der mich angreifenden Stelle sind Beweise, daß er in Kleinigkeiten, so wie sonst in wichtigen Sachen, davon nicht frey ist. Er führt z. B. mit Emphase „folgendes Sinngedicht des Hrn. Nicolai an, welches seiner Meynung nach, nochmals verdiene gelesen zu werden, weil es gerade von gedachtem Hrn. Nicolai sey." — Unglücklicher Weise habe ich überhaupt seit vielen Jahren gar kein Sinngedicht, und also auch dieses Sinngedicht, nicht gemacht. Nun steht das arme Sinngedicht in Hrn. J. Schrift, und niemand kann sehen, wozu es da steht. Es ist eine Kleinigkeit, daß Hr. Jacobi so positiv mir etwas zuschreibt, das nicht mir zugehört. Er kann aber doch aus diesem kleinen Beyspiele sehen: Er könne, wenn er in Hitze ist, etwas schreiben, ehe er es recht durchgedacht und recht überlegt hat. Vielleicht kommt eine Zeit, da sein Eifer sich abkühlt, und dann wird er vielleicht selbst überhaupt näher einsehen, was er genug durchdachte, und was er mit Uebereilung schrieb!

Fr. Nicolai.

sens nicht erkannt werden kann. Ohne dieses verliehrt derjenige, der sich am uneigennützigsten diesem Triebe überläßt, gerade am meisten. Wenn daher andere, denen dieser erhabene Wahn nützlich ist, ihm denselben einzureden suchen, so haben sie ihn augenscheinlich zu ihrem Vortheil zum besten; und wenn er sich dem angebohrnen Triebe zum uneigennützigen Wohlthun überläßt: so ist das eine Inconsequenz, welche eine genauer rechnende Vernunft Schwachheit nennen muß. Um das Verhältniß der Erkenntniß Gottes zu unserer natürlichen Verbindlichkeit in einem noch gehäßigern Lichte zu zeigen, sagt er S. 84-85. „Was ist Euer Gott, Ihr, die Ihr öffentlich bekennt, es nicht genug zu wiederholen wißt: Religion, das ist Gottes Erkenntniß und Verehrung sey nur Mittel (wozu? zur Veredlung der menschlichen Natur, oder zur Verpflichtung zu andern Pflichten? — Nur zu dem Letztern. Gegen diejenigen, die das behaupten, mag Hr. J. streiten. Allein dann kann er nicht gegen M. streiten. Zu dem Erstern? Wer wird das leugnen? Giebt es einen höhern Bewegungsgrund für den Menschen, als die Veredlung seiner Natur?) „Zweck allein dem Thoren, dem Schwärmer.“ Aber das ist ihm noch nicht genug: „Was kann er seyn, Euer Gott, als ein todtes Werkzeug, eine dumme Kraft zu eurer Seele, um sie zum Dienste des Leibes nur williger und fähiger zu machen? Wahrlich am Ende sind es nur die äußern Bedürfnisse; Euer Fleisch und eine kluge Oekonomie seiner Lüste und Begierden, was die Summa Eurer Philosophie, Eurer so hoch gepriesenen Weisheit des gesunden Menschenverstandes ausmacht.“ Man weiß wahrhaftig nicht, wo man eine so gehässige Consequenzenmacherey zuerst angreifen soll, ob von der

Seite

Seite ihrer Grundlosigkeit, oder von ihrer hämischen Seite. Sollte man nicht denken, der sel. M. habe sich die Religion, als eine Triebfeder zum Gebrauch einer machiavellistischen Politik gedacht. Davon beweisen nun alle seine Schriften überall das gerade Gegentheil. Er hält die Aufopferung für Vaterland, Gerechtigkeit, Tugend, Wahrheit und Religion für Pflicht, und für eine Pflicht, die nur in Verbindung mit der Religion eine vernünftige Verbindlichkeit hat. „Das Verdienst, sagt er in seinem vortrefflichen Phädon, (S. 168.) mit so vieler Selbstverleugnung das Gute befördert zu haben, giebt seinem Wesen einen unaussprechlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer seyn wird. Sobald mir der Tod das gewährt, was das Leben nicht gewähren kann, so ist es meine Pflicht, mein Beruf, meiner Bestimmung gemäß zu sterben.“ So verstehen diese Verbindung zwischen Religion und Sittenlehre andere Philosophen; so versteht sie Kant gegen das Ende der Kritik der reinen Vernunft. Doch es ist unnöthig, über eine solche gehässige Vorspiegelung mehr Worte zu verliehren.

Da wir ohnedem schon befürchten müssen, zu weitläuftig zu werden, so sehen wir uns genöthigt, mehrere von Hrn. J. unverantwortliche Verdrehungen zu übergehen, um uns noch etwas bey einer Hauptfrage aufzuhalten. Und diese ist: Warum eifert Hr. J. so heftig gegen alle Erkenntniß Gottes aus der Vernunft? Er geht so weit, daß er diejenigen S. 17. Phantasten nennt, die sie für möglich halten, daß er „ihnen jene Aengstlichkeiten des Aberglaubens vorwirft, die, nächst der Eitelkeit und Selbstsucht, die unmittelbaren Ursachen der Intoleranz und Ver-

folgung sind." Was ist das für eine Vernunft, die diese Aengstlichkeit fühlt, die so intolerant und verfolgend ist? Ist es die Vernunft an sich selbst, die richtigste, aufgeklärteste Vernunft? Oder ist es die Vernunft des Sokrates, Plato, Aristoteles, des Des Cartes, Locke, Leibnitz, Wolf, Reimarus, Sulzer, Mendelssohn. Engel? Gesetzt daß diese großen Männer sich durch ihre Vernunft zu der Idee eines vollkommensten Wesens erhoben haben, ist diese Idee darum unrichtig, weil sie glauben, daß sie sie ihrer Vernunft verdanken? Und was ist darin unrichtig? — Haben sie etwa darin geirrt, daß sie sich aus Vernunftgründen von der Wirklichkeit dieses Wesens überzeugt glauben? Aber sie sind doch eben so stark davon überzeugt, als Hr. J. ohne Vernunft; wenn auch ihre Ueberzeugung eine sinnliche ist, die sie aus Irrthum für vernünftige halten, so wie die Ueberzeugung des Hrn. J. auch eine sinnliche ist, die er auch für nichts mehr hält. Worüber streitet er, warum verunglimpft er würdige Männer, die, wenn sie auch geirrt haben, doch Zierden der Menschheit sind, und was das sonderbarste ist, in den Resultaten ihrer, seiner Meynung nach, vergeblichen Bemühungen, am Ende mit ihm bey einerley Ziele zusammentreffen? Aber sind sie dann auch wirklich so vergeblich, diese Bemühungen? Sind sie wenigstens so vergeblich für die Veredlung der Natur derer, die sich ihnen unterziehen? „Der Verstand will ja, wie L. in einer Stelle sagt, die Hr. J. selbst S. 83. anführt, „schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen soll, die uns die Tugend um ihrer selbstwillen zu lieben fähig macht." Wie viel haben die Wissenschaften, und die eigentlichen philosophischen insonderheit, dadurch ge-

wonnen, daß man ihre wichtigsten Wahrheiten zur Aufklärung einer vernünftigen Erkenntniß von Gott für unentbehrlich hielt? In welchem erhabenen Lichte erscheint von der andern Seite wiederum die Erkenntniß Gottes, daß sie allen wissenschaftlichen Kenntnissen eine Einheit, einen Aufschluß, eine Harmonie ertheilt, die sie nur von ihr erhalten können; so wie eine Würde, und ein Interesse, das ihnen keine irdischen Bedürfnisse geben können? Hat nicht Leibnitz die ersten Grundsätze der Dioptrik und Katoptrik aus den Endursachen, aus dem Gesetz des Besten hergeleitet, und welcher Mathematiker hat ihn noch widerlegt, welcher hat noch etwas Besseres gezeigt? Ist das alles möglich, wenn man sich nicht bestrebt, die Erkenntniß Gottes zur Vernunfterkenntniß zu erheben?

So wenig Grund hat der derbe und ungültige Eifer des Hrn. J. Wenn man ihn hier durchgehends in einer solchen Gemüthsfassung sieht, so kann es nicht befremdend seyn, daß er sich gegen den verewigten Weltweisen, der eine solche schnöde Begegnung durch nichts veranlaßt hat, die bittersten Verhöhnungen erlaubt. Er sagt gleich in der Vorrede S. IV. „daneben wurden alle Zeremonien seiner Sokratisirung und Vergötterung nachahmend wiederholt und zwar auf eine Weise, die nur zu viel von der Betriebsamkeit jenes Demetrius von Ephesus verrieth, der voll Zorn wurde, schrie und sprach: Groß ist die Diana der Epheser!" Er schämt sich nicht unwürdigerweise ihn den jüdischen Sokrates, den Israeliten, in dem kein Falsch ist,*) zu nennen. — Edler Men-

*) S. 29. die Stelle, wo Hr. J. diesen faden Spott braucht, zeigt, wie wenig Hr. J. sich, wie wenig er Lessing und wie

J. in dieser Schrift giebt. O! es ist eine gute Sache um die Kenntniß seiner selbst!

Wir übergehen das Titelkupfer und die Schlußvignette, welche auch sehr redend scheinen, weil wir in der Wahl ihrer Bedeutung nicht gern einen Fehlgriff thun möchten. Will Hr. J. unter dem Straußeney in der Schlußvignette den Spinozismus des Spinoza verstanden wissen, so ist sehr befremdend, Männer wie Leibnitz, Wolf, Clarke, Reimarus, die sich alle mit der Widerlegung des Spinozismus, und, nach dem Urtheile mehrerer verständiger Männer, glücklich beschäfftigt haben, durch einen in Kupfer gestochenen Machtspruch des Hrn. J. zu dem ignavum pecus der Krähen und Dohlen herabgewürdigt zu sehen. Oder, wenn die Bemühungen dieser großen Männer gegen den Spinozismus des Spinoza nicht unglücklich gewesen sind, hat diese Lehre erst durch Hrn. J. Darstellung eine solche felsenharte Festigkeit erhalten, daß sie nun den Angriffen aller lebenden und verstorbenen Weltweisen widerstehen kann? In diesem Falle würde er besser seinen Spinozismus als ein Felsenstück haben zeichnen lassen, das selbst den Zähnen des Löwen widersteht; das Kompliment, das er sich selbst macht, würde auf die Art für ihn schmeichelhafter und für die Gegner des Spinoza weniger beleidigend seyn. — In dem Titelkupfer kann man nicht recht sehen, ob der Kopfmesser in seiner Beschäfftigung beunruhigt wird, weil er unrichtig mißt, oder weil er überhaupt mißt. Diese letzte Auslegung würde darum nicht passen, weil man den Hrn. J. nicht darüber getadelt hat, daß er Lessings vermeynte geheime Religionsgrundsätze öffentlich bekannt gemacht, sondern darüber, daß er sie leider! unrichtig gefaßt hat. Wie dem aber auch seyn mag, so würde der

Wider-

Widerspruch, den er darüber erfahren, durch eine Furie, die ihre Schlangen auf ihn schießen läßt, noch immer viel zu hyperbolisch vorgestellt seyn.

Vor der bisher angezeigten Schrift des Hrn. J. war bereits erschienen:

Zwey Recensionen rc in Sachen der Lessing, Moses Mendelssohn, und Jacobi. In Commission bey Bohn in Hamburg. 1786. 8. 2 Bog.

Ungeachtet diese kleine Schrift vor der vorhergehenden herausgekommen ist, so haben wir es doch bis hieher verspart, davon zu reden, um die Unterredung zwischen den beyden Hauptpersonen nicht zu unterbrechen. Nach der Unterschrift, die wir am Ende derselben finden, hat sie den Hrn. Claudius zum Verf. den jeder deutsche Leser als Asmus kennt und liebt. Er sucht den ganzen Streit Hrn. Jacobi zu gefallen, mit dem Schleier naiver und philanthropischer Laune zu umhüllen. So entzog einst die Göttin der Liebe ihren Liebling durch eine Nebelwolke aus dem Streite mit den Griechen; und auch Asmus würde seinen Freund auf eine ähnliche Art davon gebracht haben, wenn dieser nicht freywillig in den Streit zurückgekehrt wäre. Die Hülle der Philanthropie sollte indeß billig ausgebreitet genug seyn, um nicht nur einen Streiter, sondern beyde zu umfassen. Wir wollen sehen, ob der gute Asmus der seinigen einen so großen Umfang gegeben hat. In folgender Stelle scheint es nicht. Er sagt S. 19. „Und nun ist Jemand, sey es auf „welche Art es wolle, darüber so wenig unbekümmert „geblieben, daß es seinen Tod veranlasset hat. —

heit verstanden hat. Wer war alsdann Ursach an dem ganzen Streite über diesen Punkt? Hr. J. kann es in allen Logiken lesen, im Aristoteles so gut, als im Locke, Wolf, S'Gravesande, Lambert u. a. daß man die anschauenden Urtheile (judicia intuitiva) so wie die eigentlichen Axiomen von jeher mit zur Vernunfterkenntniß gerechnet hat, sofern sie der Offenbarung entgegengesetzt wird. Versteht man aber unter der Vernunfterkenntniß den Inbegriff discursiver Urtheile, dann ist sie keine Erkenntniß ewiger Wahrheiten oder Lehren, sondern historischer oder Zeitwahrheiten nach der Meynung dieser Männer. Nun aber widerspricht Hr. J. einem Manne, welcher behauptet, wir können etwas aus der Vernunft erkennen, und sezt ihm entgegen: Nein! alle unsere Gewißheit beruhet auf Glauben und Offenbarung. Denn: wir erkennen doch Wahrheiten, von denen wir eine unmittelbare Gewißheit haben.

Wenn die Sache so ist, wenn das, wovon nur unmittelbare Gewißheit haben, nur die ersten Axiomen der menschlichen Erkenntniß und die anschauenden Urtheile, und die Wahrheiten, von denen wir durch Induktion überzeugt werden, sind, wenigstens so wie sie es dem seel. M. nur seyn konnten: so wird der gute Asmus nun wohl einsehen, daß sich dieser scharfsinnige Weise gar nicht widersprochen habe, wenn er gesteht, daß er sich orientire, sobald er seine Spekulation mit dem gesunden Menschenverstande im Widerspruche finde. Denn alles dieses thue die Vernunft selbst. Sie ist es, die aus den Axiomen und anschauenden Urtheilen fernere Folgen herleitet, und die sinnliche Erkenntniß zur vernünftigen erhebt; sie ist es, welche die Widersprüche der Resultate mit den Axiomen, den anschauenden Urtheilen und den auf Induktion

duktion beruhenden Wahrheiten entdeckt; sie ist es, welche urtheilt, daß diese Widersprüche aus Fehlern in den Vernunftschlüssen, in ihrer Spekulation müssen entstanden seyn, wie ein falsches Produkt aus einem Rechnungsfehler; sie ist es endlich, welche diese Fehler im Schließen, so wie ihre Rechnungsfehler, entdeckt und zu verbessern sucht.

Die Resultate der Jacobischen und Mendelssohnischen Philosophie, kritisch untersucht von einem Freywilligen. Leipzig, bey Göschen. 1786. 8.

Das Resultat, das der V. zieht, besteht darin: (S. 184.) „daß das Daseyn Gottes eine Thatsache „sey, d. i. daß wir nicht anders davon gewiß werden „können, als durch Erscheinung, Begebenheit, Of„fenbarung und Zeugniß" Hr. M. hatte erklärt, daß er keine andere Ueberzeugung von Lehren und ewigen Wahrheiten kenne, als die Ueberzeugung durch Vernunftgründe. Um den erstern Satz zu beweisen, und den seel. M oder die, welche gleicher Meynung sind, in Ansehung des letztern ihres Irrthums zu überführen, zeigt dieser Verf. daß nicht alle Gewißheit des Menschen eine vernünftige sey, daß es auch eine sinnliche Evidenz gebe. Wir müssen hier unsere Leser bitten, sich an das zu erinnern, was wir eben erst bey Gelegenheit von Asmus Schrift bemerkt haben. Wenn nun der V. sagt: (S. 19.) „Aber sind sie dann, fragt J. aus Vernunftgründen „überzeugt, daß sie einen Körper haben?" — so müssen wir antworten: dieser Satz: ich habe einen Körper, ist, würde M. sagen, ist eine historische Wahrheit, wenn ich mich durch die Erfahrung davon über-

 zeuge;

„aus dem Zusammenhange allgemeiner Wahrheiten
„und Verhältnisse entspringt? Oder doch? Ist die
„Evidenz des gesunden Menschenverstandes eine ande-
„re, als die der Vernunft — eine andere, als die,
„welche aus der Einsicht in den nothwendigen Zusam-
„menhang der Wahrheiten entspringt: so hat sich Hr.
„Mendelssohn in der That sehr uneigentlich und schwan-
„kend ausgedruckt, wenn er sagt! „daß er in Absicht
„„auf Lehren und ewige Wahrheiten keine andere Ue-
„„berzeugung kenne, als die Ueberzeugung aus Ver-
„„nunftgründen.““

(Die Evidenz des gesunden Menschenverstandes beruhet auf Vernunftgründen, darin ist er der Vernunft ähnlich; allein diese Vernunftgründe stellt er unentwickelt vor, darin ist er von ihr verschieden. So, dünkt uns, fällt der Widerspruch, worin der V. den seel. M. mit sich selbst glaubt, weg. Er kennt keine andere Ueberzeugung als aus Vernunftgründen; diese mögen nun durch den gesunden Menschenverstand unentwickelt, oder durch die Vernunft deutlich vorgestellt werden.)

Wenn nun das Daseyn Gottes auch durch den gesunden Menschenverstand vermeintlich nicht könnte erkannt werden, so bliebe dann freylich nichts weiter übrig, als daß uns Glaube und Offenbarung davon überzeuge. Und dahin entscheidet unser V. am Ende die Sache. So verstehe ich ihn, wenn er S. 184. sagt: „da uns nun das Verhältniß eines Gottes zur
„Welt gänzlich unbekannt ist, so fehlt uns die Be-
„dingung zum Erweise seines Daseyns, so können
„wir von dieser Thatsache nicht gewiß werden, als so,
„daß sie für uns Thatsache wird, d. i. durch Er-
„scheinung, Begebenheit, Offenbarung und Zeug-
„niß.“ Ferner S. 196. „Und wie wollet ihr diese

„höchst

„höchst sonderbare Erscheinung in der Geschichte er-
„klären, wenn ihr nicht annehmet, daß eine Gottheit
„sich den Menschen geoffenbaret, daß von dieser Of-
„fenbarung her, der erste Anstoß unserer Erkennt-
„niß gekommen, und so in Gesinnung, Verfassung
„und Erkenntniß des Menschen übergangen ist?“ —

Es wäre die verächtlichste Rabulisterey, wenn ein Schriftsteller sich noch hinter der Zweydeutigkeit eines Wortes verbergen, und nachdem er alle Bedeutungen desselben verworfen hat, sich doch noch auf den Fall der Noth einen Rückzug unter seinem Schutz unvermerkt vorbehalten wollte. Wenn aber unser V. in Ansehung der einzigen möglichen Gewißheit von dem Daseyn Gottes durch Offenbarung seiner Sache so gewiß ist, so gestehen wir gerne, daß wir nicht einsehen, warum er dem Hrn. J. eine ganz andere Bedeutung des Wortes Offenbarung, Glauben unterschiebt, warum es bey diesem eine jede andere unmittelbare Gewißheit bedeuten soll, nicht blos die, von der es gewöhnlich bisher von allen Menschen genommen wird, wenn es der Natur- und Vernunfterkenntniß entgegengesetzt wird, wie er es so beleidigend finden kann, daß er es sogar hämisch nennt, wenn Hr. Mendelssohn den Worten des Hrn. J. einen Sinn beylegt, dem ihnen ein jeder Mensch beylegt, und den der V. selbst für den erklärt, in welchem er eine Offenbarung und Glauben annimmt. Also von dem Daseyn Gottes werden wir durch den Glauben überzeugt, d. i. wir halten den Satz: es ist ein Gott, für wahr, weil wir das Zeugniß irgend eines Wesens für wahr halten, das denselben bejahet. Nachdem dieser Glaube ein Mal da gewesen ist, so hat er sich durch Tradition fortgepflanzt. „Wenn es die Gottheit auch

nicht

hova. Diese Gottheiten bildeten sie nach ihrem Bilde, mit allen Vorzügen des Menschen in seinem ursprünglichen Zustande, wenn er nicht darin verwildert ist, aber auch mit allen seinen Mängeln und Bedürfnissen. Je weiter wir zurückforschen, desto weniger finden wir hier für die unmittelbare Offenbarung zu thun; bis wir endlich auf einen Zustand kommen, wo die Gottheit nichts als belebende Kraft der Natur ist. Und da würde der Offenbarung nichts übrig bleiben, als die von jedem sinnlichen Menschen gefühlte Wahrheit bekannt zu machen, daß die Wirkung einer Veränderung, die ihm auffällt, und deren Ursach er nicht wahrnimmt, eine unsichtbare Ursach habe.

Wir haben den V. nur in den Hauptzügen seines Systems verfolgen können; unsere Anzeige seines Werkes würde die Grenzen, die wir uns hier vorschreiben müssen, zu weit überschreiten, wenn wir alles prüfen wollten. Zudem macht das Unbestimmte seiner Deklamation es nicht selten äußerst schwer, seinen Sinn zu fassen. Hr. J. kündigte sehr gefälligerweise diesen ihn vertheidigenden Schriftsteller als einen Selbstdenker vom ersten Range an. In dieser Schrift zeigt er wenigstens nicht, daß er es sey. Vielmehr Deklamation, Witzeley, Springe der Einbildungskraft, als gründliche Denkungskraft findet man hier.

Wir wollen nur noch etwas nachholen. Der V. leugnet die Endursachen in der Welt. Wir können es nur aus seiner Unwissenheit erklären, daß er S. 87. durch einen bloßen Machtspruch behauptet: „Hr. „M. argumentire also: wenn es Endursachen giebt, „so giebt es Endursachen." Wenn er im Stande gewesen wäre, den Weltweisen zu verstehen, so würde

er

er nicht ungereimt genug seyn, ihm eine solche Ungereimtheit Schuld zu geben. M. sagt (an die Fr. Leß. S. 68.) „Wenn es in dem Menschen Endursachen „giebt, wenn der Mensch welche hat und ausführt, „und wenn durch seine Kräfte, Bestandtheile und „Gliedmaßen welche ausgeführt worden sind, so kön„nen auch die Endursachen in der Natur nicht geleug„net werden.“ Das heißt: Ich setze voraus, daß es einen unendlichen Verstand giebt, und das leugnet Spinoza selbst nicht; denn der unendliche Gedanke ist das eine Attribut seiner unendlichen Substanz. Dieser unendliche Verstand muß Absichten haben; denn der unendliche Verstand hat dergleichen; ich mag den letztern nur ansehen als ein Accidens der unendlichen Substanz oder als ihre Wirkung. Und da der Mensch auf andere Theile der Natur wirkt, so müssen die Wirkungen in diesen auch Absichten Gottes seyn. Da endlich auch die übrigen Theile der Natur auf den Menschen unmittelbar und mittelbar wirken, so müssen alle Wirkungen Absichten des höchsten Verstandes seyn. Das heißt kurz: es giebt überall Endursachen in der Natur, weil ein jeder Mensch erfahren kann, daß es deren irgendwo giebt. Ist das nun der ungereimte Schluß: Es giebt Endursachen, weil es Endursachen giebt? Wie kann der V. nun S. 88. sagen: das ist eben die Frage: „ob irgend„wo in der Natur Absichten ausgeführt sind.“ Ich erfahre, daß ich Absichten ausführe, und bin ich nicht ein Theil der Natur? Sind also nicht irgendwo in derselben Absichten ausgeführt? Und sind diese nicht auch Absichten des höchsten Wesens, sowohl in dem Sinne des Spinoza als des Theisten?

Hierbey können wir eine hämische Persönlichkeit nicht vorbeygehen. Spinoza hat die Meynung, daß

Ihr Gegner von der andern Seite des Streits ist von den Aussprüchen des gesunden Menschenverstandes ausgegangen, um diese in vernünftige Erkenntniß zu verwandeln, oder sich die Gründe seiner Ueberzeugungen deutlich aus einander zu setzen. Zu dem Ende hat er sich seine Begriffe so weit zu zergliedern bestrebt, als es möglich ist, um sich mit denselben und den ersten Grundsätzen der menschlichen Vernunft ein Lehrgebäude zusammen zu fügen, das mit den Aussprüchen des bon sens harmonirt. Um sich dieses Geschäfft zu erleichtern, hat er sich mit den Systemen seiner Vorgänger bekannt zu machen, sie zu verstehen, und sich aus ihnen zu unterrichten gesucht, ohne sich weder zu erlauben, etwas ohne Prüfung anzunehmen, noch auch sich zu schämen, wenn er es nach genauer Prüfung richtig befunden, es seinem eigenen Gedankensystem einzuverleiben. Wenn er über dieses Lehrgebäude in den Theilen, welche die Religion und Moral betreffen, angegriffen wurde, hat er sich mit der Festigkeit, dem Geiste und der Würde eines Mannes vertheidigt, der seiner Sache gewiß ist, aber auch mit der Schonung, dem Zuvorkommen, der Nachsicht und der Geduld, der Bescheidenheit und oft der Demuth eines Mannes, der seinem Gegner nützlich seyn, nicht ihn beschämen will; sobald aber irgend ein Umstand hinterte, daß der Streit nicht ferner zur Aufklärung der Sache konnte fortgesetzt werden, sobald sich Leidenschaft und Rechthaberey darin zu mischen angefangen; so hat er denselben auf einer dem Gegner am wenigsten unangenehme Art abzubrechen gesucht.

So war deine helle und sanfte Philosophie, verewigter Mendelssohn! Dein Tiefsinn ist von einigen deiner Gegner verlacht, weil sie selbst weder Tiefsinn genug besaßen, dem deinigen nachzufolgen, noch Bescheidenheit genug, ihren Kräften nicht alles zuzutrauen. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man gerechter urtheilen, und dir unter den großen Männern, denen ihr Vaterland seine Aufklärung zu verdanken hat, einen Platz anweisen wird, den dir deine Bemühungen für die Wahrheit verdient haben; wo man deinen Tiefsinn bewundern und keine Leidenschaft dir den verdienten Tribut der Dankbarkeit für das, was du zur Ausbreitung der Wahrheit gethan hast, ferner versagen wird!

Gb.

Kurze Nachrichten

1. Gottesgelahrheit.

Vertraute Briefe, die Religion betreffend. Breslau, bey Löwe. 1784. 8. 180 Seiten.

Vertraute Briefe, die Religion betreffend. Zweite berichtigte und vollständige Auflage. Breslau, bey Löwe. 1785. 8. 298 Seiten.

Sey der anonymische Verfasser dieser Briefe wirklich ein Weltmann, der sich mit einem andern Manne von Stande, welcher am Hofe lebt, über die Religion, die öfters ein Gegenstand ihrer Gespräche gewesen war, schriftlich zu besprechen fortfährt; oder hab' er, welches mir wahrscheinlich dünkt, aus ihm wichtigen Ursachen, nur den Charakter eines Weltmanns angenommen, – es thut zur Sache nichts, er wird jedem Wahrheitliebenden, der ihn bereits gelesen hat, willkommen gewesen seyn, und der Rec. dankt ihm mit allen Verehrern einer erleuchteten Herzensreligion für diesen neuen Beitrag zur Behauptung ihres unschätzbaren Werths, und gar zu fühlbaren Einflusses in die menschliche Glückseligkeit. Man hört darin durchgehends einen Mann von Geist, Scharfsinn, Einsicht, Erfahrung, ausgebreiteter Welt- und Menschenkenntniß, mit so vieler Lebhaftigkeit und Innigkeit für die Sache Gottes bey dem gegenwärtigen Zustande der Religion, besonders in den höheren Ständen, sprechen, daß ich mich nicht erwehren kann, mit mehrern Lesern dabey auf einen allgemein verehrten Gottesgelehrten zu rathen, der diese Briefe wohl könnte geschrieben haben, weil, wenn er sie nicht geschrieben hätte, seine kaum zu verkennende Denkart mit einiger Veränderung des Styls von einem andern sehr treffend müßte nachgeahmt seyn. Doch, wie gesagt, es liegt uns weniger an dem Namen des Briefstellers, als an dem wichtigen Inhalt der Briefe, bey denen es dem V. nicht aufs Dogmatisiren über Glaubenslehren christlicher Kirchenpartheyen, sondern auf allgemeine Würdigung dessen, was eigentlich wahre Gottesverehrung, und in sofern sie Bedürf-

niß

niß der vernünftigen menschlichen Natur, reine Quelle unserer moralischen Wohlfarth ist, ankam.

Gleich der I. Br. trifft eine gewisse Klasse von vornehmen Leuten, die keine Gottesleugner sind, aber doch die Religion und deren Untersuchung, welche, ihrer Meynung nach, keine Herzensangelegenheit für Personen ihres Standes seyn dürfe, sondern nur für die Theologen gehöre, dahin gestellt seyn lassen. Der Freund des V. an den die Briefe gerichtet sind, gehörte auch einmal in seinem Leben zu denen, welchen ihre Beziehung auf Gott in dem Kreise von Beschäftigungen und Zerstreuungen, womit sie umgeben sind, sehr gleichgültig ist. Aber da seine Seele von Natur edler und großer Empfindungen fähig war, so stimmte ihn der V. durch freymüthige Vorstellungen darüber bald gänzlich um, und legte damit den Grund zu dem Geschmack, den jener hernach einer größern Religiosität abgewann, auf deren Befestigung diese Briefe abzwecken. Rec. wünschet, daß das Lesen der Briefe mehr ähnliche Gemüther aus ihrer kalten Gleichgültigkeit gegen die Religion wecken möge, und zeichnet nur ein paar treffliche Stellen wegen der darin so gut gesagten Wahrheit aus: S. 20, 21. heißt es von der Seuche der falschen Empfindsamkeit, die seit geraumer Zeit so ansteckend, und für vernünftige Gesellschafter und Leser so eckelhaft und quälend geworden ist: „Das menschliche Herz will einmal beschäftiget, mit „Theilnehmung gerührt und in Bewegung gesetzt seyn. Und „wenn wir uns denn durch unsere zusammengeschrumpfte er„niedrigte Denkungsart das wahre Große und Erhabene, wel„ches eigentlich die Seele hätte erweitern, und mit viel um„fassender genugthuender Empfindung, auf eine würdige Art „ausfüllen können, völlig aus dem Auge weggerückt haben, „so müssen wir uns mit angestrengter Einbildungskraft in die „Kleinheiten der Natur oder Kunst hineinarbeiten, und da „hangen bleiben, da seufzen und schmelzen lernen, und so „dem leeren ermattenden Herzen durch Tändelwerk einige „Körnchen von Nahrung zu schaffen suchen, damit es nicht „gar verschmachte. Der zärtliche Blick eines Schooshundes, „oder das sanfte Geräusch eines Gartenbachs, oder das be„geisterte Anstaunen eines Stücks Bildsäule und Gemählde, „oder eine Unterredung mit dem Monde, soll dadurch die da„raus erzwungenen Rührungen alles das ersetzen, was uns „durch den Verlust des herrlichen Gefühls von einer anord„nenden und segnenden Gottheit abgehet. Was sagen Sie

Sache noch erst ruhiger und ernsthafter untersuchen, und wenn sich dann daraus doch zuletzt die unausweichliche Schlußfolge ergäbe, „daß die Freude an Gott ein Traum, die Zuversicht „zu seiner Regierung ein Blendwerk, das Veränderliche in der „Welt ohne alle höhere Aussicht, und das Leben ein Spiel „des absichtlosen Zufalls, oder der eben so absichtlosen Noth„wendigkeit sey" so möchten wir uns dann nach dieser Entscheidung so gut zu trösten suchen, als wir könnten, und es die Welt durch die Erfahrung der Folgen inne werden lassen, wieviel sie dabey gewonnen oder verlohren habe. (S. 90, 91.)

In dem IV Br. spürt der V. den Quellen nach, aus welchen eine so ungebundene Herabwürdigung und Bestreitung der Religion, die sich von ernsthafter, wahrheitforschender Bezweifelung so sehr unterscheidet, herfließen kann. Bey einigen erklärt er solche aus der Mißkenntniß dessen, was wirklich Religion ist, und daher entstehender unaufhörlicher Vermengung derselben mit offenbaren Ungereimtheiten, oder mit unfruchtbaren zweifelhaften Spekulationen, die dem gesunden Wahrheitsgefühl durchaus fremd bleiben. (S. 94—97.) — Bey andern aus der Aufgebrachtheit ihres Gemüths gegen jedes religiöse System, welche durch ein übles Verhalten derer, die Glauben und Gottesfurcht vorgeben, oder gar lehren, veranlaßt wird (S. 98, 99.) — aus einer übel verstandenen Begierde die Welt aufklären zu wollen, welche man Aufklärungssucht nennen möchte, mit der es auf bloßes Nichtglauben, Bestreiten des Geglaubten, Leugnen, Niederreißen, Wegwerfen dessen, was bisher für Wahrheit gehalten worden, hinausläuft, und die daher von der rühmlichen Begierde Licht und Wahrheit auszubreiten, Aberglauben zu bestreiten, Vorurtheile zu vertilgen, und also dem menschlichen Geschlecht mehr Freyheit und Glück zu verschaffen, sehr verschieden ist, welcher Unterschied auch hier, wie billig, wohl bemerkt wird. Der V. hat dabey besonders unsere Knaben und Jünglinge im Auge, „welche in aller Frühe sich gewöh„nen oder gewöhnt werden, mit mächtiger Beredtsamkeit nach „ihrer Art von Aufklärung und Toleranz zu schwatzen, ehe „sie es sich haben lehren lassen, daß das eine ganz etwas anders „ist, als allgemeines Wegleugnen, und das andere ganz et„was anders, als allgemeine leichtsinnige Gleichgültigkeit." (S. 100—104.) — aus dem trägen Hange zu blossen Gegenständen der Sinne, dem man itzt mehr, als sonst, ein

ein philosophisches Kleid und die Gestalt eines durchgedachten Systems zu geben sucht. (S. 105.) In der zweyten Ausgabe ist (S. 106—114.) ein Raisonnement über den seltsamen Gedanken eingeschaltet: „daß das Christenthum eine ganz „ungleiche Wirkung auf einzelne Menschen und auf Staatsver„fassungen hätte; daß jene dadurch an Tugend und einem zu„friedenen Leben allerdings gewonnen, diesen aber daraus kein „Vortheil, sondern vielmehr mancher beträchtlicher Schaden „zuwüchse, und daß davon das Schicksal des römischen „Staats bey dem Aufkommen der christlichen Religion „einen sehr deutlichen Erfahrungsbeweis gäbe.“ (Ich möchte es gern ganz abschreiben, wenn es der Raum verstattete; so klar ist der Ungrund davon aus einander gesetzt.) — Wenn die Politik nur auf die Außenseite des Glücks wirkt, und, ihrer Natur nach, wirken kann, aber auch dadurch schon Verdienst genug um Volk und Bürger hat, so bleibt für den Menschen noch von einer ganz andern Seite etwas zu thun übrig — eine Sorge, die für ihn die äußerste Wichtigkeit, aber auch ihre eigenthümlichen von jener ganz verschiedenen Regeln hat; und das ist die, für die innerliche Oekonomie der Seele. (S. 114.) — Am Schluß ein Paar Worte über den Werth der Bibel, und den ehrwürdigen Charakter Jesu, dessen Religion „das, was vorher bey dem Philosophen „eine physische Spekulation und bey den Gesetzgebern eine „Maschine der Herrschkunst war, nehmlich die Lehre von der „Gottheit, aus der Physik in die Moral, und aus den Tem„peln in das Leben herüber bringt, und die daher in ihrer ver„nunftmäßigen Popularität so sehr geschickt war, zugleich Re„ligion des Weiseren und des Einfältigeren, also Religion der „Völker zu werden.“ (S. 120.)

Der Vte Brief betrifft die Frage: wie weit man in der Freyheit über Religionssachen öffentlich zu reden und zu schreiben, gehen darf. Der V. ist mit seinem Korrespondenten über die Grenze, wie weit sie eigentlich gehen soll, nicht ganz einig. Der letztere will die großen Fundamentallehren, die der Tugend hauptsächlich zur Stütze und der Beruhigung hauptsächlich zum Grunde dienen, natürlicher Weise durchaus unbestritten und ungeschwächt erhalten wissen; dagegen aber auch in Bestreitung der übrigen irrigen Vorstellungen von der Religion ferner gar keine Grenzen dulden. Er meint, die Christenwelt könne nicht eher durch die Wirkungen ihres an

„wahre bürgerliche Tugend, wie sie jeder weise Regent sich „wünschen muß, entsteht viel lauterer und völliger aus wah„ren Ueberzeugungen und Grundsätzen." (S. 141, 142.) — Eben so sehr mißfällt dem V. das Beybehalten eingewurzelter Irrthümer und unrichtiger Vorurtheile in der Religion, wenn damit gemeint ist, sie, wider eigene Ueberzeugung, doch der Menge als wahr und ausgemacht vorzutragen, anzudringen, und mit scheinbaren Gründen als erwiesen darzuthun, da alles provisorische Beybehalten voriger Meynungen, höchstens auf ein blos leidentli[illegible]es Stehenlassen und Nichtbestreiten einzuschränken wäre, wobey die Menschen jene Meynungen allmählig vergessen, dagegen mit der besseren, ihnen immer möglichst klar dargestellten Wahrheit, immer vertrauter, und auf solche Art zubereitet werden würden, diese endlich ganz in die Stelle von jenen zu setzen und ihre Kraft zu empfinden. — Nicht weniger misbilligt er die doppelte Religion, eine für den gemeinen Haufen, die andere für den Denker. — Die Vertheidigung unnatürlicher Zwanggesetze, nach welchen das Denken in den Erkenntnissen von Gott freygelassen, aber das Reden bürgerlichen Vorschriften unterworfen seyn, ja sogar ausdrücklich das landesgesetzmäßige Gegentheil davon gelehrt werden soll. (S. 144 — 150.) — Bey so bestimmten Aeußerungen des V. über d[illegible] Materie wundert mich, wie einigen Lesern bey der Stelle [illegible] 155. „Es sey für einen jeden, der die Lehren der Religion [illegible] „nünftig denkbar vorstellt, eben so sehr heilige Pfl[illegible] „vor wegwerfender Verachtung und Verdammung [illegible] „zu hüten, welchem sein vielleicht ungegründeter, [illegible] „widriger Kirchenglaube dennoch in seinem übe[illegible] „Gefühl von Gott und Gewissen gar keinen Eint[illegible] haben stutzig werden und sagen können, der V. [illegible] ein wenig und nähme mit der einen Hand wieder, [illegible] mit der a[illegible]n gäbe. Hier ist ja gar nicht die Rede vom Bestreiten eines solchen vernunftwidrigen Glaubens, vom Aufdecken dessen, was darin der Vernunft geradezu widerspricht, wozu ein weiser Religionslehrer schon am rechten Ort, und zu rechter Zeit der Gelegenheit wahrnehmen wird; sondern vom verächtlichen Behandeln und Verdammen solcher Personen, die dergleichen vernunftwidrigem Kirchenglauben, in guter ehrlicher Meynung, daß er sich auf Wahrheit gründe, zugethan sind, sich aber dabey als gewissenhafte und gottselige Menschen

betra-

betragen. Und sollte der Verfasser darin Unrecht haben? Mich dünkt nicht.

„Der Kern der Wahrheit liegt in aller Völker Glauben,
„Und trägt bey allen gleiche Frucht;"

sang letzthin ein neuerer Dichter. *) Und ist dem so, warum sollt' ich dann wohl irgend einen rechtschaffenen Menschen seines Glaubens wegen verachten oder verdammen? Will und kann jemand den Kern der Wahrheit nicht anders genießen, als in die rauhe, harte Schale, die mir unverdaulich seyn würde, eingewickelt, so mag ers thun. Ich werde ihm zwar, wenn er mich hören will, begreiflich zu machen suchen, daß ihm der Kern allein, ohne die harte Rinde, viel gesunder seyn würde. Kann ich ihn aber davon nicht überreden, oder schmeckt ihm wohl gar der Kern, mit der Rinde zugleich, besser, als ohne dieselbe, so will ich ihn weder als einen Narren verlachen, noch ihm die Schale mit Gewalt zerschlagen, weil er mir dann doch gewiß den einen mit der andern würde ungenossen liegen lassen. Ich habe noch nie gesehen, daß man bey Leuten, die sich in der Religion mehr auf dunkle Gefühle einschränken, als mit dem Verstande darüber denken, durch alles Controvertiren über das Vernunftwidrige in ihrem Glauben zum Vortheil der reineren Wahrheit etwas ausgerichtet hätte. Aber das habe ich oft erfahren, wie sich vernunftwidrige Religionsbegriffe allmählig aus den Köpfen der Menschen von selbst verliehren, wenn man ihrer beym öffentlichen oder Privatvolksunterricht gar nicht erwähnt, sondern nur auf gesunde, wahre Vorstellungen in Glaubenssachen bey ihnen hinzuarbeiten fortfährt, ohne sich mit dem Bespötteln oder Verunglimpfen der gegentheiligen Ideen dabey abzugeben, welches gemeiniglich ganz und gar keinen Nutzen bringt.

In dem VI Br. ist von der rechten Gemüthsfassung die Rede, in welcher sich allein mit einem nützlichen Erfolge über Religion sprechen, schreiben, streiten läßt, nehmlich der, daß man, in dem ganzen Umfange des Worts, gut seyn, und die bloße Wahrheit zu seiner Richtschnur haben will, oder mora-

*) Bernhard Bekker in Kurland (Berlin. Monathsschrift. 1786. St. VII. S. 41.) in seinem Gedicht an Elisa.

moralischer Sinn. Ist zu dessen allgemeinerer Ausbreitung wohl Hoffnung? Und wodurch könnte die befördert werden? — Durch genauere und offenherzigere Verbindung mehrerer Personen und Familien, die in Absicht auf ächte Gottesverehrung besser, als andere, denken. Jedoch will der Verf. wie er ausdrücklich S. 170 anmerkt, damit keine förmliche gesellschaftliche Vereinigungen mit Gesetzen, bestimmten Zusammenkünften und auffallenden Absonderungen, gemeynt wissen, womit es am Ende mehrentheils nur auf mechanische Pedanterey und oft noch etwas ärgeres hinausläuft — durch ungeschmälerte Erhaltung der entschiedenen Rechte, welche der Vernunft im Prüfen und Untersuchen dessen, was Wahrheit und Irrthum ist, zustehen (S. 178—186.) — durch mehr Einschränkung des zu willkührlich ausgedehnten und zu unbestimmten Umfanges der Lehren, die ein Mensch nach vielem Urtheil glauben soll und muß, wenn er Religion haben und durch dieselbe glücklich werden will. (S. 186—192.) Zum großen Nachtheil der Religion vermindert man die Zahl ihrer Freunde, wenn man so manche würdige Menschen als Nichtrechtgläubige verurtheilt und von sich wegstößt, weil sie nicht alle Lehrsätze, welche die Theologen in ihr System aufgenommen haben, und die zum Theil auch in den Bekenntnißbüchern der christlichen Partheyen stehen, als Wahrheit unterschreiben. — Da die Irreligionisten in diesem Stück eine ganz entgegengesetzte, noch unrühmlichere Maxim befolgen, und sich allenfalls mit den unsittlichsten Leuten verbünden, wenn diese nur mit ihnen gemeinschaftlich auf Bestreitung des Christenthums losarbeiten, so nimmt der V. dafür Gelegenheit, von beyder Betragen ein sehr kontrastirendes Bild aufzustellen. (S. 193—206.) Das Gemälde der Letzteren hat besonders ein lebhaftes Kolorit bekommen; es ist aber treu und fleißig, nach der Natur gemalt.

Im VII Br. verspricht sich der V. mit gutem Grunde von keiner Methode so viel nützlichen Erfolg zum Dienst der Religion, als von der, daß man immer das erste und hauptsächlichste Geschäfft daraus machte, das eigentliche innere Gefühl des Wahren und Guten überhaupt bis zur lebendigen herrschenden Empfindung in den Menschen aufzuwecken. — Es sind zwey ganz verschiedene Dinge, die Wahrheit sehen und sie genießen, sie in ihrer ganzen Kraft tief und lebendig fühlen. — Damit ist es nicht lauter Schwärmerey, wie

es einige nennen. — Es ist vielmehr Bedürfniß der vernünftigen menschlichen Natur, nicht blos zu erkennen, sondern auch zu **empfinden**, nicht blos erleuchtet, sondern auch erwärmt zu werden. — Vielen redlichen Christen wird durch das unaufhörliche Bestreiten, auch wohl Verlachen dessen, was ihnen bisher belebende, erfreuende Wahrheit war, eine Quelle der empfindungsvollen Liebe und dessen aufmunternden Trostes nach der andern verstopft, aber keine zum Ersatz dafür sonst wieder eröffnet, die ihnen eben so viel Stärkung und Erquickung gäbe. Vor so einer todten Leerheit der Seele, vor einer solchen Beraubung alles Rührenden und Erweckenden in dem Glauben an Gott, erschrecken solche Gemüther. Da fallen sie dann desto eifriger auf jede sinnliche Religiosität, von der sie in diesem Stücke mehr Befriedigung erwarten, und werden Schwärmer, um nicht ohne **Empfindung** von Gott zu leben. — Warum beobachten doch diejenigen, welche die Religion der Natur zu glauben vorgeben, und auf eine eigentliche **reine Vernunftreligion** auch nur bey andern hinarbeiten, ein so durchaus todtes Stillschweigen von den großen Empfindungen der Freude an Gott, der Zuversicht und Hoffnung zu ihm, welche die menschliche Seele so sehr erheben und veredlen? Warum sagen sie, unter dem ewigen Ausräumen, Bestreiten und Wegschaffen wirklicher oder eingebildeter religiöser Vorurtheile, nie ein lebendiges Wort von jenen seligen Wirkungen der Erkenntniß Gottes, von unserer Beziehung auf Gott, welche doch dem gesunden Menschenverstande und Menschengefühl so angelegentlich, aufmunternd und erfreulich dargestellt werden könnte. — „So lange dies nicht geschiehet, so lange die Religion, die gereinigt „heißen soll, nicht mit Lebhaftigkeit und Ernst von ihrer antreibenden, tröstenden und erfreuenden Seite eindringend dargestellet wird, so lange sind die Bekämpfer der Vorurtheile in „einem hohen Grade selbst Schuld daran, daß religiöser Fanaticismus sich immer weiter ausbreitet, und immer tiefere „Wurzel schlägt.“ (S. 225. 226.) — Der ehemalige Kontrast, der neben einander fortlaufenden trockenen Scholastik und empfindelnden Mystik der mittleren Zeiten, hat etwas ähnliches mit den Phänomenen unserer Zeit n. Die aristotelisch metaphysische Theologie der grübelnden Köpfe that dem Herzen der Christen, die etwas wahrhafteres verlangten, keine Genüge. Diese warfen sich also in die Mystik und glaubten sich nicht weit genug von aller thätigen Arbeit des forschenden

Verstandes entfernen zu können, um Gottes und ihrer selbst desto völliger zu genießen. — So auch bey uns. Die spekulative Philosophie der kälteren Denker wirkt nicht auf das Gemüth, auf die Empfindungskräfte der Menschen. Die Bestreiter des Christenthums unterlassen jeder geglaubten religiösen Wahrheit auch Interesse für das Herz zu geben, und so Erkenntniß und lebendige Gefühle mit einander zu verweben. Diese Kälte ist dem gefühlvollen Andächtigen unerträglich. Darf man sich wundern, daß er nun in das gegenseitige Extrem fällt, und zur erhitzten Schwärmerey übergeht? (S. 227 — 230.) — Am Schluß des Briefes wird die Frage beantwortet: Ob die Geistlichen für und durch die Religion zu etwas nützen?

Das meiste in diesem Briefe, wie vieles in den vorhergehenden, sind neue Zusätze, welche die erste Ausgabe nicht hat. Der VIII Br. ist ganz neu, — zuerst ein Paar Worte darüber: ob Angriffe gegen Religion und Christenthum nothwendig eine willkührliche und vorsätzliche Feindseligkeit gegen die Wahrheit zum Grunde haben müssen, welches der Korrespondent des V. und er mit ihm natürlicher Weise verneinet, wenn sie gleich, durch mancherley dabey begangen werdende und hier angezeigte Fehler, dennoch tadelhaft und sehr unmoralisch werden können. — Und dann erklärt sich der Briefwechsel etwas umständlicher gegen seinen Freund, was er von der Mode gewordenen Affektation einiger neueren Weisen, nicht mehr **Christen**, sondern Verehrer Gottes nach der Vernunft heißen zu wollen, von ihren Bemühungen, die Idee und den Namen des christlichen Unterrichts zu verdrängen, halte, und eröffnet ihm seine Gedanken über den Vorschlag, einen eigenen öffentlichen Gottesdienst für die Bekenner der reinen Vernunftreligion zu errichten. — Der Raum verstattet mir nicht, mehr davon zu sagen. Ich empfehle den Brief zum eigenen Lesen, dessen er so werth ist.

Im IX Br. erzählt der V. die kurze Geschichte seiner Religionserkenntnisse und Religionsgesinnungen. Er ist ein unveränderter Abdruck des VIten Briefes der ersten Ausgabe, bis auf die einzige S. 296 eingerückte Stelle: „Ich lasse immerhin die Dalemberte über das allgemeine Unglück zu „seyn — welch ein ungeheurer Gedanke! — witzig seufzen, „und freue mich des, daß ich bin, doppelt, weil auch Gott ist.“

Wenn

Wenn diese Briefe, wie zu erwarten stehet, noch wieder eine neue Ausgabe erforderten, so wünschte Rec. daß sich der würdige Verfasser vorher die kleine Mühe geben möchte, mehrere sehr lange Perioden, etwas abzukürzen. So viel Vergnügen mir die Lesung der Briefe verschafft hat, so habe ich doch gefunden, daß sich auch ein im Denken ganz geübter Leser nicht wenig anstrengen, auch wohl manche Stellen mehr als einmal lesen muß, wenn er alles behalten, und am Schluß des Perioden die vielen Gedanken in ein Ganzes zusammenfassen will.

Br.

Die christliche Lehre von der Seligkeit der Auserwählten im ewigen Leben erläutert Balthasar Petersen, Konsistorialrath und Kirchenprobst der Stadt und des Amtes Tondern, und erster Lehrer der genannten Stadt. Erster Theil. Im Verlage des Waisenhauses zu Husum. 1784. gr. 8. 1 Alph. 5 Bog.

Der beglückte Zustand der tugendhaften Seelen jenseit des Grabes ist der einzige Trost in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens und der stärkste Grund zur Ueberwindung der unglücklichen Begierden, die uns und unsere Reisegefährten auf dem Wege dieses Lebens so oft unglücklich machen. Vernünftige Heiden haben sie gehofft, und es ist das größte Glück der Christen, daß sie von dem Stifter ihrer Religion davon völlig überzeugt sind.

Aber es ist jenseit des Grabes eine ganz neue Welt, von welcher wir, die wir nach Aehnlichkeiten zu denken gewohnt sind, uns keine deutliche Vorstellung zu machen im Stande sind. Wir werden von allen Beschwerlichkeiten dieses Lebens befreyet, eines vollkommenen Vergnügens an Leib und Seele genießen. Dies ist zu unserer Beruhigung, zu unserer Freude genug.

Es sind schon manche Schriften hierüber herausgekommen, ob der Verfasser ein neues Licht hierüber verbreiten werde, daran zweifeln wir. Er ist sehr weitläuftig und hat schon über ein Alphabeth ohne zur Hauptsache zu kommen, geschrieben.

Er sucht alles zusammen, was in der heiligen Schrift von der Seligkeit jener Welt gesagt wird; und dies ist allerdings der einzige Weg zu richtigen Einsichten zu gelangen. Er sucht Vorbilder und Bilder der Vorbilder auf, aber Bilder sind nur Bilder.

Wir bitten den Verfasser in dem folgenden Theile, von welchem er den Inhalt schon mitgetheilet hat, sich nicht mit blossen Muthmaßungen und unverständlichen Vorstellungen zu beschäfftigen. Zum Beyspiel in der 10ten Betrachtung will er zeigen, daß der Tag des Todes der erste Tag sey, da die Seele Gott siehet, da sie sich selbst unmittelbar siehet. Dies ist uns unverständlich. Ferner, die Seele höre: ey du frommer und getreuer Knecht! Blos am Ende begnadigte Sünder können diesen Zuruf nicht hören. Ferner, die Seele fähret durch den großen Weltbau, und siehet den unermeßlichen Raum und alle große Weltkörper da im Umkreise. Der Mensch siehet zugleich die unsichtbare Verfassung, Gott, Engel und die Auserwählten. Da sehen sich alle Frommen, die einander sich zuvor kannten. Daß dieses alles am ersten Tage des Todes geschehen werde, wie will der Verf. dies beweisen? Wir wünschen, daß er uns viel Gründliches und Gewisses vortragen möge, wir werden es mit dem größten Vergnügen lesen. Denn wir freuen uns sowohl als der Verf. auf jene Herrlichkeit.

Rf.

Predigt, gehalten bey der Einweihung des protestantischen Bethauses in der Hauptstadt Mährens am Pfingstfest 1783. Nebst einem Anhang auf den ersten Wiedergedächtnißtag. Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten, zum Besten des Bethauses in Brünn. 1784. 9½ Bog. in 8.

Einzelne Predigten liegen sonst außer dem Bezirk der A. d. B. Aber die gegenwärtige verdient eine Anzeige wegen ihrer merkwürdigen Veranlassung, der Einweyhung einer protestantischen Kirche in der Hauptstadt des katholischen Mähren, und der Absicht ihrer Herausgabe. Man war schon vorher aus dem Bericht

richt eines Reisenden in den Schlözerschen Staatsanzeigen, Heft 17. von dieser Predigt so wie von der vernünftigen und erbaulichen Einrichtung des ganzen Einweyhungsfestes, auf eine vortheilhafte Art, eingenommen. Und nun, da beydes, Predigt und Gebete. im Druck erschienen sind, kann man sich desto mehr überzeugen, daß jener Ungenannter zum Lobe derselben nicht zu viel gesagt hat. Beyde sind so sehr ihrer Absicht und der Würde und Feyerlichkeit dieses Tages angemessen, erschöpfen so sehr alles, was nur ein Mann, der die Wichtigkeit seines Berufs fühlt, an einem solchen Tage einer gerührten und zur Andacht aufgeschlossenen Gemeinde, aus vollem Herzen sagen kann, daß der Rec. diese Predigt in dieser Gattung von Casualpredigten für musterhaft hält. Sie handelt den Text Matth. 18, 20. „wo zwey oder drey" rc. in zweyen simplen Fragen ab: 1) wem verheißt Jesus seine Gegenwart? 2) was schließt diese Verheißung in sich? Rec. hatte kurz nach Lesung dieser Predigt, auf einer Durchreise nach Franken, Gelegenheit gehabt, der Einweyhung der nach den großen Brand wieder aufgebaueten Kirche zu Hildburghausen beyzuwohnen, und hörte da eine Predigt ablesen, worin auch nicht ein Wort von dem enthalten war, was er und unser Verf. bey einer Gelegenheit, wo alles zur Rührung einladet, und die einen mittelmäßigen Mann zum Redner machen müßte, vor einer der Andacht so empfänglichen Gemeinde gesagt haben würde, und dargegen ganz aus trocknen alttestamentlichen prophetischen Worten zusammengewebt war. Hier lernte er den Werth dieser Brünner Einweyhungspredigt doppelt schätzen. Gebete und Predigt werden zuweilen auf eine sehr schickliche Art durch Antworten und Liederstrophen der Gemeinde unterbrochen. Außer dem Hauptgebet zum Schluß der Predigt, folgt auch ein anderes voll Geist und Salbung, womit die erste Abendmalsfeyer vorbereitet wurde. Nur einige wenige Stellen haben wir vorgestrichen, die wir als kleine Flecken weggewischt wünschten. S. 34. — So oft wir seine Verdienste ums Menschengeschlecht anstaunen werden rc. wenn wir am Altar seines Opferblutes — so sollte doch wohl kein protestantischer Lehrer den sogenannten Altar unsrer Tempel nennen. S. 54. Schwere Verpflichtungen! werde ich sie gewiß entrichten? Nicht meineidig vor deinen Flammenaugen werden? Der V. bedachte wohl nicht, was für eine widrige Idee von Gott dieses Wort erweckt! Sonderbar

ist es übrigens, daß auf dem Titel einer Einweyhungspredigt weder der Ort noch der Prediger genennt ist!

Jf.

Der Evangelist. Von J. Tobler. Zürich. 1784.

Eine Erbauungsschrift, deren Fortsetzung von ihrer günstigen Aufnahme abhangen wird. Die Betrachtung über den Titel der Schrift ist etwas frostig und gedehnt.

Gz.

Neue Predigten von Johann Joachim Spalding. Zweyter Band. Berlin, bey Voß und Sohn. 1784. 548 Seit. 8.

Warum der würdige Herr Verf. diese Predigten neu nennt, weiß Rec. nicht, wenigstens sind die sechs erstern schon lange einzeln im Druck, und in vielen Händen gewesen. Diese abermalige Bekanntmachung und Sammlung entschuldigt er in der Vorrede mit der gerechten Absicht, eine fremde Dienstfertigkeit, die ihm schon einmal unangenehm und nachtheilig geworden, zu verhüten. Er hat daher zu jenen schon bekannten sechs Predigten noch das Brauchbarste, zur allgemeinen Theilnehmung, aus den Arbeiten seiner letzten zehn Jahre ausgewählt, und kleinere Betrachtungen, die dort jährlich unter die Jugend vertheilt werden, hinzugethan.

Wir wollen unsre Leser mit dem Inhalte des ganzen Bandes bekannt machen. Die erste Predigt ist gehalten am Dankfeste wegen des Teschenschen Friedens. Die zweyte: Zum Gedächtnisse der Prinzessin Louise, Amalie, verwitweten Prinzessin von Preußen. Die dritte: Bey der Jubelfeyer des Berlinischen Gymnasiums. Die vierte handelt von dem, was erbaulich ist. Die fünfte: von der falschen Bekehrung. Die sechste: von der verderblichen Begierde nach Vergnügen. (So weit die einzeln gedruckten, woran nichts verändert ist.) Die siebente: von Bewahrung der Gottseligkeit in großen Städten. Die achte: von der ewigen Dauer des Reichs Jesu. Die neunte: von der Freude an der Tugend anderer

Men-

Menschen. Die zehnte: von der Unpartheylichkeit in der Freude an der Tugend anderer Menschen. Die eilfte: von der Verbindlichkeit, daß man Religion zeigen müsse, wenn man Religion hat. Die zwölfte: von der christlichen Redlichkeit im gesellschaftlichen Leben. Die dreyzehnte: das freudige Lob Gottes im Alter. Anhang kleiner Aufsätze. (Vermuthlich bey Einsegnung der Kinder.) 1) Die entschlossene Wahl. 2) Warnung vor Gleichgültigkeit in der Religion 3) Die Religion der Kindheit. 4) Der große Werth einer frommen Jugend. 5) Was von der frommen Einfalt zu halten sey. Aus allen diesen vortreflichen Abhandlungen ziehen wir keinen einzigen Perioden aus, weil die Predigtart des Hrn. Verf. bekannt genug ist, es auch schwer werden möchte, bey Arbeiten, die so sehr das Gepräge des fleißigen und gründlichen Nachdenkens an sich tragen, eine Auswahl zu machen. Dank sey dem frommen Greis, daß er mit herzdringenden Ermunterungen zu alle dem, was Christentugend und Lob heißt, sich um dauerhaftes Wohlleben von Kind und Kindeskind verdient machen wollen. Wer bey Predigten der Art den Kopf schütteln, und sie als überlästige Ware zurücklegen wollte, mit dessen moralischem Verfall müßte es sehr weit gekommen seyn. Wie ein sanfter Strom ruhig hinfließt, so gehet die bündige Belehrung, und unausbleibliche Ueberzeugung, bey ausgesuchten treffenden Ausdrücken und Wendungen ihren ruhigen sichern Gang. Der Leser darf nicht besorgen, gewaltsam fortgerissen zu werden, Beyfall und Zustimmung verdankt man hier nicht der Deklamation und den Seufzern, deren Kraft und Wirkung nur einem Wetterleuchten gleicht, das nie erwärmt. Reine, gesunde, lautere und ungekünstelte Wahrheit nimmt unvermerkt und unwiderstehlich ihren Platz in des Lesers Seele, und wohnt und wandelt mit Gott darin. Keinen Paragraph, keine Zeile hat Recensent gelesen, und kein unbefangener Leser kann es anders lesen, als vom Gefühl der Vernunft ganz durchdrungen, zu bekennen: Ja, wahrhaftig dem ist also; nur das giebt Ruhe, Freude und Friede, und auf keinem andern Wege kömmt der Mensch zu Gott. Es ist also auch sehr überflüßig zu erinnern, daß hier kein Fünkchen unfruchtbarer Subtilität, keine dem Menschensinn und der innern Kraft des eigenen Nachdenkens lästig werdende scholastische Formel mit unterlaufe, die nur Verdacht und Unwillen wirken, und der Ueberzeugung Ge-

walt anthun würde. Viel zu wichtig ist des Verfassers Augenmerk, an dem Orte, wo er das Volk zur reinsten Wohlfarth anleiten soll, hat er mehr zu thun, als Grübeleyen auszustreuen, und die, in ihrer Lauterkeit und Gesündheit so willkommene Lehre mit Menschensatzung zu durchweben und dergestalt zu entstellen. Gute Menschen will er machen, ihnen brauchbare, das ganze Leben leitende Wahrheit zeigen, sie durchaus redlich und edelmüthig machen, jeden Greuel im Verhältniß ihrer Lebenspflichten verhüten, ihnen in Hoffnung eines künftigen Lebens und Versicherung eines gnadenvollen Gottes tröstende Ruhe zuwenden, und mit der größten Gewissenhaftigkeit auch den besten Segen der Religion über sie verbreiten. Alles dies geschiehet auf eine so kernhafte gedrungene Weise, daß diejenigen Prediger, die den Verf. zu ihrem Muster wählen wollen, zuvor wohl prüfen müßten, ob auch die Uebung des Nachdenkens bey ihrer Gemeinde einen merklichen Grad bereits erlangt hat.

Predigten an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres. Ueber die gewöhnlichen Abschnitte aus den Lebensgeschichten Jesu Christi. Von D. Wilhelm Abraham Teller, Oberconsistorialrath, Probst und Inspektor zu Cölln an der Spree in Berlin. Erster Band. 31 Bogen in groß 8. Zweyter Band. 27 Bog. Berlin, bey Hesse. 1785.

Recensent ist mit den gelehrten Schriften und der ganzen Denkungsart des Hrn. Probst sehr genau bekannt, er konnte also schon im voraus vermuthen, daß diese Predigten keine alltägliche gemeine Waare seyn würden. Du willst also, dachte ich, einige derselben achtsam durchstudieren, und sodann einen erlaubten Schluß auf die Uebrigen machen, zumal dir um Zeit und Muße bange ist. So dachte ich, aber ich hielte nicht Wort. Die, mit so vieler Weisheit ausgesuchte, und mit so meisterhaftem Geschick bearbeitete Materien ziehen den Leser unwiderstehlich an sich, er kann es nur mit Zwang über sich erhalten, das Buch aus den Händen zu legen, und so kann ich bezeugen, ich habe den ganzen Jahrgang durchstudiert, mit

Zuwachs an Einsichten, mit erwärmten Trieben zur christlichen Tugend, mit wahrer Erbauung und Freude ihn durchstudiert. Aus innigster Ueberzeugung kann ich jedem Leser, wenn er nur nicht ganz ungebildet ist, diesen vortrefflichen Jahrgang als Nahrung der Seele empfehlen. Niemand besorge, daß ihm Sophisterey und unbrauchbare Menschengrille, die so oft für Religionslehre verkauft worden, den Kopf wüste machen, und das Herz irre leiten werde. Keine Spur von alle dem. Was nicht zum Edelmuth in allen Ständen, zur Wohlfarth des Pilgerlebens auf Erden beytragen konnte, das sucht man hier vergeblich. Die Predigten sind kurz, und doch möchte man sagen, sie sind mit Realität überladen, und fordern des Lesers unausgesetzte gespannte Achtsamkeit. Sie belohnen aber auch reichlich den Fleis, der auf ihre Durchforschung gewendet war. Recensent ist sonst kein Freund der Predigtlectüre, man kömmt gar zu oft kälter vom Werk zurück, als man daran gegangen war. Bey der großen Menge von Predigten, die jede Messe liefert, kann man dem Gedanken von Makulatur nicht widerstehen. Es ist daher eine sanfte Erscheinung, wenn so eine Sammlung, wie diese, den Leser versöhnt. Auszüge, zum Beweis unsers Urtheils, liefern wir nicht. Wer vernünftige Erbauung liebt und sucht, wird das, was Teller ihm in dieser Angelegenheit zu sagen hat, nicht ungelesen lassen, und dann wird sichs finden, daß unser Lob gegründet war. Nur einige, mit vorzüglicher Geschicklichkeit gewählte und bearbeitete Materien wollen wir abschreiben, um den Leser aufmerksam zu machen.

Im ersten Bande. Am Feste Epiphanias. Wie viel es werth sey, in Umständen zu leben, bey welchen man nicht viel zu fürchten hat. Am ersten Sonntage nach Epiphanias. Von der Pflicht, gern da zu seyn, wo man nach Stand und Beruf seyn soll. Am dritten Sonntage nach Epiphanias. Wie sehr es das Herz beruhiget, das menschliche Elend mit dem Guten zugleich zu denken, das damit in Verbindung steht. Am sechsten Sonntag nach Epiphanias. Von der Zufriedenheit mit dem Orte unsers pflichtmäßigen Aufenthalts. Am Sonntage Sexagesimä. Was uns ermuntern soll, nützlich zu seyn, wenn auch wenig damit ausgerichtet wird. Reminiscere. Von der Achtung, die man gegen Leidende jeder Art haben soll. Charfreytag. Von dem Trost des Christen, daß er sich an dem Leiden und

Tode

Tode Jesu nicht würde schuldig gemacht haben. Am zweyten Ostertage. Ueber das Angedenken an Verstorbene zur Belebung des Trostes und der Hoffnung der Ewigkeit. Am sechsten Sonntage nach Trinit. Von der Bewahrung einer gewissenhaften Empfindung dessen, was Andre wider uns haben.

Zweyter Band. Am achten Sonntag nach Trinitatis. Regeln der Weisheit und Frömmigkeit in Absicht der wahren Menschenkenntniß. Am neunten Sonntag nach Trinit. Die gewissenhafte Bewerbung um menschliche Gunst. Am zehnten Sonntag nach Trinit. Von der eigentlichen Würde gottesdienstlicher Häuser. Am eilften Sonntag nach Trinit. Von der falschen Beruhigung, die man in der größten oder gleichen Verdorbenheit Anderer sucht. Am vierzehnten Sonntag nach Trinit. Wie ein wohlgeordneter Glaube auch in irdischen Umständen hilft. Am funfzehnten Sonntag nach Trinit. Wie Jesus Christus die Vernunft geehrt wissen wollen. Am siebzehnten Sonntag nach Trinit. Von der christlichen Weisheit, mit welcher man die Rangordnung in der menschlichen Gesellschaft beurtheilen soll. Am ein und zwanzigsten Sonntag nach Trinit. Wie man dem, was in der Religion beyfallswürdig ist, glauben soll, ohne Zeichen und Wunder zu sehen. Am fünf und zwanzigsten Sonntag nach Trinit. Die Welt ist kein Jammerthal. Am sechs und zwanzigsten Sonntag nach Trinit. Von der gewissenhaften Ueberlegung des, uns in der Welt verborgen bleibenden Werthes oder Unwerthes unsers Verhaltens. Mariä Reinigung. Von der weisen Mäßigung des Wunsches Eins und das Andere noch erleben zu wollen. Johannis Fest. Von dem, was in Ansehung der Anhänglichkeit an das Alte, und der Liebe zum Neuen unsre Pflicht ist. — Wer durch diesen Inhalt nicht zum Lesen gereizt wird, der muß wohl selbst nicht wissen, was er in Erbauungsbüchern zu suchen hat. Noch merken wir an, daß die Evangelien immer vollständig vorgedruckt sind, welches freylich einigen nicht recht seyn wird, die das ungerne mit bezahlen; Andere, denen Bequemlichkeit lieb ist, werden es gerne sehen.

Gebet.

Gebetbuch für christliche Landleute. Herausgegeben von Raymund Dapp, Prediger zu Kleinschönebek, Schöneiche und Münchehofe. Berlin, bey Voß und Sohn. 14½ Bog. in 8.

Der Verfasser gehört zum edlern Theil der Lehrer der Landleute, die ihre Gemeinden Zeit und Kraft zu lieb haben, als daß sie ihnen unnütze Scholastik vorsagen sollten, wobey gemeiniglich der höchste Zweck, die wahrhafte Ausbesserung, übersehen, und verfehlt wird. Es ist ihm ein Ernst, den Leuten zu sagen, was zum glückseligen Menschenleben führt. Sein Augenmerk geht immer auf die Pflichten, deren Erfüllung in jedesmaliger Lage des Menschen Beruhigung und Trost ausmacht. Wir zweifeln also nicht, daß sein Buch viel Segen und Nutzen schaffen werde. Er hat sich auch zur niedrigsten Classe der Zuhörer und Leser herabzustimmen gesucht, vermuthlich hat er aber, mehr als sonst jemand, die Schwierigkeiten, die hierbey vorkommen, gefühlt.

Die Poesien sind zum Theil aus dem neuen Berlinischen Gesangbuche. Wir hören, daß der Verf. Predigten für Landleute herausgeben will, und zweifeln, nach dem Werthe dieses Gebetbuchs, an ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit nicht. Der Landmann wird gewiß in dieses Mannes Schriften Erbauung finden. Die Gebete sind auf Sonn- und Arbeitstäge, angenehme und unangenehme Schicksale, und beynahe auf alle besondere Berufsgeschäffte des Landmanns eingerichtet.

Bm.

Nordische Casualbibliothek oder Sammlung heiliger Reden bey Taufen, Copulationen, Begräbnissen u. s. w. Erster Band. Nebst einem Anhange, welcher die wichtigsten bey Einrichtung der Rigischen und Revalschen Statthalterschaft gehaltenen Reden enthält, herausgegeben von Chr. Ad. Ludw. Dingelstädt. — Riga, bey Hartknoch. 1785. 502 S. in 8.

Bey der bereits vorhandenen großen Menge von Kasualreden darf man doch keinesweges die gegenwärtige Sammlung für überflüßig erklären. Es kommen darin Aufsätze vor, welche, wenn man sie auch nicht den Mustern beyzählen will, doch einer öffentlichen Bekanntmachung würdig waren, und Redner verrathen, die mehr als von gemeinem Schlag sind. Hierzu kömmt noch der besondere Umstand, daß in Liefland, Ehstland und Petersburg, als aus welchen Gegenden diese Sammlung ihren Ursprung genommen hat, bey Taufen, ehelichen Einsegnungen u. dgl. in angesehenen Häusern feyerliche Reden, gehalten werden. Dann findet der offene Kopf unter den dasigen Predigern, mehr als in mancher andern Provinz, Gelegenheit seine Gaben zu zeigen; es ist der Mühe werth und ermunternd, eine von ihm wohl ausgearbeitete und mit Beyfall abgelegte Rede aufzubewahren, und hierzu giebt eine nordische Kasualbibliothek das bequemste Mittel an die Hand. Dann finden auch Männer, denen es noch an Uebung fehlt, Anleitungen, wie sie bey solchen Vorfällen mit Anstand auftreten, und der Erwartung entsprechen können. So wird dies Buch den einheimischen Rednern auf zweyfache Art nutzbar, theils als Anweisung, theils als Mittel sich bekannt zu machen und dabey Andern zu dienen; der hiesige Gelehrte aber lernt daraus einige nordische Redner, und ihre Art des Vortrags kennen, doch vorausgesetzt, daß der Herausgeber, welcher Dank und Ermunterung, sonderlich von seinen Landesleuten, verdient, nicht jeder ihm mitgetheilten Rede ohne Wahl und Prüfung einen Platz einräumet, sondern immer nur von geschickten Männern Beyträge annimmt.

Der Anhang wird den meisten, sonderlich hiesigen Lesern, besonders willkommen seyn, weil er einen seltenen Gegenstand betrifft, und sogar Reden enthält, welche zween vornehme russische Geistlichen, auch einige angesehene Männer von dem sogenannten weltlichen Stand, gehalten haben; solche liest man wenigstens um der Seltenheit willen, welches dennoch nicht von einer darunter befindlichen langen Predigt gilt.

Eine weitläuftige Beurtheilung der sämmtlichen Reden wird niemand erwarten. Einige liest man mit Vergnügen; andre sind etwas geringhaltiger. Die Taufrede S. 25. u. f. würde mehr gefallen, wenn nicht Sätze darin vorkämen, über welche der Verf. der übrigens eine gute Anlage zeigt, unmög-

lich

lich selbst kann nachgedacht haben. So versichert er S. 29. daß das Kind in der Taufe von der angeerbten Sündlichkeit und Strafbarkeit (ist es möglich, daß man eine Strafbarkeit erben kann?) durch das Blut Jesu abgewaschen werde. Ohne abermals über die Art und Möglichkeit des Abwaschens Fragen anzustellen, möchte doch Rec. wissen, in welchem biblischen Spruch eine solche Kraft der Taufe gelehrt werde. Nur in alten Katechismen und Kirchenliedern, die jetzt kein aufgeklärter Mensch mehr brauchbar findet, stehen solche unerwiesene Unbegreiflichkeiten. Eben so fragt der Redner S. 32. den Vater des Kindes: „wie war Ihnen, als sie „die Theilnehmerin ihres Lebens — — unter dem Fluch „der ersten Sünderin in Schmerzen sich krümmen sahen?“ Da die erste Sünderin oft eben soviel heißt als die größte Sünderin, so ist die ganze Stelle zweydeutig, und konnte von der Wöchnerin als eine Beleidigung aufgenommen werden; blos weil der Redner die uralte Eva nicht bey ihrem Namen, sondern mit einem Blümchen, bezeichnen wollte. Aber vielleicht hat mancher Denker dabey die Achseln gezuckt, wenn ihm einfiel, daß viele Weiber, ohne sich in heftigen Geburtsschmerzen zu krümmen, ihre Kinder zur Welt bringen; da hingegen manche Thiere, wenn sie ihre Jungen werfen, sich heftig krümmen, ohne unter dem Fluch der ersten Sünderin zu stehen.

Einige eingeschlichene Druckfehler sind auffallend. Ohne daran zu denken, daß der vor einiger Zeit verstorbene rigische Oberpastor, der den Gelehrten nicht unbekannt war, nicht Esten, wie S. 141. steht, sondern Essen, geheißen hat; so ist es unerklärbar, wie der Metropolit von St. Petersburg auf dem Titel S. 437 den Namen Innocentius erhalten konnte, da man doch aus dem Verzeichniß S. 420, und aus dem Zusammenhang sieht, es auch aus öffentlichen Nachrichten weiß, daß er Gabriel heißt. Durch einen kleinen Druckfehler S. 441. wo Beerdigung anstatt Beeidigung steht, ist ein auffallender Sinn entstanden; es heißt: „Predigt am „Tage der feyerlichen Beerdigung der Ritterschaft Ehstlands.“ Ein schwermüthiger Mensch könnte hieraus leicht mancherley Gedanken schöpfen.

Jk.

Gedanken über und bey Verbesserung einer Liturgie in einer Unterredung zwischen Geron und Kritas. Frankfurt und Leipzig, auf Kosten der Verlagscasse, 1784. 8. 62 Seit.

Zur Vertheidigung der alten Liturgie und des alten Lehrgebäudes ist lange nichts so schlechtes aus der Presse gekommen, als die kleine Schrift, deren Titel wir eben hieher gesetzt haben. Die Gedanken sind insgesammt alltäglich; und einem großen Theile nach blos halbwahr, oder auch ganz falsch. Die hie und da eingestreueten Einfälle sollen witzig und neu seyn; sind aber weder jenes noch dieses, sondern höchst platt und*) verbraucht. Der Dialog (denn das Büchelgen ist in der Form dreyer Gespräche abgefaßt) ist äußerst elend, steif, hölzern, und die Sprache durchaus incorrect. Ich bate, gabe ich, zur Konfrärie gienge ich zuerst, er hinterließe mir, ich lase fort, schliche ich mich, trate ich, truge ich vor, der Versammlung trate das Blut in alle Adern, zoge ich, Ferney ware das Paradies des Hrn. v. Voltaire, antrettet, trettet, die Bauren, demungeachtet, Formulen, da ihm eben ein Huste kam, habe schon gehört, anstatt habe ich schon gehört; und andere Sprachfehler dieser Art mehr kommen auf jeder Seite vor.

Rk.

Sechs Predigten über den Brief des heiligen Paulus an den Philemon, von J. C. Lavater. Erster Theil. St. Gallen. 1785.

Die innerliche, praktische Christenreligion [illegible]
dings mit mancherley historisch dogmati[illegible] und [illegible] ru
schen Begriffen und Bestimmungs- und [illegible]
derselben. Der Böhmist, Mennonit, Herr[illegible] irer, [illegible]
tholische, und warum nicht auch der la[illegible]
kann an seine Privatideen praktische Chri[illegible]

*) So z. B. was S. 13. „von dem jungen Herrn von Westphal, „Herrn von und zu Sans-Tete" stehet.

auch nicht in der höchsten Reinigkeit und Vollkommenheit anknüpfen. Aber keiner von diesen sollte dieß sein Vehikul christlicher Religion andern als Wesen, als Kern derselben aufdringen. Diese Bemerkung konnte R. sich nicht enthalten hie und da während dem Lesen dieser Predigten zu machen, wo L. so oft dasjenige Vertrauen zu Christus Person, das sich auf die von ihm selbst bestimmten Begriffe von Jesus Christus, und seiner Sendung gründet, ausschließlich Glauben an Christus nennt, und wider die anders denkenden polemisirt. Lernten solche Christen und Christenlehrer, was Duldung ist, (eine freylich schwere Lection!) so würde derjenige Lehrer, der christliche Denkart überall, unter welcher Hülle er sie auch ausbreiten sieht, erkennen und hochschätzen kann, sich mit dem Gedanken beruhigen können: Wenn nur Christus verkündiget wird! Wenn nur christliche Gesinnung, christlicher Wandel befördert wird! Allein warum sollten wir von dem Partheygeist und blinden Religionseifer unserer Denkensfreyheit Fesseln anlegen, warum unsern Bemühungen in der Erkenntniß zu wachsen Gränzen setzen lassen! Muß nicht jede Bemühung dieser Art Mißfallen erregen?

Jüdische Briefe, Erzählungen, Dialogen u. s. f. um die Zeit Jesus von Nazareth, oder eine Messiade in Prose von J. K. Pfenninger. 3tes und 4tes Bändchen. Dessau und Leipzig. 1785.

Der Verfasser bleibt seinem Plane getreu, die Geschichte Jesu auszuschmücken, und für zärtliche, weichgeschaffene Seelen, die sonst aus Siegwart und Minneliedern Wonne saugen, recht genießbar zu machen. Auch das gehört mit zu seinem Plan, das Zeichen- und Wunderfordern (das sonst in den Evangelien als jüdischer Hartsinn vorgestellt wird,) zu einer liebenswürdigen Schwachheit, wo nicht gar zu einer Tugend zu erheben, und die Lehre vom irdischen oder physisch politischen Christusreiche in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Auch in diesen 2 Bänden wechseln Freunde Jesu Briefe, führen Jünger Jesu Gespräche, räsonniren Pharisäer und Sadducäer. Aber Räsonnement, Handlung, alles ist so modern, daß man schwören sollte, die Geschichte wäre in

Grundsätze darin sind überall aus ächten Quellen des Völkerrechts geschöpft, und nicht blos für die Schüler, sondern für die große Welt und öffentlichen Geschäffte brauchbar. Auch ist überall so viel nützliche Nachweisung auf die gebrauchten Quellen und Schriften, die zu weiterer Belehrung dienen können, angebracht, daß es auch für jeden als Handbuch brauchbar wird, der keine Vorlesungen darüber hört. Der Plan des Werks ist folgender. Zuerst werden allgemeine Betrachtungen über die europäischen Völker selbst, deren Rechte hier abgehandelt werden sollen, voraus geschickt, und insonderheit gezeigt, in wiefern sie zusammen als ein besonderes Corpus politikum betrachtet werden können; desgleichen wiefern Macht, Regierungsform, Religionsverfassung den Grund eines Unterschiedes unter selbigen enthält. Die Rechte und Verbindlichkeiten der Völker selbst anbelangend, so wird hierauf zuerst ausgeführt, wie sie erworben werden oder entstehen; sodann welches die Gegenstände derselben sind; und endlich, wie sie wieder aufgehoben werden. Grundsätze des natürlichen und practischen Völkerrechts sind sonst überall neben einander bey jeder Materie aufgestellt, welches ohne Zweifel der nützlichste Weg zu wahrer Aufklärung dieses wichtigen Theils der Rechtsgelahrheit ist. Ohne diese Verbindung wird alles Völkerrecht entweder zu einer leeren Speculation der Schule, oder zu einem grundlosen Geschwätz über Staatsangelegenheiten und Staatsbegebenheiten, wobey man allenfalls lernt, quid Romae factum, non quid fieri debuisset.

Fk.

Johann Heinrich Freyherrn von Harprec[illegible] Geschichte des Kaiserlichen und Reichs-C[illegible] gerichts von den Jahren 1545 bis 1558 a[illegible] Fortsetzung des Cammergerichtlichen [illegible] chivs. Ulm, 1785. In Commission [illegible] tinischen Buchhandlung.

Der sechste Theil des Cammergerichtlich[illegible] welcher 1768 in der Andräischen Buchhandl[illegible] erschien, hat hier nur ein neues Titelblatt, als ob [illegible] sich bestehendes Werk wäre, erhalten. [illegible] ist nicht wohl zu errathen. Denn wenn es [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Grundsätze darin sind überall aus ächten Quellen des Völkerrechts geschöpft, und nicht blos für die Schüler, sondern für die große Welt und öffentlichen Geschäffte brauchbar. Auch ist überall so viel nützliche Nachweisung auf die gebrauchten Quellen und Schriften, die zu weiterer Belehrung dienen können, angebracht, daß es auch für jeden als Handbuch brauchbar wird, der keine Vorlesungen darüber hört. Der Plan des Werks ist folgender. Zuerst werden allgemeine Betrachtungen über die europäischen Völker selbst, deren Rechte hier abgehandelt werden sollen, voraus geschickt, und insonderheit gezeigt, in wiefern sie zusammen als ein besonderes Corpus politikum betrachtet werden können; desgleichen wiefern Macht, Regierungsform, Religionsverfassung den Grund eines Unterschiedes unter selbigen enthält. Die Rechte und Verbindlichkeiten der Völker selbst anbelangend, so wird hierauf zuerst ausgeführt, wie sie erworben werden oder entstehen; sodann welches die Gegenstände derselben sind; und endlich, wie sie wieder aufgehoben werden. Grundsätze des natürlichen und practischen Völkerrechts sind sonst überall neben einander bey jeder Materie aufgestellt, welches ohne Zweifel der nützlichste Weg zu wahrer Aufklärung dieses wichtigen Theils der Rechtsgelahrheit ist. Ohne diese Verbindung wird alles Völkerrecht entweder zu einer leeren Speculation der Schule, oder zu einem grundlosen Geschwätz über Staatsangelegenheiten und Staatsbegebenheiten, wobey man allenfalls lernt, quid Romae factum, non quid fieri debuisset.

Fk.

Johann Heinrich Freyherrn von Harprechts Geschichte des Kaiserlichen und Reichs-Cammergerichts von den Jahren 1545 bis 1558 als ein Fortsetzung des Cammergerichtlichen Staatsarchivs. Ulm, 1785. In Commission der Stettinischen Buchhandlung.

Der sechste Theil des Cammergerichtlichen Staatsarchivs, welcher 1768 in der Andräischen Buchhandlung zu Frankfurt erschien, hat hier nur ein neues Titelblatt, als ob es ein für sich bestehendes Werk wäre, erhalten. Zu welcher Absicht ist nicht wohl zu errathen. Denn wenn es auch die Käufer

täuschen sollte, so wäre die Sache sehr grob angefangen, weil man auch die alte Vorrede und Register mit den Ueber- und Unterschriften vom sechsten Theile unverändert gelassen hat.

Sf.

Ueber die Mittel, Verbrechen vorzubeugen. Freyburg im Breisgau. 1784. 118 S. in 12.

Diese kleine Schrift, wovon in der Unterschrift der Dedication ein gewisser Sebastian Schafheitlin und Michael Kammerer als die Verfasser angegeben sind, enthält zwar nicht viel Neues, aber viel Gutes in einer guten Ordnung vorgetragen; und zeigt auch von einiger Bekanntschaft mit der hier einschlagenden neuen Literatur. Nach einer kurzen Einleitung von dem Ursprung der Verbrechen und Strafen, von deren Verhältniß u. s. f. wobey die Todesstrafen aus längst widerlegten Gründen misbilligt werden, stellen die Verf. folgendes System auf. Die Reizungen zum Verbrechen verschwinden, wenn der Mensch keinen Grund zu schaden hat; dies geschieht entweder aus Tugend, oder weil er keinen Mangel leidet; jene also muß befördert, diesem abgeholfen werden; ersteres zu bewirken sind die besten Mittel Beförderung der Religion, welche hier kurz abgefertigt, und eine gute Erziehung, welche sehr weitläuftig abgehandelt wird. Dem Mangel abzuhelfen, soll jedem Arbeit verschafft, der, so nicht arbeiten kann, hinlänglich verpflegt, Theurung und allgemeiner Mangel verhütet werden; mit all diesem soll eine kluge Polizey, welche vornehmlich auf Müßiggang, Trunkenheit, Spielsucht und Rottirgeist ihre Aufmerksamkeit richtet, und Gewißheit der Strafe verbunden, und um letztere zu erhalten, müssen Freystätten und Folter nicht mehr geduldet werden.

Im.

D. Car. Ferd. Hommelii, Ordinarii Lipsiensis, Opuscula universi juris et inprimis elegantioris Selecta. *Pars I.* collegit, Notulis auctoris ipsius auxit et curavit editionem *Carolus Gottlob Roessig*, Prof. publ. Lips. —

Baruthi, apud Lübeccii Heredes. 1785. in 8. 552 Seit.

Wenn Hr. Rößig sich nicht ausdrücklich auf dem Titelblatt als der Veranstalter und Besorger dieser Sammlung der Hommelischen kleinern Abhandlungen genannt hätte, so würden wir eher dieselbe für das Werk des Buchverlegers gehalten haben. Er hat mit so weniger Ueberlegung und Fleiß gesammelt, daß man die beyden Abhandlungen de facultatibus juridicis etc. und historia processus judiciarii, welche von ihm schon dem 6ten Band der kürzlich herausgekommenen Rhapsodien als die 709te und 723ste Observation eingeschaltet sind, hier nochmals abgedruckt findet. Auf solch eine Weise das Publikum in Contribution zu setzen, ist unverzeihlich, und wenn ein Sammler nicht einmal so viel Mühe auf sein so ziemlich mechanisches Geschäffte verwenden will oder kann, daß er nachsieht, ob nicht diese oder jene Abhandlung schon in eine andere Sammlung eingerückt ist, so würde er besser dasselbe andern überlassen. Der Notularum ipsius auctoris, womit Hr. Rößig seine Sammlung bereichert zu haben sagt, sind außerdem so wenige, daß sie in gar keinen Betracht kommen. Auch für die Bequemlichkeit der Leser — welche doch allerdings bey gesammelten Werken mit in Anschlag kommen muß — hat der Herausgeber so wenig gesorgt, daß man weder am Ende noch zu Anfang des Buchs ein Register über die in demselben enthaltenen Abhandlungen mit der Seitenzahl findet. Wenigstens sollte über einer jedweden der Seite der Titel der Abhandlung stehen, damit man in vorkommenden Fällen nicht immer das ganze Buch durchzublättern nöthig hätte.

Die Abhandlungen selbst, welche dieser erste Theil enthält, schlagen übrigens fast alle in die elegante Jurisprudenz, und gehören meistentheils mit zu den erstern Arbeiten des verstorbenen Hommels. Sie sind folgende: 1) De Apolline Iurisperito. 2) Grammaticae observationes ius civile illustrantes. 3) De principali caussa dissensionum inter Labeonem et Capitonem. 4) De singulari Imperatorum in Legibus novis condendis modestia. 5) De religiosis. 6) de transactione super omittenda criminis capitalis accusatori licita. 7) de facultatibus juridicis et titulo ordinarii. 8) processus judiciarii historia. 9) Cur actiones praetoriae annales sint? 10) paradoxon pro summo jure contra aequi-

aequitatis defensores. 11) Elector Augustus Legislator Saxoniae. 12) de Legibus naturalibus et civilibus. 13) de origine rerum divisionis in mancipi et nec mancipi. 14) de mero imperio.

Qb.

Materialien und Beyträge zur Geschichte der Rechte, und deren Litteratur, herausgegeben von D. Carl Friedrich Häberlin, ordentlichem öffentlichem Lehrer der Rechte zu Erlangen. Erstes Stück, bey Palm, 1784. Zweytes Stück, ebendaselbst 1785.

Die Absicht des Herausgebers war anfänglich nicht blos eine Sammlung von eigenen und fremden Aufsätzen über verschiedne Rechtsmaterien und anderer zur Aufklärung der Geschichte und Rechte dienenden noch ungedruckten und seltnen Aktenstücken zu liefern, und welche nunmehr den Inhalt der gegenwärtigen Schrift ausmachen, sondern auch von allen auf dem Reichstag und den Reichsgerichten erscheinenden Schriften, ingleichen von merkwürdigen Reichs-Cammergerichtlichen Erkenntnissen, Nachricht zu geben. Bekanntlich hat aber der Herausgeber diesen leztern nachher eine besondre Quartalschrift gewidmet, wovon schon mehrere Stücke erschienen sind, und diese getroffne Absonderung dünckt uns weit bequemer, weil einestheils dieser Plan für eine Quartalschrift zu weitläuftig gewesen seyn möchte, und auf der andern Seite die mannichfaltige Verschiedenheit der Leser dieselbe gleichsam nothwendig macht. Was aber nunmehr die gegenwärtigen Beyträge betrifft, so werden solche unstreitig eine gute Aufnahme zu erwarten haben, und wenn die folgenden Stücke diesen beyden erstern entsprechen, so kann der V. zuverläßig auf fernern Beyfall rechnen. Den Anfang macht eine Relation von 1675, welche der damalige Schwedische Gesandte am Kayserlichen Hof, Esaias von Puffendorf, seinem Monarchen erstattet hat, die Ratification des Baserodischen Traktats, den Zustand der Protestanten in den Kayserlichen Erblanden, und die Oldenburgische Successionssache betreffend; nebst einer Schilderung des Kayserlichen Hofs, und Nachrichten von den Finanzen, dem Kriegsstaat, und den Mitteln, die der Kay-

 ser

ser zu Unterdrükung der deutschen Freyheit in Händen hat. Gewiß wird diese Relation jedem Freund und Forscher der Geschichte ein angenehmes Geschenk seyn. II) Ein Verzeichniß dessen, was das Land Schlesien im Jahr 1673 verwilligt hat. Die ganze Summe beläuft sich auf 1,272,489 Gulden. Im IIIten Aufsatz beantwortet der H. die Frage: Ob die gegen eine eidliche Specification zu führende probatio majoris substantiæ ein Beweiß oder Gegenbeweiß sey? — Da die eidliche Specification für keinen Beweis zu halten ist, so macht die probatio majoris substantiæ einen Hauptbeweiß aus, und folglich muß auch wider dieselbe der Gegenbeweis statt finden können. IV) Untersuchung der Frage: Woher es komme, daß die Beendigung eines bey dem Reichs C. G. anhängigen Prozesses so schwer halte, und wie denen hieraus entspringenden Klagen abgeholfen werden könne? Begreiflicher Weise giebt der V. als die Hauptursache die außerordentlich große Anzahl der beym C. G. anhängigen Processe an. Nach desselben Berechnung werden jährlich ein Drittel mehr angenommen, als abgeurtheilt werden können, und folglich beläuft sich nach diesem Maasstab die Zahl der unentschiednen und unverglichnen Processe von der Errichtung des C. G. an, auf 20000, welche Summe mit jedem Jahr vermehrt wird. Er trägt also vorzüglich auf die Verringerung der Prozesse an, und will zu dem Ende mehr Behutsamkeit bey Erkennung derselben angewendet wissen; man solle in allen und jeden Fällen Schreiben und Bericht erkennen; dabey wird nunmehr von dem V. bemerkt, wie ein solcher Bericht beschaffen seyn solle. Jedoch hält er fast die Einsendung der Akten noch für besser, die allenfalls auf Kosten des Appellanten kopirt werden könnten, welcher alsdenn bey erkannten Prozessen nichts verliehrt, und im Fall solche abgeschlagen werden, mit Recht gezüchtigt wird. Außerdem tadelt der V. mit Recht die weitläuftige Referir-Methode am C. G., und will den Aktenextrakt durchaus abgeschafft haben. Ein Correferent soll das von dem Referenten übergangene und auf die Entscheidung Einfluß habende bemerken. Endlich müßten, seiner Meinung nach, auch die Akten mehr eingeschränkt werden, weil doch gewöhnlich die Zwölfduplik nicht mehr enthalte, als in der Quadruplik schon gesagt worden. Im Vten Aufsaz giebt Hr. Dokt. Prießer in Augsburg von einem 2ten Exemplar des Anton Minenccii de Prato veteri Librorum VI de feudis cum glossis Iacobi Columbini aliorumque Nachricht. Der Be-

sizer

fitzer hält ihn nicht lange nach des Mineuccii Tod gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts geschrieben. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. Prießer uns durch Vergleichuug mit der Schilterischen Ausgabe etwas näher mit demselben hätte bekannt machen können. Der VIte Aufsatz enthält den von dem Collegio camerali an den Kayser erstatteten Bericht vom 31ten Juli 1782, welcher zwar anch einzeln gedruckt, jedoch etwas selten ist. Er betrifft bekanntlich die damals aufgenommenen 8 Beysitzer, und die neuere Einrichtung des C. G. Am Ende dieses Stücks erhalten wir noch einige Nachricht von verschiednen Peutingerischen Handschriften, die der H. aus Briefen seines Freundes D. Prießer genommen. Konrad Peutinger, dessen Leben noch vor kurzem der Buchhändler Veith zu Augsburg beschrieben, war Kayserlicher Rath, starb in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, und wird mit Recht unter die Wiederhersteller der gründlichen Gelehrsamkeit gerechnet. Wenn Hr. Prießer sein Versprechen hält, so haben wir bald diese Peutingerischen Handschriften mit seinen Anmerkungen im Druck zu erwarten.

Den Anfang des 2ten Stücks macht die Fortsetzung des im vorigen Stück abgebrochnen Berichts des Reichs C. Gerichts. Sodann folgt VIII) reiserwognes Staatsbedenken, wie beyde Kronen, Frankreich und Schweden, unter dem Prätert, der im Instrumento pacis ihnen überlaßnen Garantie dem Röm. Reich höchst nachtheilige Dinge soviren, wie solche durch ihre Entreprise sattsam erkannt, und mit was für Raison und Glück sie bisher werkstellig gemacht, und fortgesetzt worden. Entworfen von Philalethen Archistor. IX) Eberhard Blos, Stadtamtmanns zu Ulm, Absodrungs- und Gelobsbrief an Johann Hackenberg, Freygrafen zu Neuenstatt auf die vom Westphälischen Gericht an Ulm geschehene Ladung vom Jahr 1460. X) Vorstellung des C. G. Procuratoren, die Beförderung der Extrajudicialsachen Betreffend vom 7ten Juni 1784. XI) Königlicher Wecker, oder Königlicher Majestät zu Dännemark Vermahnungsschreiben an Herzog Friedrich Ulrich zu Braunschweig vom 21ten Dec. 1620. XII) Lorenz Berchelmanns treuherzige Erinnerung, Herzog Friedrich Ulrichs Cammer betreffend vom 10ten Dec. 1613. XIII) Etwas über eine nothwendig zu treffende Aendrung der dermaligen Senatsverfassung am R. C. Gericht. Das Resultat von des V. Vorschlag ist folgendes; Die Eintheilung in drey Hauptsenate können beybehal-

ten werden, dagegen die jederzeit regelmäßig überschießenden Beysitzer wieder einen Senat bilden, und sich mit Extrajudicial-Sachen beschäftigen; und, wenn deren mehr seyn sollten, als nach den Gesetzen zur Erörterung einer Sache erfordert würde, so möchten jedesmal die vom Referenten in der Votirordnung entferntesten zum Bescheidtisch gewiesen, unter den überschießenden aber selbst ein Turnus gehalten werden. Im XIVten und letzten Aufsatz untersucht der V., wie nach der reformirten brandenburgischen Gerichtsordnung das Verbrechen der Blutschande bestraft werden müsse.

Ob.

Ueber die Prokurazionen der Kirchenvisitatoren, besonders in dem Mainzer Erzstifte. Frankfurt und Leipzig 1785. 8. S. 61.

Es wäre eben so unrecht nicht, wenn bey den Katholiken die bischöflichen Visitationen wieder in Gang kämen: nur müssen sie nicht auf ärgere Misbräuche gezogen werden, als die sind, denen damit gesteurt werden soll. Einen groben Misbrauch trieb man in alten Zeiten damit, daß die armen Landpriester in unerschwengliche Kontributionen gesetzt wurden, und darüber noch mehr verarmten. Diesem Visitationsunfuge ward zwar nachher durch die deutlichsten und heilsamsten Gesetze gesteuert; nachdem es aber bey solchen Visitationen, deren Prokurationen nun ein gesetzlich Maas und Ziel gesteckt war, nichts mehr zu schwelgen und rauben gab, so kamen sie immer mehr in Abgang. Bey dem jetzigen löblichen Reformations-Eyfer dürfte wohl auch die Reyhe an die Kirchenvisitationen kommen; aber unmöglich im wahren Reformationsgeiste konnten die Hochwürdigen Herrn Verfasser der Maynzer Monatschrift von geistlichen Sachen, Heft IV. S. 408 die Sache gemeint haben, wenn sie die Procurationen für „die Visitationsgebühren gehalten haben wollten, die den Kommissarien und ihrem Aktuar für ihre tägliche große Bemühung gereicht werden müßten.“ Gegen solche Visitatoren wäre es wahrlich keinem armen Dorfpriester, auch dem getreusten Hirten seiner Schaafe, zu verargen, wenn er sich kreuzte und seegnete. Aber den unwidersprechlichsten Gesetzen

setzen nach, können und sollen die Visitatoren von dem Visitanden durchaus nichts weiter als ihre bloße Verpflegung oder dafür ein Aequivalent am Gelde fodern: und nach jetzigen Umständen, und dem Verhältnisse der Einkünfte unserer teutschen Reichsbischöfe gegen das kärglich zugeschnittene Einkommen so mancher Dorfpriester, — ist wohl auch diese unter ganz andern Umständen und Verhältnissen zugelassene Prokurationsfoderung unbillig genug, so fern sie nur allein durch den Buchstaben der Gesetze gerechtfertiget werden kann. Der V. obenangezeigter wenigen Bogen, der Kopf und Herz am rechten Orte, und dabey viele Gelehrsamkeit hat, übernahm nun die Mühe, den hochwürdigen Herrn zu Maynz hierüber, und bey dieser Gelegenheit auch noch über ein und andere Punkte den Text (der Gesetze) zu verlesen, worauf sie wohl die Antwort schuldig bleiben werden.

Nm.

Frider. Aug. Schmelzer Diss. inaug. de exacta aequalitate inter utriusque religionis consortes per imperium Germanicum. Goett. 1785. 4. S. 84.

Der V. führt den Satz aus, daß nach der Regel, so wohl die R. Stände und übrigen R. Unmittelbare als auch die sämmtlichen mittelbaren Bürger und Unterthanen des Reichs, welcherley der beeden im Reich recipirten Religionen sie zugethan sind, nicht nur allein gleicher Justizpflege, sondern auch durchaus eines gleichen Genusses sämmtlicher Reichsrechte, ein jeder nach seinem Stande, sich zu erfreuen haben. Den Beweiß nimmt er vornemlich aus dem §. 1. und §. 35. Art. V. das W. Fr. J. über welche beyde Stellen er umständlich und in einer guten Ordnung kommentirt, und am Ende seinen Satz gegen die Einwürfe einiger katholischer Schriftsteller, vornehmlich die *Riesselischen*, vertheydiget. Er ist meist der Doktrin seiner dortigen berühmten Lehrer gefolgt; erklärt daher auch den §. 35. Art. I. P. O. von einer tolerantia *necessaria;* und will sich in der Vergleichung des §. 34. mit dem §. 36. durch die Distinktion helfen, zwischen denen Unterthanen, „qui in loco *remanent*“ und denen, qui sponte s. *necessitate* abierint,“ gerade als ob der Unterthan

than gegen den Landesherrn, auch in dem Falle, wo ihm dieser die Emigration anbefehlen kann, noch gegen denselben, das Recht haben könnte, von ihm die Toleranz und ein gewisses Maas derselben zu fordern. Ueberhaupt hat dem Rec. der Verfasser in dieser letztern Materie und in den Stellen des W. Fr. die nach dessen Rubricirung, bey den Fr. Verhandlungen von der Autonomie der Unterthanen handeln, kein Genüge gethan. Um andere Schriftsteller über diese Materie hat er sich, wenigstens dem Anscheine nach, nicht viel bekümmert, ob sie gleich verdient hätten, von ihm angeführt und genutzt zu werden.

Nk.

---

3. Arzneygelahrheit.

D. William Saunders Beobachtungen über die vorzüglichen Heilkräfte der rothen peruvianischen Rinde. Aus dem Englischen, nach der dritten Ausgabe. Nebst einem von H. Bergrath Buchholz mitgetheilten Zusatz die Mahagonyrinde betreffend. Leipzig, bey Fritsch 1783. 8. 112 S. ohne die Vorrede des Uebersetzers Hrn. D. Ludewig, und die Einleitung des Verf. zu dieser 3ten Ausgabe.

Es ist eine allgemeine und gar nicht ungegründete Klage, daß die Mode eben so viel Einfluß auf die Wahl der Arzeneien als auf den Schnitt der Hüte und Haarbeutel habe, und viele gesetzte Aerzte tragen um deswillen billiges Bedenken, manche neue, allgemein ausposaunte, und von den modischen Aerzten gebrauchte Mittel anzuwenden, aus Furcht ihre alten oft geprüften Arzneien gegen minder, und vielleicht ganz unwirksame zu vertauschen. Diesen würdigen Verehrern des erprobten Alterthums wird es gewiß nicht unangenehm seyn zu erfahren, daß die seit einigen Jahren so sehr empfohlene rothe Chinarinde kein neuer unthätiger Rekrute in der pharmacevtischen Armee, sondern wirklich der alte Veteran sey,

der

der in den ersten Zeiten des Gebrauchs dieses Mittels so außerordentliche Dienste geleistet hat. Der V. beweißt nehmlich aus vielen triftigen Gründen, daß die rothe China, so wohl als die gemeine, von der Cinchona officinali genommen werde, nur mit dem Unterschied, daß, da leztere von den jungen Zweigen komme, erstere das Product der Stämme, oder größern Aeste sey. Sie ist schwerer, mehr harzig, und offenbar gewürzhafter und bitterer als die gemeine, welches aus den hier angeführten chemischen und pharmaceutischen Versuchen ferner erwiesen wird, indem daraus erhellt 1) daß der kalte Aufguß der rothen Rinde stärker sey als der Absud der gemeinen, 2) daß eine gleiche Menge rother Rinde beynahe noch einmal so viel geistiges Extract gebe als die gemeine, 3) daß sie mehr zusammenziehend sey, und 4) auch weit mehr der Fäulniß widerstehe, auch in ihrem Aufguß und Absud sich besser halte als die gemeine. Es bestehen demnach die Vorzüge der rothen Rinde hauptsächlich darin, daß sie in geringerer Menge, vielleicht kaum zur Hälfte gegeben, eben so, ja noch kräftiger wirkt als die gemeine, und daß man sie bequem im kalten Aufguß, oder im Absud geben, und dennoch der vollkommensten Wirksamkeit versichert seyn kann. — Von der Wirkung der Rinde auf den menschlichen Körper überhaupt. — Von ihrem Gebrauch bey Wechselfiebern, wobey bey endemischen und ansteckenden Fiebern dieser Art, sehr auf den zeitigen und reichlichen Gebrauch derselben gedrungen wird. — Fälle, welche dieses bestätigen, besonders solche, wo die gemeine Rinde schon fruchtlos gebraucht worden war. Gelegentlich gute Cautelen über die Anwendung der Rinde bey nachlassenden Fiebern. Auch bey dem hitzigen Rheumatismus wird ihr Gebrauch sehr gerühmt, und ihre Wirksamkeit in diesem Fall, aus der Verwandschaft dieser Krankheit mit Wechselfiebern erklärt. — Dr. Linds Methode, durch Mohnsaft die Anfälle der Wechselfieber zu verkürzen, wird durch die Beobachtungen des V. bestätigt, und empfohlen; man giebt zu Anfang der Hitze 20 Tropfen thebäische Tinktur, oder einen Gran Mohnsaft, es soll die Heftigkeit des Anfalls schwächen, dessen Dauer vermindern, und den Kranken gegen nachfolgende Zufälle von Wassersucht, Gelbsucht, und d. gl. schützen.

Es folgen hierauf eine Menge, von andern Aerzten dem Verf. mitgetheilte Beobachtungen über den Gebrauch der rothen Fieberrinde, wovon wir nur das Merkwürdigste berühren

rühren. Hr. Eduard James (Jacob heißt es in der Uebers. da aber hier der Name James Geschlechtsname ist, so kann er eben so wenig durch Jacob übersetzt werden, als Dr. Hunters Name durch Dr. Jäger) — also Dr. James von Invensham hat wegen der in dortiger sumpfigen Gegend sehr gewöhnlichen, und außerordentlich hartnäckigen kalten Fieber in Jahresfrist über 60 Pfund rothe China verbraucht, und damit viele durch die gewöhnliche China unheilbare Fieber gehoben. Dasselbe H. Brys von Sandwich, er empfielt, wie die mehresten englischen Aerzte, große und schnell aufeinander folgende Gaben derselben, „ein Kranker nahm einsmals „3 Unzen in 12 Stunden, und bekam ein sehr hartnäckiges „4tägiges Fieber nicht wieder". Hr. Rigby giebt eine Unze zwischen zwey Anfällen, und hat nicht gesehen, daß der zweite wiedergekommen sey, und so sagen auch die andern einstimmig, daß das Mittel in gehöriger Menge gegeben fast niemals fehl schlage. Dr. Fothergill erweißt, daß die rothe Rinde schon zu Anfang dieses Jahrhunderts in Engeland mit demselben glücklichen Erfolg gebraucht worden, welches er aus einer Stelle im Lister bestätigt, die zu entscheidend ist, um sie nicht auch hier anzuführen: er sagt nehmlich „propria experientia testor, me ante XX annos Cortice trunci sæpe „usum esse ad crassitiem & latitudinem volæ manus, magnis & profundis sulcis & fissuris conspicuo, velut in „vetusta arbore, imo eundem aliquando cariosum, & „olim, & nunc, vix unquam frustravit eventu optimo & „desiderato maxime, si eius modus & tempus exhibitionis rite observantur". Es ist also wohl außer Zweifel, daß die große Wirksamkeit der Rinde, wie sie Morton und Sydenham beschreiben, blos um deßwillen bey den Neuern nicht mehr beobachtet worden, weil Erstere die Rinde des Stamms, d. i. die rothe, und Leztere die Rinde der Zweige, d. i. die gemeine röhrige China gebraucht haben. Dr. Simmons führt die Bemerkungen des H. v. Jüßieu an, welcher zwey Hauptgattungen von Cinchona beobachtet hat, die eine mit glatten Blättern und geruchlosen Blumen, deren drey Abänderungen die rothe, die gelbe, und die knotige Rinde liefern, wovon erstere die vorzüglichste sey, die auch zuerst in Europa angewendet wurde, und so vieles und verdientes Lob erhielt. Die Blätter der andern von Jüßieu beobachteten Art sind mit Haaren besetzt, und die Blumen wohlriechend; bey den vier Abänderungen dieser Gattung ist die Rinde weiß, bey

zweyen

zweyen durchaus so, und diese sind ganz unwirksam, und bey den beyden übrigen sind die innern Schichten der Rinde roth, und diese besitzen noch, wenn sie frisch sind, einige fiebertreibende Kraft. Der angehängte Brief des Apothekers Wilson an H. Hofr. Loder enthält eine Empfehlung der Rinde des Mahagoniholzes, als ein Succedaneum der Fieberrinde, welche sich auf die Beobachtung des Schiffs-Wundarztes Lauder, der sich derselben, in Ermanglung der Chinarinde, bey einem epidemischen Wechselfieber, und zwar zu nicht größerem Gewicht, mit dem besten Erfolg bedient hat, und auf einige in Londen bey periodischen Kopf- und Gesichtsschmerzen angestellte Erfahrungen gründet. Die Uebersetzung ist gut gerathen.

Wrm.

D. B. L. Tralles nothwendige Vertheidigung seiner kleinen Schrift, von der Ehre und Unschuld des gemeinschaftlichen Kelches bey dem h. Abendmahl, gegen die harten Angriffe Hrn. D. C. G. Gruners. Breslau, bey Korn 1785. 107 Seiten in Octav.

So mancher Schriftsteller unsrer Zeit, läßt sich, durch seine Laune hingerissen, zu glauben verleiten, daß alles, was seiner Privatexistenz behaglich ist, oder mißhagt, auch dem lesenden Publicum interessant sey. Diesen Fehler begeht unser Verfasser gleichfalls, indem er, in seinem gewöhnlichen Stil die Angriffe des Hr. G. von sich ablehnt, und uns zum Gegenbeweise einige Lobsprüche abschreibt, mit welchen ein Swieten, Haller, Tissot und andre Aerzte in Privatbriefen ihn beehrt haben. — Nachdem sich Hr. T. gegen diese Vorwürfe vertheidigt hat, behauptet er noch einmal, den großen Vorzug des gemeinschaftlichen Kelchs vor der Privatcommunion, welche Hr. G. aus Eckel, oder Furcht vor Ansteckung hinlänglich und vorzüglich glaubte. Hierauf kömmt der Verf. zur medicinischen Untersuchung der Frage, in wie ferne man Ansteckung durch den gemeinschaflichen Kelch fürchten dürfe? — Obgleich es nicht zu leugnen ist, (welches der Verf. gleichfalls eingesteht) daß das gemeinschaftliche Trinken das venerische Gift fortzupflanzen vermöge, wenn der Mund des

zuerst

zuerst Trinkenden von diesem Gifte angegriffen ist, und es freilich auch wohl sich mag zutragen können, daß ein so tief davon Angesteckter sich in die Gemeinschaft seiner reinen Brüder zum Abendmahl dränge; so wünschte Recensent doch von ganzem Herzen, daß Hr. G. diesen, manchen so furchtbaren Gedanken, entweder gar nie geäußert hatte, oder es doch wenigstens in einer Sprache möchte gethan haben, welche nur Studirten verständlich ist. Denn da selbst Hr. G. keine Erfahrung anführen kann, welche a posteriori es beweiset, daß **auch nur eine einzige Person durch den Gebrauch des gemeinschaftlichen Kelchs beym Abendmahl sich nur den geringsten unreinen Zufall zugezogen hätte:** so bleibt es doch nur möglich und nicht wahrscheinlich, daß durch das gemeinschaftliche Trinken sich diese Seuche unter reine Communicanten verbreiten könne. Und diese mögliche Ansteckung wird alsdann gewiß völlig wegfallen, wenn die Saugeröhren der Kelche, welche leider! in so manchen Städten noch gebraucht werden, aller Orten abgeschafft würden. Allein hiezu kann Recensent weiter nichts als seinen frommen Wunsch beitragen. Der kelchreichende Prediger würde, wenn der Becher keine Saugeröhre hat, ihn leicht so drehen, daß der Mund jedes Trinkenden eine reine Stelle desselben berührte, und wenn er ihn völlig herumgedreht hat, und er noch nicht leer wäre, einen andern, ihm zur Hand stehenden Kelch nehmen, oder auch den Rand des ersteren ganz schicklich abwischen können. Und da zu unsren Zeiten diese böse Seuche allgemeiner zwar, aber lange nicht so tief eingewurzelt ist, als sie es vormals war, da man in der Heilung derselben noch so viele Erfahrungen nicht hatte machen können, und man auch von jedem Communicanten verhoffen muß, daß er nicht nur reines Herzens, sondern reines Mundes auch sey: so ist es, dünckte uns, eben so übereilt, bey so manchen schwachen Communicanten diese Furcht der Ansteckung zu erregen, als es unanständig ist, bey einer sonst vergnügten Mahlzeit, alle die Sudeleien mit lebhaften Farben zu schildern, welche ein unsauberer Koch mit den aufgetragenen Speisen zu begehen fähig ist. — Auf den lezten Seiten dieser Schrift legt der Verfasser noch sein Glaubensbekenntniß über die Lehre vom H. Abendmahl ab. Freylich der gute Mann ist alt, schwatzt also gern, und kömmt von einem aufs andere, wobey er denn freilich manches saget, was hieher nicht gehört.

Ist

Ist die Wasser-Lungen-Probe richtig? entworfen von J. G. Kühn, der Arzneygelahrheit und Wundarzneykunst Doctor. Breslau, bey Korn dem ältern 1786 44 Seiten. 8.

Daß die sogenannte Lungenprobe, wenigstens für sich allein, nie einen sichern Beweiß dem gerichtlichen Arzte an die Hand geben könne, ob das Kind lebendig zur Welt gebohren sey oder nicht; ist eine Wahrheit, welche schon vielfältig, unter andern noch kürzlich von dem seeligen Hunter, auf eine ihm so würdige Art bewiesen ist, und nie laut genug zum Besten der Menschheit gesagt werden kann. — Kinder können, auch nachdem sie schon geathmet haben, dennoch in der Geburt ersticken. (Ein Fall, der bey verheimlichten Geburten, aus Mangel nöthiger Hülfsleistung am öftersten eintreten mag). Und zweitens wird auch die specifische Schwere der Lungen bey Neugebohrnen nicht nur durch Krankheit, und bereits anfangende Fäulung, sondern auch durch das Einblasen der Luft (vielleicht um sie ins Leben zurückzurufen, durch Mutter, oder Umstehende veranstaltet) so verringert, daß sie stückenweise, oder auch ganz auf dem Wasser oben schwimmen. Herr Hofrath **Metzger** hat beobachtet, daß der untere Flügel der rechten Lunge sich bey Neugebohrnen am ehesten auszudehnen anfange, und also auch am leichtesten oben schwimme. — Nachdem der Verfasser gleichfalls das **Schwimmen der Lungen** einer verheimlichten Geburt **für keinen Beweiß des Kindermordes** erklärt hat, führt er die Kennzeichen an, welche eine verheimlichte Schwangerschaft, und (vielleicht) auch Kindermord argwöhnen lassen, und zeigt uns zugleich die Merkmale Neugebohrnen zugefügter Gewaltthätigkeiten an; unter welchen er des Nadelstichs in die Fontenellen ebenfalls Erwähnung thut. — Schade nur, daß des Verfassers Stil nicht gedrungener, der Gang seiner Gedanken nicht lichtvoller ist. So hielten wir es für überflüßig anzumerken, daß „bey einem Mondkalbe der Verdacht des Mordes wegfalle,“ und eben so unrichtig in unserm aufgeklärten Zeitalter noch behaupten zu wollen, daß „eine todte Frucht allezeit eine schwere Entbindung verursache, „weil sie sich selber nicht mithelfen könne.“ Daß wir der, statt die Milz, der Kahlkopf für das Kinderhaupt zwey-

Schön ist es, mit jedermann in Friede und Eintracht zu leben. Nur Schade, daß man es nicht länger kann, als der Nachbar will. Mit hoher Obrigkeitl. Erlaubniß. 1 Bog. in 8.

Ist eigentlich eine plumpe Vertheidigung gegen eine Rec. in der Strasb. Gel. Zeit., deren Urheber die fehlerhafte Ordnung, die sonderbaren und widersprechendeu Zusammensetzungen, die elenden Kühlsaamen in den Milchen u. s. w. getadelt hatte. Dagegen krümmt sich der Verfasser so gut er kann, und sagt dem Rec. ein paar Grobheiten, davon wir ihm die Rüge aus Höflichkeit erlassen wollen. Noch ungezogener ist das folgende Scherflein:

Anhang zu Herr Professor Gruners Almanach für Aerzte und Nichtärzte, auf das Jahr 1786. Herausgegeben von D. Joh. Friedr. Christ. Pichler. Strasb. auf Kosten des Verfassers 1785. kl. 8. nebst dem Motto: Die Mißgunst macht sich jederzeit an Männer von besondern Gaben; Wer viele Neider hat, muß auch viel Gutes an sich haben.

Hr. Gruner hatte in dem Almanach von 1786 dem Hern Pichler sein Plagium vorgerückt, und dasselbe mit den ersten besten Belegen versehen. Dafür fällt der letztere über ihn mit her, und macht so gar elende Verse, wie einst Tode in seinem Zorn. Er ist so unverschämt, die wörtliche Probe wieder abdrucken zu lassen, und das Plagium zu läugnen, weil er — etwas weggelassen hat, legt ihm die Recepte zur Last, wovon keines seine ist, und schwatzt so viel medicinischen Unsinn, daß man wohl sieht, daß er sehr geringe Kenntniß hat.

Ono-

Onomatologia Medico-Practica. Encyklopädisches Handbuch für ausübende Aerzte in alphabetischer Ordnung ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Aerzten. Dritter Band. Nürnberg, in der Raspischen Buchhandlung. 1785. 8. 2106 Seit. in gespaltenen Kolumnen.

Dieser Band gehet von L bis P. Von ihm gilt das Lob und der Tadel, der die vorigen Theile traf. Der Verf. hat viel gesammlet, und ist bisweilen sogar zu übervollständig, zu weitläuftig, wo er kürzer seyn könnte, mit unter etwas geschwätzig, auch wohl satyrisch, wo der Leser ihm das Ganze geschenkt hätte. Wozu dient die ausgekramte und geborgte Wortgelehrsamkeit bey Worten, die den Practiker nicht interessiren? z. B. Labeo, Lenos, Nonnula u. s. w.

Wozu die Menge von lateinischen Stellen, da es für den Anfänger und Kenner hinreichend war, das Wesentliche deutsch anzuführen, und die meisten Aerzte dasselbe nicht verstehen? Wozu die Wiederholung so mancher Mährchen, Sagen und Schwänke, die Niemand in einem medicinischen Wörterbuche erwartet? Z. B. Licinus, Lotium, Lupus, Macipus, Magdalium, Paraphimosis, Pollutio, Polpa, Privilegia u. s. w.

Wozu die vielen Recepte, die noch dazu nicht immer musterhaft sind? Dadurch wird der Käufer mehr unwillig als zufrieden. Dies abgerechnet, so sind auch manche Artikel mit vielem Fleiße ausgearbeitet. Z. B. Lepra, Letalitas vulnerum, Lingua, Lithiasis, Magia, Magnetismus, Malignitas, Malum hypochondriacum, Mania, Medicina mechanica, Medicati fontes, Melancholia, Metaptosis, Metastasis, Miasma, Mola, Morbi, Morbus comitialis, Nosocomium, Nosologia, Onania, Osteosarcosis, Osteatoma, Pestis, Petechiae, Phrenitis, Purpura u. s. w. Deshalb können und wollen wir manche Auswüchse übersehen. Hoffentlich schließt sich das ganze Werk mit dem 4ten Bande.

Hr.

Eschenbachs vermischte medicinische und chirurgische Bemerkungen. Zweyte Sammlung mit Ku-

 pfern

Terpentingeist vermischten Vitriolåthers, wider die von solchen steinigten Verhärtungen hervorgebrachten Koliken der Leber. Erwähnte gleichtheilige Mischung erklärt Darande für das wirksamste Mittel, die Gallensteine aufzulösen. Er gab davon seinem Kranken jeden Morgen ein Quentchen mit Molken, nachdem er sie vorher erst eine Zeitlang Bäder und Kräutersäfte hatte gebrauchen lassen. 4) Vorsieri Mittel wider den Blasenstein. Es besteht aus venetianischer Seife und gebrannten Austerschaalen. Ein 12jähriger Knabe wurde damit völlig von dieser Krankheit befreyet. 5) Einige Bemerkungen von Targioni, welche die fäulnißwidrige Wirkung der freyen Luft bestätigen.

Pgr.

Johann Ulrich Bilguers — Praktische Anweisung für die Feldwundärzte, mit angehängtem Dispensatorium. Erster Theil. Berlin, bey Hesse. 1783. in gr. 8. auf 226 S. wovon das Register 40 Seiten beträgt.

In der Vorrede schmeichelt sich der Verf. vermöge seiner ein und vierzigjährigen Erfahrung und seiner reiflichen Ueberlegung aller ihm vorkommenden Fälle, eine solche Anleitung geben zu können, wie sie die Feldwundärzte bedürfen, und, wie er glaubt, noch nicht haben. Der Verfasser liefert in dieser Schrift keine einzelnen Beobachtungen, sondern Resultate seiner vielfältigen Erfahrung. Eine umständliche Anzeige des Inhalts wäre jetzt wohl zu spät; es ist natürlich, daß ein Mann wie Bilguer manches eigne und neue sagen kann und sagt, aber er mischt auch so vieles unausführliche, halbwahre, alte und undeutliche mit ein, daß es dem R. der sonst dem allerdings verdienten Greis seine Achtung nicht versagen kann, weh thun würde, wenn er alles aufzählen und durch Beyspiel beweisen sollte; er verweißt auf Richters chirurgische Bibliothek. Der 3te, 4te und 5te Abschnitt von den Schußwunden ist allerdings lehrreich und praktisch, und trägt die Merkmale einer reichen Erfahrung an sich. Das beygefügte Dispensatorium für das Feldlazareth scheint dem Rec. fast zu mager, auch fehlen ihm alle neuerlich erprobten Heilmittel.

Caroli de Mertens Observationes medicae. *Tomus II.* Vindobonae, typis Wappler. 1784. auf 175 S. in 8. ohne die Vorrede.

Im Jahr 1778. gab der berühmte Verf. observat. med. de febribus putrid., de peste nonnullisque aliis morbis heraus, die den verdienten Beyfall und auch einen vortrefflichen erläuternden Verdeutscher erhielten. Der Verf dachte zu jener Zeit nicht, daß er noch mehr Beobachtungen bekannt machen würde; allein die ruhigen Zwischenzeiten, die ihm die Praxis zuweilen ließ, veranlaßten ihn, daß er zu seiner Ehre und zu unserm Nutzen noch diesen zweyten Theil herausgab. Das erste Kapitel des ersten Abschnitts enthält eine Geschichte des 1762 zu Wien beobachteten epidemischen Katarrhfiebers; das zweyte die Geschichte einer Ruhr, die 1763 in Wien herrschte. Wenn der Unterleib bey der leichtesten Berührung schmerzte, so war dieß dem Verfasser ein Zeichen der vorhandenen Endzündung, und folglich Anzeige zum Aderlaß. (Rec. sah viele Ruhrkranken, denen der Leib bey der mindesten Betastung schmerzte, und wo der Aderlaß den Schmerz und auch die andern Zufälle erhöhte, hingegen Roßblutterabsud in Milch Hülfe schaffte.) Die Juckische Wachssolution, die auch Pringle rühmt, that auch unserm Verf. zur Einwickelung der Schärfe und Besänftigung der Schmerzen die besten Dienste. (Eben dies kann Rec. von der Hofmannischen rühmen.) Drittes Kapitel. Die epidemische Konstitution der Jahre 1774 — 1783. Die Stationärkrankheit war ein entzündliches, rheumatisches Fieber im Winter, wo die Entzündung bey verschiedenen Kranken auch verschiedene Eingeweide befiel, am gemeinsten über die Lungen oder das Ribbenfell. Der Verf. empfiehlt sehr den Aderlaß auf dem Arm der leidenden Seite, doch ist er auch nicht dagegen, wenn bey herannahender Periode des Monatsflusses, oder bey dessen, oder des Goldaderflusses Unterdrückung, nach der gemeinen Meynung, die Ader am Fuß geöffnet wird, ohngeachtet er mehrmals gesehen, daß auch ein Aderlaß am Arme bey Vollblütigen stockenden Monats- oder Goldaderfluß wieder hergestellt und in Ordnung gebracht hat. Lungenentzündungen lassen oft auch nach der besten Scheidung eine so groß Reizbarkeit der Luftröhre und der Luftbläschen zurück, daß die Kranken Nacht und Tag von einem trocknen Husten beschwert wer-

den, hier gab der V. Abends beym Schlafengehen einige Gran Styraxpillen, mit dem besten Erfolg. Viertes Capitel. Die russische Krankheit oder die Influenza 1782. Ein trefflicher Beytrag zur Geschichte dieser so allgemeinen Epidemie. Auch unser Verf. hält den plötzlichen Ueberfall, die heftigen Gliederschmerzen in den ersten Tagen und eine anhaltende Müdigkeit und Schwere für die eigenthümlichen Zeichen dieses Katarrhfiebers. Er hält es nicht für die Folge der in die Sinne fallenden damaligen Luftbeschaffenheit, sondern er nimmt ein gewisses unbekanntes Miasma im Dunstkreise an, wodurch dies Fieber erst in den nördlichen Gegenden und hernach durch ganz Europa erzeugt worden sey. Fünftes Kapitel. Das Gichtfieber im Winter 1782 und 83. Mohnsaft des Abends gegeben, erregt einen so unangenehmen stumpfen betäubenden Schmerz, daß die Kranken das Mittel nicht wieder nehmen, sondern lieber die heftigen Gichtschmerzen ertragen wollten. Kampfer, Kermes, Goldschwefel, Eisenhütextract, Kletten- und Sassaparillwurzelabsud, Chinarinde u. s. w. helfen nichts; endlich ließ der V. zur Heilung der fast unausstehlichen Schmerzen die Kranken täglich, erst eine und hernach zwey Stunden, in ein warmes Bad setzen, das aus einem Theil Schwefel und zwey Theilen ungelöschten Kalk bestand, die über gelindem Feuer unter beständiger Umrührung in eine Schwefelleber verwandelt worden waren, und wovon er anderthalb Pfund in einer zureichenden Menge Wasser auflöste; dies Bad, das nach der Analogie der Badischen Wasser zusammengesetzt und verordnet war, half sicher und frühzeitig. Das erste Kapitel vom zweyten Abschnitt enthält eine kurze Geschichte der Pocken. Das zweyte handelt von der Pockenimpfung. Der Verf. hält die Vorbereitung für unnöthig und empfiehlt den Genuß einer kühlen Luft und den Impfstich. Er hat mehrere Jahre nach einander die geimpften Waisenkinder mit den an natürlichen gut- und bösartigen Pocken darniederliegenden in einem Haus Nacht und Tag einen ganzen Monat bleiben lassen, ohne daß irgend ein Impfling im geringsten wieder angesteckt worden wäre. Auch hat er in seiner 25jährigen Praxis Niemanden gesehen, der die natürlichen Pocken zweymal gehabt hätte. Er spricht nur solche Impflinge von einer künftigen Ansteckung frey, bey welchen sich die Impfstelle den fünften oder sechsten Tag entzündet und hernach das Ansehen einer großen Pocke bekommen hat, die gegen den achten Tag Fieber und endlich eine

oder die andere Pocke bekommen, und wo die Impfwunden gehörig in Vereiterung übergegangen sind; der frieselhafte Ausschlag (rash) selbst, wenn er den ganzen Körper einnimmt, spricht nicht von den Pocken frey. (Rec. erinnert sich hier einer Weimarschen Impfgeschichte, die vom Superintendent Jacobi zu Kranichfeld auf einigen Bogen, deren Titel mir jetzt nicht einfallen will, bekannt gemacht wurde, wo die geimpften Kinder des jetzigen Generalsuperintendenten Schneider zu Eisenach einen solchen frieselhaften Ausschlag mit Fieber bekommen, der den Arzt und die Eltern verleitete, die Kinder für sicher vor künftiger Ansteckung zu halten, die eben einige Zeit hernach von den natürlichen Pocken befallen wurden und fast daran starben. Die kleine Brochüre machte zu jener Zeit in der Gegend einen der Inokulation sehr nachtheiligen Eindruck und hielt viele Eltern von dem heilsamen Entschluß ihre Kinder impfen zu lassen, ab. Die Bekanntmachung der Geschichte war Uebereilung, und jeder, zumal ein Geistlicher, sollte sich hüten über Sachen etwas drucken zu lassen, die außer seinem Kenntnißkreis liegen, er schadet dem Guten und sich selbst.) Drittes Kapitel. Die neue und beste Heilart der natürlichen Pocken. Gutartige, natürliche Pocken, muß man wie die künstlichen behandeln; bey bösartigen rühmt der Verf. Chinarinde im Absud, Vitriolsäure und frische Luft. Dritter Abschnitt, erstes Kapitel. Von der Lustseuche. Den Gebrauch des Quecksilbersublimats im Brantewein oder im Wasser aufgelößt, hält unser Verf. für unsicher, er versichert, daß er bey Schwächlichen die Nerven des Magens, der Gedärme und des ganzen Körpers zu heftig reize, so daß er Nervenkrankheiten, Durchfälle und die Lungensucht veranlasse, auch heile er den höchsten Grad der Seuche nie gründlich. Nach dem Gebrauch der Hofmannischen Sublimatpillen hat M. so heftiges Leibgrimmen und unmäßiges Purgieren gesehen, daß er ihn für sehr gefährlich hält, und alle Aerzte bittet sie nie mehr zu brauchen. (Der Verf. ist hier wohl etwas zu ängstlich, Rec. hat diese Pillen oft und anhaltend ohne den geringsten übeln Erfolg verordnet, geschieht die Zubereitung gehörig und mit doppelter Menge von Semmelkrumen, so sind sie gewiß nicht so bedenklich, daß man ihren zweckmäßigen Gebrauch widerrathen müßte. Rec. giebt jetzt diese Pillen mit Mohnsaft vereinigt, nehmlich er löst eben so viel Gran Mohnsaft als Sublimat in abgezogenem Münzenwasser auf und beschwängert eine gehörige Menge

Sem-

Semmelkrumen damit, es scheint als wäre dieser Zusatz corrigens und adjuvans des Sublimats, sie scheinen alsdann früher und unmerklicher zu wirken.) Unsers Verf. leichte und sicherste Heilart der Lustseuche besteht in der Einreibung einer Salbe aus einem Theil reinen Quecksilber und zwey Theilen frischen Schweinfett, die achtzig Stunden lang in einem Marmormörsel untereinander gerieben worden; die Einreibungsweise dieser Salbe wird von dem Verf. umständlich angegeben, er versichert von seiner mühsamen Salbe, daß sie höchstselten den Speichelfluß errege, und schreibt dies dem langen Untereinanderreiben zu, wodurch die Quecksilberkügelchen so sehr zertheilt würden, daß sie leichter durch die kleinsten Gefäße durchgehen, nirgends stocken und leichter wieder ausgedünstet werden. Die hartnäckigen venerischen Hautausschläge, die Knochenauswüchse und den angeerbten Winddorn heilte der V. schneller, wenn er mit den Quecksilbermitteln folgenden Absud verband: zwey Unzen Sasaparillwurzel, ein Loth rohes in ein Beutelchen gebundenes Spiesglas werden mit einem Pfund Wasser bis auf die Hälfte eingekocht. Die Meynung, daß dieser Absud allein die Lustseuche geheilt habe, wogegen das Quecksilber nichts geholfen, erklärt der V. daher, daß in diesen Fällen das Quecksilber entweder wegen falscher Anwendung, oder schwacher Leibesbeschaffenheit des Kranken, oder wegen Diätfehler todt und unwirksam im Körper geblieben und durch diesen Absud thätig gemacht worden sey. Der Verf. erzählt auch eine Augenentzündung von ins Aug gebrachter Trippermaterie; ein Student zu Paris wollte versuchen, ob das, was aus seiner Harnröhre tropfte, nicht bloß reiner Saame sey, der, wie er in den physiologischen Kollegien gehört hatte, so mild ist, daß er im Auge keinen Reiz macht, er brachte also etwas von der ihm abgehenden Materie in den eine Winkel des rechten Auges, allein den dritten Tag entstand die heftigste Ophthalmie, und aus dem Auge floß beständig eben eine solche gelbgrüne Feuchtigkeit, wie sie ihm hernach aus der Harnröhre tropfte; die antiphlogistische Heilmethode, erweichende Umschläge aufs Auge und hernach Quecksilbermittel, heilten den unbesonnenen Versucher. Zweytes Kapitel. Vom Scorbut. Mertens erzählt, er habe vor 17 Jahren den in Diensten des englischen Gesandten Stormont befindlichen Engländern Lenglois und Preston den Vorschlag gethan, Versuche mit Sauerkraut zur Verhütung des Scorbuts auf den Schiffen anzustellen, er habe hernach

hernach mit Vergnügen den glücklichen Erfolg dieses Vorschlags in den Zeitungen gelesen. Er bemerkte, daß in Rußland der Scorbut die Vornehmen häufiger und heftiger befalle, als den Pöbel, und fand, daß die Ursache davon in den Speisen des gemeinen Mannes, nehmlich im Genuß der rohen Zwiebeln, des Lauchs, Rettigs, Rüben und der Erbsenschoten liege; er schlägt also vor, außer dem Sauerkraut auch Rettige, Rüben, Zwiebeln, so viel möglich mit in die Schiffe zu nehmen, sie da an einem sichern Orte, im Sand aufzubewahren und sie den Scorbutkranken zur Heilung in Verbindung mit den Malzabsud, roh essen zu lassen. Auch soll man, wenn die Schiffe mit den Scorbutkranken ans Land kommen, diesen die Gemüse noch essen lassen. **Vierter Abschnitt. Erstes Kapitel.** Eine durch die Electricität geheilte Hemiplexie. **Zweytes Kapitel.** Ein anfangender schwarzer Staar von einer Drüsengeschwulst am Hals. Die Drüsengeschwulst lag auf der Drosselader, und wenn man diese Geschwulst drückte, so sah die Kranke die Gegenstände dünkler und minder. Gebrannter Schwamm verkleinerte die Drüsengeschwulst und verbesserte das Gesicht. Gelegentlich merkt der Verf. an, daß der gebrannte Schwamm bey empfindlichen reizbaren Personen, wenn er anhaltend gebraucht würde, eine so heftige Nervenschwäche und Empfindlichkeit verursacht habe, daß die Kranken hernach ein sehr elendes Leben führen mußten. **Drittes Kapitel.** Ein Todenkrampf (tetanus) der untern Gliedmaßen mit darauf folgender Lähmung. Eine lehrreiche Betrachtung, die aber keinen Auszug verträgt. Rec. würde zur Ursache schleimichte Infarcten angeben. **Viertes Kapitel.** Eine paralytische Bräune. Der Kranke hatte einigemal Halsweh gehabt, wogegen ihm der Wundarzt allemal Goulardisches Bleywasser eingesprützt hatte; unser Verf. glaubt, daß diese bleyische Einsprützungen, die zum Schlingen nöthigen Muskeln gelähmt hätten, und rieth deswegen die Electricität an, allein er hat nicht erfahren, ob sein Rath befolgt worden und auch geholfen habe.

Zm.

7.

Raphael Steidle, der Chirurgie Doktors! — — Lehrbuch von dem unvermeid(ent)lichen Gebrauch der Instrumente in der Geburtshülfe. Neue umgear-

Soll man denn aber diese Bleymittel ganz verbannen? Der Verf. ist dazu völlig geneigt; und wenigstens, glauben wir, sollten sie bey Barbieren, Halbärzten und Halbwundärzten strafbarste Contrebande seyn. Denn diese umklammern meistens die Hörner ihres geliebten Saturns mit beyden Händen; ihre Bleymittel sind ihnen Altar und heilige Freystätte der Unwissenheit, wo denn auch häufige Opfer die Stätte blutig bezeichnen.

Einzig dem vernünftigen Pathologen können die Bleypräparate hin und wieder von Nutzen seyn; vor der Einsaugung der Bleytheilchen wird dieser nicht so sehr mit dem Bzittern — und der schädlichen zurücktreibenden Kraft wird derselbe wohl die gehörigen Mittel entgegen zu setzen wissen.

Hunczovsky Anweisung zu chirurgischen Operationen für seine Vorlesungen bestimmt. Wien, bey Gräffer. 1785. 312 S. in 8.

Hundert und einige funfzig Hand- und Instrumentaloperationen sind hier auf 20 Bogen abgehandelt; ob ausserordentlich kurz oder weitläuftig, braucht dabey wohl nicht bemerkt zu werden. Wer dieses Buch bey Vorlesungen zum Leitfaden gebrauchen will, dem wird es das leisten, was hundert andere Lehrbücher gewöhnlicher Art leisten; das heißt, er kann sich tausenderley dabey erinnern, er kann stets beym Dociren einer gewissen Ordnung bleiben, und, wenn er nur ein eines Zeichen macht, immer ganz genau wissen, wo er letztemal stehen blieb.

Pgr.

Dr. John Quincy's Pharmacopoeia officinalis extemporanea. Oder, vollständiges englisches Apothekerbuch. Zweyter Theil. Theoretisch und praktisch. Aus dem Englischen. Nach der vermehrten 15ten Londner Ausgabe von 1782. Mit litterarischen und chemischen Anmerkungen des Uebersetzers. Leipzig, bey Schwickert. 17.. 8. Zwey Alphabeth.

Ge

... d schon 15 Auflagen erlebt
... es ... , ... daraus seine vorzügliche
... rden kann. Es ist noch voll von alter
... d pharmaceutischer Weisheit, und
... diese neue Auflage zu veran-
... ar hin und wieder gründliche
... beygefügt, aber es hätten derer
...

Zk.

---

4. Schöne Wissenschaften.

das Jahr 1785. oder: Poetisches Taschen- ... für Freunde der Musen. Erstes Bändchen. Herausgegeben von Heinrich Wilhelm Seyfried. Hamburg, bey Matthiessen. 246 Seit. in 12.

... sich in dieser Flora nach irgend einem Blümchen, ... ch Farbe und Wohlgeruch ergötzen könnte, mü... ...t, aber in der That keines gefunden, das des Aufhe... ns würdig wäre. Ob der H. in der Auswahl glücklich ...n, ob er die Stelle eines Heerführers verdiene, (es ... ntheils junge Studenten, die diese Flora angelegt ...), das soll ein vernünftig denkendes Publikum entschei... und von dessen Entscheidung die Fortsetzung abhängen. ...n es damit ernstlich gemeynt wäre, so wollte wohl Rec. ... Probe des H. dem Publikum zur Entscheidung ...n:

Wenn unter diesen Blümchen hier
Charlotte eins nur pflückt:
So ist dies großer Beyfall mir,
Und ich bin ganz beglückt.

Johann Gottlob Krügers Träume. Mit einer Vorrede von Johann August Eberhard. Neue ver-

besserte Aufl. Halle, in der Hemmerdischen Buchhandlung. 1785. 604 S. in 8.

In der Vorrede bestimmt Herr E. den Werth der Krügerschen Träume, und geht die Fehler unserer ehemaligen Wochenschriften durch, wovon auch Krüger nicht ganz frey blieb. Man hat diejenigen Stücke, die ohne diese Fehler gar nicht erhalten werden konnten, in dieser Ausgabe ganz ausgemerzt, und die Flecken in denjenigen, die des Aufbewahrens werth waren, so weit weggefeilt, als es, ohne das ganze Gepräge des Stückes zu verwischen, geschehen konnte; worunter Rec. besonders den schleppenden Vortrag und selbst einzelne zu sehr gekünstelte Allegorien rechnen möchte. Wenn auch schon einzelne Träume zum Theil in Erfüllung gegangen, zum Theil auf unser gegenwärtiges Zeitalter nicht mehr so recht passen sollten, so kann doch der ehrliche Krüger in seiner alten Tracht wohl noch einmal mit Ehren vor dem Publikum erscheinen, und bey Leuten, die mehr auf innern Gehalt, als auf den falschen Glanz neumodischer Rechenpfennige sehen, Eingang finden.

Litterarische Chronik. Erster Band. Bern, in der Hallerschen Buchhandlung. 1785. 408 S. in groß 8.

Laut der Vorrede schränkt sich diese litterarische Chronik auf schöne Wissenschaften, Philosophie und allgemeine Lehrwahrheiten ein. Der ungenannte Herausgeber will kleinere, dem Zufall überlassene, Aufsätze, interessante Abhandlungen und flüchtige Skizzen, die in einzelnen oder periodischen Blättern verlohren gehen, und doch des Aufbehaltens würdig sind, sammeln, und insbesondere auf ältere, in größern Werken zerstreut liegende, und zur deutschen Litteratur gehörige Originale sein Augenmerk richten, und bittet sich zu diesem Unternehmen die gemeinschaftliche Mithülfe mehrerer Gelehrten aus. Jeder Band zerfällt in zwo Abtheilungen, und jeder derselben wird eine Denkschrift auf einen berühmten Mann, der sich um die allgemeine Litteratur verdient gemacht hat, vorgesetzt.

In diesem ersten Band sind folgende Aufsätze enthalten. Erste Abtheilung. I. Lobschrift auf Winckelmann. Von Hrn. Heyne. II. Ueber die deutsche Sprache und Litteratur. Von Hrn. Abt Jerusalem. III. Ueber die deutsche Sprache und Litteratur. Von J. Möser. IV. Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Litteratur. Eine Vorlesung von Hrn. Garve. V. Ueber die Nationalerziehung der alten Deutschen; von J. Möser. VI. Ueber die deutsche Geschichte; von J. Möser. VII. Ueber den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften; von J. G. Herder. VIII. Ueber die Kritik der Empfindungen; von ***. (Aus der Bibliothek der schönen Wissens.) IX. Ueber die Widersprüche in der menschlichen Natur; von A. B. ***. (Aus dem Merkur.) Zwote Abtheilung. X. Lobschrift auf Michael Neander. Eine Vorlesung von Herrn Wolborth. XI. Von dem Nutzen und der Schönheit der griechischen Litteratur. Eine Rede von Hrn. Prof. Bolla. XII. Schlözer über die Geschichtsverfassung. XIII. Ueber die öffentlichen Erziehungsanstalten; von Salzmann. XIV. Allgemeine Betrachtungen über den Geschmack von Kühl. XV. Rede über eine wichtige Nationalangelegenheit; von Hrn. Rektor Seybold. XVI. Ephemeriden zur Warnung und Lehre. Mein Tageregister von S. 375 — 408.

Von dem Tageregister merkt der H. an, daß er hier zur Probe den Anfang seines Excerptenbuchs, durchaus deutschen Geistes und deutschen Sinnes, gebe. Es soll vermuthlich nebst den Ephemeriden zur Warnung und zur Lehre die allgemeine Lehrwahrheiten enthalten, welche in dem Plan dieser litter. Chronik liegen. Wir überlassen es dem H. diesen Mischmasch von wahren, halbwahren, falschen, glänzenden, aus dem Zusammenhang gerissenen und in einer zum Theil affektirten Sprache vorgetragenen Sätzen bey dem deutschen Geist zu verantworten, und wünschten für unsern Theil seine Ephemeriden, Tageregister, Excerptenbücher und allgemeine Lehrwahrheiten aus der litterarischen Chronik weg. In Ansehung der Aufsätze wünschen wir auch für die Zukunft eine strengere Auswahl; die Abhandlungen No. X. XI. XIV. u. a. waren gewiß nicht des Aufbehaltens würdig. Und warum soll man die Garvische Abhandlungen, da sie zusammengedruckt und allenthalben zu haben sind, nochmals in diese Sammlung rücken?

Pf.

Der Schlaftrunk. Ein Lustspiel in drey Aufzügen von G. E. Lessing. Zu Ende gebracht vom Verfasser der Jugendgeschichte Karl und Sophie. Regensburg, in der Montagischen Buchhandlung. 1785. 8. 104 S.

Als wir Lessings theatralischen Nachlaß anzeigten, zweifelten wir, daß jemand sich an die Vollendung seiner Arbeit wagen würde, und wir bekennen freymüthig, daß, wenn wir hierzu Einige hätten vorschlagen sollen, wir an den Verfasser der Jugendgeschichte Karl und Sophie, wenn wir ja an ihn gedacht hätten, ganz zuletzt gedacht haben würden. Wir sehen nicht ein, warum wir dem Zuendebringer unsere wahre Meynung vorenthalten sollen? Seine Vorrede hat uns überzeugt, daß wir mit einem freymüthigen Manne zu thun haben. Er sagt darin, daß er sich Fähigkeiten für das dramatische Fach zuschreibe, und seiner jetzigen Arbeit seinen eigenen Beyfall nicht versagen könne. Was will man mehr? Schlimm für uns, daß wir mit seinen Fähigkeiten nicht bekannter waren; daß er selbst es uns sagen muß, was er vermag. Wir läugnen daher auch nicht, daß wir uns schämten, da weiter zu lesen, wo Lessing aufgehört hat. Endlich faßten wir Herz, und nun sahen wir, daß er sich an Lessings Geist, Witz und Dialog mit einer Schnelligkeit zu schmiegen weiß, wie — Doktor Faust muß uns hier helfen — der Uebergang vom Guten zum Bösen. Was Lessing vom Schlaftrunk niederschrieb, darin hat der Verfasser der Jugendgeschichte nichts ändern wollen; wahrscheinlich aus Achtung für die übrigen Verdienste des Verstorbenen. Dank muß es aber der Herausgeber dem Zuendebringer immer wissen, daß er die Kinder seines Bruders so zur Ruhe bringt.

Gibraltar und die karibischen Inseln ein Heldengedicht. Erstes Buch in zwölf Gesängen von C. C. Reinhold. London und Paris, 1785. 4. 24 Bogen.

Ein ganz guter Zeichner mag Hr. R. für sein Gym (zu Osnabrück) seyn, aber sicher ist er ein schlechter poet

Maler. Nie erinnert sich Rec. einen solchen Zusammenfluß der abentheuerlichsten allegorischen Dichtungen, des ungeheuersten Bombastes in Gedanken und Worten, des stärksten Nonsense, der possierlichsten Züge ganz im Geschmack der berüchtigten Nimrodiade gelesen zu haben. Die ganz vernünftig obwohl etwas zeitungsmäßig und zu mager geschriebene Geschichte der Festung Gibraltar ließ nicht vermuthen, daß der Verf. so sehr in die äußersten Regionen des Unsinns herumstreifen und so gänzlich gegen die Regeln verstoßen würde, die er in seiner Vorrede, woraus sich schon freylich größtentheils ergiebt, wes Geistes Kind er ist, den Epopäendichtern ertheilt. Die Maaßstäbe, um das Urbild in völliger und wahrer Größe leidenschaftlich und sittlich wieder darzustellen, sagt er angeführten Orts, mögen nun hergenommen seyn, wo sie wollen, wenn Anstrich, Ton und Wahl nur nicht disharmoniren, wulstig aufschwellen oder falsch kolorirt sind. Und hiermit hat er sich selbst den Stab gebrochen, denn alles Dreyes ist bey ihm der Fall. Der Genius des gesunden Menschenverstandes bewahre uns vor der Fortsetzung.

Kaspar der Thöringer. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Klagenfurth, 1785. bey Walliser. 8. 134 S.

Die Handlung fällt in die ersten Jahre des funfzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Heinrichs des Reichen, Herzogs zu Baiern - Landshut. Sie hat vorzüglich den damaligen Bürgeraufruhr zu Landshut zum Gegenstand. Wir haben in diesem Schauspiel manche poetische Schönheit und ganz vortreffliche Situationen und Charakterzüge angetroffen, die des Verf. der Agnes Bernauerin nicht unwürdig sind. Da es nur für Freunde geschrieben war und ohne des Verfassers Vorwissen gedruckt worden, so enthält sich die Kritik mancher Erinnerung. Die deutsche Bühne würde es aber dem Verf. Dank wissen, wenn er diese dramatische Arbeit zur Vorstellung einrichtete.

Zk.

für den könnt es ein sehr vollständiges Compendium abgeben. Was kann man von einem Dichter sagen, welcher nicht einmal grammatische Richtigkeit, nicht Sylbenmaas und Reim in seiner Gewalt hat, nichts von Poesie der Sachen und der Sprache weis, und, wie man deutlich genug sieht, weder alte noch neue Muster seiner Dichtart gelesen, geschweige studiert hat? Und wenn man demohngeachtet einen großen Theil des fürstl. gräfl. und adlichen Wiener Publikums an der Spitze in dem Verzeichnisse der Pränumeranten prangen sieht, so kann man sichs nicht anders erklären, als daß sie vielleicht durch ihre Beyträge ein gutes Werk thun wollten. Ein Paar Strophen müssen wir schon abschreiben, um unser Urtheil zu beweisen. Nachdem er in einer Anrufung von 11 Strophen an die Polyhymnia sich langer und besonderer Vertraulichkeiten mit dieser Muse gerühmt hat, so sagt er auch von ihr:

> Zwar bellen gegen dich unzähl'ge laute Klagen;
> Der nennt dich ein Geschöpf voll ungewohnten Zwang;
> Ein andrer spricht: du seyst arglistig und verschlagen;
> Des dritten Tadel fällt auf deinen stolzen Gang.
> Der kann den Glanz, den du verbreitest, nicht ertragen,
> Und jenem wird bey dir oft Zeit und Weile lang.
> Bisweilen heißt es gar: dein göttlicher Gesang
> Sey — eine Pferdekur für einen kranken Magen.

Des jungen Gilbert Leidenschaft war die Jagd. Dies hat der Verfasser in folgender Strophe sehr schön und artig ausgedrückt:

> Doch Gilbert liebte nicht, [illegible]
> Bisweilen m[illegible]
> Bey Kart[illegible]
> Sich dünken; Tage lang das [illegible]
> Bald hinter einer dicken Magd
> Sie aufzubringen, schlau in schmutzge St[illegible]chen,

Und über diesen Sieg sich heimlich hoch erfreun —
Zu seinem Zeitvertreib erwählt er sich die Jagd.

Darauf macht er eine philosophische Digression, welche er so beschliesst:

Dergleichen Neigung, die man herrschende benennet,
Besteht gemeiniglich im Wahn.
Wer solche nicht bezähmen kann
Ist wie ein Pudel, der nach jedem Braten rennet;
Ein Sklave, dem Gebot der Sinne unterthänig,
Der keinen Willen hat, nur was sein Herrscher will
Vollbringt — drum merke man: zu reichlich und zu wenig,
(Wie jenes Sprichwort heißt) ist aller Waaren Ziel.
Doch wieder ins Geleis!

So fahre dann fort unter deinem eignen Geleite, und wenn du eher, oder später mit dem zweyten Theile dieses Gedichtes befrachtet, wiederkömmst, so wollen wir gern und unangehalten dich unser Geleit umfahren lassen.

Joachim Christian Blums neuere Gedichte. Züllichau, 1785. 196 S. in 8.

Wieder ein angenehmes Geschenk, welches der Verf. den Freunden seiner Muse macht. Bekanntlich ist der V. ein Dichter vom philosophischen Geiste, richtigem Geschmack, warmer Empfindung und guter und edler Gesinnung. Ueberdem zeichnen gegenwärtige Gedichte sich durch guten und leichten Plan, Correktheit, Harmonie und gefällige Laune aus. Besonders scheint die mittlere und niedre Ode das eigentliche Fach des Verfassers zu seyn. In der höhern Ode z. B. in der Zueignung an den Prinzen von Preussen, scheint die Begeistrung erzwungen und der Schwung nicht natürlich genug zu seyn. Besser ist ihm die Katullische Laune gelungen. Am wenigsten befriedigten R. die Sinngedichte, wovon er die, welche nicht Nachahmungen oder Uebersetzungen, sondern eigene Erfindung sind, größtentheils stumpf fand. In der didaktischen Dichtart ist der V. mehr Philosoph und Moralist, als Dichter, so wie überhaupt diese Gattung von Poe-

Du Glückbringendes Zeichen, ich schmähe dich nicht, sey willkommen,
Freudengeberin, Heil! Gesellin des Tanzes und Schmauses,
Dich fand ich zur glücklichen Stunde! – woher, o du Spielwerk,
Bergbewohnerin, mit buntem Schilde bewaffnet?
Aber du sollst, ich trage dich heim, mir Nutzen gewähren;
Traun! dann will ich dich ehren; doch frommen sollst du zuerst mir!
Komm, es ist besser zu Hause, denn draussen drohen Gefahren;
Du bist ein lebendiger Schild, wenn schrecklicher Angriff
Uns bedroht, und wenn du gestorben bist, singest du lieblich.

Sprachs, und hob sie empor mit beyden Händen, und kehrte
Wieder zurück in die Wohnung, seines Spiels sich erfreuend.
Dort durchstach er sie mit einem Pfriemen von blankem
Eisen, und raubte das Leben dem Bergbewohnenden Thiere.
Wie ein schneller Gedank entsteht in dem Busen des Mannes,
Welchen viele Sorgen von allen Seiten bestürmen;
Oder, wie schnelle Blicke, die dann aus den Augen ihm blitzen;
Also schnell das Wort und die That des gepriesenen Hermes.
Durch der Steingepanzerten Rücken bohrt er itzt Löcher,
Und zog schilfene Röhren hindurch in gemessenen Räumen,
Spannte rund umher, mit weisem Ersinnen, ein Stierfell,
Setzt' ein Joch darauf, mit zween Knäufen gezieret,
Und zog sieben harmonische Saiten darüber von Schaafdarm.

Nur ein paar kleine Erinnerungen bey dieser Stelle. Das da im dritten Verse steht allzu müssig; und das: sagte die Worte

Worte drückt auch wohl das Griechische: [illegible], zu schwach aus. „Ich schmähe dich nicht“ steht gewiß nicht verständlich genug für: „ich verschmähe dich nicht;“ und die Anrede: „o! du Spielwerk:“ dünckt uns weniger Würde zu haben, als das euch durch das Beywort gehobene καλὸν ἄθυρμα. In den beyden letzten Zeilen des ersten Absatzes aber ist der Sinn wohl nicht ganz richtig gefaßt, wenigstens ist der Gegensatz verfehlt. Der Sinn scheint zu seyn: „Lebend bist du freylich dein eigner Schild auf deinem gefahrvollen Wege; Todt aber singst du lieblich.“

In dem zweyten Buche dieser Gedichte stehen zuerst neun Idyllen aus dem Theokrit, wovon das letztere ein Fragment ist, das in allen Sammlungen der Theokritischen Idyllen als das 25ste steht, ob es gleich nicht von diesem Dichter zu seyn scheint. Am wahrscheinlichsten wird Pisander als Verfasser desselben angegeben, der in einem verlohrnen Gedichte die Thaten des Herkules besang. Die Vorwürfe, die einigen Stellen dieses Fragments in Ansehung der Verletzung des Kostume gemacht werden, sind, wie in der Vorrede richtig bemerkt wird, nicht alle gegründet genug. Uebrigens sind die hier gelieferten poetischen Uebersetzungen aus dem Theokrit, und so auch die darauf folgenden aus dem Bion und Moschus, unserm Gefühle nach, allen den in unsrer Sprache gemachten bisherigen Versuchen dieser Art sehr vorzuziehen. Sie tragen das Gepräge des Originals so unverkennbar an sich, daß wir behaupten möchten, ihr Vorzug lasse sich auf alle Uebersetzungen dieser Gedichte in neuere Sprachen, ohne Ausnahme, ausdehnen, da die letztern immer, mehr oder weniger, den griechischen Nationalton modernisirt haben. Ein würdiger Pendant zu den homerischen Hymnen sind die vier aus dem Kallimachus übersetzten; und auch hier scheint uns die Verschiedenheit in der Manier beyder Dichter sehr glücklich beybehalten und getroffen zu seyn. Hier nur der Anfang des ersten Hymnus an den Apoll zur Probe:

> Schaut, wie der heilige Sprößling erbebt, der Lorbeer Apollons!
> Wie er wancket, der Tempel Phöbus! Entfliehet, entfliehet!
> Ungeweihte! Schon rauscht auf der Schwelle des kommenden Gottes Tritt.

Tritt, ihm beugt sich mit freundlichem Neigen die Palme von Delos,
Und ihm singt in den Lüften der Schwan mit lieblicher Stimme!
Riegel und Schlösser hemmen nicht mehr die Thore, mit lautem
Krachen springen sie auf. Es nahet Phöbos Apollon.

Auf! empfangt ihn mit Tanz und Gesang, ihr blühenden Knaben.
Aller Augen sehen ihn nicht, der Fromme nur schaut ihn.
O! des Seeligen, der ihn erblickt, der seegne sein Schicksal!
Ach! laß uns die Seeligen seyn, und dich sehen, o Phöbos!

Den Schluß dieses Hymnus hat der Uebers. verändert, „weil „er ihm hier mit dem Hauche der Hofluft, die der Dichter in „Alexandrien einathmete, bemehlthauet zu seyn schien.“ Aus eben dieser Ursache hat er noch einige andre Verse dieser Hymnen entweder verändert, oder ausgelassen. — Noch findet man hier zwey Hymnen des Proklus, und das Gedicht, Leander und Hero von Musäus.

Das dritte Buch ist eine kleine Blumenlese aus mehrern griechischen Dichtern; und wenn gleich manche darin enthaltene Stücke, schon mehrmals in unsre Sprache übertragen sind, so wird man sich doch dankbar der Vorzüge freuen, die ihnen das Talent unsers Verf. in seinen Uebersetzungen zu ertheilen gewußt hat. So Beyfallswürdig z. B. auch Herr Weisse die Kriegslieder des Tyrtäus übersetzte; so war das doch mehr in die Manier der Gedichte des preußischen Grenadiers, als des alten elegischen Dichters. Diesen hört man weit wahrer in der hier befindlichen Verdeutschung seiner Elegien, wie man schon aus dem Beyspiele folgender Stelle abnehmen wird:

O! ihr Jünglinge, kämpft, und stehet standhaft! gedenket
Nicht der schändlichen Furcht, nicht der schändlichen Flucht!
Heget hohen und feurigen Muth im Herzen, und liebt das Edle

Süße Leben nicht mehr, Streiter, als Sieg, und als Ruhm!
Seyd, ihr Jünglinge, seyd der Schutz der Väter! es wanket
Zwar der Greise Knie; aber es stärkt sie der Muth.
Schmach verfolgt der Jünglinge Schaar, wenn im vordersten Treffen
Unvertheidigt von ihr, sinket der kühnere Greis.
Ach! es liegen im Staube die weißen Locken, der weiße
Bart im Staub', und es raubt gierig die Rüstung der Feind!
Nun entfleucht ihm der Geist mit dem letzten Odem, und sterbend
Deckt er mit blutiger Hand sorgsam die Blöße sich zu.

Die übrigen Stücke dieses dritten Buchs sind aus dem Anakreon, Solon, Euripides, Simonides, Plato, Mimnermus u. a. mehr., und wir wünschten sehr, daß der Hr. Graf künftig noch mehrere dergleichen Ueberreste der griechischen Dichtkunst aus den Brunkischen Analekten liefern möchte. Denn so geschmackvolle Uebersetzungen, wie die gegenwärtigen sind, werden unstreitig sehr dazu beytragen, die ächten Vorzüge und Schönheiten der poetischen Litteratur Griechenlandes auch solchen Lesern fühlbar zu machen, denen der Zugang zu den Quellen versagt ist; und selbst für jeden vertrautern Kenner dieser Quellen muß es ein Vergnügen seyn, diese Muster so glücklich kopirt zu sehen, und in ihrer Lesung einen großen Theil der vielfachen Unterhaltung und Befriedigung wiederzufinden, die ihm aus dem Studium der Dichter selbst in ihrer Ursprache zu Theil wurde.

Schade nur, daß der sonst saubre Abdruck dieser Gedichte durch so sehr viele Druckfehler verunstaltet ist, denen der Verf. theils durch umgedruckte Blätter, theils durch eine beygefügte Anzeige abzuhelfen gesucht hat. Zu dieser Anzeige setzen wir noch folgende hinzu. S. 11. Z. 15. vielfach schön und lieblich, lese man: vielfach und lieblich. — S. 34. Z. 9. für Stielfell, l. Stierfell. — S. 68. Z. 15. ewigen Götter, l. redlichen Eltern. — S. 107. Z. 9. umher l. einher. — S. 165. Z. 8. lauter l. lautes. — S. 164. Z. 4. wachende Lenz l. erwachende Lenz. — S. 170. Z. 5. Ufer l. Uferbewohner. — Seite 227. Z. 5. in Euripas Wassern l. im

l. in Wassern Euripos. — E. d. Z. 6. Enboia l. Euboia. Z. 9. empfangen l. empfiengen. — S. 171. Z. 3. v. E. der Frühgeborne l. die Frühgeborne. — S. 214. Z. 6. vom Anfang l. vom Aufgang.

Fr.

---

5. Schöne Künste.

Musik.

Clavierschule für Kinder von George Friedrich Merbach. Leipzig 1782. In kl. Querfolio.

Wer die Schwierigkeiten kennt, eine Anweisung zu schreiben, die den Fähigkeiten der Kinder angemessen ist, wird zwar gern einige Nachsicht haben, wenn der V. seinen Vortrag nicht durchgängig genung herabstimmen konnte: allein daß er sich oft sehr unbestimmt und unrichtig ausdrückte, und mitunter sogar die gröbsten Fehler als Regeln niederschrieb; verdient keine Entschuldigung.

Wir wollen zum Beweise nur einige Beyspiele, ohne Auswahl anführen.

S. 14. schreibt Herr Merbach:

„Steht ein solcher Bogen: ⌒ (ein Verbindungszeichen) über zwo Noten, welche auf einer Linie oder einem Spatio stehen, so heißt es eine Bindung, und da wird die zweyte Note nicht wieder angeschlagen, sondern man läßt den Finger darauf ruhen."

Folglich würde nach des V. Theorie in diesem Beyspiele: c, cis; die Note cis nicht angeschlagen, (die Noten werden ohnedies nicht angeschlagen, sondern die Tasten) weil sie mit dem c auf einer Linie ꝛc. stehet? Jeder sieht, daß hier der Zusatz: wenn zwo Noten, welche auf einer Linie ꝛc. stehen, und von gleicher Benennung oder von ebenderselben Tongröße sind, nothwendig war.

Bach eifert im ersten Theile seines Versuchs über die wahre Art das Clavier zu spielen S. 16. gegen die Vernachlässigung des Daumens, und schreibt: „Wer den Daumen

nicht

nicht braucht, der läßt ihn herunter hangen, damit er ihm nicht im Wege ist; solcher Gestalt fällt die mäßigste Spannung schon unbequem ꝛc."

Was thut unser Merbach? Er liest (vermuthlich nur die ersten beyden Zeilen) und schreibt S. 16. diese Regel nieder:

„Wenn man den Daumen nicht braucht, so läßt man ihn herunterhangen, nur hüte man sich, selbigen einzubeugen ꝛc."

Rec. erschrak bey dieser Regel nicht wenig, denn er glaubte gar, Herr M. würde verlangen, man solle sich den Daumen abhauen lassen. — Aber so viel Aufopferung verlangt unser V. nicht.

Auf eben der Seite heißt es:

„So bald ein Finger sein Taste angeschlagen hat, so bald muß er auch wieder aufgehoben werden ꝛc."

Wer also eine ganze Taktnote zu spielen hat, muß den Finger gleich nach dem Anschlage wieder aufheben? Das müßte einen vortrefflichen Zusammenhang geben.

Eben da liest man die Definition von einer Tonleiter mit diesen Worten:

„Eine Tonleiter aber ist, wenn ich von einem Ton zum andern gleichsam stufenweis, wie auf einer Leiter, eine oder mehrere Oktaven fortschreite."

Folglich wär das wohl auch eine Tonleiter: c, d, e, fis, gis, ais, h, c? denn die Fortschreitung geschieht ja von einem Tone zum andern stufenweis. Bey welcher Nation mag aber wohl eine solche Tonleiter üblich seyn?

Doch wir wollen uns nicht weiter auf einzelne Fälle einlassen, da diese wenigen schon sattsam von der Unwissenheit oder Nachläßigkeit des V. zeugen; sondern nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen.

Das, was in dieser Anweisung würklich gut ist, hat Herr M. größtentheils aus Bachs Versuch ausgeschrieben; nur wünschten wir, daß er auch Bachs Worte beybehalten hätte, denn sein Styl bedarf der Feile noch sehr. Im Anhang thut der V. einen kleinen Ausfall auf den Generalbaß; versteigt sich aber nicht weiter, als bis zum harmonischen Dreyklang. Daran that er denn auch sehr weislich. — Aus dem Vorhergehenden kann man schon urtheilen, was sich vom Herrn M. in diesem Zweige der Tonkunst hätte erwarten lassen. Und endlich die beygefügten Tonstücke! — Ach! — Auch eine Doppel-

sonate! Ach! Ach! — Nur demjenigen Scholaren, welcher seinen Geschmack ganz verderben will, können wir anrathen, ein solch alltägliches und fehlervolles Geleyer fleißig zu spielen. Die Würkung wird nicht außenbleiben. Das Resultat von allem diesem ist: Herr Merbach hätte seine Schüler in aller Stille nach seiner Methode unterrichten können, nur mußte er das Publikum mit seinen unreifen Arbeiten nicht belästigen.

Kleine Singestücke mit Melodien für das Klavier von J. M. Wiese. Erste Sammlung. Alten-Stettin. 1783. klein Querfol. 30 Seiten.

„Ans Publikum.

„Nicht mich als einen großen Kenner (schreibt . er
„und tiefforschenden Komponisten öffentlich darz
„dern blos die Dienstgeflieffenheit in Erfüllung des
„meiner hohen Gönner, die in meinen Erholun
„in Musik gesetzten Lieder durch den Druck ge
„machen, ist die einzige Ursach der Herausgabe. Ich
„also auch von einem hochgeehrten Publikum kei
„Beurtheilung, sondern vielmehr eine Entschul
„ich mich mehr einer freien als gezwungenen
„letztere öfters die glücklichsten Einfälle in der
„verwirft, bedienet habe. Und da meine Gönner
„de eine zweyte Sammlung verlangen; so bin
„abgeneigt ꝛc." — — — Ohe jam satis! —
die hohen Gönner und Freunde alles auf ihrem
ben! Recensent kann auf Ehre versichern, daß ihm
dem elenden Wust, den er hat sehen und
was im höchsten Grade elendes noch nicht vo
Jedes Lied, ja fast jeder Takt, ist unter aller Kri
zweyten Sammlung wird uns der Himmel bew
müßte dann durch die Vermittelung eines Sanitäts
erscheinen. —

Rt.

Concert pour le Claveçin. Avec l'Accom nement de deux Violons, deux

deux Cors de Chasse Taille, et Basse, dedié a Madem. *A. W. C. C. de Hoym*, et composé par *C. I. Birnbach*. In Folio, ohne Jahr- und Seitenzahl. Aus D. dur.

Concert pour le Clavecin &c. dedié A. S. A. S. Princesse héreditaire de Hohenlohe &c. composé et mis au jour par *I. C. Birnbach*, Oeuvre II. aus C dur.

Zwar keine Meisterstücke, auch hin und wieder fehlerhaft, und das Adagio aus F dur (im zweyten Konzerte) beynahe ein leerer geschmackloser Klingklang: aber demohngeachtet, im [illegible] nzen genommen, nicht so schlecht, wie der Herr Profes[illegible] in seinem Magazine der Musik S. 13 14. [illegible] heil des Verfassers urtheilet. Wir tadeln auch, [illegible] n leider oft; wenn es aber geschieht, rechtfertigen [illegible] r Urtheil, so gut sichs in Ermangelung der Noten, [illegible] thun läßt, durch Gründe. Diese fehlen in [illegible] ten [illegible] des Herrn Prof. C. ganz, oder sie sind nur halb [illegible] Wir wollen ihn selbst hören, einige Einwendungen [illegible] eine Urtheile machen, und alsdann unsere Leser ent[illegible] n lassen. Er schreibt von dem ersten dieser beyden Kon[illegible] te: „Scheint aus den Gegenden des Rheins, oder [illegible] n südlichern Deutschland zu kommen; und das ist „leider genung gesagt.“ Kömmt aber wirklich, und zum [illegible] des Verfassers, aus den Gegenden der — Oder; (aus [illegible] n) und das ist schon mehr gesagt. „Alle das dort[illegible] rige Geklimper kennt man den Augenblick an den [illegible] förmigen Figuren, den alltäglichen Modulationen, [illegible] gedroschenen Harfenbässen, beständigem Auf- und [illegible] unterrennen der diatonischen Scala, und solchen „Kunststücklein“ ꝛc. Kann viel Wahres enthalten: aber Hr. Birnbach lebt ja in Breßlau an der Oder! Auch haben wir weit schlechtere Werke, als die gegenwärtigen Konzerte sind, im Magazin der Musik trefflich herausgestrichen gesehen. Aus Schonung der Herren Autoren mögen wir keine Beyspiele davon anführen; denn wir möchten nicht gern andere mit ins Spiel ziehen. „Die auf so wenig verschiedne Art in al„lerley verschiednen Formaten, und gemeiniglich auf

„sehr weißen Imperial- oder Royalpapier, das noch „dazu zu einem gewissen andern Gebrauche, der die „wahre Bestimmung solcher Arbeiten wäre, zu steif „ist, uns für wahre Musik verkauft wird ꝛc." Ob dieses Urtheil nicht etwas zu hart, und beynahe möchten wir sagen, unanständig ist, selbst alsdann, wenn dies Konzert so sehr schlecht wäre, wie sichs Herr C. einbildet, mögen unsere Leser entscheiden. Nur das befremdet uns, wie er, der sich sonst gern zum Schutzpatron der, nach seinem Dilettantenurtheile, unterdrückten Unschuld aufwirft, (s. Mag. d. Musik S. 458.) einen Mann, der außer seinen sich jetzt erst entwickelnden Talenten, einen so gefälligen und edlen Charakter besitzen soll, gleich bey seinem ersten Eintritt ins musikalische Publikum, so ungünstig zurückscheuchen kann. Daß er, der Herr Prof. Cramer aber, ein bloßer Dilettant ist, der noch überdies die Donna Regula bey gewissen Gelegenheiten beurlaubet, (S. 94. M. d. M.) und das musikalische Gesetzbuch nicht handhaben mag, oder kann — hat er uns oft genug kund und zu wissen gethan. Man sehe die vielmals abgedruckte Ankündigung zu seiner Polyhymnia ꝛc.; ol zum Beweise die S. 103. M. d. M. abgedruckte : „Wer Musik versteht, wird sich manchmal da „helfen können, daß er das Lied transponirte; oder „auch auf andre Art. Z. E. wenn man alla o „singt, u. s. w." Kann das mehr als ein Diletta seyn?

Wir fanden es nöthig, bey dieser Gelegen [illegible] der erwehnten Recension zu sagen, weil sie uns [illegible] nicht ungerecht schien, und glaubten Amtshalber, [illegible] terdrückten auch beystehen zu müssen. Er verzeihe u wenn wir hierin anderer Meinung sind. Uebrigens holen wir unser anfangs gefälltes Urtheil über Hrn. [illegible] bachs Konzerte, und fügen nur noch hinzu, daß sie gut Finger fallen, und manchem Dilettanten, der blos Empfindung, oder vielmehr nach dem Wohlklang ur trotz des steifen Papiers und des mislungenen Ar[illegible] willkommen seyn werden.

Sammlung der Lieder aus dem Kinderfreunde, noch nicht komponirt waren, mit neuen [illegible]

von Johann Adam Hiller. Ein Geschenk des Verlegers an die Subscribenten der zweyten Auflage. Leipzig bey Crusius. 1782. In kl. Querfolio. 45 Seiten.

Die Setzart unsers braven Hillers ist zu bekannt, als daß wir erst nöthig hätten, viel zum Lobe des V. zu sagen. Auch in dieser Sammlung herrscht fast durchgängig ein edler, fließlicher Gesang, durch eine leichte und reine Harmonie unterstützt. Vorzüglich zeichnet sich unter andern das Lied: Ja, liebster Vater, ich bin schuldig 2c. S. 16. sehr aus; ob sie gleich in ihrer Art alle schön sind. Denn wie könnte Hiller was schlechtes schreiben? Zwo Anmerkungen müssen wir indessen doch machen, die uns der V. verzeihen wird. 1) Sollte das Lied: Hast du dich lassen erhaschen 2c. S. 14. nicht lieber im $\frac{6}{8}$ Takte stehen? Daß im $\frac{3}{8}$ T. das erste Achtel eines jeden Taktes einen innern Werth hat, ist doch gewiß keine Grille, folglich wird hier:

„Hast du dich | lassen er | ha | schen 2c.
„Weil es so | lieblich dir | schmeck | te. 2c.

die letzte Sylbe lang, die doch offenbar kurz ist. Im $\frac{6}{8}$ T. würde dieser — Stein des Anstoßes — aus dem Wege geräumt:

„Hast du dich lassen er | haschen, du 2c.
„Weil es so lieblich dir | schmeckte, dacht' 2c.

denn hier fällt das vierte Achtel auf den schlechten Takttheil, (Arsin) und wird also kurz. Von andern Unbequemlichkeiten, die aus der Vorzeichnung des $\frac{3}{8}$ Taktes entstanden sind, wollen wir nichts sagen; denn überhaupt konnten wir diese Anmerkung blos bey einer Hillerschen Arbeit machen. Hundert andre Komponisten fehlen hierin, und zwar aus Unwissenheit; hier war das aber gewiß der Fall nicht. 2) In dem Liede S. 42. sind uns die vielen Abschnitte in der Dominante monotonisch vorgekommen.

Uebrigens verdienen diese Lieder auch wegen ihrer Leichtigkeit denenjenigen, für die sie bestimmt sind, sehr empfohlen zu werden. Ein Verdienst, das nur wenigen Komponisten in dem Grade eigen ist, wie unserm musikalischen Gellert.

Gk.

„sehr weißen Imperial- oder Royalpapier, d[illegible]
„dazu zu einem gewissen andern Gebrauche, [illegible] die
„wahre Bestimmung solcher Arbeiten wäre,
„ist, uns für wahre Musik verkauft wird ꝛc." [illegible]
ses Urtheil nicht etwas zu hart, und beynahe möchten
gen, unanständig ist, selbst alsdann, wenn dies Konzert
sehr schlecht wäre, wie sichs Herr C. einbildet; mögen
Leser entscheiden. Nur das befremdet uns, wie er, [illegible]
sonst gern zum Schutzpatron der, nach seinem Dil[illegible]
urtheile, unterdrückten Unschuld aufwirft, (s. Mag. d. M[illegible]
sik S. 458.) einen Mann, der außer seinen sich jetzt ent
wickelnden Talenten, einen so gefälligen und edlen C[illegible]
besitzen soll, gleich bey seinem ersten Eintritt i[illegible]
Publikum, so ungünstig zurückscheuchen kann. Daß er,
Herr Prof. Cramer aber, ein bloßer Dilettant ist, [illegible]
überdies die Donna Regula bey gewissen Gelegen[illegible]
urlaubet, (S. 94. M. d. M.) und das musikalische [illegible]
nicht handhaben mag, oder kann — hat er uns [illegible]
kund und zu wissen gethan. Man sehe die viel[illegible]
druckte Ankündigung zu seiner Polyhymnia ꝛc.; [illegible]
zum Beweise die S. 103. M. d. M. abgedruckte
„Wer Musik versteht, wird sich manchmal [illegible]
„helfen können, daß er das Lied transponirte; [illegible]
„auch auf andre Art. Z. E. wenn man alla [illegible]
„singt, u. s. w." Kann das mehr als ein Dilet[illegible]
seyn?

Wir fanden es nöthig, bey dieser Gelegenheit e[illegible]
der erwehnten Recension zu sagen, weil sie uns
nicht ungerecht schien, und glaubten Amtshalber, [illegible]
terdrückten auch beystehen zu müssen. Er ver[illegible] [illegible]e
wenn wir hierin anderer Meinung sind. Uebri[illegible]
holen wir unser anfangs gefälltes Urtheil über Hrn. [illegible]
bachs Konzerte, und fügen nur noch hinzu, daß sie [illegible]
Finger fallen, und manchem Dilettanten, der blos
Empfindung, oder vielmehr nach dem Wohlkl[illegible] [illegible]
troß des steifen Papiers und des mislungenen Apolls,
willkommen seyn werden.

Sammlung der Lieder aus dem Kinderfreun[illegible], [illegible] noch nicht komponirt waren, mit neuen [illegible]

von Johann Adam Hiller. Ein Geschenk des Verlegers an die Subscribenten der zweyten Auflage. Leipzig bey Crusius. 1782. In kl. Querfolio. 45 Seiten.

Die Setzart unsers braven Hillers ist zu bekannt, als daß ir erst nöthig hätten, viel zum Lobe des V. zu sagen. Auch Sammlung herrscht fast durchgängig ein edler, fließ- esang, durch eine leichte und reine Harmonie unter- . Vorzüglich zeichnet sich unter andern das Lied: Ja, ıter Vater, ich bin schuldig ꝛc. S. 16. sehr aus; ob sie gleich r Art alle schön sind. Denn wie könnte Hiller was ntes schreiben? Zwo Anmerkungen müssen wir indessen machen, die uns der V. verzeihen wird. 1) Sollte das ro: Hast du dich lassen erhaschen ꝛc. S. 14. nicht lieber i ⅝ Takte stehen? Daß im ⅜ T. das erste Achtel eines jeden ak einen innern Werth hat, ist doch gewiß keine Grille. ıy wird hier:

„Hast du dich | lassen er | ha | schen ꝛc.
„Weil es so | lieblich dir | schmeck | te ꝛc.

: letzte Sylbe lang, die doch offenbar kurz ist. Im ⅝ T. de dieser — Stein des Anstoßes — aus dem Wege ge- umt:

„Hast du dich lassen er | haschen, du ꝛc.
„Weil es so lieblich dir | schmeckte, dacht' ꝛc.

nn hier fällt das vierte Achtel auf den schlechten Takttheil, isin) und wird also kurz. Von andern Unbequemlichkeiten, aus der Vorzeichnung des ⅜ Taktes entstanden sind, wol- i wir nichts sagen; denn überhaupt konnten wir diese An- rkung blos bey einer Hillerschen Arbeit machen. Hundert dre Komponisten fehlen hierin, und zwar aus Unwissenheit; r war das aber gewiß der Fall nicht. 2) In dem Liede . 42. sind uns die vielen Abschnitte in der Dominante mo- nisch vorgekommen.

Uebrigens verdienen diese Lieder auch wegen ihrer Leich- keit denenjenigen, für die sie bestimmt sind, sehr empfoh- i zu werden. Ein Verdienst, das nur wenigen Komponi- n in dem Grade eigen ist, wie unserm musikalischen Gellert.

Gk.

Oden und Lieder mit Begleitung des Klaviers, in Musik gesetzt von Ehrenberg. Zweyter Theil. Leipzig, in Kommission bey Hilscher, 1783. In kl. Querfol.

Was wir im Anhang zum 37 bis 52sten Bande d. a. d. B. (S. 1520 ꝛc.) von dem ersten Theile dieser Lieder sagten, gilt auch größtentheils von der gegenwärtigen Sammlung. Der Verf. hat nämlich die glücklichste Anlage, eine gefällige und fließende Melodie zu erfinden; nur ist er mit den Regeln der Kunst so wenig bekannt, daß er oft in die auffallendsten Fehler verfällt. Da wir uns in der oben erwähnten Recension schon weitläufiger darüber erkläret haben, wollen wir jetzt nur die ersten drey Lieder kritisch untersuchen, um unsre Behauptung geltend zu machen. In dem ersten Liede: Mit der Mutterliebe ꝛc. liegt der größte Nachdruck bey den Worten: Männchen füttern sie und singen von der Seegenskraft im May ꝛc. auf der unbedeutendsten Sylbe von. Dergleichen Fehler in der Deklamation kommen häufig darin vor. S. 3. Takt 3. und 4. hat der Verf. die folgende Harmonie — oder Nichtharmonie? — gebraucht: a b c b a g / g - es - b - g / Cis - — Cis - Mehrere Kleinigkeiten in diesem Liede übergehen wir mit Stillschweigen. In dem zweyten: Purpur malt die Tannenhügel ꝛc. fangen sich alle vier Abschnitte auf eine und eben dieselbe Art an, welches doch gewiß bey einer mehrmaligen Wiederholung ermüdend werden muß. Auch die Harmonie in der Fermate ist sehr fehlerhaft; denn die Quinten ges f / ces b beleidigen ein nur mäßig geübtes Ohr. Das dritte Lied: Liebes, leichtes, luft'ges Ding ꝛc. hat gegen das Ende unmittelbar nach einander drey sehr merkliche Einschnitte und einen halben Tonschluß in D, welches sehr monotonisch klingt. Auch ist der Rhythmus unter den Worten: das mit ꝛc. auf eine widrige Art abgeändert worden. Der Schluß ins G zurück, geschieht auf eine sehr plumpe Weise. Von diesen drey Liedern können die Leser leicht auf die übrigen schließen. Ueberhaupt sind die mehrsten über Einen Leisten geformt. Auch hat Herr E. nicht immer Eignes genug; davon kann das Lied S. 10 ꝛc. einen Beweis abgeben, wenn der Leser eins von Reichardt (welches Recens. nicht gleich bey der

Hand

Hand hat) und die bekannte Arie: Singt dem göttlichen Propheten ꝛc. damit vergleichen will. Kurz, wenn sich Hr. E. mehr mit den Regeln der Setzkunst bekannt machen und eine strengere Auswahl der Gedanken beobachten wollte, ließ sich von seinem gefälligen Gesange viel Gutes erwarten.

Deux Sonates pour le Claveçin avec l'accompagnement d'un Violon etc. composés par *Louis Abeille*, Musicien de la Cour de son Altesse Serenissime Monseigneur le Duc Regnant de Wirtemberg. En commission chéz Schmidt, à Nuremberg. In Querfolio, 26 Seiten.

ey armselige Dingerchen — denn Sonaten sinds doch
wiß nicht, der Verf. müßte dann eine eigne Theorie von
-e Sonate haben — die blos solchen Liebhabern gefallen
nen, welche Geduld genug haben, ein alltägliches Lyram-
rum mit untermischten Rosalien (die Riepel Schusterfle-
nennt) und abgenutzten Harfenbässen anzuhören. Spie-
vom Geschmack gähnen gewiß schon beym Schluß des er-
en Satzes und würden dem Verf. das Restchen gern schen-
n. Neue Gedanken sucht man hier vergebens; und selbst
schon oft verarbeiteten kommen immer in der schönsten —
nordnung vor, so daß wir vom Herrn A. wohl schwerlich
: Theorie der musikalischen Aesthetik zu erwarten haben.
im reinen Satze ist der Verf. nicht taktfest. Wir könn-
eine Menge Beyspiele davon anführen, wenn es nicht
angenehm wäre, solche Schulfehler abzuschreiben. Auf
r 7. 8. ꝛc. Seite stehen die Beweise von der harmonischen
enntniß des Verfassers. Daß doch solche Leute noch So-
en herausgeben können, da wir so viele und vortreffliche
rbeiten in dieser Gattung von Bach, Türk, Häßler, Wolf
a. m. haben. Schade um das schöne Papier und den hüb-
en Kupferstich. Wer an der Richtigkeit unsers Urtheils
elt, dem rathen wir, sich diese Sonaten zu kaufen.

Xw.

6. Romane.

Wernhold und Carolina, oder der Zufall auf der Reise. Eine Geschichte in Briefen, vom Verfasser des Kirchhofmädchens. Breslau, 1785. bey Korn dem Aeltern.

Carolina Hennigs, die Tochter des Dorfpredigers, ein schönes Mädchen, und Carl von Wernhold, ein guter, treuherziger Junge, lieben sich zärtlich, und opfern in einer betäubenden Stunde ihre Unschuld auf. Der Baron S. Vormund des jungen Wernholds, schickt diesen eilfertig auf Reisen, unterschlägt alle seine Briefe an seine Schwester Constanze und die Caroline, läßt darauf die Caroline, auf ihrer Reise zur Constanze, ihrer Freundin, von seinem Verwalter auffangen und auf sein Schloß Rickebüttel setzen. Beyde Liebende erfahren also nichts von einander, und jedes hält sich Eines von dem Andern verlassen. Die Caroline entflieht endlich mit Hülfe ihrer Aufwärterin, einer Mad. Willich, aus ihrem Gefängnisse, kömmt zu ihrer Constanze, die sich unterdessen mit dem Hauptm. v. Heinez verheirathet hat, muß sie aber etliche Tage darauf an einem Gallenfieber sterben sehen. Während der Zeit ist Wernhold, von seinem Vormund mit Gelde verlassen, mit einem Marquis de Tournois von Straßburg nach Paris, und von Paris mit einem Lord Mirmont nach England gereiset. Aus einer begangenen Unvorsichtigkeit verliert er die Unterstützung dieses Lords, auf dessen Gütern er bisher gelebet hat. Er muß sie eilig verlassen, nach London gehen, und einen traurigen Winter daselbst durchleben. Sein treuer Bedienter Zacharias gewinnt so viel über ihn, daß er seine ihm angebothenen Nothpfennige annimmt, und damit nach Deutschland wieder zurückreiset. Er will nach Dresden zu seinem Vetter, dem Cammerherrn Wohland, kömmt auch mit seinem wenigen Geld bis nahe an L. muß aber aus plötzlichem Geldmangel mit seinem Bedienten die Reise zu Fuße fortsetzen, geräth dadurch in die Hände der dort herumstreifenden Straßenräuber, wird rein ausgeplündert, darauf selbst als Straßenräuber fälschlich aufgegegriffen, aber für unschuldig erkannt, und kömmt mit seinem

nem Bedienten nach Hartmannsdorf. Indessen hat die Caroline, die sich wieder zu ihrer Tante Schnutzele begeben hatte, von einem in Ostindien als Gouverneur gestandenen Bruder eine Erbschaft von anderthalb Millionen Reichsthaler gethan. (Freygebig sind die Romanschreiber oft bis zur Verschwendung! Aber freylich die Vettern in Ostindien haben auch Geld wie Heu!) Sie faßt nun die Entschließung, ihren verlohrnen Wernhold selbst aufzusuchen, geht zuerst nach Dresden, und von da über Hartmannsdorf nach L. Hier nimmt sie der Zacharias und dann der Wernhold, ohne daß sie ihn oder er sie erkennen sollte, in ihre Dienste. Den Morgen darauf findet sie einen Brief des Wernholds an seine Caroline — da erkennt sie ihn, giebt sich zu erkennen, und beyde Liebende haben sich wieder. Sie gehen nach Dresden, lassen sich trauen, (das versteht sich, denn dahin laufen ja alle Romane aus,) reisen von da auf das Gut des Wernholds, das der habsüchtige Vormund ausliefern muß, werden aber nach einem kurzen Genuß ehelicher Liebe durch den Tod getrennt. Endlich wird Caroline die Gemahlin des Hauptm. von Heinez, der schon nach dem Tode seiner Constanze, aber vergeblich, um ihre Hand angehalten hatte.

Dieses ist der Inhalt dieses Romans, der so leicht zusammengewebt ist, daß sich mit dem Griff des erstern Fadens alles von selbst aufwickelt. Warum das Mädchen erst anderthalb Millionen erben muß, um ihren Wernhold aufsuchen zu können, das möchte das einzige Unbegreifliche seyn. Der Erzählungston des Verfassers ist noch leidlich, und die eingestreute Geschichte der Madame Willich läßt sich lesen. Aber ob eine Sterbende so umständlich, so überlegt und lange sprechen wird und sprechen kann, als der Verfasser die sterbende Constanze sprechen läßt? daran zweifeln wir. Ueberhaupt läßt er nicht selten die Personen so reden, wie sie den Umständen und ihren Charaktern nach reden mußten. Aber dieß ist freylich schon ein höheres Talent eines Romanverfassers, das man von dem Verf. nicht ganz verlangen kann, da er, wie es wohl zu bemerken ist, ein wenig frisch geschrieben hat. Aber eine geringere Gabe wünschten wir doch dem Verfasser, wenn er ja ferner Schriftsteller werden will, wirklich mehr grammatikalische Sprachrichtigkeit. Fast durchaus gebraucht er das vor statt für: „daß du keine Vergebung vor mich hast — vor das Uebrige sorgen — vor

den Soldaten eingenommen war." Eben so oft fehlt er in dem wahren Gebrauche des Pronomens. Bald läßt er es da weg, wo es doch stehen sollte, und bald sagt er es ganz falsch. S. 7. „Verdirbt leicht seine Sitten und Gemüthe, sollte stehen: und sein Gemüth; S. 27. sie wäre meiner Geburt und Adel gemäß, sollte heißen und meinem Adel gemäß; S. 150. das gemeine Volk schwieg, und gieng nach und nach in ihre Hütten, muß heißen: in seine Hütten. Wer sagt wohl, wie er: S. 58. einer Antwort erwarten, und S. 61. ich sehe nach eines Briefes von dir entgegen? Ganz undeutsch ist es, wenn er S. 84. sagt: Du siehest, wie wankelmüthig meine Gesinnung des Guten von dir ist, was hier so viel sagen soll, als: wie wankend mein Zutrauen zu der Güte deiner Gesinnungen ist. Auch seine Perioden sind oft weder leicht, noch rund, noch richtig. Nur einige Proben davon, und dann genug! „Ich habe S. 9. da ich die Folgen meiner unglücklichen Liebe merkte, mich aus ihrem Hause, mit dem Vorwande, daß mich eine gute Freundin zu sich verlangte, gemacht, und S. 40. seelig ist die Stunde des Friedens, wenn Sympathie der Liebe unsere Herzen gleich Anfangs verbindet, statt daß man die Wirkung der Sympathie und Liebe der Zeit erst überlassen will. Der Ueberfluß der Gedankenstriche ist so reich, daß sie für den Leser ein Hinderniß werden.

Daß der Verfasser keine außerordentlichen Chara[illegible] gewählt hat, das tadeln wir gerade nicht. Aber [illegible] auch ein Liebhaber, wie Wernhold, der sich erst von [illegible] Vormund, und dann von seinem Bedienten, so zu [illegible] fortstoßen läßt, nur auf Unkosten eines französischen [illegible]quis und eines englischen Lords in der lieben Welt fortzu[illegible]men weiß, zuletzt gar von dem Brodte seines Bedienten muß, und dabey immer um seine Caroline jammert, ein elender Tropf. Konnte der Bursche nicht arbeiten? [illegible] haitig, Holzsägen und selbst Romane ums liebe B[illegible] ben, ist doch noch besser, als in der Welt unthätig [illegible] laufen und schmarotzen. Indessen ists auch wahr, daß Holzsägen leicht das Nützlichste unter den dreyen ist. Wir [illegible]ten wirklich die Menge junger Müßiggänger, die ohne [illegible] kenntniß, ohne Sprachkenntniß, ohne einiges sichtbare [illegible]lent, ohne die vivida vis animi, welche allein zum Schrei[illegible]

den treiben sollte, dennoch schlechterdings Schriftsteller werden wollen, gern erinnern, daß Steine beym Bauen müssen zugelangt, daß Rammen müssen gezogen, daß Straßen müssen gebessert werden, besonders aber daß Holz muß gehackt und gesägt werden. Jeder, der gesunde Hände hat, kann diese so gemeinnützigen Arbeiten verrichten, und mehr als die Hände brauchen unsere jungen Schriftsteller nicht.

Wilhelmine. Eine Geschichte in Briefen. Leipzig, bey Haugs Wittwe. 1786. 369 S. in 8.

Auch ein Gefühlsmann; aber in allem Betracht besser, als der vorige. Die Anlage ist recht artig gemacht, die Kette der verschiedenen kleinen Begebenheiten gut in einander geschlungen, die Charaktere eben nicht übertrieben, und jeder richtig ausgemalt, die Schreibart ziemlich angenehm, die Sprache wenigstens korrekter, als im Wernheld. Auch die hie und da eingestreuten Bemerkungen stehen mehrentheils noch so ziemlich an ihrem Ort und ihrer Stelle.

Der Faden der Geschichte ist dieser: Wilhelmine wird als eine Tochter von dem Pfarrer Held erzogen. Karl von Blume, ein Sohn seines akademischen Freundes und ein Schulfreund seines wirklichen Sohns August, lernt die Wilhelmine kennen, liebt sie, und liebt sie mit Einwilligung des Pfarrer Helds und auch seines Vaters. Karl verläßt die Schule und geht auf die Universität L. Ein Baron Dorn kömmt durch das Dorf der Wilhelmine, sieht sie, wird in sie verliebt und beschließt ihre Entführung. Wirklich führt er, troz den Bitten seines rechtschaffenen Freundes von Eber, diesen Anschlag in der Gesellschaft eines Grafen Hohberg in einem Walde aus, eben da Wilhelmine von einem Besuche von ihrer Freundin und der Geliebte ihres Bruders, Julie, ganz allein zurückkömmt. Karl von Blume, ein rascher, feuriger Jüngling, reitet auf die erste Nachricht davon mit ihrem Bruder August von L. ab, um seine Wilhelmine aufzusuchen. Nach langem Herumirren erhalten sie endlich durch einen Major von Göde die Nachricht, daß sie der Baron Dorn auf einem Gute seiner Tante eingeschlossen hätte. Sogleich eilen sie dahin, kommen aber für die Befreyung Wilhelminens zu spät, weil sie der Baron Dorn denselben Tag

frühe

den Soldaten eingenommen war." Eben so oft fehlt er in dem wahren Gebrauche des Pronomens. Bald läßt er es da weg, wo es doch stehen sollte, und bald sagt er es ganz falsch. S. 7. „Verdirbt leicht seine Sitten und Gemüthe, sollte stehen: und sein Gemüth; S. 27. sie wäre meiner Geburt und Adel gemäß, sollte heißen und meinem Adel gemäß; S. 150. das gemeine Volk schwieg, und gieng nach und nach in ihre Hütten, muß heißen: in seine Hütten. Wer sagt wohl, wie er: S. 58. einer Antwort erwarten, und S. 61. ich sehe nach eines Briefes von dir entgegen? Ganz undeutsch ist es, wenn er S. 84. sagt: Du siehest, wie wankelmüthig meine Gesinnung des Guten von dir ist, was hier so viel sagen soll, als: wie wankend mein Zutrauen zu der Güte deiner Gesinnungen ist. Auch seine Perioden sind oft weder leicht, noch rund, noch richtig. Nur einige Proben davon, und dann genug! „Ich habe S. 9. da ich die Folgen meiner unglücklichen Liebe merkte, mich aus ihrem Hause, mit dem Vorwande, daß mich eine gute Freundin zu sich verlangte, gemacht, und S. 40. seelig ist die Stunde des Friedens, wenn Sympathie der Liebe unsere Herzen gleich Anfangs verbindet, statt daß man die Wirkung der Sympathie und Liebe der Zeit erst überlassen will. Der Ueberfluß der Gedankenstriche ist so reich, daß sie für den Leser ein Hinderniß werden.

Daß der Verfasser keine außerordentlichen Ch[...] gewählt hat, das tadeln wir gerade nicht. Aber [...] auch ein Liebhaber, wie Wernhold, der sich erst von [...] Vormund, und dann von seinem Bedienten, so [...] fortstoßen läßt, nur auf Unkosten eines französisch[...] quis und eines englischen Lords in der lieben Welt fortzu[kom]men weiß, zuletzt gar von dem Brodte seines Bedienten [leben] muß, und dabey immer um seine Caroline jammert, ein elender Tropf. Konnte der Bursche nicht arbeiten? [...] haitig, Holzsägen und selbst Romane ums liebe Brod [schrei]ben, ist doch noch besser, als in der Welt unthätig he[rum]laufen und schmarotzen. Indessen ists auch wahr, daß Holzsägen leicht das Nützlichste unter den dreyen ist. Wir [hät]ten wirklich die Menge junger Müßiggänger, die ohne [Sach]kenntniß, ohne Sprachkenntniß, ohne einiges [...] Talent, ohne die vivida vis animi, welche allein z[...]

den treiben sollte, dennoch schlechterdings Schriftsteller werden wollen, gern erinnern, daß Steine beym Bauen müssen zugelangt, daß Rammen müssen gezogen, daß Straßen müssen gebessert werden, besonders aber daß Holz muß gehackt und gesägt werden. Jeder, der gesunde Hände hat, kann diese so gemeinnützigen Arbeiten verrichten, und mehr als die Hände brauchen unsere jungen Schriftsteller nicht.

Wilhelmine. Eine Geschichte in Briefen. Leipzig, bey Haugs Wittwe. 1786. 369 S. in 8.

Auch ein Gefühlsmann; aber in allem Betracht besser, als der vorige. Die Anlage ist recht artig gemacht, die Kette der verschiedenen kleinen Begebenheiten gut in einander geschlungen, die Charaktere eben nicht übertrieben, und jeder richtig ausgemalt, die Schreibart ziemlich angenehm, die Sprache wenigstens korrekter, als im Wernhold. Auch die hie und da eingestreuten Bemerkungen stehen mehrentheils noch so ziemlich an ihrem Ort und ihrer Stelle.

Der Faden der Geschichte ist dieser: Wilhelmine wird als eine Tochter von dem Pfarrer Held erzogen. Karl von Blume, ein Sohn seines akademischen Freundes und ein Schulfreund seines wirklichen Sohns August, lernt die Wilhelmine kennen, liebt sie, und liebt sie mit Einwilligung des Pfarrer Helds und auch seines Vaters. Karl verläßt die Schule und geht auf die Universität L. Ein Baron Dorn kömmt durch das Dorf der Wilhelmine, sieht sie, wird in sie verliebt und beschließt ihre Entführung. Wirklich führt er, trotz den Bitten seines rechtschaffenen Freundes von Eder, diesen Anschlag in der Gesellschaft eines Grafen Hohberg in einem Walde aus, eben da Wilhelmine von einem Besuche von ihrer Freundin und der Geliebte ihres Bruders, Julie, ganz allein zurückkömmt. Karl von Blume, ein rascher, feuriger Jüngling, reitet auf die erste Nachricht davon mit ihrem Bruder August von L. ab, um seine Wilhelmine aufzusuchen. Nach langem Herumirren erhalten sie endlich durch einen Major von Göde die Nachricht, daß sie der Baron Dorn auf einem Gute seiner Tante eingeschlossen hätte. Sogleich eilen sie dahin, kommen aber für die Befreyung Wilhelminens zu spät, weil sie der Baron Dorn denselben Tag frühe

frühe von dem Gute ab- und nach G. geführt hatte. Karl und August setzen sich mit ihrem Freunde von Bletter wieder zu Pferde, irren in dunkler Nacht fort, kommen in einen Wald und retten da die junge Gräfin Amalie von Burg aus den Händen ihres Entführers, (zwey Entführungen in Einem kleinen Romane ist zu viel!) des Grafen von Hohberg. Die junge Gräfin nimmt die drey irrenden Ritter mit sich zu ihren Aeltern. Aus Dankbarkeit verspricht der alte Graf dem Karl von Blume seinen Beystand zu Wilhelminens Befreyung. Er wendet sich an den Landesfürsten; der Baron Dorn wird vorgeladen, zum Geständniß der Entführung und des bis itzt verborgen gebliebenen Aufenthalts der Wilhelmine gebracht und seiner Güter verlustig erklärt. Der Graf von Fluren, wahrscheinlich der Minister des Fürsten, holt die Wilhelmine selbst aus ihrem Gefängnisse ab, übergiebt sie dem Grafen von Burg, und dieser führt sie auf sein Schloß zu ihren dortigen Freunden. Indessen hat sich auch Karl von Blume, der in einer melancholischen Stunde vom Schlosse des Grafen wegritt, sich verlohr, vom Pferde stürzte, und von einem Pfarr Lochmann in seinem Blute gefunden und in dessen Hause geheilt wurde, wieder eingefunden. Karl und August reisen mit der Wilhelmine zu ihrem Vater, der Pfarr Held und der Vater des Erstern mit dem Major von Göde kommen auch dahin. Hier entdeckt es sich, daß die Wilhelmine die verlohrne Tochter des Major Göde ist. Das Ende ist so, wie man es erwarten kann; **Karl heyrathet Wilhelminen, August Julien, und Bletter bekömmt die junge Gräfin von Burg zu seinem Antheil.** Der Graf von Hohberg wird in einem Duell erstochen, und der Baron Dorn nach vielen verübten Streichen am Ende nach Amerika, dem Zufluchtsort aller deutscher Nichtstauger, eingeschifft, und so entladet sich der Verfasser von allen Charakteren, die er nicht mehr braucht.

Eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Wir wünschten nicht, daß das jugendliche Schüler- und Studentenalter zu oft die Rollen in den Romanen spielen müßte. Bey der unter unserer Jugend ohnedieß herrschenden Neigung zur Romanlectüre möchte sie damit nur noch romanhafter werden, als sie es schon durch diese Lectüre wird. Aber das kömmt hauptsächlich mit daher, daß unsere jungen Schüler und Studenten Romane schreiben, die dann weiter

nichts

nichts kennen, als was um ihnen ist. Unser zweyter Wunsch wäre dann wohl, daß die jungen Herren dieß unterlassen möchten. Weltkenntniß kann man in dem Alter noch nicht haben, und Weltkenntniß ist einem Romanschreiber ganz unentbehrlich. Und dann verderben die jungen Herren auch eine edle Zeit, in welcher sie noch so viel lernen könnten, was ihnen nicht nur im menschlichen Leben überhaupt, sondern auch (wie wir ihnen gern ins Ohr raunen möchten,) sogar beym Romanschreiben nützlich seyn könnte; wofern sie im vierzigsten Jahre noch Lust dazu haben möchten.

Bi.

Die akademischen Freunde, eine Geschichte in Briefen. Königsberg und Leipzig, bey Hartung. 1783. 224 S. in 8.

Diese jungen akademischen Freunde sind nicht mit einem der Millerschen Romane, von beynahe gleichlautendem Titel, zu verwechseln, welcher zu seiner Zeit in dieser Bibliothek ist angezeigt worden. Vorliegende Schrift ist kein eigentlicher Studentenroman, sondern die beyden Hauptcharaktere, die als innigst theilnehmende Freunde an ihren wechselseitigen Schicksalen geschildert werden, nehmen nur ihre Freundschaftsverbindung von der Akademie her, unterhalten von dieser Zeit an einen vertrauten Briefwechsel, unterstützen sich wechselseitig mit guten Rathschlägen, und unterrichten einander von ihren Schicksalen. In einer kurzen Zueignungsschrift sagt der Verf. daß dieser kleine Roman aus seinen frühzeitigern Jahren herstamme, das ist vermuthlich das Quinquennium, wo die Kraftgenies in den Lesebüchern debütirten. Bey dem einen der beyden Freunde, Namens Kämpfer, stürmt und braußt es heftig unter der Hirnhaut, der andere dagegen ist ein ruhiger sittsamer Mann, oder wie es damals hieß, ein kalter Bedächtler, der aber bey allen Talenten bey weitem nicht die glänzende Rolle seines ungestümen Freundes spielt. Die Geschichte ist lebhaft, nicht über die Gebühr gedehnt und nicht ganz alltäglich, und also unter die Lesebücher zu rechnen, welche die Leser in der gesuchten Unterhaltung nicht betrügen.

Oz.

Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend, von Christian Gotthilf Salzmann. Zweyter Theil. Leipzig, 1785. in 8.

Die Misbräuche, welche in diesem Theile aufgezeichnet und als Quellen menschlichen Elendes beleuchtet werden, sind folgende: Trauerkleider — Leichenschmäuse — Seligpreisen für Geld — die auf den Straßen singende Currente — Werbungen — Ehelosigkeit der Soldaten und daher entstehende unnatürliche Sünden — schlechte Feueranstalten — Wegnehmung des besten Stücks Viehes bey dem Absterben eines Gutsbauern — schlechte Liturgien — Zwangscopulationen — Misbrauch des Eides — (die Geschichte der Verpachtung der Bratwürste in einer gewissen Stadt lassen wir dahin gestellet seyn) — Charlatanerien der Aerzte. Das Uebel, daß sie nicht besoldet werden, gilt nicht von allen, und hat auch sein sehr Gutes. Es scheint aber überhaupt nicht unsers Verfassers Talent zu seyn, die Gegenstände reiflich von allen Seiten zu beurtheilen, er ist fast immer einseitig. Henriettens Gespräch über die Taufe scheint Recens. ganz unnatürlich für ein Frauenzimmer, und steht wie der Abschnitt über die Taufe sehr gesucht da. Desto mehr stimmen wir mit dem Verf. in Ansehung der Kindtaufsschmäuse überein. Ferner: schlechte Dorfschenken — schlechte Gefängnisse und barbarische Behandlung der Gefangenen darin; hier scheint uns der Verf. doch ein wenig übertrieben zu haben, wie er es oft thut. — Ferner: daß der Adel den ausschließenden Besitz der Landesgüter hat, und andere nur steuerbare Grundstücke erkaufen können. Dieß ist indessen nicht allgemein, aber freylich schlimm genung, wo es eingeführt ist. Indessen hat hier der Verf. auch bey weitem nicht alle Seiten dieser Sache überlegt. Wenn auf einem bürgerlichen Gute Abgaben und Lasten ruhen, so werden ja dieselben bey Taxen und Anschlägen vorher abgezogen und der Käufer ist doch so arg nicht gefährdet, als sich Hr. S. vorstellt. Fernet: verführerische schlüpfrige Schriften und Romane — Verdrängung aller Natur durch das fürchterliche Wort Mode, und zuletzt und vor allen Dingen Pharisäismus. „Dieser ist nach dem „Verf. die Kunst, statt Pflicht, Gerechtigkeit und Vertrauen „zu Gott, ein Nichts zu setzen, und demselben ein so ehr„würdiges Ansehen zu geben, daß man dabey die Rolle ei-

„nes

„nes pflichtergebenen, gerechten und frommen Mannes spielen „kann. Es gebe einen politischen, philosophischen, pädagogischen, „juristischen, medicinischen und religiösen Pharisäismus.“ Der V. schränkt sich hier blos auf den letztern ein, von dem er sagt: „er macht dem Publicum allerley Possenwerk vor, bemüht sich „es zu überzeugen, daß dieß das Wesentliche der Religion „sey, erwirbt sich dadurch den Ruhm des Religionseifers „und der Heiligkeit, und verübt unter dieser Maske die „gröbsten Bubenstücke.“

Recensent unterschreibt alles hierüber Gesagte aus eigner inniger Ueberzeugung. Der Rec. wünscht aufrichtig, daß der Verf. an vielen Stellen weniger wortreich und deklamatorisch wäre. Er wünscht indessen diesem Buche recht viele Leser, und durch diese Verminderung des mannichfaltigen darin beschriebenen menschlichen Elendes.

Grünewald oder Geschichte eines starken Geistes in Briefen. Sapientia, obiter libata, abducit a Deo. *Baco.* Leipzig 1785.

Dieser starke Geist hieße besser ein schwacher Kopf; denn mit seiner Wortgeisterey hat es sogar viel nicht zu bedeuten. Der Held des Stücks ist nämlich ein junger Rechtsgelehrter, der die Akademie zu verlassen im Begriff ist, sich mit Lesung des Hume und Voltaire ein Bischen den Kopf verrückt hat, und nun allerley über Nothwendigkeit und Freyheit, Unsterblichkeit, Entstehung der Religion u. s. w. raisonnirt und deraisonnirt. Nebenher wird er ein liederlicher Bursch, der spielt, hurt, und nun wird der Gang der Geschichte ziemlich romanhaft. Er kömmt nach vielen Fatalitäten nach seinem Geburtsorte zurück, verliebt sich dort in eine Florentine, die er aber verläßt, nachdem er Regierungssekretair in der Residenz geworden, und sie dort mit einer Juliana Krumbholz vertauscht hat. Allein er muß bald darauf eben dieser Liebschaft wegen Stadt und Amt verlassen, geht auf Reisen, und findet bey M. . . Florentinens Vater, mit dem er zu ihr zurückkehrt und Verzeihung von ihr erhält, worauf sie dann, wie sich von selbst versteht, die Seinige wird — das Ganze ist mittelmäßig, herzlich seicht aber sind die hinzugefügten Anmerkungen.

Sb.

Biographien der Selbstmörder. Leipzig, in der Schönfeldschen Handlung. 1785. 248 S. in 8.

Ein seltsames Gemisch von Unwahrscheinlichkeiten. Prinzessinnen, Stubenmägde, Lieutenants, Schornsteinfeger, Majors, Schuster und Mönche figuriren hier überaus verträgsam als Märtyrer der Liebe, des Ehrgeizes und der Dürftigkeit. Zur Abwechselung wird dann auch eine fürchterliche Ritter- und Gespenstergeschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert erzählt. Versteht sich alles im empfindsamsten Tone. Der Verfasser, wahrscheinlich ein junger Autor, der mit diesem herzrührenden Probestücke in die Welt tritt, hat alle Anlage, den Haufen des Makulaturs zu vergrößern, und unter lockenden Titeln das Publikum zu hintergehen. Freylich könnten Erzählungen von dem unglücklichen Ende merkwürdiger Selbstmörder und eindringende Untersuchungen über die Veranlassungen zu ihrem traurigen Entschlusse, dem Menschenbeobachter, dem Erzieher und vielen andern sehr nützlich werden.

Yg.

Imberts philosophische Erzählungen. Aus dem Französischen. Zwey Theile. Berlin und Liebau. Bey de la Garde und Friedrich. 1785. 9 und 10 B. kl. 8.

Den Zusatz, philosophische, verdienen diese Erzählungen nicht mehr, als jede andere ihrer Art, welche irgend einen Satz darstellen und die Sitten der Menschen schildern. Inzwischen sind diese Erzählungen munter und witzig geschrieben, enthalten viel Satyre, die in der Hauptstadt Frankreichs vermuthlich noch besser verstanden wird, als bey uns, so wie auch manche feinere Anspielungen auf Sitten und Personen verloren gehen mögen. Von den Unordnungen der Liebe redet der V. zwar ziemlich verdeckt; aber doch zuviel, als daß diese Erzählungen in einer Frauenzimmerbibliothek schicklich Platz finden könnten. In dem ersten Theile sind drey Erzählungen enthalten, in dem zweyten nur eine. Die Uebersetzung ist fließend und vermuthlich richtig. Einige Sprachfehler hätten wohl vermieden werden können.

Qb.

7. Mathematik.

nleitung, kurze und gründliche, zur praktischen Feldmeßkunst, nebst einem Anhang von der Trigonometrie, Gnomonic und Visirkunst, mit 7 Kupfertafeln, entworfen von M. Christoph Friedr. Wurster, Pfarrern zu Wittendorf. Tübingen, bey Heerbrandt. 1786. 8. 15 Bog.

n nische Anweisung in den genannten Wissen-
:en zur eine Feldmesser ohne mathematische Beweise,
er en n und 40 Jahren gegeben. Seine Lehr-
e, einige Brod damit verdienen wollen, kommen
ge in der Woche zu ihm und sind in ein paar Mo-
so weit fertig, daß sie bey ihrem Examine zu Stutt-
, Tübingen und Freyburg mit besonderm Ruhme bestehen
. Doch war in den Heften, die der gemeine Haufen
schreiben mußte, die Stereometrie, mechanische Trigonome-
theilung der Felder durch Parallellinien, als mittlere
ionalzahl betrachtet, Visirkunst und Extraction der
womit nun diese gedruckte Anweisung ver-
n t enthalten. Wenn es anders gebilliget
id Jemanden diese Wissenschaften, die der-
e nur t und gut zu gebrauchen im Stande ist, wel-
it jedes Satzes erweisen kann, auf eine so
e Art zu lehren, so gehört diese Einleitung
rster allerdings unter die brauchbaren und
c. So weit es dieser Plan zuläßt, sind die
und die Aufgaben mit ihren Auflösungen deut-
, so, daß vielleicht selbst diese gute Anordnung
Kopf auf den Beweis führt. Zum gewöhn-
der Fässer sind auch bequeme Tabellen beygefügt.
zern Verzeichnung einer Horizontal- und Verti-
r findet man eine Tabelle.

Qt.

Anfangsgründe der Rechenkunst und Geometrie. Von Michael Friedrich Wild, Lehrer am akademischen Erziehungsinstitut zu Colmar. Bey Decker und zu haben bey Neukirch. 368 Seiten in gr. 8. ohne Zueignung, Vorrede und Register und 9 Kupfertafeln.

Lage und Verfassung des Colmarschen Erziehungsinstituts veranlaßten die Ausarbeitung dieses Lehrbuchs, mit alle dem, was dasselbige in der Anordnung der Sachen und des Vortrags besonders hat. Herrn Pfeffels, dem Kriegsstand sich widmende Zöglinge, gehen öfters von der deutschen mathematischen Klasse zur französischen über, wo natürlich auch ein französischer Meßkünstler erklärt wird. Zwo verschiedene Klassen erhalten, die untere, im ersten halben Jahr, nur in der Rechenkunst und Geometrie, Unterricht. Die zwote gleichfalls, aber auch im darauf folgenden halben Jahre Anfangsgründe der Algebra, Trigonometrie und Mechanik — zudem wird Rechenkunst und Geometrie so gelehrt, daß beyde Tag vor Tag mit einander abwechseln, welches auch beym Vortrag der Algebra, Trigonometrie und Mechanik geschieht. Ein vielleicht ziemlich gutes Mittel, manchem Anfänger, die oft trocken scheinenden Wahrheiten der Rechenkunst angenehm zu machen, wenn er sie immer in der Anwendung sobald fruchtbar findet.

Daher im ganzen Buch vieles nach französischem Zuschnitt, z. B. die Multiplication durch aliquote etc. Theile, weitläuftiger als gewöhnlich. Ein Umstand, den Rec. [illegible] mehr als einen Vorzug ansieht, wenn er schon nicht das [illegible]liche vom ersten Theil der Geometrie urtheilen kann, wo die gewisse metaphysische Art von Beweisen, fast bey allen Franzosen, auf Unkosten der Euklideischen Gründlichkeit, eine deutlichere Uebersicht des Ganzen und des Zusammenhangs aller Theile der Geometrie zu verschaffen scheint. Durch Bezeichnung der Sätze mit * oder ** wurde das Buch für die untere, obere, ja noch eine höhere Klasse gleich brauchbar.

Dem täglich abwechselnden arithmetischen und geometrischen Vortrag, verdanken manche Sätze, z. B. von Verhältnissen und Proportionen eine frühere Abhandlung in der Re-

[illegible]

chenkunst. Wiederholung und Selbstübung seinen Schülern zu erleichtern, trug der Verfasser manches anders vor, als er gethan haben würde, wenn sein Endzweck blos gewesen wäre, dem Lehrer einen Leitfaden zu geben.

Oft genug geht der Verf. den analytischen ungleich mehr als den synthetischen Weg, meistens glücklich und seiner Absicht gemäs, die Mathematik als eine praktische Vernunftlehre zu nützen, zweckmäßig.

Der deutsche Vortrag ist gut, fast durchgängig rein von Provinzialausdrücken, man müßte denn Schuh statt Fuß, Erdäpfel statt Patatoes, und Sester, ein blos in denen zwischen Basel und Strasburg liegenden Gegenden übliches Fruchtmaas, als seltene Ausnahmen ansehen. Auch dem Verleger machen Schönheit des Papiers, Format und Lettern Ehre. Aber eben deswegen, weil diese Anfangsgründe wirklich im Ganzen gut geschrieben sind, so wollen wir unsern Lesern, nicht nur eine kurze Uebersicht des Buchs, sondern auch über einzelne Theile unsre Gedanken mit voller Freymüthigkeit vorlegen.

Eine kurze Einleitung macht den Anfänger mit den Begriffen der Größe überhaupt (der aber nicht auf alle Arten von Größen, nicht auf das Unendliche im strengen Verstand paßt) bekannt, und leitet daraus den Begriff der Mathematik und ihrer Theile her, so wie es Montucla, in Absicht auf den angewandten Theil derselbigen, in seiner Histoire des Mathématiques gethan hat, wo er alles, unter die statischen, optischen, astronomischen und architektonischen Wissenschaften bringt — giebt den Gang der mathematischen Lehrart und ihre Eintheilung in die analytische und synthetische an, wobey sehr richtig bemerkt wird, daß beyde am vortheilhaftesten mit einander verbunden werden, im mündlichen Vortrag aber, die analytische größtentheils vorzuziehen seye, wenn anders Schärfung des Verstands und der Beurtheilungskraft, für Studierende hauptsächlich, ein Zweck dieses Studiums seyn soll. Nicht ganz passend ist wohl der Ausdruck, bey Erklärung der Gnomonik S. 5. „sie handelt von der Eintheilung der Tage in Stunden vermittelst des Schattens der „Sonne oder eines andern Weltkörpers," und S. 6. §. 11. möchte das zuweilen überflüßig seyn, da der Mathematiker Alles, folglich auch aller Aufgaben Auflösung beweisen soll.

Der Verf. spricht in seiner Rechenkunst von den Zahlen überhaupt und dem Numeriren, leitet daraus die Hauptveränderungen und Vergleichungen der Zahlen, aus diesem die vier Rechnungsarten in ganzen Zahlen her, und spricht dann erst, von einigen besondern Eigenschaften der Größen überhaupt und der Zahlen insonderheit. Hierauf läßt Er, die Lehre von den Brüchen überhaupt, den vier Rechnungsarten, mit diesen und vermischten Zahlen, das Nöthige von den zehntheilichen Brüchen, die vier Rechnungsarten mit genannten Zahlen und Buchstaben und etwas weniges von den Potenzen folgen. Nach diesem wird das Wurzelausziehen oder nach seinem Ausdruck, die künstlichere Division, arithmetische und geometrische Verhältnisse und Proportionen vorgetragen, von diesen Anwendung auf die Regel de Tri gemacht, sehr kurz von den Progressionen gesprochen, und endlich die ganze Rechenkunst mit einer kurzen Geschichte dieser Wissenschaft geschlossen. Gut sagt Er z. B. daß man den Zahlen außer ihrem natürlichen Werth noch einen künstlichen in Absicht auf ihre Stellen beylege, doch möchten wir den letztern lieber willkührlichen Werth nennen. Sonderbar ist der §. 14. gegebene Begriff der Division. „Eine gegebene Zahl in lauter gleiche „Theile theilen, und die Größe eines solchen Theils suchen,“ und §. 19. steht, die bekannte Eigenschaft der Verhältnisse, daß sie durch Addition und Subtraktion gleicher Größen, so wie die geometrischen durch Multipliciren und Dividiren mit gleichen Größen, als Verhältnisse, die nehmlichen bleiben, als unerwiesen, hier offenbar am unrechten Ort. In der §. 32. gegebenen Erklärung der Addition möcht' ich, den Beysatz: gleichartigen Zahlen nicht gern missen. Die Addition selbst ist §. 33. ohne Beweis vorgetragen und jedem Lehrer, der nicht gern die Gesetze der Lehrart beleidigen will, dürft' es schwer fallen, schon §. 34. die neuere Probe mündlich zu erklären und zu beweisen, welches §. 47. durch der Anmerk. a) selbst zugegeben wird.

Nicht gerne sehen wir §. 39 — 50. das Weglassen eines scharfen Beweises, denn das Einmischen desselbigen in die Auflösung, möchte vielleicht manchem ersten Anfänger die Regeln erschweren, und §. 51. konnte die Prüfung der Multiplication, sehr leicht, durch Umkehren der Faktoren, mit Verweisung auf §. 42. geschehen. §. 52 bis 60 setzt die Gründe des Dividirens gut, vorzüglich aber §. 59. die Entstehung der

Brü-

Brüche sehr faßlich auseinander. Warum wurde nicht aus diesen schönen Entwickelungen §. 61. der auch hier weggelassene eigentliche Beweis der Division gebildet? — Die §. 74 —92. liefern durch die Betrachtung der aliquoten und aliquanten Theile, vorzüglich aber §. 82. durch den Beweis für die Erfindung einfacher gemeinschaftlicher Divisoren, eine sehr gute ungemein faßliche Vorbereitung, für die Lehre von gebrochenen Zahlen, welche von §. 92—144. schön und vorzüglich deutlich vorgetragen wird. Hier zeichnen sich §. 102. durch den äusserst einfachen Beweis für die Veränderung des Ausdrucks der Brüche; §. 105. durch deutliche Vorstellung der kürzern Methode Brüche zu gleicher Benennung zu bringen §. 119. durch gute Abkürzung der Multiplication vermischter Zahlen und §. 128 und 129. durch die leicht erwiesene Allgemeinheit der vom Multipliciren und Dividiren gegebenen Begriffe aus, wenn schon §. 92. unrichtig behauptet wird, daß die gewöhnliche Vorstellungsart von Entstehung der Brüche, nur bey eigentlichen Brüchen anwendbar seye — gesetzt auch, daß man manche der gegebenen Beweise, wie z. B. den vom Multipliciren und Dividiren der gebrochenen Zahlen in andern und diese namentlich in La Chapelle findet: Hat doch nicht jeder Anfänger alle Werke beysammen, viel weniger den Geist, das Nützlichste daraus heraus zu heben. In den zehntheiligen Brüchen ist nichts besonderes, doch die rühmliche Deutlichkeit, wie in seinen Vorgängern, mit dem Vorzug der Kürze vereinigt, nur wünschten wir der Aufgabe: „gemeine Brüche in Zehntheilige zu verwickeln" lieber eine Stelle nach den Progressionen. Bey den sonst gut behandelten 4 Rechnungsarten in genannten Zahlen ist die zweyte Auflösung §. 153, offenbar überflüßig, hingegen die Multiplication durch aliquote und aliquante Theile von §. 154—163. so faßlich, als vielleicht irgend entwickelt. Der Abschnitt von der Buchstabenrechnung fällt äusserst kurz aus, giebt blos die allerunentbehrlichsten Gründe für die Quadrat- und Cubikzahlen; denn auch diese können, ohne den Begriff von positiven und negativen Größen, nicht einmal mittelmäßig vollständig erklärt werden, und hier ist die Multiplication mit verschiedenen Zeichen ganz weggelassen, so wie auch der folgende Abschnitt von den Potenzen sehr wenig spricht.

Das Wurzelausziehen, ist, im Ganzen genommen, gut und deutlich vorgetragen. Wär' es aber nicht noch besser,

wenn die von den Quadraten und Cubis gegebenen Erklärungen auch auf die unvollkommenen Wurzeln und Potenzen passten? Und muß man dann nur die Theile einer Potenz, nicht auch die Ordnungen genau kennen, in welchen diese Theile angetroffen werden, sobald von Zahlen die Rede ist. Ein Umstand, der im §. 180. nicht berührt, im §. 185. und 205. in Absicht auf a^2 und b^2 bey den Quadraten und Cubis ausgeführt, aber in Rücksicht auf 2ab ingleichen $3a^2b$ und $3ab^2$ ganz ausgelassen ist. Gut und deutlich sind hingegen die Regeln zu Bestimmung der Größe des zweyten Theils der Wurzeln, ingleichen der Irrationalzahlen angegeben. Bey den arithmetischen Verhältnissen und Proportionen ist der hier eingerückte Lehrsatz: daß in der stätigen arithm. Proport. die Summe der äußern Glieder doppelt so groß als eines des innern und das mittlere die halbe Summe der äußern seye, so wie die übrigen, deutlich vorgestellt. Bey den geometrischen hingegen ist der Beweis für den umgekehrten bekannten Hauptsatz: das Produkt der äußern Glieder gleicht dem Prod. der mittlern — nicht deutlich genug für Anfänger und La Chapelle hat ihn mit ungleich größerer Leichtigkeit vorgetragen. §. 246 und 248 aber legt mit vorzüglich deutlicher Kürze den Grund zur Regel de Quinque und der Reesischen Regel.

In der hierauf folgenden Anwendung dieser Lehren auf die Regel de Tri und alle gewöhnlich unter dieser Aufschrift vorkommende Rechnungsarten, ist das gewöhnliche gesagt, die mancherley mögliche Arten des Ansetzens gut entwickelt, die Reesische Regel nach ihrem Gebrauch, aber auch ihr Mißbrauch richtig gezeigt, und eben so die Entbehrlichkeit der Regel Falsi ins gehörige Licht gesetzt. Die Regeln des Ansetzens der einfachen Regel de Tri finden wir §. 257. minder deutlich als die in Malers Arithmetik neuster Ausgabe vom Jahr 1777 vorgetragene, und die Beweise für die Gesellschaftsrechnung und Regel de Quinque, minder scharf, als man wünschen konnte. Ein Mangel, der auch bey der Vermischungsrechnung sichtbar ist, so deutlich übrigens die Vorschriften zur letztern entworfen sind. Häufige Beyspiele erläutern diesen ganzen Abschnitt, und sind zuverläßig nicht so überflüßig wie das, was §. 269 von der Regel Coeci gesagt und am Ende selbst für einen passendern Gegenstand der Algebra erklärt wird.

Ueber

Ueber die arithmetische und geometrische Progressionen geht der Verf. kurz weg und giebt, außer den ersten Begriffen, nur die beyden Hauptformeln fürs letzte Glied und die Summe, wovon die letzte, wenn man das letzte Glied w genannt hätte, merklich kürzlich und deutlicher ausgefallen wäre; ja bey der geometrischen fehlen sogar die Vorschriften die Summe zu finden, welches freylich, nach dem in diesem Werk vorangegangenen der Buchstaben Rechnung, bey gänzlichem Stillschweigen von den Gleichungen und ihrer Behandlung, hier nicht anders seyn konnte.

Nach einer kurzen allgemeinen Betrachtung über die Geometrie folgen vier Hauptabschnitte; von den Linien und Winkeln, den Flächen und Figuren, den Körpern, und Anwendung der geometrischen Lehren auf Gegenstände des gemeinen Lebens. Das Ganze ist eine sonderbare, oft nicht mißlungene Mischung der allgemeinern französischen und der ernstern gründlichen deutschen Methode. Durchgängig sieht man den Mann, der Karstens bündigen Vortrag gefaßt hat, und ihn nur den Umständen aufopfert, der seinem Vorgänger auch in erläuternden Beyspielen z. E. §. 3. getreu bleibt. Möchte nur der ganze erste Hauptabschnitt, nicht so sehr nach Frankreichs Lieblingsmethode behandelt seyn, die der Begierde alles leicht darzustellen, so oft die eigentliche geometrische Schärfe hintansetzt. Es ist wahr, jede Ausdehnung läßt sich ohne Schwierigkeit einzeln denken, §. 8. aber gewiß nicht eben so leicht von einander abgesondert gründlich untersuchen — und soviel auch der durch keine ausübenden Aufgaben unterbrochene zusammenhängende Vortrag der Theorie vor sich hat, so angenehm z. B. Belidors Cours des Mathematiques alle praktische Arbeiten in einen besondern Abschnitt bringt, so möchte doch der erste Anfänger, der gerne frühe die Früchte seiner oft geringen Anstrengung ärndten möchte, gerade durch Einmischung solcher Anwendungen oft am besten in guter Aufmerksamkeit erhalten werden. Doch hierüber hat sich der Verf. schon selbst erklärt. (Vorrede 5te Seite) Der Begriff der geraden Linie §. 9. und 10. setzt den Begriff von Gegend voraus, und da denken sich wohl die wenigsten Anfänger nur ein Punkt bey diesem Worte und denkt man sich dieses nicht dabey, so möchte der Begriff eben nicht ganz richtig ausfallen. Warum nicht lieber: wenn sich das Punkt beständig nach seiner ersten Richtung bewegt. Eben so wenig

wird jemand zugeben, daß §. 13. der Beweis des Satzes: eine krumme oder gebrochene Linie, welche mit einer geraden von den nehmlichen Endpunkten begränzt wird, ist grösser als die gerade — gehörig binde. Warum wurde von der Kreislinie lieber die Worterklärung gewählt, und die so fruchtbare Sacherklärung weggelassen — warum wurde der so leichte Grundsatz vom wechselseitigen Decken der Figuren erst §. 48. gesetzt, da ihn der Verf. schon §. 23. nöthig hat? Da sich der Beweis: daß jeder Durchmesser die größte Sehne sey, auf den nicht scharf erwiesenen §. 13. stützt, so überzeugt auch dies so wenig, als das, was §. 27. von dem Secanten und Tangenten gesagt wird. Die Gleichheit der Bogen, unter Voraussetzung gleicher Sehnen ꝛc. folgt nicht so einfach aus dem Grundsatze der Congruenz, daß der Beweis der richtigen Folge, wie hier geschahe, konnte weggelassen werden. Alles, was vom §. 55 — 63 von den senkrechten Linien, §. 67. von Theilung der Bogen in zwey gleiche Theile, §. 71 und 72. von der Größe senkrecht oder schief aus einem Punkt auf eine gerade Linie gezogener Linien gesagt und §. 73. vom Kürzest seyn auf die senkrechte Lage geschlossen wird; ist so gut als der Satz von der senkrechten Lage des Halbmessers auf die Tangente im Berührungspunkt und der bald darauf folgende §. 77. auf dem in Frankreich vorzüglich gebahnten Wege bewiesen, den Euklid keinem König anpreisen wollte. Eben so stützt sich der Beweis der Aufgabe; durch 3 gegebene Punkte ꝛc. eine Kreislinie zu ziehen §. 82. auf den §. 63. und schließt ungleich mehr daraus als dort steht — denn da findet man kein Wort davon, daß zwo senkrechte Linien, welche nicht auf der nehmlichen geraden Linie stehen, unter denen hier bemerkten Umständen sich schneiden müssen. Wie leicht wär es gewesen, den ganzen Beweis, aus §. 78. mit gehöriger Schärfe zu führen!

In der Lehre vom Parallelismus der Linien sind die Begriffe von den innern Winkeln im engern Verstande so wohl als von den Wechselwinkeln unbestimmt, blos durch die Buchstaben, ohne unterscheidende Kennzeichen angegeben, und eben so, im Hauptlehrsatz III. die Größe der innern Winkel, ohne den nöthigen Beysatz: im engern Verstande — auf 180° gesetzt. Freylich weiß jeder Sachverständige, wie viel dazu gehört, diese Lehre untadelhaft zu beweisen, begreift, daß dies dem Verf., in diesem Werk, nach seiner Lage und

den

den hier vorausgeschickten Gründen nicht möglich war. Uebrigens hat Karsten seinen Versuch indessen noch sehr vervollkommnet und vereinfacht, wie Rec. selbst das Vergnügen hatte von ihm zu sehen und zu hören.

Ueber die Lage der Sehnen im Kreis findet man das Nöthigste, aber auch hier wird der schöne, fruchtbare, so leicht aus der Gleichheit der Dreyecke erweisbare Satz: gleiche Sehnen sind gleichweit vom Mittelpunkt entfernt ꝛc. durch die hier frühzeitig erhaltene Stelle, unnöthig schwer.

Beym Ausmessen der **Linien und Winkel** möchten wir nicht mit dem Verf. die Zahl, welche das Maas dieser Größen anzeigt, den **Inhalt** derselbigen nennen, da dieser Ausdruck bekanntlich für Flächen und Körper bestimmt ist. Eben so wenig ists allgemein wahr, daß die Eintheilung des Kreises in 360° die bequemste seye. Zehntheilige Eintheilung würde gewiß beträchtliche Vorzüge haben. Hingegen ist der Beweis des Satzes: die Winkel verhalten sich wie ihre zugehörige Bögen §. 109. wie auch die Lehre vom Centri- und Peripherie Winkel §. 118. ungemein niedlich vorgetragen.

Im zweyten Hauptabschnitte von den Flächen und Figuren erhält diese Geometrie einen ungleich vorzüglichern Werth. Die Construction der Dreyecke ist gut und kurz angegeben — die Bemerkung: daß aus der Gleichheit der Winkel noch nicht die Gleichheit der Dreyecke folge, sehr leicht und gut erwiesen — der bekannte arithmetische Satz: die größere Größe ist $= \frac{s}{2} + \frac{d}{2}$ und die kleinere $= \frac{s}{2} - \frac{d}{2}$ artig aus geometrischen Gründen hergeleitet — die Zeichnung ungleichseitiger Dreyecke aus Seiten und Winkeln, so wie die Gleichheit der Dreyecke §. 157. mit vieler Bestimmtheit — die Einschreibung der Kreise in Dreyecke analytisch, niedlich und dann synthetisch so vorgetragen, daß es jedem Anfänger das deutlichste Beyspiel, den wichtigsten Unterschied dieser beyden Methoden einzusehen, liefert — auch eine artige Anwendung vom Verhältniß des in um den Kreis beschriebenen gleichseitigen Dreyecks gemacht.

In der guten und deutlichen Abhandlung von den Vierecken und ihrer Gleichheit, zeichnet sich die Umkehrung des Pythagoräischen Lehrsatzes vor andern aus.

Bey den Vielecken und dem Kreis, wirft der Verfasser bisweilen gute, die Aufmerksamkeit erhebende Fragen, statt

der Sätze z. B. §. 192. auf. Doch hätt' Er, §. 193. schärfer beweisen sollen, daß der Centriwinkel gefunden werde, wenn man den halben Polygonwinkel an die beyden Endpunkte der Seite eines regulären Vielecks setzt — so wie §. 199. die Aufgabe: aus der angegebenen Sehne eines Bogens und dem Halbmesser, die Sehne des halben Bogens zu finden, um so weniger hätte wegbleiben sollen, da sie den besten Grund zu Beschreibung sehr großer Kreise an die Hand giebt.

In der Zusammensetzung der Figuren bereitet der Verf. seine jungen Leser sehr artig auf Kenntnisse mancher Handwerker, Naturgeschichte und vorzüglich auf den unmittelbar folgenden Abschnitt vom Ausmessen der Figuren; wo die Ursachen, warum man das Quadrat zum Maasstab wählte, faßlich gemacht, und artige Beweise für die Berechnung der Paralleltrapeze gegeben werden. Ungerne vermißten wir hier die Berechnung des Dreyecks aus seinen drey Seiten, die sich, ohne sonderliche Weitschweifigkeit hätte geben lassen, da schon §. 150 der Grund durch Einschreibung der Dreyecke in Kreise hiezu gelegt wurde, und nun der Uebergang leicht gewesen wäre, wie Euler in Nov. Comment. Petropol. T. I. p. 49. sq. zeigte.

Von der Kreismessung findet man, wie begreiflich, nur das Gewöhnliche, aber gleichwohl mit vieler Deutlichkeit und Kürze, die Möglichkeit aus d die p zu erfinden, gezeigt. Im §. 247. soll in der zur Quadratur des Hippokratischen Monds gehörigen 85sten Figur der IVten Kupfertafel der größte Diameter AG statt AF heißen.

Was der Verfasser von den Proportionallinien sagt, ist sehr gut vorgetragen, und legt einen äußerst faßlichen Grund zu der wichtigen Lehre von der Aehnlichkeit der Dreyecke, wird artig aufs Verhältniß der, von ein und ebendemselben außer dem Kreis liegenden Punct, gezogenen Tangenten und Secanten angewendet, vorzüglich aber der Satz: daß unter eben bemerkten Umständen die Tangente, mittlere geometrische Proportionale, zwischen der ganzen Secante und dem von ihr außer dem Kreis liegenden Stücke seye, niedlich erwiesen, auch von diesen Gründen der beste Gebrauch beym rechtwinklichten, durch eine, aus dem rechten Winkel auf die Hypotenuse (denn wir mochtens nicht Hypothenuse schreiben) gezogene senkrechte Linie in zwey andere rechtwinklichte Dreyecke zerlegten Dreyeck und die Erfindung der mittlern geometrischen Proportionale gemacht.

Nicht

Nicht minder hat die Behandlung ähnlicher ausgedehnter Größen und der Figuren insbesondere, durch deutliche, scharfe Beweise seine Vorzüge. Nur den §. 274. möchten wir einigermaßen ausnehmen, denn reguläre Vierecke von gleichviel Seiten, sind zuverläßig ähnlich, wenn sie auch nicht in Kreise beschrieben sind. Dieser Beysatz möchte daher überflüßig seyn, und der daraus gezogene Schluß: „also sind „Kreise selbst ähnlich" nicht so ganz die Eigenschaften eines ächten Zusatzes haben, der keines fernern Beweises bedürfe rc. Sonst fanden wir den eben nicht gewöhnlichen Satz: zwey Dreyecke sind ähnlich, insofern ihre (wenns nöthig ist, verlängerte Seiten) senkrecht auf einander stehen, hier mit Vergnügen im §. 279. der unten bey Erfindung der Kugelfläche so schön genützt wird — fanden die gewöhnlichen Sätze von der Aehnlichkeit der Dreyecke gut und scharf bewiesen — den Beweis des Pythagoräischen Lehrsatzes aus der Aehnlichkeit der Dreyecke sehr deutlich vorgestellt, und diesen Satz selbst recht artig allgemein gemacht, um bey Verwandlung der Figuren zu dienen, welche freylich bey unsrer ungleich vollkommenen Rechenkunst in der Elementargeometrie nicht mehr so großen Vortheil fürs Ausübende giebt, wie bey den Alten; aber doch dem Verstand mehr Ueberzeugung, selbst fürs Ausrechnen der Flächen verschafft, als die gewöhnlichen Methoden.

Unter der sonderbaren Aufschrift: die vier Rechnungsarten mit Linien und Figuren, lehrt der Verf. das Zusammensetzen, Abschneiden, Vermehren und Theilen der Linien und Flächen, die Verfertigung des verjüngten Maasstabs rc. verweiset, bey manchen Aufgaben, statt der Auflösung, nur auf die Quellen in seinem Buch z. B. §. 326. Eine Abkürzung, die er vielleicht öfters mit Vortheil ohne Nachtheil der Deutlichkeit hätte nützen können, wenn Er sich, wie manche andere, auf ein gutes, wohlfeiles, praktisches Buch berufen hätte. In der, sonst mit vieler Deutlichkeit erklärten Lehre von der Lage der Linien gegen eine Ebene und der Ebenen gegen einander, wünschten wir, „dem Begriff des Neigungs„winkels einer Linie gegen eine Ebene," etwas mehr Klarheit, so wie sie wirklich Häßeler Anfangsgründe 2ter Theil S. 293. hat. Hingegen ist der Satz, „von denen durch parallellaufende Ebenen durchschnittenen Linien, sehr vortheilhaft, zur Vorbereitung, auf die Stereometrie, auf den Satz: von den paral-

parallel mit der Grundfläche durchschnittenen zugespitzten Körpern, angewandt. Minder umständlich und dennoch deutlicher konnte der Begriff von den körperlichen Winkeln seyn, so wie wir auch, im Abschnitt, der von den Körpern überhaupt handelt, der Erklärung **gleichdicker Körper**, mehr Bestimmtheit geben, sagen würden: in ihnen sey jede Parallel mit der Grundfläche laufende Durchschnittsfläche, der Grundfläche gleich. Eben so wenig würden wir bey Erklärung der Entstehung gleichdicker und zugespitzter Körper, den Begriff und Gebrauch, der **Richtungslinien und Richtungswinkel**, vergessen haben. Aus diesem Mangel kann sehr leicht in der §. 371. angegebenen Entstehung der Pyramide ein Mißverstand entspringen. Nicht nur an irgend einer festen geraden Linie muß sich die **erzeugende Fläche**, mit sich selbst parallel, bewegen, sondern auch der Richtungswinkel bestimmt werden, damit man weiß, ob eine senkrecht oder schiefe Pyramide entstehen werde. Ueberdieß müßte man sich, nach des Verfassers Voraussetzung, daß die erzeugende Fläche immer kleiner wird, jede Pyramide auf der Spitze, keine auf der Grundfläche stehend, vorstellen. Nicht jeder, sondern nur ein senkrechter Cylinder entsteht, §. 380. aus der Bewegung eines rechtwinklichten Parallelogramms um seine Seite. Wir würden, zum Ueberzug der geometrischen Körper eben nicht gerade **gefärbtes Papier** nehmen, und das weiße vorziehen, um manche Linien, an den Körpern, darauf zu ziehen und die Data zu ihrer Berechnung bequem aufschreiben zu können. Das von Verfertigung der Körper gesagte ist überhaupt, selbst bey der gemachten Einschränkung, nicht von schiefen und irregulären Körpern zu sprechen, sehr mangelhaft. Warum z. B. kein Beweis für die Zeichnung der Netze zum Dodekaeder und Ikosaeder? Im Abschnitt von den Durchschnittsflächen an Körpern, möchte wohl Ellypse statt Ellipse, so wie S. 363 Hyppokrates statt Hippokrates ein Druckfehler seyn, und im Ganzen, die Anmerkung §. 388, da hier doch nichts, von der Natur und Eigenschaften dieser krummen Linien gesagt werden kann, am unrechten Orte stehen; so wie wir auch nicht begreifen können, warum die isolirten Begriffe von den sphärischen Winkeln, Dreyecken rc. 391 — 393. gerade hier eingerückt wurden.

In der Betrachtung der Oberflächen der Körper und ihrem Verhältnisse zu einander hat der gute, deutliche, münd-

lich

lich kürzer gemachte Beweis, der sonst schweren Aufgabe: den Inhalt der Kugelfläche zu finden, unsern vollen Beyfall.

Hingegen ist beynahe der ganze Abschnitt, von Vergleichung einiger Körper mit einander, in seinen Beweisen zu metaphysisch, zu sehr von der geometrischen Genauigkeit entfernt — dafür aber der folgende von der Ausmessung der Körper, zwar im Ganzen, nach dem gewöhnlichen Gang, doch so vorgetragen, daß z. B. §. 430. eine artige Methode, den Inhalt des senkrechten Kegels, aus seiner Seite und der vom Mittelpunkt seiner Grundfläche auf die erstere gezogenen senkrechten Linie zu finden, vorkömmt; welche §. 431 — 433 gut, zu einer leichtern Berechnung des Doppelkegels, und des Unterschieds zwischen diesem und einem senkrechten, wie auch des Unterschieds zweyer in einander steckenden Doppelkegel, genützt wird.

Angenehm war es uns, da wir §. 440. sahen, daß der Verf. hier selbst stillschweigend zurücknimmt, was Er §. 379. behauptet hatte: „daß man sich die Kugelfläche nicht, als in „unendliche viel, unendlich kleine gleiche, ebene Flächen ge„theilt, vorstellen könne.“ Und daß dies geschehe, beweisen hier seine eigenen Worte, im I Beweis dieses §. „Stellet euch „die Kugelfläche in unendlich viel, unendlich kleine, gleiche „Flächen getheilt vor, so können diese Flächen, einzeln betrach„tet, als eben angenommen werden.“ Man nimmt sie ja unendlich klein an, und niemand behauptet, daß sie mehr als fünf Seiten haben sollen. Noch schöner aber ist der IIte Theil dieses Beweises, wo die nehmliche Formel für den cubischen Inhalt der Kugel $\frac{pd^2}{6}$ aus der §. 431. bewiesenen Berechnung des Doppelkegels hergeleitet wird.

Von der Aehnlichkeit der Körper ist in einer angenehmen und gleichwohl deutlichen Kürze, das Nöthige gesagt, vorzüglich aber §. 455. der Satz: ähnliche Körper, verhalten sich, wie die Cubikzahlen ähnlicher an, oder in ihnen gezogener Linien, nach einem ähnlichen Gange, wie in der Planimetrie das Verhältniß ähnlicher Flächen, niedlich bewiesen.

Geometrische Auflösungen der Verwandlung der Körper kann man dem Endzweck dieses Buchs gemäs, unmöglich fordern, daher sind auch die meisten, so wie im folgenden Abschnitt die 4 Rechnungsarten mit Körpern, blos arithmetisch vorgetragen. Im §. 469. aber muß in der vorletzten Zeile

dessel-

desselbigen der Druckfehler bemerkt werden, der den Verstand aufhübe; Produkte oder Differenz, muß augenscheinlich heißen: Produkte oder Quotient.

Der IVte Abschnitt wendet die bisher vorgetragene Theorie aufs gemeine Leben an, und spricht zuerst vom Feldmessen, wobey die gewöhnlichen Aufgaben, meistens, wie gewöhnlich, aufgelößt werden. Der §. 474. gegebene Begriff vom Aufnehmen oder Grundlegen ist aber nicht passend. Die kleine Figur muß der großen nicht nur ganz ähnlich, sondern auch verjüngt gleich seyn, sonst erhält man bloße Situationsplane. Ferner möchte §. 482. eine Linie durch einen Wald ꝛc. zu ziehen, doch sicherer nach der von Malern vorgeschlagenen Art aufgelößt werden, als wenn man alles in Grund legen wollte, vorausgesetzt, daß man in beyden Fällen gleiche Sorgfalt anwendet. So fehlt auch §. 486. die bequeme, ebenfalls von Malern schon gelehrte Art, große Kreise im Felde zu beschreiben. Und § 504. Iste Auflösung, möchte das: „oder theilet das Feld in lauter Trapeze (nehmlich um es auszurechnen) nicht aller Orten möglich seyn. Beym Ausmessen einiger Körper finden wir gar nichts, wohl aber, in der sehr kurzen Anwendung auf die Visirstäbe, dies zu erinnern: daß §. 515. der cylindrische Kreuzvisirstab durch die gegebene Erklärung bestimmter hätte unterschieden werden sollen, da gewiß nicht jeder Visirstab für cylindrische Körper deswegen ein Kreuzvisirstab ist, wie der Verfasser selbst §. 512. durch eine nähere Beschreibung des letztern eingesteht.

Sollt es übrigens wohl Ernst seyn, daß ovale Fässer so gar selten vorkommen? In der Gegend um Basel herum findet man sie häufig, wenn schon hier der Ort nicht war, ihre Berechnung zu erklären. Und da der Unterschied der scheinbaren und wahren Horizontale, auf eine halbe Meile schon 6 Fuß 1 Zoll 3 $\frac{81}{125}$ Linien, rheinische beträgt, so möcht' es doch nicht so ganz unbeträchtlich seyn, wie der Anfänger aus §. 526. zu schließen verleitet werden konnte. Doch diese und dergleichen kleine Unrichtigkeiten wird der Verf. und jeder Lehrer beym mündlichen Vortrag gewiß verbessern, und so kann man diese Anfangsgründe immer als ein sehr brauchbares neues Lehrbuch empfehlen, welches durch den, wie wir wünschen, bald

) erscheinenden zweyten Theil erst seine Vollständigkeit er-
alten wird.

Br.

[illegible]träge zur Meßkunst auf der Oberfläche der Erde, wenn man sie als eine Ellipsoide betrachtet, von C. Scherffer. Wien, 1783. 5 Bog. gr. 8. 2 Kupf. bey Trattner.

[illegible] seinen Beyträgen zur Mathematik eine Me-
[illegible] en, auf der Oberfläche einer bey dem Pole zu-
ruckten [illegible]liptoide Perpendicularhöhen und Längen
in [illegible] Fehler eingeschlichen ist. Diesen ver-
[illegible] zu [illegible] in gegenwärtiger Abhandlung. Da ich
[illegible] g, auf welche er sich in dieser bezieht, nicht zur
[illegible] so ist es mir nicht möglich, diese zu verstehen,
[illegible] den geduldigsten Leser ermüden möchte. Man
[illegible]stand einer Aufgabe deutlich erklären, die Me-
[illegible] aufl[ö]sung, besonders in schwerern Fällen, zur Vor-
[illegible]itung überhaupt entwerfen, alle Größen, welche man
[illegible] hat, vorher durch besondere Aufgaben oder Lehrsätze ent-
[illegible], auch die Vorschrift der Auflösung deutlich beyfügen,
[illegible]n nicht gezwungen sey, bey dem Gebrauche alles
[illegible]er durchzulesen. Darum müssen auch die Lehrsätze deut-
[illegible] esagt werden. Der Verf. hat sich um alles dieses
[illegible] Wer es versuchen will, mag sehen, wie er
[illegible] herausfinde. Zur Entwerfung der Land-
[illegible] Untersuchung unbrauchbar, weil die Abwei-
[illegible] der Erde von der Kugelgestalt zu unmerklich bey der
[illegible] im größten Format bleibt. Auch müßte man
[illegible] ue, welche die Kugelgestalt bey der Entwerfung
[illegible] Theils der Erdfläche anbietet, nicht wegwerfen,
[illegible] weitläuftigen Rechnungen ermüden, sondern lieber
[illegible] Kugelgestalt bestimmten Punkte der Projection
[illegible] Differentialformeln berichtigen. Die Frage von der
[illegible] zweyer Oerter auf einem Sphäroid, berührt der
[illegible] Sie muß sehr schwer seyn, weil schon die Recti-
[illegible] elliptischen Bogens nicht leicht ist. Wäre es ja
[illegible]le von Wichtigkeit, die Entfernung möglichst ge-
[illegible]n, so hätte man den Abstand jedes der beyden

Ge-

Oerter von dem Mittelpunkte des Sphäroids und den Winkel dieser Radiorum mit der Axe zu berechnen, welches durch ganz einfache Formeln sich bewerkstelligen läßt. Aus diesen Winkeln und dem Winkel der Meridiane der Oerter berechnete man nach einer Formel der sphärischen Trigonometrie den Winkel der Radiorum selbst, und ferner die Größe der Kreisbogen zu diesem Winkel mit jedem der beyden Radiorum. Das Mittel zwischen beyden Kreisbogen kann von der wirklichen Entfernung nicht merklich abweichen. Man sehe inzwischen eine Abhandlung von Euler, Elémens de la Trigonométrie sphéroidique tirés de la Methode des plus grands et plus petits, in den Mem. de l'Acad. roy. de Prusse, année 1753, wo durch eine feine Analysis die Länge des kürzesten Weges zwischen zwey Punkten auf der Oberfläche des Sphäroids bestimmt wird. Die Rechnung, welche nur eine Näherung ist, hat dennoch ihre Schwierigkeit, gerade in dem Falle, da der Winkel der Meridiane eine der gegebenen Größen ist, so daß am Ende doch die obige Methode die kürzeste und sicherste seyn möchte. In der Astronomie, bey parallaktischen Rechnungen, hätte man gleichfalls den Winkel der Radiorum durch zwey Oerter, und die Lage der Ebene dieses Winkels gegen die Meridiane der Oerter und aus diesen gegen den Aequator oder auch gegen die Ekliptik zu bestimmen.

Der gegenwärtigen Schrift ist ein Anhang beygefügt, die Quadratur der Oberfläche einer Ellipsoide auf Logarithmen und Sinus reducirt, ungemein weitschweifig auf 11 Seiten, da sich die Sache für jede Art von Sphäroid das ablange oder gedruckte auf einer Seite abthun läßt, die nöthigen Integrationsformeln vorausgesetzt.

K.

---

8. Weltweisheit.

Materie und Geist, oder Betrachtungen über die Beweise der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, von Otto Bernhard von Borcke, Churfürstl. Sächsisch. Geheimen Kriegsrath. Dresden, 1785. gedruckt in der Churfüstlichen Hofbuchdruckerey. 8. 104. Seiten.

er Herausgeber dieses Aufsatzes, Carl Heinrich Richter, in einem Vorberichte von dem Verfasser desselben folgen- r „Die gelehrten Freunde desselben rühmten sei- e und Wissenschaften, und alle, die ihn kannten, prie- gutes Herz und edle Gesinnungen. Er dachte und ite, wie ein christlicher Socrates, aß und trank, wie Cornaro, und seine beständige Thätigkeit und sein terer und froher Geist verließen ihn erst bey seinem im Jenner 1785, in einem Alter von beynahe 86 . Am Morgen des Tages, an dessen Abend er ver- gab er mit philosophischer Gelassenhenheit zu erkennen, e, daß seine Laufbahn zu Ende gehe. Mit einer nswürdigen Ruhe und Gegenwart des Geistes be- er nunmehr alles, was für ihn noch zu berichtigen prach eine Menge Personen, ließ deren einige so gar zu n, und dann wenige Stunden vor seinem Ende, un- n Augen beynahe seine sämmtlichen guten, theils aren Papiere verbrennen. Die Handschrift des gegen- Aufsatzes war fast das Einzige, so Er hievon zurück- ielt, und die er mir zum Geschenk und Andenken überreichte, den Wunsch äußerte, daß ich sie durch den Druck ma n möchte. Diese kurze Ausarbeitung, wozu er n vor vierzig Jahren den ersten Entwurf gemacht — und rdem von Zeit zu Zeit daran gebessert hatte — ist ein Pro- t seiner Nebenstunden, die er meistentheils der Philoso- ie, und vorzüglich der Psychologie, welche sein Lieblings- dium war, widmete. Die besondere Liebe zu diesem phi- phischen Fache schien sich noch aus seinen academischen en herzuschreiben; in welchen er ein Haus- und Tischge- nosse-

nosse seines Lehrers, des berühmten Professors der Weltweis-heit, Doctor Andreas Rüdigers zu Leipzig gewesen war, des-sen Denkungsart er angenommen, und mit ihm die genaueste Freundschaft errichtet hatte, für welchen er auch bis an sein Ende die größte Achtung bezeigte."

Und nun wissen wir auch schon, daß wir in diesen Bo-gen hauptsächlich Rüdigers bekannte Grundsätze über Geist und Materie finden werden, verglichen, und in einige Ver-bindung gebracht, mit dem, was einige neuern Psychologen, Reimarus, Sulzer und Bonnet darüber vorgetragen haben. Nach diesen Grundsätzen ist nun die menschliche Seele nicht ein einfaches unausgedehntes Wesen, sondern so, wie alle er-schaffne Dinge, eine vermischte Substanz; eine untrennbare in einer Portion seiner Materie durch den Willen des Schöp-fers eingelegte thätigwirksame Kraft. Sie ist unterschieden von dem, was man Geist nennt, der mit jeder Materie verei-nigt ist, und eine leidendwirksame Kraft ist. Des Verf. hauptsächliches Argument gegen die einfache und unausgedehn-te Substanzialität der Seele ist theils, daß man sich ein für sich bestehendes unausgedehntes Ding nicht reel denken kann, als welches in der That ihm ein Unding zu seyn schei-net; theils, daß man sich ein eingeschränktes Wesen, wie die menschliche Seele seyn muß, nicht ohne Schranken, und diese nicht ohne Figur und Ausdehnung vorstellen könne; denn was einige Philosophen von einer intensiven Größe und Ein-schränkung sagen, dies erklärt der V. für ganz unbegreiflich und widersinnig Hieraus würde nun freylich folgen, daß alle die Gegenstände, denen wir Grade zuschreiben, materiell und ausgedehnt seyn, und nur durch eine äußerliche Figur und nach Verhältniß derselben ihren gehörigen Grad erlangen, mithin auch Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. alle in Linien be-schrieben, und nach denselben ausgemessen werden müßten. Doch es verlohnt sich der Mühe nicht, uns auf die Prüfung solcher Argumente einzulassen, sonst könnte man diese Theorie leicht aus sich selbst widerlegen, und zeigen, daß, da der V. die Seele selbst nicht für Materie und ausgedehnt, son-dern für eine von derselben verschiedne thätigwirksame Kraft hält, obgleich untrennbar in eine feine organisirte von dem groben Körper verschiedne Materie, (das eigentliche Seelen-Organ) eingelegt, der Streit zwischen ihm und den Leibnitzi-schen Manadisten blos auf die Frage ankomme, ob diese gewis-

[illegible]

einfache und unausgedehnte Kraft als für sich bestehend könne gedacht werden, oder nicht. Ist sie nun, seinem eigenem Geständnisse zu folge, weder eins und eben dasselbe mit dem feinen Körperchen, das ihr zum Vehikel dient, noch ein Produkt oder Resultat desselben, sondern nur durch den Willen des Schöpfers in die feine Materie eingelegt; so versteht sichs ja von selbst, daß sie auch ohne dieselbe, oder vor der Vereinigung als existirend könne und müsse gedacht werden. Eine andere Frage ist es freylich, ob sich diese Kraft gegen die Aussenwelt leidend oder thätig ohne ein schema perceptionum verhalten könne oder nicht: und die letztere könnten ihm die Monadisten, der unausgedehnten Einfachheit der Seele ohnbeschadet, gern zugeben, nachdem er ihnen das Wichtigste zugestanden, nemlich daß die Denkkraft nicht eine Wirkung der Materie, noch ein Resultat des Ausgedehnten, so fein man auch jene, und so rein man auch dieses immer annehmen mag, sondern eine davon verschiedene Kraft sey und seyn müsse. Nur werden sie es schicklicher und richtiger finden, wenn man sagt, sie sey mit dieser Portion feiner Materie untrennbar vereinigt, als zu sagen, sey darin eingelegt, denn dies letztere klingt fast so, als wenn man vorgiebt, die Kraft Aepfel zu tragen sey in den Rosenstock gelegt. Diese kleine Grille des V. die vielleicht auf einen Wortstreit hinausläuft, abgerechnet, sucht er den Satz, daß die Seele genau und untrennbar mit einem physischuntheilbaren und unzerstöhrlichen Organ verbunden sey, aufs Beste zu nutzen, theils um die nach dem Tode fortdauernde Personalität des Menschen, theils die Fortpflanzung der Seelen, begreiflich zu machen, und auch den bekannten Beweisen für die Unsterblichkeit des Menschen, die aus seiner Bestimmung dem ihm eigenthümlichen Triebe nach Erkenntniß und Glückseligkeit, und aus den moralischen Eigenschaften Gottes hergenommen werden, mehr Licht und Haltung zu geben. Was er hierüber sagt, ist sehr deutlich und einleuchtend, und zugleich mit Empfindung und warmer Theilnehmung ausgedrückt.

Sg.

Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt, herausgegeben von Karl Adolph Cäsar, Professor der Philosophie auf der Universität zu Leipzig.

Zweytes Quartal. Drittes Quartal. Veritati et humanitati sacrum. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung 1785.

Die Einrichtung und Absicht dieser periodischen Schrift ist schon bey der Anzeige des ersten Quartals angeführt. Das zweyte Quartal enthält außer den längern und kürzern Recensionen, davon die erstern eigentlich ausführliche Auszüge aus den recensirten Schriften sind, unter dem zweyten Artikel von Abhandlungen 1) Gedanken über die Natur des Empfindens, des Vergnügens und Mißvergnügens. 2) über weibliche Keuschheit und weibliche Tugend, von dem Verf. der Fragmente zur Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Der dritte Artikel Miscellaneen enthält folgendes. 1) Ueber den Adel. 2) Ueber die Ehrfurcht für das Alterthum. 3) Lied eines Jünglings. 4) Ueber die Todesstrafe aus den loix Penales des Dufriche de Valaze. 5) Zwey für die Freunde der Aufklärung wichtige Erscheinungen, (die wegen Ansuchung einer öffentlichen Anschaffung des Baylischen Wörterbuchs von Ingolstadt veranlaßte Verabscheidung des Prof. Weishaupts, und der vom Kayser befohlene Abschaffung des sonst gewöhnlichen bey Promotionen zu leistenden Eides auf den Gehorsam gegen den Pabst und die kathol. Kirche, und Einführung einer von allen Religionspartheyen ablegbaren Eidesformul). 6) Graf Löwenstein, eine Erzählung. 7) Einige einer weiten Untersuchung nicht unwerthe Gedanken aus einer neuern Schrift, (betreffen die Abschaffung des in einigen Ländern noch gewöhnlichen Religionseides) Das dritte Quartal enthält außer den Recensionen: 1) Bemerkungen über die Abstraktion bey unsern angenehmen und unangenehmen Empfindungen, als den Bestimmungsgrund ihrer Klassification. (ist eigentlich eine Fortsetzung der im zweyten Stück befindlichen Abhandlung über die Natur des Empfindens, des Vergnügens und Mißvergnügens von K. F. Hungar.) 2) Ueber die Todesstrafen, und welche Strafen an die Stelle derselben zu setzen sind. Aus dem Französischen des Hrn. Dufriche de Valazé. Der Artikel Miscellaneen enthält nicht mehr als einen Aufsatz von Meißner, Kosroes und Darius betitelt. Unter den eingerückten Aufsätzen ist die Abhandlung über die Empfindungen bey weitem die wichtigste und interessanteste. Dem Verf. derselben thut die Sulzersche

Theorie

Theorie der Empfindung insonderheit aus der Ursache nicht Genüge, weil nach derselben alles Vergnügen und Misvergnügen bloß aus der einzigen Denkkraft, ihrer Uebung oder Einschränkung hergeleitet wird. Er behauptet, daß dies nicht anders, als auf eine höchst gezwungene Weise geschehen könne, insonderheit lasse sich das sinnliche Vergnügen und sinnlicher Schmerz aus dieser Quelle nicht auf eine befriedigende Art erklären. Er gehet also darauf aus, die Mängel und Lücken dieser Theorie zu ergänzen; und nimmt zu dem Ende an, daß jede Kraft des Menschen so wohl geistige als organische und körperliche Kraft, eine Quelle angenehmer oder unangenehmer Empfindungen werden könne, je nachdem sie entweder geübt, oder gehemmt oder überspannt werde. Unser Selbstgefühl nemlich lehre uns, daß unser Selbst von doppelter Natur sey, daß diesem nicht allein ein gewisses geistiges Antheil, sondern auch ein organisirtes Stück Materie wesentlich sey, daß aus Beyden unser Selbst zusammengesetzt sey, und daß das Wohl des einen wie des andern uns auf gleiche Weise angelegen sey. Da uns aber die Beobachtung lehret, daß unsre Kräfte geübt werden können, ohne daß wir über die Uebung derselben Vergnügen empfinden, und daß wir die Einschränkung fühlen können, ohne daß dieser Zustand in Misvergnügen übergehet, so modificirt er jene allgemeine Behauptung durch diesen Satz: wenn die Uebung meiner wesentlichen Kräfte mir Vergnügungen gewähren, oder ihre Hemmung Mißvergnügen verursachen soll, so muß sie von der Seele durch das Bewußtseyn besonders unterschieden werden — dieselbe muß in den Stand gesetzt werden, das isolirte Gefühl davon besonders zu genießen. Und nun giebt er folgende Beschreibungen: Empfinden ist das Vorgefühl (oder das sich auszeichnende Gefühl) die Uebung oder Einschränkung oder Ueberspannung meiner wesentlichen Kräfte. Das Vorgefühl der ersten Vergnügen, und der letztern nach Verhältniß bald Misvergnügen bald Schmerz. So wie nun der V. zwey Hauptarten der unangenehmen Empfindungen, Misvergnügen und Schmerz annimmt, wovon er das erste aus der Hemmung, und das leztere aus der Ueberspannung der wesentlichen Kräfte herleitet, so bemühet er sich auch zwey Hauptarten der angenehmen Empfindungen festzusetzen, und macht es wahrscheinlich, daß jenes Vorgefühl der Uebung der Kräfte die eine Art, nemlich das Formale des Vergnügens; hingegen ein gewisses natürliches in unsern sinnlichen und höhern Geisteskräften liegende Verhältniß des

Vergnügens ein gewisser Grad von Reizbarkeit, welcher erreicht werden muß, wenn die Empfindung angenehm werden soll, die zweite Art, oder eigentlich das Materiale des Vergnügens ausmache. — In der Fortsetzung dieser Abhandlung im dritten Quartal sucht der V. von der gewöhnlichen Classification des Vergnügens in groberes sinnliches, und Vergnügen der Einbildungskraft, in moralisches und höheres geistiges Grund anzugeben, und findet diesen Grund in der Abstraction, vermöge der wir den groben Urstoff alles Vergnügens, welches das sinnliche ist, durch immer weiteres Absondern die heterogenen Theile mehr und mehr läutern und verallgemeinern. Dies ist in der Hauptsache diese neue Theorie der angenehmen Empfindungen, die scharfsinnig und wahrscheinlich genug ist, um eine weitere Prüfung zu verdienen, in die wir uns aber hier um so wenig einlassen können, da sie noch nicht vollendet ist. Der Herausgeber macht indessen Hoffnung, zum vierten Stück dieser Quartalschrift die Vollendung dieser, seinem Urtheile nach, neuern und tiefgedachten Theorie zu erhalten.

Grundriß des gesunden Menschenverstandes, oder neuer Versuch über die Natur, Bestimmung und Bildung des Menschen, den Rang und Werth der Wissenschaften. Rothenburg an der Tauber, im Verlag des Verfassers und der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau. 1785. in 8. 566 S.

Dem Verfasser dieser Schrift, Hr. Lehmus, ha[illegible] die drey letztern Theile derselben, welche von [illegible] und Bildung des Menschen und von dem Werth der [illegible]schaften handelten, vor diesem ersten, den [illegible] liegen haben, herauszugeben, und sie sind [illegible] der Bibliothek angezeigt worden. Wodurch er [illegible]rechtigt glaubt, seinen Versuch jetzt einen neuen [illegible] nennen, davon läßt sich in dem Werke selbst nicht die [illegible]ste Spur finden. Denn was kann man sich wohl [illegible] Entdeckungen und Aufklärungen in der Seelenlehre und [illegible]schenkenntniß von einem Mann versprechen, der un[illegible] die Anmerkung machen kann: „denn mit jedem L[illegible]

Teufel, und mit jeder Tugend ein Engel; der Mensch
in Mitteldina von beyden, wie der Fromme ein Werk-
Gottes ist, so ist der Lasterhafte ein Werkzeug des Teu-
, jener der höchsten geistigen Vollkommenheit, dieser der
ichen Unvollkommenheit." Außer dergleichen unrichti-
Grundsätzen, bey denen alle Untersuchung über den Men-
sogleich am Ende ist, und die Philosophie von der Erklä-
der Erscheinungen in der menschlichen Natur in die engen
nken einer ängstlichen Dämonologie verscheucht wird, fin-
h in allen dem, was von den Ideen, der Lebhaftigkeit
en, ihrer Verbindung, von der Entwickelung der be-
n Denkarten, von der Natur der Neigungen und Trie-
on den Charakteren, von den Ursachen, Graden und
en des moralischen Uebels u. s. w. gesagt wird, gar
, welches den Namen des Neuen nur einigermaßen ver-
könnte; sondern es sind lauter ganz gewöhnliche, all-
ne, ohne philosophische Genauigkeit und Ordnung hin-
fne, und in einer oft fehlerhaften Sprache vorgetragne
n. Etwas mehr über das Gewöhnliche scheint sich der
in den Abschnitten über Leben, Empfinden, Bemerken,
der die Entwicklung des menschlichen Körpers erheben
Allein hier ist er mir theils, besonders in dem,
die Bewegung sagt, ganz dunkel und unverständ-
wesen, theils haben mich seine Gründe gar nicht über-
wollen, z. B. wenn er unter andern einen Beweis für
fachheit der Seele darin findet, daß sie nur immer Ei-
e auf einmal haben und nur Eine Wirkung auf einmal
bringen kann. Denn, schließt er, wäre sie vielfach,
sie mehrere Ideen zu gleicher Zeit denken. Ich hal-
nöthig, hierüber etwas zu erinnern, und merke nur
Hr. Lehmus hier gegen alle Erfahrung gerade den
gesetzten Weg von dem gehen will, welchem unsre
Philosophen, als Mendelssohn, Garve, Bonnet, und
gefolgt sind, um das einfache Wesen der Seele zu be-
Denn diese schlossen gerade aus der Mehrheit der
, die zugleich in der Seele wären, die sie aber doch zu-
fassen und mit einander vergleichen könnte, auf die
it und Untheilbarkeit der denkenden Subjecte. Hr. L.
will eben dasselbe Resultat durch seine gerade entgegenge-
Behauptung herausbringen, daß nämlich die Seele nur
Eine Vorstellung auf einmal haben könne.

„lichkeit des Guten und des Bösen immer ein gerades
„oder direktes Verhältniß statt haben muß, das heißt:
„je mehr Gutes geschehen kann, desto mehr kann auch
„Schaden geschehen; oder jemehr die Kräfte Wirksam-
„keit zum Guten haben, desto mehr haben sie auch
„zum Uebel. Ist nun aber diese Lehre erwiesen? Sind sei-
„ne Sätze richtig und — allgemein?“ Um diese Fragen, de-
ren Beantwortung man doch von einem Recensenten erwar-
tet, nach meiner Einsicht zu beantworten, gestehe ich, daß,
wenn der Verf. durch seine Induktion und durch sein Raison-
nement auch seinen Hauptsatz nicht strenger bewiesen und auf-
ser allem Zweifel gesetzt hat, er ihn doch sehr wahrscheinlich
gemacht, und genugsam gezeigt habe, daß sich aus den Phä-
nomenen, so weit wir sie kennen und zu untersuchen vermö-
gend sind, das Gegentheil oder ein wirklich bösartiges Prin-
zipium nicht erweisen lasse, und daß wir keinen Grund ha-
ben zu vermuthen, daß nach der Vorstellung der Fabel, Ju-
piter aus zwey verschiedenen Fässern, aus dem einen das Gu-
te, und aus dem andern das Böse für die Menschen rinnen
lasse. Und diese Wahrheit könnte uns bey dem Uebel in der
Welt doch in sofern beruhigen, daß wir um desselben willen,
an einer wohlwollenden Gottheit und einer gütigen Vorse-
hung nicht verzagen dürften. Aber freylich, alles ist dadurch
noch nicht ausgerichtet, wir möchten nun auch zu unserer wei-
tern Beruhigung gern wissen, warum das Gute für uns so
oft zum Uebel wird, woher es komme, daß dessen im Verhält-
niß unsrer Kräfte bald zu wenig, bald zu viel ist, oder warum
es nicht immer eine Anwendung hat, die unsern Absichten
gemäß ist, und wie sie unser Interesse erfordert? Woher
diese Disproportion und Disharmonie, die unleugbaren Quel-
len des Uebels, entstehen; dieß, deucht mich, hätte nur noch
näher gezeigt werden sollen. In diese nähere Untersuchung
hat sich der Verf. was das Allgemeine der Frage anbetrift,
nicht eingelassen. Er zeigt sehr gut in einigen besondern Fäl-
len, daß wirklich das physische sowohl, als moralische Uebel
aus dem Uebermaaß guter Kräfte und der Misleitung edler
Quellen entspringe; warum aber überhaupt sich ein solches
Uebermaaß und eine solche, den Absichten des Menschen un-
gemäße Anwendung des Guten und Nützlichen, sich ereignen
müsse, dieß hat Leibnitz in seiner Theorie vom Ursprung des
Uebels selbst nicht gehörig aus einander gesetzt, und dieß ist
es, was der Verf. auch mit Recht daran vermißt. Leibnitz

nämlich

nämlich hat, seiner Meynung nach, nicht genugsam gezeigt, was Einschränkung und Unvollkommenheit eines Geschöpfs, die doch immer nur relativ seyn kann, und woraus er alles Uebel herleitet, eigentlich sagen wolle, nicht gezeigt, wie die Uebel in der Welt, insonderheit das positive Uebel, das nicht blos in Schranken oder in einem Mangel gegründet seyn könne, sondern etwas Reelles zur Ursache haben muß, sich aus dieser nothwendigen Beschränktheit geschaffener Wesen begreifen lasse. Der Verf. scheint mir nur diese nöthige Aufklärung gleichfalls nicht hinlänglich gegeben zu haben. Wenn er behauptet, daß das Gute in der Uebermaaße oder der verkehrten Anwendung dieser Ursache sey, so sagt er, meiner Einsicht nach, nicht mehr, als was Leibnitz sagen wollte, aber vielleicht aus zu vorsichtiger Bedenklichkeit, weil er befürchtete, daß seine Zeiten dieß helle Licht nicht ertragen konnten, nicht gerade heraussagte; sondern es noch gewissermaaßen unentschieden ließ, ob man nicht diese Schranken, diese von ihm behauptete, aber freylich nicht genugsam erklärte wesentliche Unvollkommenheit aller geschaffenen Wesen selbst, als ein böses Prinzipium, oder als jenes Grundverderben, von dem sich orthodoxe Theologen damals noch weniger, als in unsern Tagen, scheiden wollten, ansehen könne. Wer aber nur einigermaaßen nachdenkt, wird leicht finden, daß im Allgemeinen eben diese Beschränktheit oder genaue Bestimmung der Kräfte, sowohl im Menschen, als in der Natur, es mit sich bringen müsse, daß die Naturkräfte weder immer mit den menschlichen, noch die menschlichen unter einander in Proportion und Harmonie stehen können, daß die Gegenstände den menschlichen Kräften wegen Mangel oder Uebermaaße oft nicht gemäß oder gerecht sind, oder diese Kräfte des Menschen theils zu wenig beschäfftigen und dadurch das sogenannte negative Uebel, oder ein Gefühl des Mangels und der Unbehaglichkeit verursachen, theils überwältigen und unterdrücken, und dadurch das positive Uebel oder die Empfindung des Schmerzens hervorbringen. Ein näherer Grund dieser Disproportion der Kräfte läßt sich nun wohl schwerlich anderswo finden, als in der nöthigen Mannichfaltigkeit oder in der Abstufung dieser allen geschaffenen Wesen gemeinschaftlichen Kräfte, als welche das Zuviele und Zuwenige nothwendig macht. Was aber den Grund der verkehrten oder mit dem besondern Interesse der Menschen nicht harmonirenden Anwendung der Kräfte anbetrifft, so möchte sich dieser wohl hauptsächlich in dem Umstande

finden lassen, daß die Welt, worin Vervollkommnung und Glückseligkeit vernünftiger Geschöpfe ein Hauptzweck seyn sollte, nach allgemeinen Gesetzen eingerichtet und regiert werden müßte. Allgemeine Gesetze erforderten einen einförmigen beständigen Lauf der Natur, und einen gleichförmigen Gang der Begebenheiten, und hievon dürfte auch alsdann, wenn der Erfolg dieser allgemeinen Gesetze den besondern Absichten dieser Wesen nicht gemäß war, nicht abgewichen werden, (z. B. das Feuer mußte seine Kraft zu verzehren behalten, nicht nur wenn es den Absichten der Menschen gemäß, das Holz im Kamin oder auf dem Feuerherd, sondern auch dann, wenn es ganz wider ihren Willen das Gebälke ihrer Häuser ergriff) wenn die Welt nicht in eine Feen- und Zauberwelt solte verwandelt werden. Fragt man aber weiter, warum erforderte es die Vervollkommnung und die Glückseligkeit vernünftiger Wesen, daß ihre Welt nach allgemeinen Gesetzen eingerichtet und regiert werden, und daß ein gleichförmiger beständiger Lauf der Natur statt finden mußte, so scheint mir dies die befriedigendste Antwort zu seyn: weil ohne diese Regelmäßigkeit für diese Wesen gar keine Uebung des Verstandes, gar kein vernunfmäßiger Gebrauch der Kräfte, oder überhaupt keine vernünftige Thätigkeit des Menschen möglich war. Auch würde einer, nicht nach allgemeinen Gesetzen, sondern nach besondern Willensschlüssen, regierten Welt uns kein Spiegel, keine Offenbahrung von der Weisheit ihres Urhebers und Regierers seyn können, weil den Werken der Natur die ihnen jetzt eingeprägte Vernunftform gänzlich fehlen würde. Freylich mußte nun diese unabweichliche Regelmäßigkeit und Ordnung manche Kollisionen mit den Bedürfnissen und dem besondern Interesse der Menschen, oder manche Uebel veranlassen, allein da sie schlechterdings nothwendig waren, so wurden sie auch so berechnet und kombinirt, daß nicht nur der bestmögliche Effect, die nur durch diese Einrichtung erreichbarer Vervollkommnung eingeschränckter vernünftiger Wesen bewirkt wurde, sondern auch so wenige dieser Kollisionen als es möglich war, statt finden, und wie wir hoffen dürfen, gar keine, wodurch der Hauptendzweck gänzlich oder auf immer vereitelt würde.

Noch wäre es zu wünschen, daß der scharfsinnige V. bey der Ausführung seiner Theorie auf die von Hume in seinen Gesprächen über die natürliche Religion angegebenen Ursachen,

wo nicht der Uebel überhaupt doch ihrer Wichtigkeit und Menge Rücksicht genommen, und die vier Umstände geprüft hätte, wodurch nach der Meinung dieses Skepticker alle Uebel, wo nicht überall verhindert, doch um ein Beträchtliches hätten vermindert werden können, „Wären, heißt es in dem angeführten Werke S. 207. alle lebende Geschöpfe des Schmerzes „unfähig, oder würde die Natur durch besondre Willens„schlüsse regiert, so hätte das Uebel niemals Zugang in die „Welt finden können; und wären thierische Geschöpfe mit „mehr Kräften und Fähigkeiten begabt, als die höchste Noth„durft erheischt, oder wären die verschiednen Federn und „Triebwerke der Welt so genau eingerichtet, daß sie allezeit „die gehörige Mäßigung und Mittelstraße hielten, so müßte „sehr wenig Uebel in Vergleichung mit dem, was wir jetzt „fühlen, vorhanden gewesen seyn." Die Rücksicht auf diese Schwierigkeiten würde die Untersuchungen des V. wo möglich noch interessanter, genauer und zweckmäßiger gemacht haben. Ich wünschte daher, daß es ihm gefallen möchte, die Prüfung derselben noch in dem zweyten Theil anzustellen, worin er den Wunsch der Menschen von allem Uebel befreyet zu seyn, betrachten und zeigen will, warum derselbe nicht gewährt werden könne.

Diese Erinnerungen und Wünsche haben keinesweges die Absicht, diesem Buche etwas von seinem Werthe, oder dem Verf. von dem ihm gebührenden Verdienste zu entziehen, ich würde sie vielmehr gegen jeden andern, dem ich nicht so viele und richtig psychologische Kenntnisse und Einsichten als dem V. zutrauete, nie geäußert haben. Ich sehe auch wohl ein, daß die sehr lobenswürdige Absicht des V. über einen so allgemein interessirenden Gegenstand, gern allen einiges Nachdenkens fähigen Lesern verständlich und faßlich zu schreiben, (die er auch, meines Bedünkens, in einem beträchtlichen Maaße erreicht hat) ihn bewegen mußte, alle zu tief in die Speculation führenden Untersuchungen wegzulassen. Ohnedem würde es unbillig seyn, es ihm zur Last zu legen, daß er das, wozu er sich nicht anheischig machte, gar nicht oder wenigstens nicht völlig geleistet, da er das, was er versprochen, auf eine vorzügliche Weise erfüllt hat.

Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben. Frankfurt und Leipzig 1784. 8. S. 233.

Nach einer lesenswürdigen Einleitung von dem Nutzen der Menschenkenntniß, zu deren Lobe hier viel, aber nicht zu viel gesagt wird, trägt der Verf. seine Gedanken über folgende Materien vor. I. Rückfall einer Krankheit (sollte wohl eigentlich heißen, Rückfall in eine Krankheit) aus Erinnerung. II. Zustand der Seele in der Starrsucht. III. Zauberischer Reiz der ersten Jugendjahre. IV. Von den Reizungen, die die todte Natur durch die beseelte erhält. V. Anwendung dieser Grundsätze zur Erklärung des ästhetischen Eindrucks, den Tag, Nacht, Dämmerung und VI. der Mond auf uns machen. VII. Das Gefühl des Feyerlichen an Sonn- und Festtagen. VIII. Ueber das Daseyn einer Physiognomik. IX. Warnung vor unzeitigem Reformationsgeist, oder die Reformation in X. an einen Freund in X. X. Ueber die Mittel der Aufklärung, so fern sie der einzelne Bürger in seiner Gewalt hat.

Was der V. zur Erklärung dieser Materien vorbringt, ist freylich nicht alles gleich durchgedacht, richtig und interessant, indessen zeugt es doch fast durchgängig von nicht gemeinen Kenntnissen und guten Einsichten in die Psychologie. Ich will zur Probe etwas davon mittheilen. Der erste Fall, da eine Krankheit durch Erinnerung wieder zurückgebracht wurde (es war ein Kopfkrampf) wird von dem V. so erklärt: „Laßt eine Krankheit" (Es hätte wohl noch genauer die Natur und Beschaffenheit der Krankheit bestimmt werden sollen, denn nicht bey allen, sondern wohl nur bey eigentlichen Nervenkrankheiten findet es statt, daß man sie durch Erinnerungen wieder in einigem Grade bekommen kann.) „uns darnieder liegen, und laßt sie dann wieder verschwinden, dennoch sind die „mit der Krankheit verbundnen Hirn- und Seeleneindrücke „nicht gänzlich verschwunden. Kehren also diese Eindrücke „nach den gewöhnlichen Associations-Gesetzen zurück, so sind „auch zugleich die einst mit ihnen verbundnen rückwärts gehenden Bewegungen wieder vorhanden, und da diese die „Krankheit in einem Fall, (wenn z. B. ein Wundfieber aus „Leidenschaft vermehrt wird,) und im andern (wenn z. B. ein

Fieber

„ein Fieber aus blossemZorn entsteht) gar erzeugt haben, so „kömmt sie selbst auch in mehr oder minder grossem Grade wie„der an.“ Es ist nicht recht deutlich, was der V. durch die rückwärts gehenden Bewegungen versteht, vermuthlich nichts anders, als die mit den Seelenvorstellungen jedesmal so wohl bey wirklichen Empfindungen als bey Erinnerungen und Einbildungen verknüpften Hirn- und Nervenbewegungen, und zwar wenn sie nicht durch öftere Eindrücke erregt werden, sondern, wie es scheint, von innen aus durch die Vorstellung. Man muß sich nehmlich gedenken, daß die Vorstellungen, wenn sie als zuerst und ohne eigentliche Sensation in der Seele hervorgebracht angenommen werden, entsprechende Hirn- und Nervenbewegungen entweder erregen oder zu Begleitern haben. Nur freylich sind diese Bewegungen in gewöhnlichen Fällen bey den Erinnerungen und Einbildungen schwächer, als bey wirklichen Empfindungen, aber es giebt doch Fälle genug (und dahin würde auch die angeführte Krankheit gehören) wo die Erinnerung oder Einbildung von eben so heftigen Hirn- und Nervenbewegungen begleitet wird, als die ursprüngliche Empfindung. Daß es solche falsche von innen aus erregte Sensationen giebt, beweiset unter andern der Fall der Nachtwandler, deren Sehen und Hören sich nicht wohl anders als durch solche rückwärtsgehende Hirn- und Nervenbewegungen erklären läßt. Beym zweyten Fall erörtert der V. die Frage, warum die Starrsüchtigen bisweilen bey ihrem Erwachen in der Rede fortfahren, mit der sie aufgehöret? Der V. antwortet: „Brütet die Seele stets über einen Ge„danken, mit was soll sie erwachen, als mit demselben, und „welches kann also ihr erstes Wort seyn, als der Ausdruck „desselben?“ Er bemühet sich nemlich zu erweisen, daß, weil die Seele in dem Zustande der Starrsucht nicht ganz leer von aller Vorstellung seyn könne, sie nichts anders sich vorstellen werde, als eben das, womit sie sich beym Eintritt des Zufalls beschäftigte. Daß die Seele nie völlig leer von allen Vorstellungen sey, wird hier durch einige passende Bemerkungen bestätigt, und dies vorausgesetzt, läßt es sich wahrscheinlich annehmen, daß der Gegenstand, welcher vorher klar gedacht war, während dem Anfall dunkel vorgestellt werde. Nur möchten die Fälle Schwierigkeit machen, wo der Anfall mehrere Jahre lang soll gedauert haben, und wo dennoch beym Erwachen, die so lange unterbrochene Rede ganz genau fortgesetzt seyn solle. — Der dritte Aufsatz von

Sammlung und Erklärung merk[illegible]
nungen aus dem menschlichen [illegible]
und Leipzig 1784. 8. S. 2[illegible]

Nach einer lesenswürdigen Einleitun[illegible]
Menschenkenntniß, zu deren Lobe hier
gesagt wird, trägt der Verf. seine [illegible]
Materien vor. I. Rückfall einer Kr[illegible]
gentlich heißen, Rückfall in eine Kran[illegible]
II. Zustand der Seele in der Starr[illegible]
Reiz der ersten Jugendjahre. IV. [illegible]
die todte Natur durch die beseelte, [illegible]
dieser Grundsätze zur Erklärung des
den Tag, Nacht, Dämmerung und
machen. VII. Das Gefühl des Fe[illegible]
Festtagen. VIII. Ueber das Daseı[illegible]
IX. Warnung vor unzeitigem Ref[illegible]
Reformation in A. an einen Freun[illegible]
Mittel der Aufklärung, so fern sie
seiner Gewalt hat.

Was der V. zur Erklärung [illegible]
ist freylich nicht alles gleich durchgeh[illegible]
sant, indessen zeugt es doch fast durc[illegible]
nen Kenntnissen und guten Einsichte[illegible]
will zur Probe etwas davon mittheil[illegible]
eine Krankheit durch Erinnerung wi[illegible]
(es war ein Kopfkrampf) wird von [illegible]
eine Krankheit" (Es hätte wohl
und Beschaffenheit der Krankheit best[illegible]
nicht bey allen, sondern wohl nur [illegible]
Krankheiten findet es statt, daß [illegible]
wieder in einigem Grade bekom[illegible]
„gen, und laßt sie dann wiede[illegible]
„mit der Krankheit verbund[illegible]
„nicht gänzlich verschwunden
„nach den gewöhnlichen Assoc[illegible]
„auch zugleich die einst mit [illegible]
„henden Bewegungen wieder[illegible]
„Krankheit in einem Fall, ([illegible]
„Leidenschaft vermehrt wird,) [illegible]



dem zauberischen Reiz der ersten Jugendjahre ist einer der ausführlichsten und besten. Was der Verf. von den Reizungen, die die todte Natur durch die beseelte erhält, philosophirt, ist eine richtige und deutliche Anwendung der so fruchtbaren Lehre von der Association der Ideen auf einige der interessantesten Fälle. Auch der siebente Aufsatz gehört dahin. — Die Abhandlung von dem Daseyn der Physiognomik zeigt, daß der V. über die Gründe für und wider diese angebliche Wissenschaft sehr reiflich nachgedacht. Ob er gleich dieselbe nicht für ungegründet hält, so zählt er doch sehr unpartheyisch die Schwierigkeiten her, die es uns bisher und vielleicht auf immer unmöglich machen, die Physiognomik als Wissenschaft auf einen sichern Grund zu stellen. Von den beyden letzten Aufsätzen ist der neunte zu lokal, und der zehnte hält sich zu sehr im Allgemeinen, als daß sie für Leser, die dies Lokale nicht kennen, sonderlich lehrreich oder interessant seyn könnten.

Sg.

---

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Ueber Anwendung der Elecktricität bey Kranken; nebst der Beschreibung der neuen Maschine von Nairne, zur positiven und negativen Electricität, auch eines neuen elecktrischen Bettes, von Jo. Lor. Böckmann, Professor der Naturlehre zu Karlsruh. Durlach bey J. G. Müller dem ältern. 1786. 63 Seiten. 8. mit einer Kupft. in 4.

Die Absicht des schon lange rühmlich bekannten Verfassers ist, außer der Beschreibung der noch nicht hinreichend bekannten Nairnischen Maschine — die Benutzung der künstlichen Elektricität bey Krankheiten, manche nöthige Vorsichten bey ihrem Gebrauch aus einander zu setzen, und einige Vorschläge zu thun, diesem Mittel überhaupt, insbesondere aber in den badischen Landen, eine noch willigere Aufnahme und Verbreitung zu verschaffen, wo bereits der hindernden Um-

Umstände immer weniger werden, einige Aerzte sich für die elektrische Kuren erklärt haben, mehrere glückliche Versuche schon ausgeführt wurden, und der Fürst, in dem neuen Hospital, eine bequeme und vollständige Einrichtung dazu machen läßt. Er sucht in dieser Absicht die Gränze des elektrischen Wirkungskreises aufs genaueste zu bestimmen, und entfernt die lächerliche Idee, welche ein Universalmittel daraus machen will, bestimmt denselben aus der Natur der elektrischen Flüssigkeit (warum nur feuerähnlich? verglichen mit des Verfassers eigenen Naturlehre §. 140.) ihre Feinheit, Schnelle, Stärke, (Erleichterung der Respiration möchte keine allgemeine Wirkung seyn, wie S. 24. beym elektrischen Bade zugestanden wird) und schließt: Sie wird verdickte Lymphe, zähes Blut, dessen gehemmte wenigstens zu langsame Bewegung, den Mangel gehöriger Absonderungen, Stockungen von allerley Art, schwache oder gänzlich unterdrückte Ausdünstung, Unthätigkeit der Gefäße, Unelasticität der Fiebern und Nerven, heben, verbessern, die daraus entspringenden Krankheiten, wo nicht immer heilen, doch sehr erleichtern.

Dieß leistet Electricität; verhältnißmäßig sehr schnell, geht unmittelbar zum Sitz des Uebels, und läßt die übrigen Theile des Körpers in Ruhe — ohne Eckel, ohne große Beschwerlichkeit, mit geringen Ausgaben, ohne fremden rohen Stoff in den Körper zu bringen, der wieder fort muß, verläßt den Körper gleich nach der Wirkung, heilt nicht nur, sondern stärkt zugleich die menschliche Maschine. Aber dazu fodert der Verfasser: Man melde sich zeitlich bey der Elektricität, nicht wenn alle Hoffnung verlohren ist, damit man dies herrliche Mittel nicht unverdient in schlimmen Ruf bringe. Der Elektriker wähle die passendste, nicht immer die stärkeste oder wohl gar schmerzhafteste Methode, denn letztere sind nur in seltenen Fällen unvermeidlich. — bediene sich (ungeachtet Er es für gleichgültig hält.) wo antiphlogistische Mittel nöthig sind, der negativen, im entgegen gesetzten Fall der positiven Elektricität. — stufenweise, in Absicht der Stärke und Dauer — durch verstärktes oder geschwächtes Durchströhmen, nach den Gesetzen des Voltaischen Condensators. Das kann während dem Arbeiten am Schreibtisch, so gar während dem Schlafen, bald als elektrisches Bad, bald nach Erfordern, durch das ge-

wöhnliche Ausziehen der Elektricität aus dem leidenden Theil, vermittelst der Spitzen geschehen. Hartnäckige Uebel verlangen das Auslocken einfacher Fünckchen, welche durch grössere Zwischenräume und größere Auslocker verstärkt werden, wobey es Vorsicht dem Elektriker rath, die aus dem Kranken gezogene elektrische Materie, nicht durch seinen eigenen Körper gehen zu lassen, wozu eine gute Verrichtung angegeben wird. Selten und nie ohne Noth, erschüttre man durch die Leidner Flasche, stufenweiß, nie ohne Elektrometer, und ja nicht den ganzen Körper, wenns nur um die Kur einzelner Theile zu thun ist.

Aber man vergesse auch nicht, daß die Elektricität nicht alles allein thut, daß sie die fehlerhafte Materie oft nur vorbereitet welche dann vom Arzt durch dienliche Mittel aus dem Leib geschafft werden muß — Und wo Krankheiten längere Zeit zur Kur erfordern, verlange man nicht (S. 32.) von der Elektricität auf der Stelle, geholfen (sollte wohl heissen: geheilt) zu seyn! da man ja sonst wohl mehrere Monathe, Pillen, Latwerge, Heilwasser, Bäder rc. gebraucht. Hier muß aber der Staat die Hand bieten, und eigene Einrichtung, Zimmer und Personen dazu bestimmen, und da die Aerzte selten so viele Zeit darauf verwenden können, so könnte sich ein geschickter Wundarzt dieser Beschäftigung widmen. Doch verlangt der V. außer dem Hospital, aus begreiflichen Gründen, einen eigenen Ort, etwa mitten in der Stadt, jedes Physikats und mehrere Maschinen, welche zu Kranken, die ihr Zimmer nicht verlassen können, gebracht würden. Die wichtigsten Erfahrungen sollen jährlich gesammlet werden, und so reichen Stoff zu einem wahren elektrischen Krankensystem geben.

Nun folgt S. 41 — 54. die Beschreibung der schönen Nairnschen Maschine, welche der Fürst in den physischen Apperatus erkauft hat, deren hauptsächlicher Werth in der Einfachheit ihrer ganzen Einrichtung besteht, aber ohne Zeichnung nicht wohl beschreibbar ist. Unsere Leser werden ohnehin die ganze Schrift mit Vergnügen lesen, wir sagen also nur noch etwas, über das vorgeschlagene neue elektrische Krankenbett S. 54 — 63. welches niemand mit dem Grahamschen Celestial Bed verwechseln wird. Diß ist sehr einfach, nicht kostbar, und verschafft den schwächsten, ältesten, oder auch durch anhaltende heftige podagrische Schmerzen ins

Bett

t gebannten Personen, den höchstbeträchtlichen Vortheil; Willkühr, in Absicht auf Zeit und Stärke und Methode, waltend, wenns seyn muß, ganze Nächte, selbst im Schlaf, entweder das elektrische Bad zu gebrauchen, oder ein einfaches Durchströhmen der elektrischen Materie auch [illegible] Theile des Körpers, aber auch, wo es nöthig [illegible] fung der Elektricität bey Localübeln, zu ver- [illegible] daß der Kranke seine Ruhe verlöhre. Das [illegible] wozu im Backofen gedörrtes und mit Oel [illegible] Holz empfohlen wird, ist schon im Jahr 1752, in [illegible] aus dem lateinischen übersetzten Schrift: Kurze [illegible] von der eigenthümlichen Elektricität des Holzes, [illegible] von Wendelino Ammersin Lucernae Helvetio [illegible] Ordin. min. S. Francisci Conventual. S. 8. §. 8. zu [illegible] angerathen. Man findet diese kleine merk- [illegible] Abhandlung, als einen Anhang bey Jallabert, Ver- [illegible] die Elektricität, Basel 1771. bey Imhof. Doch [illegible] Bockmann sein elektrisches Bett weit vorsichtiger, [illegible] starke gläserne mit Siegellack überzogene Füße [illegible] Ganzen eine so bequeme Einrichtung gegeben, [illegible] Vortheil der leidenden Menschheit, den schönen [illegible] Verfassers bald eine glückliche Wirklichkeit

Br.

[illegible]

[illegible] des Museum. Dritter Theil. Allen Lieb- [illegible] der wahren Weisheit gewidmet, von dem [illegible] Reval und Leipzig, bey Albrecht und Compagnie. 1785. 8.

[illegible] zur wahren Weisheit. Philadelphia oder brüderli- [illegible] Liebe; für die Liebhaber der hermetischen Wissenschaft. [illegible] eines Adepten, über das Geheimniß der großen [illegible] Liber de principiis naturalibus, et de principiis [illegible] chemicae, incerto autore. Dies sind die Titel des ge- [illegible] rtigen dritten Theils. Wer Hermetische Weisheit darin [illegible] n hofft, der mag es versuchen. Würde er uns aber [illegible] fragen, so würden wir ihm antworten, daß er sei- [illegible] stand, Geld und Zeit zu etwas Bessern anwenden möchte.

Zk.

Des

Des Ritters von Linne' vollständiges Pflanzensystem, nach der 14ten lateinischen Ausgabe und nach Anleitung des holl. Houttuynschen Werks übersetzt. — Zwölfter Theil, von den Gräsern. Nürnberg, bey Raspe. 1785. gr. 8. 2 Alph. 7 Bog. 7 Kupfertafeln.

Schon dieser Titel zeigt, daß dieser 12te Band ein gut Theil stärker als die vorhergehenden sey, und des Herausgebers, Dr. Panzer, Vorbericht giebt die Ursachen davon an, da nämlich seit dem zuletzt erschienenen Theil die neue Murraysche Ausgabe des Systema Vegetabilium, die Flora Iaponica Thunbergii, und vor diesen schon das Schrebersche und Rottböllsche Werk neue Gattungen und Arten, nebst Berichtigungen der vorhin bekannten geliefert haben, welche alle vom Herausgeber mit so vieler Sorgfalt als Mühe genutzt sind. Nimmt man die Wichtigkeit der hier abgehandelten Gewächse hinzu, da sie als Getraidearten das unentbehrlichste Nahrungsmittel der Menschen, das Brodt, und als Weide und Heu (und Korn zum Theil) für unser zahmes Schlacht- und Zugvieh liefern, so wird man diesen Theil für den nützlichsten und reichhaltigsten aller übrigen erklären müssen.

Nach einer allgemeinen Einleitung in diese Familie wird die 87ste Kupfertafel erklärt, wo die 51 Gattungen der eigentlichen Gräser, (nicht der verwandten Gewächse, z. E. Binsen) nach der Linneischen Methode in den fundamentis Agrostographiae abgebildet sind, und darauf die einzelnen Arten jeder Gattung. Wir können hier aber nichts ausziehen, sondern zeigen nur die Figuren der übrigen Tafeln an.

Taf. 88. Fig. *1. Cyperus javanicus Houtt. von Hrn. Thunberg entdeckt.
2. Scirpus capillaris.
3. — — cephalotes.
89. — *1. Saccharum japonicum Houtt.
2. Paspalum dissectum.
3. — — scrobiculatum.
4. — — distichum.
90. — 1. Panicum compositum.
*2. Phleum indicum Houtt.
3. Alopecurus agrestis (aus Java.)

4. Alo

		*4. Alopecurus benghalensis.
		5. Agrostis javanica.
91.	—	1. Aira arundinacea.
		2. Poa amabilis.
		3. Cynosurus indicus.
		4. Bromus arvensis (aus Japan.)
92.	—	1. Stipa arguens.
		2. Spinifex squarrosus.
93.	—	1. Iuncus zeylonicus
		2. Carex limosa (aus Japan.)
		*3. Andropogon capense.
		4. Ischaemum aristatum.

[illegible]e Unterhaltungen mit jungen Freunden der [illegible]terkunde auf Spatziergängen. Erstes bis 12t Stück, für den Brachmonat 1784 bis 1785. München, bey Strobl. 1 Alph. 8.

[illegible] ich einen botanischen Katechismus [illegible] es der [illegible]ssung der Lehrlinge angemessen und in [illegible] g [illegible] b unterhaltend ist. Der V. hat sich [illegible]t, [illegible]r in dem Werk genannt, das er am Ende [illegible] lich [illegible]gt; es ist Hr. G. A. Weizenbeck, [illegible] 1785. ebenfalls in München das deut[illegible] [illegible] herausgegeben.

[illegible] er [illegible]int er unter dem Namen Philet, und läßt [illegible] lehrbegierigen Jünglingen das abfragen, was [illegible]enntniß der unterwegs beym Spatzierengehen ihnen vor[illegible] en Gewächse gehört, und weiß seine Antworten so [illegible]ten, daß sie zu neuen Fragen Gelegenheit geben. Er [illegible] nicht bey der unfruchtbaren systematischen Kennt[illegible] [illegible], sondern führt seine Begleiter auf die Anwendung [illegible] im gemeinen Leben, Künsten, Manufakturen, [illegible]lung und Arzeney, zeigt ihre Zubereitung zu diesem [illegible], erklärt die dazu gehörigen Maschinen beyläufig, und [illegible]lles ohne Aufwand von unzeitiger Gelehrsamkeit und in [illegible] Deutsch. Kurz, der Verfasser scheint uns den [illegible] troffen zu haben, und kann auf den großen [illegible] ers in diesem Fach gegründeten An-

 spruch

spruch machen. Wenn Bayern mehr dergleichen Leute in seinem Schooße nähret, so wird es nach 10 bis 20 Jahren mit den Ländern Deutschlandes wetteifern können, wo die Aufklärung in der Naturgeschichte früher anfieng und nicht so starke Hindernisse fand als hier; und dies wünscht der Recensent aus Patriotismus für Deutschland von Herzen.

Carl Bryant's Verzeichniß der zur Nahrung dienenden sowohl einheimischen als ausländischen Pflanzen. Erster Theil. Aus dem Englischen mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vermehrt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1785. 1 Alph. 15 Bog. in 8.

Die Absicht des Verf. und seines Uebersetzers mag ganz gut seyn, allein wir haben keinen Beruf das Original zu beurtheilen, nur müssen wir sagen, daß seine botanischen Beschreibungen richtig und gut sind, so weit wir sie gelesen haben, obgleich das ganze Project uns nicht so einleuchtend ist, daß wir es allgemein anpreisen könnten. Indessen wollen wir den Inhalt anzeigen.

1. Hauptstück. Eßbare Wurzeln.
2. — — Wurzelsprossen, Stengel, Sprößlinge und Mark der Pflanzen.
3. — — Blätter.
4. — — Blumen.
5. — — Beeren.
6. — — Steinfrüchte.
7. — — Kernfrüchte.
8. — — Hülsenfrüchte.
9. — — Körner und Saamen.
10 — — Nüsse.
11 — — Erdschwämme.

Anhang einiger Pflanzen.

Frm.

Handbuch der gemeinnützigen Chymie bey verschiedenen chymischen Arbeiten, Zubereitungen, Kunststücken

stücken und Geheimnissen zu Ausbreitung guter Kenntnisse in mechanischen Künsten und andern unentbehrlichen Wissenschaften in dem gemeinen Leben. Leipzig, 1785. 8. 384 S.

Recens. [illegible] d allemal verlegen, wenn er Bücher solcher Art
[illegible] ou. Auf einer Seite erfordern Bekanntschaft mit
[illegible] nde, Ueberzeugung und Pflicht gegen die Leser
wollen ausd [illegible] k; auf der andern Seite hingegen läßt man sich
[illegible] nung empfohlen seyn. Wir wünschen daher
[illegible] der Herausgabe dieses sonderbaren Buchs, und
[illegible] men dabey wenigstens einigen Beyfall geben zu
[illegible] so mehr, da der uns unbekannte Verf. in einer ge-
lehrten Vorrede selbst manches darüber beybringt, wenn
[illegible] Ausführung der billigen Erwartung einigermaaßen
[illegible] Das ist aber hier der seltenste Fall. Fast durch-
[illegible] es dem Verf. sogar an den ersten gesunden Begriffen
[illegible] , daher eine Menge abentheuerlicher Vorstellun-
[illegible] alchemistischen Zeitalter, die desto auffallender
[illegible] in andern Stellen wieder etwas aus Crell's Jour-
[illegible] Licht also mit dicker Finsterniß gepaart, vorkömmt.
[illegible] ernheiten oder offenbare Unwahrheiten obwalten,
[illegible] die äußerste Unbestimmtheit, Unvollständigkeit
[illegible] acciose Compilation, in einem nichts weniger als
[illegible] Vortrage. Zur Bestätigung einige Proben,
[illegible] m Aufschlagen sich vorfinden. S. 36. „Bey den
[illegible] trifft man einen vierfachen Unterschied an, den
[illegible] die Subtilität und Fixität, den andern die beson-
[illegible] , den dritten das corrosivische Wesen, und den vier-
[illegible] kungen bey den Auflösen aus." S. 43. „Körper,
[illegible] einer merkurialischen Erde bestehen; als Hütten-
[illegible] er, Bismuth, Cobalt." S. 111. „Das
[illegible] aus einem purpurfarbenen Schwefel, etwas
[illegible] Mercurio." S. 137. „Das Spiesglas besteht
einem feuerbeständigen und einem verbrennlichen Schwe-
[illegible] Dieser doppelte Schwefel ist aber aus einem doppelten
[illegible] zum Vorschein gekommen. Vor das Erste aus einem
[illegible] und für das andere aus einem salzigsäuerlichen. Hie-
[illegible] die [illegible] oder mercurialischen Theilchen,
[illegible] überwinden und im Zaume
den [illegible] hervorbringen. Wegen der irdi-

 schen

schen und salzigten Theilchen aber kann es leicht in Glas verwandelt werden." Nach S. 317. soll der Eßig durch Veilchenblumen blau gefärbt werden u. s. w. Der Inhalt des Buchs, bey dem der Verf. das Mehrste selbst geprüft und Versuche darüber angestellt haben will, erstreckt sich übrigens über fast alles Erdenkliche aus jedem Zweige der Chemie, sogenannten natürlichen Magie, Putzkrämerey u. dgl. Auch das charakterisirt unsern Mann. Ja! man lernt sogar daraus (S. 335.) machen, daß einem zur Kurzweil Hörner zum Kopf herauswachsen!

Xbp.

Magie, oder die Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen, und die Belustigung angewandt worden, von Joh. Sam. Halle, Prof. des Kön. Preuß. Corps des Cadets in Berlin. Mit 9 Kupfert. Dritter Theil. Berlin. 1785. bey Pauli. 600 S. in 8.

Wir müssen auch hier alles wiederholen, was beym zweyten Bande dieser Schrift schon erinnert worden, daß der Verf. viel zu weit um sich greift, das Werk ohne Noth und Nutzen vergrößert und die Käufer abschreckt. Von den elektrischen Versuchen hätte das meiste wegbleiben können, weil es eigentlich für eine natürliche Magie nicht gehört. Von einer ursprünglichen Elektricität des isländischen Kristalls, die er auf Kohlen verliehren und nach der Erkaltung wieder bekommen soll, ist uns nichts bekannt. Hingegen stehen die elektrische Wasserhose, die Blitzscheibe, künstliche Vorstellung eines Centralfeuers und das elektrische Bombardement am rechten Orte.

Von den chemischen Versuchen hätte wieder billig der größte Theil wegbleiben können. Sehr wenig Leser werden verstehen, was der Verf. mit dem Mittel, Feuerflammen zu versteinern oder einzubalsamiren, sagen wolle, worunter eine sehr uneigentliche schwülstige Beschreibung der Zinkblumen verstanden wird.

Was unter magnetischen Versuchen vorkömmt, gehört mehr ins Lehrbuch einer Naturlehre, als hieher.

Die

Die mechanischen Versuche enthalten Beschreibungen von Kempelens Schachspieler und Sprachmaschine, von der Harmonica, Franklins Wanduhr und einer Waschmaschine.

Die ökonomischen Versuche werden verschiedene Leser am meisten interessiren, weil darin allerhand brauchbare Materien vorkommen. Davon nehmen wir jedoch die ganz ungeschickte Beschreibung der sparsam brennen sollenden Wallrathlichte für die Haushaltungen aus, wornach zu 10 Pfunden Licht, sieben Pfund Alaun, zwey Pfund Kochsalz, ein Pfund Wallrath, und fünf Loth Fraueneis genommen werden soll.

Der ganze Abschnitt von specifischen Mitteln in Krankheiten gehört auch nicht hieher; wie vieles von den vermischten Versuchen.

D. Carl Wilh. Pörner, Churfl. Sächs. Bergrath 2c. Anleitung zur Färbekunst, vorzüglich Tuch und andere aus Wolle gewebte Zeuge zu färben. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1785. 446 Seit. gr. 8.

Nachdem der Verf. durch verschiedne Freunde veranlaßt worden, aus seinen ehemaligen Versuchen und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst, welche 1772 und 73. in drey Bänden erschienen sind, nur allein die nützlichsten Behandlungen und die brauchbarsten Farben zu ziehen und besonders zu beschreiben; so hat er sich endlich entschlossen, nicht sowohl einen bloßen Auszug aus jener Schrift zu verfertigen, sondern vielmehr eine ganz neue Arbeit zu unternehmen, und durch gegenwärtige angezeigte Schrift eine Anleitung zur Färbekunst zu liefern, welche nach seinen mehrern fortgesetzten Versuchen und Entdeckungen, nicht nur viele neue, eben nicht bekannte und gebräuchliche Behandlungen, sondern auch manche bekannte, aber mit einigen Veränderungen vorzunehmende Bearbeitungen enthalten, überhaupt aber Vorschriften ertheilen soll, nach welchen jeder Färber die angezeigten Bereitungen nützlich ausführen könne.

Im ersten Abschnitte werden die Bereitungen der Haupt- und Grundfarben, als roth, gelb, blau und schwarz, und im zweyten, Vorschriften zu vermischten Farben und Schatti-

rungen gegeben. Bey jeder einzelnen Farbe ist die Vorbereitung des Tuchs und dann dessen Behandlung in der Flotte genau beschrieben. Ueberhaupt sind in dieser Schrift lauter anwendbare Vorschriften mit erläuternden Anmerkungen befindlich, deswegen sie allen praktischen Färbern bestens anempfohlen werden kann. Sie werden darin Anleitungen und Aufklärungen ihres Geschäffts erhalten, solches in der Folge sicherer und nützlicher betreiben zu können. Von der Scharlachfarbe, von der Blauküpe und deren Arten vom sächsischen Blau, und verschiednen andern beträchtlichen Farben, finden sich darin mancherley Punkte, die ihnen wichtig seyn müssen.

Zf.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1785. Sechstes Jahr in 12. 15 Bog. Weimar, in der Hofmannischen Buchhandlung.

Der Herausgeber (Herr Göttling dermalen in Göttingen) überliefert hier den Freunden der Scheidekunst und der Pharmacie die sechste Fortsetzung, dieses vom Publikum, so allgemein gut aufgenommenen Büchleins. — Mit eben dem Eifer und Fleiß, wie bey den vorigen Jahrgängen, hat sich derselbe bemühet, auch hier eigenthümliche und andere interessante Aufsätze zu liefern. Der Inhalt zerfällt, wie bey den vorhergehenden, in drey Abschnitte. Erster Abschnitt. Fortsetzung der kleinen Bemerkungen aus der Chemie. Daß die Zuckersäure die Grundlage der Pflanzensäure sey, und den Hauptbestandtheil ausmache, hat Herr Westrumb sich zu zeigen bemühet, und bestimmt dabey durch die mehr oder weniger brennbare Theile den Grad ihrer Festigkeit — auch hat derselbe durch die Behandlung mit der Salpetersäure aus dem Milchzucker, der Weinsteinsäure u. a. m. eine wahre Zuckersäure erhalten — eine wahre Zuckersäure erhielt Herr Göttling aus Sägespähnen von büchenem Holze durch die Behandlung mit der Salpetersäure, — sollten wohl nicht diese Crystallen eine eigene, erst durch die Salpetersäure, Pflanzensäure, brennbaren und erdichten Theile modificirte, saure Salzart seyn? Eine blaue Erde aus der Sode, welche Henkel schon zu scheiden wußte, hat Hr. Bindheim untersucht, und will

in

in selbiger flüchtiges Alkali, Brennbares, Kalch, Kieselerde, Gyps, Eisen und Braunstein gefunden haben. Eine metallisch glänzende sympathetische Dinte siehet man, wenn die mit Silberglätteßig geschriebenen nassen Buchstaben über den Dampf, welcher bey der Niederschlagung der Schwefelmilch entstehet, gehalten werden. — Die Buchstaben werden braun gefärbt, und erlangen einen metallischen Glanz. Daß brennbare Luft und Phlogiston einerley Wirkungen äußern, davon werden hier Beyspiele gegeben. Daß Hrn. Liebebeins Methode, die Salpeternaphte zu bereiten gefährlich sey, wird hier anschaulich aufgestellt. Die Crystallen aus dem Petersilien- und Fenchelöle hält Hr. Hermbstädt nicht für Campher, sondern für ein verdicktes Oel (ist doch noch nicht hinlänglich bestimmt gesagt!) Herr Westrumb hat gefunden, daß das von den Bremer Materialisten verkaufte Glaubersalz nicht allerdings ächt, sondern ein beträchtlicher Theil vom Bittersalze mit eingemischt sey. — Daher es dann komme, daß dieses Salz, zur Bereitung des Seignettesalzes nicht allerdings tauglich. Das von den Materialisten sogenannte Oleum Syrae ist nach Rec. wiederholter Erfahrung nichts mehr und nichts weniger, als ein, durch die Destillation mit Wasser, in einem gläsernen Retortchen aus dem Sandbade vorgenommene Verdickung des ächten Cedroöls. Denn das in Leipzig und Frankfurt verkäufliche Oleum Syrae ist diesem so ähnlich wie ein Ey dem andern. Wenn eine Auflösung des Goldes in Königswasser mit Kalchwasser niedergeschlagen wird, so entstehet daraus kein Knallgold. Die Versetzung des Kupfers mit Zink während dem Schmelzen des erstern muß mit der äußersten Behutsamkeit unternommen werden, außerdem ist solches mit der größten Gefahr verknüpft. Um die Naphte der Weinsteinsäure hervorzubringen, haben sich die Herren Westrumb und Hermbstädt zeither vergeblich bemühet. Eine freywillige Entzündung entstand, als Johanniskrautblumen mit Baumöl gekocht, und das Kochen ein wenig zu weit getrieben wurde — (eine Beobachtung des seel. D. Geller, dem B. R. D. Bucholz mitgetheilt) — ob Weinsteincrystallen, Salpeter enthalten? verdient gar keiner Erwähnung, wie Wasserberg solches zu erweisen bemühet gewesen. Daß die Schwefelblumen eine freye Säure enthalten, bemerkte Hr. B. R. D. Bucholz zuerst, da er wahrnahm, wie eine Emulsion durch dazu gemischte Schwefelblumen gerann, und sich zersetzte. — Hr. Göttling fand dieses durch wiederholte Versuche noch deutlicher

cher. Noch verschiedene Beyspiele von freywilligen Entzündungen und Erhitzungen, welche zu denenjenigen gehören, so Hr. B. R. D. Bucholz in den chemischen Annalen zur Warnung vor Schaden, neben einander gestellt, und bekannt gemacht hat. Zweyter Abschnitt. Weitläuftigere Aufsätze. An den allgemeinen Grundregeln chemische Versuche anzustellen, haben die Herren Wiegleb und Strutte einen ehrvollen Antheil, und verdienen dafür den wärmsten Dank. Wichtig ist in allem Betrachte: Nachricht von einigen destillirten Oelen, so über 40 Jahre wohlverwahrt aufbehalten werden, von Hrn. B. R. D. Bucholz (aus dem Act. acad. Mogunt. 1784.) Diese Oele hatte Hr. Hofr. Büttner in Jena alle selbst destillirt, und dem Hrn. BR. D. Bucholz war es vergönnt, eine kurze Beschreibung davon zu veranstalten. Nicht minder wichtig sind die Versuche und Beobachtungen über einige Gegenstände der Scheidekunst vom Hrn. Remler in Erfurt. — Hieher gehören vorzüglich: Versuche über die Doppelfarbe der wilden Castanienrinde, und der daraus entstandenen Seife. — Auch sind diesen Bemerkungen in Betracht ihrer Wichtigkeit diejenigen an die Seite zu setzen, welche Hr. C. A. Hofmann in Cassel, über einige pharmaceutisch-chemische Gegenstände, hier mit einrücken lassen. Für Mineralogen wichtige, und mineralogische Versuche im Kleinen zu machen, ist die Beschreibung der Geräthschaft die dephlogistisirte Luft bey kleinen Schmelzversuchen anzuwenden, wovon das Mehrere in der beygefügten Kupfertafel anschaulich gemacht wird.

Dw.

Geo. Rud. Boehmeri bibliotheca ſcriptorum hiſtoriae naturalis, oeconomiae, aliarumque artium ac ſcientiarum ad illam pertinentium realis ſyſtematica.

Oder:

G. R. Böhmer's Handbuch der (Litterärgeschichte der) Naturgeschichte, Oekonomie und anderer damit verwandten Wissenschaften und Künste. Leipzig.

zig, bey Junius Erster Theil in 8. welcher die allgemeinen Schriftsteller enthält. Erster Band. 1785. 4 Bogen über 2 Alphabete stark.

Ein Werk, dessen Erscheinung wir schon längst wünschten, und dankbar annehmen, ob wir gleich den Gesichtspunkt etwas anders gefaßt, mehr von der Geschichte und den Fortschritten der Wissenschaft selbst beygebracht, diejenigen Theile, welche Haller schon in seinen Bibliotheken bearbeitet hat, ausgelassen, und so den Umfang zwar etwas eingeschränkter, aber dagegen desto mehr von dem wahren Inhalt und Werth des Werks angeführt, und selbst die Ordnung hin und wieder anders wünschten, die, wenn nicht durch ein sehr genaues Register geholfen wird, den Gebrauch des Werks für manchen Leser, vornehmlich zum Nachschlagen, sehr beschwerlich mache. Der Verf. erhebt sich zwar weit über Fuchs, Baumer, Weber; der Leser erhält in ihm mehr, als im Cobresischen Bücherverzeichnisse und dessen Nachdrucke, aber Hallern hat er unsers Erachtens, und aus dem Gesichtspunkte, aus welchem wir ein solches Werk ansehen, wenn es der Wissenschaft und ihren Bekennern wahren Nutzen bringen soll, betrachtet, noch lange nicht erreicht, wenn er schon öfters seine Grundsätze und Ordnung befolgt, und, um die Leser mit dem Werth der Schrift bekannt zu machen, auf sein Urtheil verwiesen hat. Vollständigkeit in einem solchen Werke zu verlangen, würde eine sehr ungerechte Forderung seyn, und es ist schon viel geleistet, wenn es keine beträchtliche Lücken hat. Lücken haben wir auch hier, besonders in dem Abschnitt von topographischen Schriftstellern gefunden; so haben wir z. B. unter Portugall die Schrift des Jos. Ant. de Sa, unter Spanien die Introductio in oryctographiam et zoologiam Arragoniae, accedit enumeratio stirpium in eadem regione noviter detectarum 1784. unter Frankreich Darluc's Naturgeschichte von Provence, unter Italien Maironi sulla storia naturale del Bergamano, Paci von der Insel Elba, die Briefe des Hrn. Grafen v. Borch und die malerischen Reisen des Hrn. Hovel über Sicilien und Malta, unter Oesterreich Hermann's Reisen durch Oesterreich, Steyermark, Kärnthen 2c. unter Kurland Ferber's Anhang zu Fischer's Zusätzen zu seinem Versuch einer Naturgeschichte Lieflands u. a. vergebens gesucht; hingegen unter Frankreich Yorik's Sentimental journay,

die doch für nichts weniger, als für Naturgeschichte geschrieben ist, unter Schweiz Lauretto Reise nach dem Pilatusberge, wo doch nicht der Lucernische, sondern, wie der V. S. 509. wo die gleiche Schrift auch angeführt ist, der Pilatusberg in Lyonnois verstanden ist, und (Pennant's) Lettres from Snowdon, die in der englischen Urschrift S. 526. richtiger geordnet sind, angetroffen. Sonst hat der Verf. folgende Ordnung befolgt: voran gehen die Litteratoren, vornehmlich diejenigen, die im Fach der Arzneykunde gearbeitet haben; auf sie folgen Wörterbücher und ganze Sammlungen, die ganz oder großentheils der Naturgeschichte und ihren Theilen gewidmet sind, vornehmlich die Schriften der Akademien und gelehrten Gesellschaften; dann theilt der Verf. das Ganze in fünf Theile; der erste begreift die allgemeine Naturgeschichte, der zweyte das Thierreich, der dritte das Gewächsreich, der vierte das Mineralreich, und der fünfte das Wasserreich. Den ersten Abschnitt in jedem dieser Theile macht der litterarische aus; bey dem ersten Theile hat der Verf. auch diejenigen, welche die Naturgeschichte überhaupt empfehlen, und andere allgemeine damit vereinigt; den zweyten Abschnitt des ersten Theils machen Beschreibungen, Abbildungen, Systeme, Naturlehre; den dritten biblische und kritische Schriften, den vierten mikroskopische; den fünften Naturaliensammlungen; den sechsten Topographien; den siebenden medicinische; den achten pharmaceutische; den neunten chemische; den zehenden diätetische; den eilften ökonomische; den zwölften technologische Schriften. Der erste Abschnitt der drey folgenden Theile ist 1) in litterarische; 2) Beschreibungen, Abbildungen und 3) topographische Schriften; 4) biblische und kritische; 5) physikalische; 6) medicinische; 7) Jagdbücher; 8) ökonomische Schriften abgetheilt. Der zweyte Abschnitt des zweyten Theils theilt sich nach den sechs Linneischen Ordnungen in sechs Kapitel, zu welchen noch ein Kapitel von erdichteten Thieren kömmt. Der zweyte Abschnitt des dritten Theils führt die Schriften von einzelnen Gewächsen an, nebst einem Anhange von Harz und Pech. Der zweyte Abschnitt des vierten Theils theilt sich in die Schriften von Erden, in diejenige vom Sande, in diejenige von Steinen, in diejenige von Salzen, in diejenige von Schwefeln, in diejenige von Halbmetallen, in diejenige von Metallen, und in diejenige von Kunsterzeugnissen. Dieser Theil hat noch einen dritten Abschnitt, worin 1) die Schriften von unterirdischen Hölen; 2) diejenigen von derglei-

chen

chen Dünsten; 3) diejenige vom unterirdischen Feuer; 4) diejenige von der Wünschelruthe u. a. angezeigt sind. Der fünfte Theil ist 1) in litterarischen und historischen getheilt; der zweyte Abschnitt wird die Schriften von Wasser, der dritte diejenigen vom Thau, Regen, Schnee, der vierte diejenige von Brunnen, der fünfte diejenige vom Meere und von Flüssen, der sechste diejenige von Bädern, und der letzte diejenige von Sauer- und andern Gesundwassern anzeigen. Dieser erste Band begreift die 6 ersten Abschnitte des ersten Theils in sich; dem Abschnitt von Naturaliensammlungen sind auch die Schriften beygefügt, worin gezeigt wird, wie Naturalien sowohl in Sammlungen als zum wirthschaftlichen Gebrauch aufbewahrt werden können.

Ib.

Botanisch praktische Lustgärtnerey nach Anleitung der besten neuesten brittischen Gartenschriftsteller, mit nöthigen Anmerkungen für das Clima in Deutschland von Franz Hermann Heinrich Lüder, Superintendenten zu Dannenberg im Fürstenthum Lüneburg u. s. w. Zweyter Band. Leipzig, 1784. 4.

Alles das Gute, Empfehlungswürdige, was wir in der Allg. deutsch. Bibl. von dem ersten Bande dieser Arbeit gesagt haben, müssen wir unsern Lesern bey diesem zweyten Bande wiederholen. Der Verf. bleibt in der Ausführung seinem Plane getreu, welches der Kenner mit Dank bemerken wird. Blumenliebhaber finden unter den Artikeln Amaryllis, Hyacinthus, Lilium, Narcissus, Polianthes, Tulipa u. dergl. viel schönes bestimmt gesagt, dessentwegen wir rathen möchten, nach Beendigung des Werkes für solche darauf einen besondern im Preise wohlfeilen Auszug abdrucken zu lassen, damit nicht ein geldgieriger Nachdrucker diesen Weg des unerlaubten Erwerbs zuerst einschlägt.

Km.

10. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians des Ersten, von D. H. Hegewisch, Prof. zu Kiel. Erster Theil. Hamburg, bey Bohn. 1782. 226 Seiten in gr. 8. Zweyter Theil. 1783. 203 Seiten.

Nachdem Robertson unsern deutschen Geschichtkundigen in der Bearbeitung der Regierungsgeschichte Karls V. mit so vielem Ruhm zuvorgekommen ist, war es zu wünschen, daß sie wenigstens die Geschichte Maximilians I. das würdige Gegenbild zu seinem Enkel, nicht auch einem Ausländer zur Stiftung eines vorzüglichen Denkmals überlassen möchten. Und obgleich dieselbe vor kurzem am Hrn. Schmidt einen Geschichtschreiber gefunden hat, dessen Gaben wenige gleich kommen; so weiß man doch wohl, wie weit vortheilhafter die Stellung eines ruhmwürdigen und auf allen Seiten thätigen Fürsten werde, wenn seine ganze Geschichte zu einer Reihe genau zusammenhängender und unmittelbar auf einander folgender Scenen gemacht wird, als wenn sie nur in die Geschichte eines Reichs oder einer Nation eingeflochten erscheint.

Hr. H. hat die Geschichte Maximilians in vierzehn Kapiteln beschrieben. Vielleicht wären ihrer weniger nöthig gewesen, um dieselbe, nach seinen vornehmsten Unternehmungen, Thaten und Verdiensten, mit nicht zu sehr zerstreuten Blicken überschauen zu können. Im ersten Kap. wird der Zustand des Hauses Oesterreich unter Friedrich III. abgeschildert, und die schon während des Lebens dieses seines Vaters merkwürdige Geschichte Maximilians, bis zum Frieden zu Senlis (J. 1493.) erzählt. Wir verstehen es nicht, wenn der Verf. sagt: „Unter der Regierung Friedrich III. schien das Haus Oesterreich von seinem gewöhnlichen Glücke verlassen zu seyn." Auf der einen Seite war das Glück dieses Hauses bis auf Fr. noch nichts weniger als groß und anhaltend gewesen. Rudolfs I. Erwerbungen kamen von

seiner

seiner Geschicklichkeit, nicht vom Glücke her. Sein Sohn
Albrecht verwickelte vielmehr sein Haus in unglückliche lang-
wierige Kriege, entfernte es vom Kaiserthrone, und legte den
Grund zum Verluste seiner Schweizerischen Stammgüter, der
hundert Jahr nach ihm erfolgte. Daß Albrecht II. Ungarn
und Böhmen mit der Kaiserkrone vereinigte, war nur der
neue Anblick eines gleich vorübergehenden Glücks. Hingegen
auf der andern Seite fieng sich das außerordentliche und fort-
dauernde Glück, wegen welches jenes Haus so berühmt ist,
eben unter Friedrichen mit der Burgundischen Erbschaft
an. Obgleich übrigens das Bekannte in diesem Kapitel gut
vorgetragen ist; so hätten wir doch über die Erziehung und
den Weg, auf welchem sich Maxim. zum Regenten gebildet
hat, hier auch noch etwas erwartet; an Statt daß der Verf.
gewissermaaßen von dessen Geburt gleich zu seiner Vermäh-
lung übergeht. Das wenige, was er darüber ganz am Ende
seiner Geschichte sagt, ist unzulänglich, und steht nicht am
rechten Orte.

Im 2ten Kap. (S. 71. fg.) folgt nach Maxim. Rö-
mischer Königswahl, sein Regierungsantritt, die damalige
Verfassung von Deutschland, (warum nicht auch von Europa
überhaupt, da doch mit Maxim. Regierung die neuere Eu-
ropäische Geschichte anfängt?) und ein Abriß der Geschichte
des Schwäbischen Bundes, als eines Hauptmittels gegen die
währenden Befehdungen dieser Zeit. Von den letztern wird
ein ausführlicher Abriß mit Umständen und Erläuterungen,
die man nicht überall antrifft, gegeben. Doch können wir
nicht dem Campanus mit dem Verf. nachsagen, daß Deutsch-
land damals ganz Ein Räubernest gewesen sey. Darinne
aber sind wir seiner Meynung, daß es Affektation sey, weil
man um den Anfang des 16ten Jahrhunderts den Kaiserl. Titel
erst nach der päpstl. Krönung gab und annahm, ihn auch jetzt ei-
nem rechtmäßigen Kaiser jener Zeit nicht früher zu ertheilen.

Das dritte Kap. geht von der zweyten Vermählung des
Kaisers, bis zum Ende des J. 1495. Hr. H. erinnert hier
zuerst, man dürfe sich Maxim. Erbstaaten nicht mit allen ih-
ren heutigen vollkommenen Einrichtungen gedenken; (das
wird wohl niemand thun;) das Geld wäre daselbst noch selt-
ner gewesen, als in andern Gegenden Deutschlands, und
seine Einkünfte müsse man als sehr unbeträchtlich annehmen.
(So äußerst gering waren sie doch auch nicht; besonders wenn

 man

man sich die damaligen Preise der Bedürfnisse, Maxim. Aufwand und Hang zur Verschwendung denkt. Schmidt hat schon aus dem Weißen Kunig bemerkt, daß ihm das einzige Bergwerk zu Schwatz in Tyrol jährlich 150,000 Gulden eingetragen habe.) Ueber die zweyte Vermählung des Kaisers, und seine daraus hauptsächlich entstandene Theilnehmung an den Italiänischen Händeln, hätte vielleicht noch etwas treffenderes gesagt werden können. Die Geschichte des berühmten Wormser Reichstags vom J. 1495. ist wohl gerathen.

Die Begebenheiten der drey folgenden Jahre sind im vierten Kap. enthalten; mithin die Berathschlagungen und Schlüsse von Reichstägen, nebst Maxim. unfruchtbarem Antheil am Italiänischen Kriege. Daß Guicciardini gegen diesen Kaiser sehr partheyisch sey, wie S. 167. Anm. h. behauptet wird, können wir doch eben nicht finden. Daß er nicht alles in Italien mit gleichen Augen ansah, wie Maxim. und dessen Freunde, ist etwas anders.

Hierauf wird im fünften Kap. der Schweizerische Krieg des Kaisers ganz lehrreich beschrieben: und hiermit endigt sich der Erste Theil. Das sechste Kap. welches den Zweyten anfängt, geht die Begebenheiten von 1500 – 1502. durch, und darunter ziemlich vieles ausländische. Viel zu mager ist S. 33. die aus etlichen Zeilen bestehende Nachricht von der Errichtung des Kais. Hofraths. Im siebenden Kap. rückt die Geschichte vom Jahr 1502 — 1504. und im achten bis ins J. 1505. fort. Sie ist in der That durch so viele kleine Absätze etwas zu sehr zerstückelt worden. Alles, was in dem Bündnisse von Cambray und dessen Folgen mit Maximilians Regierung und Unternehmungen zusammenhängt, (vom J. 1508. bis zum J. 1516.) ist im zehnten Kap. zusammengefaßt. Der Anfang dazu wird mit einem etwas weitschweifigen Gemeinplatze gemacht; doch läßt sich die Erzählung selbst gut lesen. Ob die bekannte Rede, welche Guicciardini dem Venetianischen Gesandten, an den Kaiser in den Mund legt, ächt sey, oder nicht, darüber erklärt sich der V. (S. 109.) gar nicht. Es hätte aber doch einiges davon gesagt, und auch der Inhalt jener Rede angegeben werden sollen.

Nun holt der Verf. im eilften Kap. wieder einige Begebenheiten von anderer Art aus den Jahren 1510 — 1516. nach,

nach, nehmlich die Beschwerden der deutschen Nation wider den Papst, Maximilians Entwurf ihnen abzuhelfen, und seinen doppelten Heyrathsvertrag mit dem Könige von Ungarn und Böhmen. Die erstern Nachrichten sind besonders lesenswerth. Auch wird zugleich S. 145. fg. Maximilian nicht übel gegen diejenigen, besonders ausländische Schriftsteller vertheidigt, welche ihm einen gewissen Leichtsinn in der Ergreifung mancherley Unternehmungen, ein eben so geschwindes Abspringen von denselben, und Mangel an Standhaftigkeit vorwerfen.

Im zwölften Kap. findet man Begebenheiten vom J. 1516—1518. Maximilians Absicht die Türken zu bekriegen; Verhandlungen darüber auf dem Augsburger Reichstage, die daselbst bekannt gemachte heftige Rede wider denselben, vermuthlich von Hutten; die Eindrücke von beyden, und den Schluß der Reichsstände.

Jetzt eröffnet sich im dreyzehnten Kap. (S. 167—177.) die große Religionsscene unter Maximilian I. mit einer Abschilderung von der damaligen Kirchen- und Religionsverfassung, und dem Auftritte Luthers, bis auf sein Verhör zu Augsburg beym Cajetan. Vieles ist hier recht geschickt gezeichnet; manches aber auch zu seicht, oder gar unrichtig. Von den Gesinnungen des Kaisers, der vornehmsten Reichsfürsten, der Nation überhaupt, in Ansehung der Religionsverbesserung, ist gar zu wenig gesagt, ingleichen von demjenigen, was sie damals in Deutschland erleichtern oder erschweren konnte u. dgl. m. Ein Fehler von mehr als Einer Art liegt in den Worten: (S. 168.) „von 1305 bis 1376. hatte sich, nicht die Kirche, sondern das Kardinalscollegium getrennt; jede Parthey wählte sich ihren Papst; der eine saß zu Avignon, der andere zu Rom." In dem gedachten Zeitraum fand gar keine solche Trennung statt; der Papst hatte sich zwar von Rom entfernt, aber dafür saß er zu Avignon als allgemein erkanntes Oberhaupt der Kirche. Ohne Zweifel hat der V. den Zeitraum der großen kirchlichen Trennung von 1378—1428. im Sinne gehabt, und sich in der Eil verschrieben. Aber auch da kann man nicht sagen, daß blos das Kardinalscollegium sich getrennt habe; die ganze abendländische Kirche folgte ihr nach, und erklärte sich zum Theil für den einen Papst, zum Theil für den andern, endlich gar noch für einen dritten. Friedrich I. S. 172. muß Friedrich III.

 heißen

heißen. Eck lebte nicht (nach S. 173.) zu Augsburg, sondern zu Ingolstadt.

Endlich schließt das vierzehnte Kap. mit Maxim. Benehmen in Absicht Luthers seinem Tode, den Staatsveränderungen seiner Zeit in Spanien, Frankreich, England und Deutschland, dem Zustand der Hanse und des deutschen Ordens in Liefland, zuletzt mit den damaligen Verbesserungen der Kriegskunst. Daß der Verf. über alles dieses manche treffende Bemerkungen und Erläuterungen beygebracht hat, ist gewiß. So giebt er in einer langen Anmerkung von mehrern Seiten, (S. 178. fg.) ein Beyspiel von Maxim. Neigung zu philosophischen und theologischen Spekulationen, an der Beschreibung eines seltenen Werks des berühmten Joh. von Trittenheim, (Liber octo quaestionum,) welches er zur Beantwortung der ihm von dem Kaiser vorgelegten Fragen geschrieben hat. Desto mehr aber muß man sich wundern, daß der Verf. von Maxim. Kenntniß, Neigung und Beförderung der Gelehrsamkeit, ingleichen von den ihm beygelegten Schriften, so gut als nichts gesagt hat. Der Hr. v. Khautz, in seinem Versuche einer Geschichte der Oesterreichischen Gelehrten, hat hierinne schon ziemlich vorgearbeitet, neuerer Beyträge nicht zu gedenken. In dem Charakter Maximilians, den Hr. H. S. 183. fg. entwirft, dürfte vielleicht nur wenig zur Vollständigkeit der Züge fehlen. Der Vorwurf gegen Robertson, (S. 186.) daß er diesem Kaiser alle Fähigkeiten abspreche, ist wohl nicht gegründet. Jener Geschichtschreiber sagt nur, M. sey ein Fürst gewesen, dem weder seine Tugenden, noch seine Macht, noch seine Fähigkeiten ein vorzügliches Ansehen gegeben hätten. Und das kann immer wahr seyn, wenn gleich jemand viele Fähigkeiten, nur nicht von der höhern Gattung, oder trefflich verbunden, und durch einander unterstützt, in seiner Gewalt hat. Eine Vergleichung, die der Verf. eben daselbst zwischen Max. und Franz I. anstellt, scheint uns doch etwas unbillig zum Nachtheil des letztern gedreht zu seyn. Lieber hätten wir Maximilian mit seinem Enkel Karl verglichen gesehen; besonders in Ansehung dessen, was jeder derselben für Deutschland gethan hat. Der Verf. endigt mit den Worten: „Was „sonst für Fortschritte Deutschlands in den Wissenschaften und „in der Cultur überhaupt unter dieser Regierung geschahen; „oder, wenn sie schon vorher gethan waren, um diese Zeit mehr

„merklich worden, ist ein Gegenstand, der vielleicht eine „eigene Ausführung verdiente." Wir glauben aber, daß diese Materie eben hier ihren rechten und angemessenen Platz gefunden hätte. Denn eine solche Erörterung ist doch eins der wichtigsten Resultate von der Regierungsgeschichte eines Fürsten. Auch würde uns ein critisches Verzeichniß der Quellen und Hülfsmittel, deren sich Hr. H. bey dieser Geschichte bedient hat, willkommen gewesen seyn. Ueberhaupt gereichen Fleiß, Genauigkeit, richtige Beurtheilung und eine nicht unangenehme Schreibart seinem Werke zur Ehre. Doch als ein historisches Bild betrachtet, das dazu bestimmt ist, die ganze öffentliche Thätigkeit eines berühmten Fürsten zu einer überaus merkwürdigen Zeit, und bey einer der vornehmsten Nationen, darzustellen, möchte es wohl von Seiten der Wahl, der Anordnung und Zusammensetzung, der verhältnißmäßigen Vollständigkeit und des Ausdrucks selbst, noch vieler feinern Bearbeitung benöthigt seyn.

Ub.

Demeunier über Sitten und Gebräuche der Völker. Beytrag zur Geschichte der Menschheit. Herausgegeben und mit einigen Abhandlungen vermehrt von Michael Hißmann. Erster Band. Nürnberg, in der Felßeckerschen Buchhandlung. 1783. 364 Seit. Zweyter Band. 408 S. in gr. 8. und 22 S. Anhang.

Das Buch ist eigentlich ein unter gewisse Rubriken geordneter Auszug aus der allgemeinen Geschichte der Reisen, die schon so oft und so stark von unsern Scribenten, welche keine vollständige Bibliothek von Reisebeschreibungen haben, gebraucht worden ist; aber leider! ein Auszug ohne Geschmack, ohne Philosophie, ohne Urtheil, welches den sel. Hißmann hätte abhalten sollen, dasselbe zu übersetzen. Er nennt sie selbst eine rudis indigestaque moles; und wirft seinem Verf. vor, daß er blos in Belegen, in Beyspielen und Factis sage, was der Mensch gewesen, und was er noch ist; daß er selten die Resultate ziehe, die seine Data an die Hand geben u. s. w. Inzwischen ist doch reichlich gesammelt, und unsere Lesewelt

wird wenigstens ein Buch der Art, das die Neugierde so stark reizen kann, nicht ungelesen lassen, ob es gleich in seinen Angaben nichts weniger als zuverlässig ist. Und das ist der nachtheiligste Mangel, dem man dem Werk nachsagen kann: die Quellen sind nicht lauter! Hätte der Verf. auch immerhin unterlassen, aus seinen Angaben die philosophischen Sätze selbst zu ziehen: wenn nur seine Data richtig wären, um sie zur festen Grundlage einer Theorie über den Menschen und seine mannichfaltigen Gestalten zu machen. Da der Herausgeber selbst im Anhang zum 2ten Band dieß zugesteht; so wollen wir kein Papier mit Beweisen von den Unrichtigkeiten, auf welche man nur allzuoft stößt, verderben. Aber wenn nicht die unseligste Schreibseligkeit den sel. Hißmann ergriffen hätte, wie hätte er die deutsche Welt mit einem Buche beschweren können, das er selbst für rudis indigestaque moles erkennt.

Das Wichtigste würden allerdings die Abhandlun
worden seyn, womit der Herausgeber sie begleiten
Ihre Gegenstände waren in der That reizend: ein
einer Geschichte der Menschheit; eine Untersu ung
Eigenthümliche der Ausbildung und Verfei
lichen Geistes in den merkwürdigsten Per en,
Griechen im Zeitalter Philipp's und Alexan s,
Ptolemäern, unter Cäsar und August, bey
7ten bis 13ten Jahrhundert, im Zeitalter
lius II, Leo X. und Ludewig XIV; eine
den Geist des Ritterwesens, und seinen
und Barbarey, ein Catalogue raisonné
der Geschichte der Menschheit, sind
daß es jedem ächten Gelehrten nach
tung gelüsten muß. Ob nun der sel.
gewesen seyn möge, von dem man ei
Ausführung hätte erwarten kön
nung von sich, und da er den alten
jetzt seinen ehemaligen Aufenthalt in
Jena verwechselt hat,) nahe zur
Gelehrsamkeit recht gut zu nutzen
auch bey andern eine vortheilhafte Me
ward. Aber er unternahm viel, schrieb auch
studirte, und daher kam es, daß er sich
als er ausführen konnte. Die Titel zu
höchstwichtige Materien zu machen,

Abhandlungen so zu schreiben, daß sie Kennern ein Genüge thun.

Dx.

Geschichte von Baiern für die Jugend und das Volk. Auf höchsten Befehl Sr. Kurfürstl. Durchl. herausgegeben von der Bairischen Akademie der Wissenschaften. Erster Band. München, bey Strobl, 1785. in 8. 28 Bogen. Zweyter Band. 27 Bogen.

Da man in Baiern noch kein eigentliches Schulbuch für die vaterländische Geschichte hatte, so wurde von der Regierung der Kurfürstl. Akademie aufgetragen, ein solches Schulbuch zu verfertigen. Die Akademie übertrug dieses Geschäfft ihrem Mitgliede, dem Hrn. Prof. Westenrieder, welcher seine Pension unter eben dieser Bedingniß, Schulbücher zu verfertigen, schon unter der vorigen Regierung erhalten hatte. Wir erfuhren aus öffentlichen Zeitungen, daß die Akademie ihn für dieses Werk besonders mit einer Medaille von 50 Dukaten belohnt habe.

Als Schulbuch betrachtet, dürfte diese Geschichte im Preise wohl zu hoch stehen, und durch ihre Weitläuftigkeit sowohl, als finstere, mit Zwischenperioden häufig überladene Schreibart für die Jugend nicht anziehend seyn. In einem guten historischen Schulbuche sollen die Ereignisse mit ihren Veranlassungen und Folgen kurz erzählt, die Helden der Geschichte in ihren Hauptzügen treffend geschildert, und bey allen wichtigen Begebenheiten dem Lehrer bedeutende Winke gegeben werden, das, was der Geschichtschreiber mit ausdruckvollem Pinsel hinwarf, vor den Augen der Zöglinge vollends auszumalen. Hier vermißt Recens. diese so nothwendige Kürze ganz. Sogar Nebencharaktere z. B. des Attila, ganze Schlachten in ihren nicht eben allezeit richtigen Details, z. B. jene zu Höchstädt sind so ausführlich erzählt, die politischen und moralischen Anmerkungen, z. B. 1 B. 404 S. und 2 B. 244—246 S. so gedähnt, daß der studirende Jüngling, welcher noch so viele andere Gegenstände zu bearbeiten hat, nothwendig darüber ermüden muß. Der Hr. Verf. scheint diesen Fehler seines Buchs selbst eingesehen

zu haben, da er es nachher in einer etwas bequemern Kürze zum Gebrauche der Schulen herausgegeben hat.

So viel von dieser Geschichte als Schulbuch. Nun zu ihrer Abtheilung und ihrem innern Werthe! Der erste Band enthält die Wanderung der ersten Böser, und die baierische Geschichte bis auf das Jahr 1180, mithin bis auf den Zeitpunkt, wo der herrschsüchtige Kaiser Friedrich I. seinen tapfern Gegner, Heinrich den Löwen, seiner Staaten beraubte, und in die Reichsacht erklärte. Die Gewaltthätigkeiten der Päbste und ihre angemaßten Rechte gegen die Fürsten, sind ohne Zurückhaltung beschrieben und richtig beurtheilt. Gregor VII. wird der feinste Staatsmann und Sophist seines und vieler Jahrhunderte und der kühnste aller Päbste genannt und der Mißbrauch der Religion zu Beirledigung des Ehrgeizes und politischen Interesse, sowohl auf der Seite des Pabstes, als auf der Seite der Fürsten, in seinem wahren Lichte dargestellt. Am Ende folgt ein Anhang von dem Inhalt, Anwachs und Verlust des baierischen Staats, vom J. 555 bis 1180, welcher zur Uebersicht sehr bequem ist, und ein Verzeichniß der bis dahin erloschenen Geschlechter, z. B. der Grafen von Sempt und Ebersberg, der Welfen, der Markgrafen aus dem Hause Bamberg, u. d. g.

Der zweyte Band behandelt die Geschichte Baierns, von 1180, bis auf jetzige Zeiten. Die Macht der Landstände war vor Otto dem Wittelsbacher sehr groß, und die Politik der Kaiser wußte dieses Ansehen, wodurch die Kräfte der Herzoge geschwächt wurden, vortrefflich zu unterstützen. Aber nach und nach starben die meisten altadelichen Geschlechter durch Fehden, Ueppigkeit und Kreuzzüge aus, und die Uebermacht der andern wurde durch Erbauung der Städte und Errichtung einer beständigen Soldmiliz, eingeschränkt. Im 12 und 13 Jahrhunderte geschah der wichtige Uebergang von den Freyheiten der ehemaligen beynahe unabhängigen Landsassen zu den heutigen Landständen. (Die Freyheiten der Landschaft sind bey Gelegenheit des Todes Maximilians III. neu aufgelegt worden.) — Bey Erzählung des Vertrags zu Pavia und überhaupt, wo es um die Nutztheilungen der baierischen und pfälzischen Staaten zu thun ist, hat der Verf. die neuesten Schriften benützt und richtig angewandt. — Ludwigs IV. großer und liebenswürdiger Charakter, seine Standhaftigkeit gegen die Päbste und sein unerschütterter

Muth

Muth in den gefährlichsten Umständen wird getreuer, als in Schmids Geschichte der Deutschen gezeichnet. — So aufrichtig Hr. Westenrieder in Ansehung der römischen Politik zu Werke geht, so sehr ist er bey allem dem den Jesuiten gewogen. Man lese nur seine Schilderung dieses Ordens S. 492—495. Sie sind ihm eine Gesellschaft gelehrter Männer, deren einzige Absicht ist, das Menschengeschlecht zu belehren, und demselben seine wahrhaften Vortheile in jeder Lage und in jedem Himmelsstrich zu zeigen — er nennts nur menschliche Schwachheit, wenn sie sich bereicherten und nicht in einer ewigen Selbstverleugnung und Abtödtung mit stets gleicher Rastlosigkeit fortfuhren. Ich weiß nicht, ob Hr. Westenrieder bey unsern Zeiten, wo Jesuitismus so ziemlich entlarvet ist, noch wirklich so denken könne, oder ob er nur heuchle. Eines macht seinem Kopf, das andere seinem Herzen keine Ehre. Es ist allgemein bekannt und aus hundert Thatsachen, ja aus den eigenen Schriften der Jesuiten erwiesen, daß ihr Hauptplan auf Eigennutz und Universalmonarchie angelegt war. Religion, (eigentlicher der bigotteste Aberglaube, vermischt mit praktischer Irreligion; man denke nur an ihre Missionen, Moysaden, Herz Jesu Andachten und dabey an ihren Probabilismus, ihre Lehre vom Königsmord, ihre Ketzerverfolgungen, ꝛc. ꝛc.) war nur Mittel, ihren Zweck, an welchem sie noch heute rastlos arbeiten, desto sicherer zu erreichen. Klagte doch einst die baierische Akademie selbst über die äußerst elende Verfassung der jesuitischen Schulen — und nun schämt sich Hr. Westenrieder nicht, in einem akademischen Werke zu sagen: Sie (die Jesuiten) nahmen die Wankenden und Unwissenden unter ihre Pflege und theilten sich (leider sich mit ihrem ganzen Jesuitismus) in Bälde allen Ständen des Landes mit. Sie vereinigten die Seelen zu Einer (freylich zu Einer, aber sehr dummen, ihren Absichten entsprechenden) Denkungsart, und flößten denselben einen starken Enthusiasmus zur Tugend ein. Erschrecklich! was muß Hr. Westenrieder unter dem Worte Tugend verstehen? Tugend ist im philosophischen Verstande Fertigkeit das Beste zu thun: vielleicht auch hier, nämlich Fertigkeit, alles zum Besten des Ordens der Jesuiten zu thun. Und das ist Hrn. Westenrieder Tugend!

Daß ein so eifriger Lobredner der Jesuiten auf Protestanten übel zu sprechen sey, läßt sich leicht erwarten. Ha-

ben wir ja ein ähnliches Beyspiel an einem der besten katholischen Geschichtschreiber, dem Verf. der Geschichte der Teutschen. Rec. dünkt immer, daß Luthern in allen Hauptständen Deutschlands, von welcher Kirche sie seyn mögen, eine Ehrensäule gebührt hätte. Was wäre Deutschland ohne ihn? Wo wäre Aufklärung, wo Geistesfreyheit? Vielleicht (wer weiß alle mögliche Conjuncturen?) müßte der deutsche Kaiser noch heut zu Tage nach Rom wallfarthen und dem Knechte aller Knechte Gottes als Reitknecht dienen, wäre Luther nicht gekommen. Warum führt Hr. Westenrieder nur immer die in der That nur zufälligen und von jeder großen Revolution untrennbaren Uebel an, welche durch die Reformation entstanden sind, (der 30jährige Krieg war ja mehr eine Wirkung der von Ferdinand II. affektirten Universalmonarchie als der Glaubensreforme) und warum verschweigt er so undankbar die allgemeinen und dauerhaften guten Folgen, die aus eben dieser Quelle kamen? Warum thut er schon bey Schilderung der Zeiten und des Charakters Ludwigs IV. wo noch an keine Reformation gedacht worden, einen so hämischen Seitenblick auf die Protestanten? Wozu die bittere Anmerkung S. 306? — Ferdinands II. ehrgeizige Absichten auf die Universalmonarchie läugnet er zwar nicht; er entschuldigt aber des Kurfürsten Maximilian I. unpolitisches Verfahren gegen seinen Vetter Friedrich V. von der Pfalz dadurch, daß Maximilian den Plan des Kaisers nicht eher eingesehen habe, bis er von diesem für alle Mühe und aufgewandte Kriegskosten mit seinem eignen Erbe bezahlt worden. Warum sagte Hr. Westenrieder nicht lieber gerade heraus: Maximilian, tapfer und gutherzig, aber geblendet vom Ketzerhaß, sah die eigenen Vortheile seiner Staaten und die weitaussehenden Projecte Ferdinands mit offenen Augen nicht, und erwarb sich dadurch auf dem Platze zu München ein warnendes Denkmal seiner kriegerischen Talente — und religiösen Schwachheit? Hr. Westenrieder vergaß die Regel, daß ein Geschichtschreiber (als Geschichtschreiber) weder Religion, noch Vaterland, haben muß.

Auch am Ende dieses Bandes befindet sich ein Anhang von dem Anwachs und Verlust des baierischen Staates bis 1779 nebst den Nutztheilungen seit 1255 und einigen Stammtafeln.

F. K.

Gegen-

wärtiger Zustand der Besitzungen der Euro... in Ostindien, durch August Hennings. Er... r Theil. Kopenhagen, 1784. Bey Stein... druckt.

Buch hat einen doppelten Titel, den erstgenannten, wel... auf das ganze vorhabende Werk bezieht, und einen ... vermuthlich für die, welche es allein besitzen wollen. ...e heißt: Geschichte des Privathandels und der jetzi... rfassung der Besitzungen der Dänen in Ostindien, mit ... r Erlaubniß aus dem Archive gesammelt und mit ...gehendem Privilegio herausgegeben von A. H. Von ... Handlungscompagnie und den Besitzungen ... r erhalten wir hier nicht aus dem Raynal, ... n neuern Statistiker, der doch hier nicht ... besten und neuesten Nachrichten gehabt, noch we... aus ... n unbescheidenen, streitsüchtigen Linguet, den er ... Verdienste abfertigt, oder andern noch schlechter unbe...eten ... istellern, sondern aus sichern Urkunden von ... dem es weder am Kopfe und Herzen, noch ei... ...uchen Sachkenntniß fehlte, eine Beschreibung, freylich ... der Geschickteste ohne solche Hülfsmittel so ...rdig u... vollständig nicht hätte liefern können. Um ...s Folgende zu verstehen, ist gleichwohl nöthig, et... ...das nicht jeder weiß, der die Schrift des Hrn. Verf. ... und es ungern hier vermissen wird, voraus zu schicken. ...dem Raynal nämlich unternahmen die Dänen unter ...tian IV. 1618 ihre erste Reise nach Ostindien, und er... ...ten auf der Koromandelschen Küste in dem kleinen Gebie... ...es Rajah von Tanjaur gegen einen jährlichen Zins von ...o Pagoden (welches nach Hr. Mauvillon etwas über ...o Thlr. ist) ein fruchtbares und bevölkertes Stück Lan..., worauf sie Tranquebar und nachher die Festung Dans...g anlegten. Auch am Ganges zeigte sich die dänische Flag... die Gesellschaft konnte sich aber nicht zu Bankibasar, wo es versuchte, sondern in der Nachbarschaft niederlassen. ...rch das große Uebergewicht der Holländer in diesen Ge...den kam die erste Gesellschaft so sehr zurück, daß sie ihre ...e Besitzung an die Regierung abtrat. Christian V. stiftete ...auf 1670 eine neue Gesellschaft, die sich aber auch nur 1730 hielt. Zwey Jahre darauf kam die jetzige zu Stan-

de.

er. Um ihr eine längere Dauer zu verschaffen, bekam sie den Alleinhandel mit unumschränkter Gerichtsbarkeit über alle ihre Bediente und alle Gewalt eines Souverains über ihre dortigen Besitzungen auf 40 Jahre. Blos 1 pr. Cent für alle Indische und Chinesische Waaren, die aus dem Lande gebracht, und 2½ pr. Cent für alle, die im Königreiche verbraucht wurden, verlangte die Regierung für so große Aufopferungen. Als man 1772 das Privilegium der Gesellschaft auf 20 Jahre verlängerte, so nahm man (dieß ist der Anfang des Buchs) einige Veränderungen zum Besten des Privathandels vor, die im ersten Abschnitte ganz ausführlich erzählt werden. Man erlaubte nämlich allen Unterthanen unter gewissen Bedingungen und gegen Erlegung einer Recognition, in den Häfen und Plätzen Indiens, jenseit des Vorgebirges der guten Hoffnung, wie auch in Indien selbst, von Küste zu Küste zu handeln; doch ward die Schiffarth nach China und die Einfuhr der Chinesischen Waaren der Compagnie allein vorbehalten. Die Bedingungen für den Privathandel waren:

1) daß alle Schiffe, welche zum Ostindischen Handel dienen, in den Dänischen Staaten erbauet und in einem einheimischen Hafen ausgerüstet werden sollten.
2) daß jedes Schiff wenigstens 3000 Thlr. Manufakturwaaren im Lande einnehmen, und
3) entweder 2 pr. C. von dem Werthe der Ladung, Silber mit einbegriffen, oder 15 Thlr. für jede Compagnielast bezahlen soll;
4) daß alle Ostindische Waaren in öffentlicher Auktion in Koppenhagen verkauft werden,
5) daß die Compagnie 8 pr. Cent von dem Auktionsbelaufe als Recognition erheben,
6) daß man in Tranquebar und andern Plätzen der Kompagnie 4 pr. Cent von den Waaren bezahlen sollte, welche jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung, und 2 pr. Cent von den Waaren, welche dießseits des Kaps eingenommen worden, wie auch von den ausgehenden Waaren, welche nicht nach Europa bestimmt seyn würden.
7) die Zahlung der Recognition sollte 6 Monat nach erhaltener Auktion geschehen, oder in deren Ermangelung mit 6 pr. Cent Zinsen vergütet werden.

Diese

Diese Abgaben aber waren für den Privathandel zu drückend, und gleichwohl machte sie die kostbare Unterhaltung der Festung Tranquebar nothwendig. Da nun die Ausgabe der Compagnie ohnehin seit einigen Jahren größer gewesen, als ihre Einnahme; so entschloß sich die Regierung, um den Privathandel ohne Nachtheil der Compagnie zu erleichtern, der Compagnie 1777 ihre Eigenthumsrechte für 170000 Thlr. abzukaufen. Dieß Capital aber wird bis zu Ende der Oktroi bloß mit 4 pr. Cent verzinset, und in dem Falle nur baar ausgezahlet, wenn in der Folge die Compagnie wieder realisirt wird. Doch behält die Compagnie den freyen Handel in Ostindien ohne neue Abgaben. Der König erhält dadurch nun das Recht, die Abgaben des Privathandels selbst zu bestimmen; doch behält die Compagnie an Recognitionsgeldern

1) von den Particularexpeditionen, welche von Koppenhagen ausgemacht werden, und zwar

a) von der ausgehenden Ladung, wenn die Waaren im Lande eingenommen werden, ½ pr. C. in Koppenhagen; werden sie aber unterweges eingenommen, 2 pr. Cent in Indien.

b) von Retourladungen in Koppenhagen nach dem Auktionspreise 3 pr. C. die königliche Kassa aber bekömmt in Indien 1 pr. C. und in Koppenhagen nach dem Auktionspreise 2 pr. C.

2) Von direkten Expeditionen aus Indien nach Koppenhagen bekömmt

a) die Compagnie 4 pr. Cent nach dem Auktionspreise

b) der König aber in Indien 1 pr. C. und in Koppenhagen 2 pr. Cent, wozu aber noch der in der Oktroy der Compagnie festgesetzte Zoll von 2 pr. C. von allen Chinesischen und Ostindischen Waaren hinzuzufügen ist.

Die Compagnie mußte darauf ein Verzeichniß ihrer Besitzungen in Indien angeben. Nach diesem gehören zu Tranquebar 21 Aldeen, nämlich 17 alte und 4 neue, ferner sechs auf 90 Jahre, vom 1sten Julius 1773 an, vom Könige von Tanjour in Pacht genommene Aldeen, und 4 Manganam oder Distrikte, welche derselbe an die Compagnie für 5000 Porto novo Pagoden versetzt hatte. Für dieses ganze Etablissement zahlt die Compagnie jährlich an den Rajah von Tanjour 9650 Gold Pardu oder Reichsthaler, nämlich 2100 Gold Pardu jährliche Akordsgelder für Tranquebar, 1050

Gold

Gold Pardu für die neuen Aldeen und 6500 Pacht für 6 Aldeen. Von den übrigen Logen und Besitzungen in Ostindien wird keine gewisse Abgabe gegeben.

Nachdem dieß alles berichtiget war, erfolgte die Cessionsakte der Compagnie, und die schon gedachte königliche Verordnung vom 3ten Novbr. 1777, die hier deutsch mit Anmerkungen und am Ende des Abschnitts nebst allen übrigen in dieser Sache bekanntgemachten Resolutionen auch in dänischer Sprache mitgetheilt ist. Man findet auch ein Verzeichniß aller von Koppenhagen seit 1732 nach China und Ostindien ausgegangenen Schiffe mit Beyfügung des Auktionspreises der Ladung, und was davon im Lande geblieben und wieder aus dem Lande versandt worden. Man kann aus der letzten Ausgabe sehr deutlich sehen, wie viel Dänemark selbst beym Chinesischen Handel gewinnt. Denn, ohngeachtet er mit baarem Gelde getrieben wird und keine Manufacturen beschäfftigt, so vermehrt er doch die Menge des Geldes im Reiche, weil bey weitem der größte Theil der Chinesischen Waaren in die benachbarten Länder und zwar mit einem Gewinnste von 100 pr. C. geschickt wird. Dieß ist der Inhalt des ersten Abschnitts. Im 2ten giebt uns der Hr. Verf. einen vollständigen Begriff von der Regierungsverfassung in Ostindien. Tranquebar ist der Sitz des Gouvernements, unter welchem alle übrige Besitzungen stehen. Man kann sie nach ihrer Lage folgendergestalt eintheilen:

1) Auf der Küste Koromandel

a) Tranquebar, Sitz des Gouverneurs, des Finanzraths, Sekretairs und Kommandeurs über 2 Comp. Europäer und 2 Comp. Sipayer. Bey der Zionskirche stehen zwey Prediger und ein Küster, der zugleich Schulmeister ist. Von den dazu gehörigen Aldeen ist vorhin gesagt.

b) Die Loge zu Porto novo, einige Meilen von Tranquebar, wo nur ein Schwarzer zum Schreiber und Aufseher verordnet ist.

2) Auf der Malabarischen Küste sind noch 2 Logen,

a) zu Colesche, wo ein Däne die Aufsicht hat,

b) zu Calicut, ein Resident und Sekretair, auch ein Militairetat zur Beschützung des hier so wichtigen Pfefferhandels. Die Stadt, welche ehemals den Zamorionen gehör-

gehörte, steht jetzt, nachdem Hyder Ali diese Familie vertrieben, unter dem Tippo Saib.

3) In Bengalen ist

a) der Hauptort Friedrichsnagor am Ganges, wozu noch 3 Aldeen gehören, nämlich Sirampour, Akna und Perapour. (auf den Englischen Karten steht statt Friedrichsnagor Serampore.)

b) die Loge zu Patna und

c) die zu Balsora an der Küste von Orissa. In beyden ist ein Resident. Hierzu kommen noch

4) die Nicobarischen oder Friedrichsinseln.

Diese Niederlassungen, so wenig sie auch in Ansehung ihres Umfangs zu bedeuten haben, sind gleichwohl der Krone [illegible]emark wegen der Waarenläger, die sie darin hat, [illegible]r großem Werthe, und da sie bey ihrer jetzigen Einrichtung im Verhältnisse der übrigen Europäischen Besitzungen die wenigsten Unterhaltungskosten verursachen, vielleicht [illegible] [illegible]ichsten. Den Hr. Verf. veranlaßt dieß, die Frage [illegible]fen, ob den Europäern der Besitz großer Länder in [illegible] [illegible]räglich sey? Die Englische Compagnie, welche seit [illegible] [illegible]ngalen, Bahar und Orissa die fruchtbarsten Län[illegible] [illegible] die größten Besitzungen in Ostindien hat, ist dabey [illegible]ol in eine Schuldenlast von 25 Millionen Pf. Sterl. [illegible] (Das Geld ist indeß doch nach England gekom[illegible] und die Compagnie kann, wenn sie weiter nichts schul[illegible] [illegible] einer bessern Wirthschaft ihre Schuld bald abtra[illegible] [illegible] wären also doch immer so große und reiche Besi[illegible]gen für das Mutterland sehr einträglich. Nur fragt [illegible], ob eine sparsamere Oekonomie bey so tief eingewurzel[illegible] [illegible]räuchen und eine mäßigere Behandlung der India[illegible] [illegible] diese nicht außer Stand gesetzt werden, ihre Ab[illegible] [illegible] [illegible]je zu hoffen sey? Alles hängt dort von [illegible] [illegible] und Eintracht der Bedienten ab; hat die [illegible] [illegible]ck, solche zu finden, so sind ihre Staaten [illegible]ert genug.)

[illegible] [illegible]en [illegible]rfassung stehen alle dortige Bedien[illegible] [illegible] der Krone. Das Commerzcolle[illegible] [illegible] wohin sich alle dort wohnenden Un[illegible] [illegible] haben, und wovon alle Verordnun[illegible] diesen Gegenden ergehen. Die

Missio-

Missionairs correspondiren mit dem Collegio de cursu evangelico promovendo, jedoch unter der Kanzley Kouvette, melden aber alles, was einen merklichen Einfluß in die weltlichen Sachen hat, der Kanzley.

In den Beylagen werden

1) die neuen Zollverordnungen,
2) das Justiz- und Sportelreglement, und
3) ein Auszug aus den Registraturen des Gouvernementsarchivs zu Tranquebar mitgetheilt, die so wenig als das noch vorher angegebene Verzeichniß von den Gütern, welche verzollt werden, und der dort üblichen Münzen, eines Auszugs fähig sind.

Im 3ten Abschnitte wird die Dänische Besitznehmung der Nicobarischen Inseln und ihr gegenwärtiger Zustand beschrieben. Der Plan dazu war schon 1754 gemacht; die Besitznehmung selbst geschah aber erst zu Anfange des Jahrs 1756. Die Namen derselben sind

1) Süd und Nordnicobar, welche der Georgensund trennt. Sie sind die größten, und liegen am südlichsten Sumatra.
2) Ueber diese machen Catchoure, Souri oder Noncowri, Tricutte, Nacawari, (die der Hr. Verf. auch Sambrero und in der Folge Camorte nennt,) Tarah, Pulo, Talicha, Choureie und Batumalo, einen besondern Archipelagus aus.
3) In einiger Entfernung von diesen nordlich liegen die Inseln Car Nicobar.

Alle diese Inseln nahmen die Dänen in Besitz. Ihre ersten dahin gesandten Colonisten fanden aber bald auf denselben größtentheils ihr Grab. Man schickte 1768 die Mährischen Brüder dahin, welche sich mit der Bekehrung und Cultur der Nicobaren abgeben sollten, und dieses auch wirklich mit einer Treue und Verleugnung, die alle Bewunderung verdient, gethan haben. Die ganze Colonie bestand nur aus 6 Brüdern, welche 6 weiße Soldaten und 6 Topasen nach Camorte begleiteten. Hernach begaben sie sich aber nach Noncowri, auch mit wenigem Vortheile für die Gesundheit. Unterdeß hat sich diese Colonie durch verschiedene neubekehrte Einwohner verstärkt. Alle, welche von den Brüdern Unterricht angenommen, und in die Gemeinde aufgenommen sind,

n für dänische Unterthanen erklärt. In dem
n a dieser mit Holze bewachsenen Inseln hält sich
d Are wilder, nackter Menschen auf.

Um das Clima zu verbessern, und den Ackerbau zu be-
rn, hat die Regierung beschlossen, daß man fleißig Holz
en soll. Zu dem Ende ist mit den Brüdern in Noncowri
Akord wegen Bauholz und Kalk, so von da nach Tran-
geliefert werden könnte, geschlossen. Auch sind 10 Si-
und 2 Unterofficiere dahin gesandt, um die Ordnung zu
lten, und Holz zu fällen. Die Regierung erhält diese,
t auch dem Vormanne der Mährischen Brüder, wel-
Colonie dirigirt, oder vielmehr ihren Statuten ge-
der rklasse, 200 Rthlr. jährl. Gehalt. Ueber-
ruch zum Fortgange der Colonie 5000 Rthlr.
wer rden.

e t man darin gekommen, findet man in einem
be agren Auszuge aus den Nachrichten von Lund und
n Missionairs. Nach denselben sind die meisten hoch
gebirgigt. Wasser muß man in den kleinen Höhlen an
Bergen suchen, wo es sich sammelt. Hat man nun nicht
genheit, das besäete Land damit zu begießen, so vertrock-
t Alles. (Was wird nicht geschehen, wenn die Waldun-
t in gewissen Gegenden ganz weggehauen sind?) Ein
ist hier die größte Seltenheit, und die Brüder ha-
nun erst einen bey ihrer Niederlassung angelegt. Indeß
t man hier doch verschiedne beträchtliche Handelsartikel,
Kokus- und Areka-Nüsse, Schweine, Hühner, Indiani-
Vo lnester, welche die Malcyen von Sumatra und dem
arten festen Lande aufsuchen, und andre Produkte,
Erfrischung der Seefahrer dienen, weshalb auch oft
ail Schiffe, besonders Engländer, da landen. Durch
werden jene Handelsartikel, besonders Kokus- und
rea- üsse, welche sie nach Atschin und Pegu führen, den
sehr vertheuert. Vielleicht hat dies auch den kaiserl.
ieute t Boltz veranlaßt, den Kapitain Bennet mit
J h und Maria 1778 nach Camorte zu schi-
sol in Besitz zu nehmen. Da die Dänen hier
niedergelassen und die sämmtlichen Einwohner, wel-
Mä n Brüdern in Verbindung standen,
ich erklärt, ie unter keiner, als der Dänischen Re-
uren: so protestirte das Tranquebarsche Gou-

vernemlich mit Recht gegen diese Besitznehmung. Indeß blieb die kaiserl. Flagge stehen, und man weiß noch nicht, wie die Sache ablaufen wird.

In dem folgenden 2ten Theile, welcher schon unter der Presse ist, haben wir eine historische Nachricht vom Königreiche Tanjour und dessen Verhältnisse mit den übrigen Staaten des Karnatiks, und in einem 3ten Theile, der auch schon größtentheils ausgearbeitet ist, eine kurze Nachricht von den Besitzungen der übrigen Europäischen Mächte in Ostindien zu erwarten.

P.

Geschichte des Stifts Quedlinburg von Gottfried Christian Voigt, Stadtsyndikus. Erster Band. Leipzig, bey Schwickert. 1786. (vielmehr 1785.) 1 Alph. 8. Bogen in 8.

Herr Voigt erregte schon ein günstiges Vorurtheil für seine schriftstellerischen Talente, als er im Jahr 1783 Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Rechts und der Geschichte ans Licht stellte. In fünf derselben erläuterte er dunkle und streitige Punkte der Quedlinburgischen Geschichte; und diese erhielten den stärksten Beyfall; vornehmlich diejenige, die von dem im J. 1330 bis 1338 zwischen der Stadt Quedlinburg und dem Grafen von Regenstein geführten Kriege, handelt. Man erkannte darin bald einen gründlichen und scharfsinnigen Forscher, zugleich aber auch einen Mann, der die von ihm kritisch geprüften Materialien geschickt und angenehm zu verarbeiten weiß. Quedlinburg hatte vor ihm noch keinen Geschichtschreiber, obwohl Sammler genug, auch wohl Forscher, z. B. den Herrn von Erath: aber an einer vollständigen, zusammenhängenden, brauchbaren und popular geschriebenen Geschichte hatte es dem alten, merkwürdigen Hochstifte — so wie noch vielen andern deutschen Stiftern — bisher gefehlt. Hr. V. ersetzt diesen Verlust auf eine Art, die wenig oder nichts zu wünschen übrig läßt. Mit wahrer Wonne über diesen Zuwachs der deutschen Geschichte sahen wir beym Durchstudiren dieses ersten Bandes erfüllt, was der Verfasser in der Vorrede sagt, und was in der That große Erwartung erweckt; „Ohne mein Erinnern wird man bemerken, daß ich nicht blind-

lings

l et, und niedergeschrieben habe, was mir verge-
u n ist. Allenthalben habe ich die Quellen und Zeugnisse,
viel mir möglich gewesen, geprüft; über die Begebenhei-
t gedacht; ihre Triebfedern zu entdecken, und den Leser in
n tand zu setzen gesucht, über die vorgetragenen Sachen
ur ilen zu können. Das Laster und die Thorheiten
ve i o, wie die Tugenden, allenthalben, wo ich sie ge-
aufgedeckt und erzählt. Manche Sachen habe ich in
i anderes Licht gestellt, als man sie bey schmeichleri-
n hriftstellern findet u. s. w." Bey der Ausführung
s plans wählte er sich einen solchen Standpunkt, auf den
an die vornehmsten Schicksale und die Hauptbegebenheiten
it einem Blick übersehen kann: nehmlich die Veränderun-
n der Erbschutzherren. „Diese Veränderungen, sagt er, ha-
n den wesentlichsten Einfluß, sowohl auf die Schicksale des
tifts auvt, als auf seine innere Einrichtung. Sie bie-
die bequ en Ruhepunkte dar, über die vorgetragenen
e nhei unterrichtende Betrachtungen anstellen, und
n ig, die Triebfedern und die Folgen der Be-
übersehen zu können. Sie bestimmen die Schick-
n Perioden, um, nach gewissen Unterabtheilungen, wel-
rhabenden Materialien an die Hand geben, die Be-
ten deutlich und faßlich vorzutragen, und dem Ge-
is Hülfe zu geben." Dies wird jeder Kenner der histo-
inst billigen, und Hr. V. hätte nicht nöthig gehabt,
dar zu rechtfertigen, daß er nicht die Regierungszei-
tissinnen zu Merkstäben annahm.

ie also zu Folge enthält der erste Zeitraum die
m unter der Erbschutzgerechtigkeit der sächsischen
y iser, vom J. 919 bis auf den Tod Lothars
1137. e beyden ersten Abschnitte dieses Zeitraums
t ganz Werke zur Einleitung, und hätten bes-
licher, als solche besonders, nicht unter die Ru-
ter Zeitraum, voraus geschickt werden können.
erste Abschnitt liefert die nöthigen geographischen
ulischen Kenntnisse des Stifts, und dessen politische
n ng (S. 1 — 67). Wir zeichnen nur einige minder
Nachrichten aus.

Die äußerste Länge des Quedl. Gebiets beträgt ohnge-
2, und die äußerste Breite 2½ Meilen. Ein Ländchen
nichfacher und reizender Aussichten! Ehemals wuchs

auch viel Wein dort; jetzt gar keiner. Die Gartenwaren werden vor vielen andern jener Gegend geschätzt. Ackerbau ist eine Hauptnahrung. Der ehedem so beträchtliche Flachsbau hat sich in neuern Zeiten vemindert. Zwey vortreffliche mineralische Quellen werden nicht benutzt. Versteinerungen mancher Art giebt es dort. Die Holzungen auf dem Ramberg sind sehr beträchtlich, reichen aber doch nicht zur Hälfte der dortigen Bedürfnisse zu. Die Branntweinbrenner, Ziegelbrenner rc. erhalten ihr Brennholz aus den anhältischen und halberstädtischen Forsten. S. 18. u. f. wo der Verfasser einen Wasserfall mit einer romantischen Gegend beschreibt, zeigt er seine Geschicklichkeit in der historischen Malerey. — Quedlinburg besaß vor dem 30jährigen Krieg mehrere Dörfer, jetzt ist keins mehr davon übrig, als Dittfurth, welches aber auch desto beträchtlicher ist, indem es, außer dem Pachthofe, 365 Feuerstellen und 1652 Einwohner hat. Das ganze quedlinb. Feld ist mit Thürmen und sogenannten Warten besetzt, worunter die Hamwarte am berühmtesten ist, und über deren Benennung der Verf. etymologische, diplomatische Untersuchungen anstellt. — Beschreibung der Stadt S. 31. und f. Es werden darin 1561 Wohnhäuser und ohngefehr 11000 Einwohner gerechnet; denn die Zahl der letztern konnte Hr. V. nicht mit Gewißheit erforschen. Der Magistrat besitzt itzt nicht mehr die Gerichtsbarkeit in der Stadt, er hat aber die königl. Erbvogtey vom Schutzherrn gepachtet. Die bürgerliche Gerichtsbarkeit wird durch das fürstl. weltl. Gericht beyder Städte (näml. Alt- und Neu-Stadt) ausgeübt. Die Execution steht aber nicht ihm, sondern dem Magistrat zu. Die Lehrer an dem Gymnasium stehen, den Rektor ausgenommen, so schlecht, daß Hr. V. aus Patriotismus aufmerksam darauf macht. Er wünscht auch, daß das Geplärre der Kirchenlieder von der Kurrende abgeschafft, und für die armen Schüler eine andere Unterstützung ausgemittelt werden möchte. Noch weit anstößiger, sagt er, ist die Gewohnheit, daß die Lehrer des Gymnasiums das Neujahr singen müssen. Dieser Bettelzug würdiget das Amt der Schullehrer, das wirklich eines der wichtigsten im Staate ist, nur allzusehr herab rc. Möchte dies doch auch an andern Orten beherzigt werden! Qued. hat viele milde Stiftungen für alte gebrechliche, verunglückte und verarmte Personen. Die Kirchen, die ehemals so reich waren, sind ohne Ausnahme arm. Mit den beyden Geistlichen zu Dittfurth sind dort 13 Prediger,

die so wie noch an den meisten andern Orten, ei-
ürchterlichen und bedenklichen Eyd auf die symbolischen
ablegen müssen. — Von der Residenz oder dem
wohngebäude. Die jetzige Abwesenheit der
n en Kapitelspersonen, die Pröbstin ausge-
(und auch diese, eine Prinzessin von Hollstein-
s 1785)" gereicht nicht nur der ganzen Stadt,
n dem Stiftsgebäude zum großen Nachtheil. Die
au Aebtissin, Prinzessin Anna Amalia von Preußen,
der 30 Jahre ihrer Regierung ein einziges mal
07, dlinburg. Man rechnet die Einkünfte der Ab-
30000, und die von der Probstey auf 6000 Rthlr.
r, daß beyde weit höher angeschlagen wer-
. 55. und ff. Verzeichniß der privilegirten
B rker. Die Handlung ist seit einem Jahr-
ers in der letztern Hälfte des jetzigen, sehr ge-
r gleichsam der Stapel, aus dem Thüringen,
E ien, ihre Heeringe, Gewürz- und andre Waa-
ren; hat die Handlung einen ganz andern Gang
n die erhöhten Zölle und Abgaben, und das
n in die angränzenden Preuß. Länder die Städ-
nburg, Gerenrode, Alsleben und andre Gränzbr-
chen Handelsplätzen erhoben haben. Die
u ey ist noch die Hauptnahrung der Quedlb.
war auch sie ehedem beträchtlich: jetzt
ehr 60 Branteweinblasen. Die sehr gefallene
bleibt doch noch ein nicht unbeträchtliches Ge-
der V. umständlich handelt. Etwas beson-
die Hochzeitbrautage. Jedes Kind eines Brau-
zu der Zeit gebohren wird, als die Eltern ein
, und dessen Eltern unverrückt bis zu ihrem
us besessen haben, erhält bey seiner Verheu-
Hochzeitbrautag, d. h. es wird ihm gestattet,
räude zu brauen, oder die Befugniß an einen
verkaufen. Der Preis eines solchen Tags
ein fest zu 70 Rthlr. in Golde festgesetzt. Hat
Kind eines Brauherrn die Braugerechtigkeit der El-
vor seiner Verheurathung schon verkauft, oder
mit seinen Geschwistern auseinander gesetzt,
von Geschwistern die Braugerechtigkeit um ei-
Preiß angenommen hat; so kann der Hochzeit-
gefodert werden. Es wird ausdrücklich erfor-

 dert,

dert, daß die Kinder wegen der Braugerechtigkeit noch in ungetheilter Gemeinschaft stehen. Wenn aber die Eltern bey der Verheurathung der Kinder noch vorhanden sind, so genießen die Kinder den Hochzeittag dennoch: wenn nur die Eltern zur Zeit ihrer Geburt ein Brauhaus besessen, und nicht aufgehört haben, Brauburger zu seyn. Dieser Brautag ist ein Eigenthum der Kinder, nicht der Eltern.

Der 2te kurze Abschnitt handelt von der Ableitung des Namens Quedlinburg. Am wahrscheinlichsten von der alten Curte oder kleinen Landschaft Quitling, die noch in Urkunden vorkömmt.

3ter Absch. von der Stiftung der quedl. Abtey. Gemeiniglich glaubt man, daß König Heinrich der erste eine Tochter, Mathilde gehabt habe, die schon bey seinem Lebzeiten Aebtissin zu Q. gewesen sey. Hr. B. aber zeigt, daß dies eben so unwahr ist, als jene Erzählung leichtgläubiger Pfaffen, daß Heinrich in Deutschland allein, ohne die in Italien zu rechnen, 20 Jungfernklöster gestiftet habe, die durch kein Gelübde gebunden waren, und unter diesen auch die Reichsabtey Q. Diese erhielt erst ein Jahr nach Heinrichs Tode ihr Daseyn. Sein frömmelnder Sohn Otto I. stiftete sie 937. Die erste Aebtissin hieß Diemot, und war so, wie die übrigen Stiftspersonen aus dem Kloster Wenthusen genommen. — Der Mangel einer Urkunde hindert, mit Gewißheit zu bestimmen, welchen Ordensregeln das Stift Q. anfangs zugethan gewesen sey. Kettners Meynung, welcher auch der verstorbene Hr. von Erath beyzutreten schien, ist höchst wahrscheinlich, daß es nämlich Anfangs gar keiner besondern Ordensregel unterworfen gewesen sey, daß aber in der Folge die Päpste die freye Lebensart der Stiftspersonen; die man vitam canonicam nannte, gemißbilliget, und daher verordnet haben, daß in dem Stifte die Regel des heil. Augustin beobachtet werden sollte. Doch weiter hin giebt Hr. B. denen Beyfall, die behaupten, daß das Stift zuerst den Benediktinerordensregeln zugethan gewesen. Zu den Kapitelspersonen gehören auch 8 Palmenbrüder, die der Verf. für solche Leute hält, deren Geschäft es war, Zweige von Bäumen bey dem feyerlichen Einzug eines Bischoffs herbey zu schaffen, und auf die Strasse zu streuen, und dergleichen Geschäfte zu besorgen, übrigens aber in der Kirche den Priestern an die Hand zu gehen.

4ter Abschnitt von den regierenden Aebtissinnen in dem
Zeitraum. Bey Gelegenheit der ersten, Diemot, wer-
vorzüglich die wichtigsten Schenkungen Kaysers Otto des
n an das Stift diplomatisch aufgezählt. Außer einer Ur-
de von 956 wird unter andern der Streit entschieden, der
hen Gundling und Kettner wegen der ersten Aebtissin ist
t worden. Bey Gelegenheit der Begebenheiten unter
eten Aebtissin Mathilde, einer Tochter K. Otto des ersten,
d weiterhin zeigt Hr. V. eine nicht gemeine Bekanntschaft
der allgemeinen Geschichte Deutschlandes, und belebt
y ihre Hülfe die wenigen trockenen Nachrichten von Q.
er aus Urkunden und Chroniken schöpfet. Manchen möch-
er ... llen ein wenig zu weit von seinem Hauptzweck ab-
zu ... n scheinen: allein, diese mögen bedenken,
er ... em Werk nicht blos für Gelehrte von Profession
... , sondern auch für Ungelehrte und überhaupt für Leu-
verschiednen Kenntnissen und Einsichten. Hier und
hatten indessen doch einige Dinge, dem Ganzen unbescha-
, ... gbleiben können, z. B. Seite 117 u. f. wo alle Mei-
vom K. Otto des 3ten Tod angeführt werden. —
... Mathilde, die in ihren 3 letzten Lebensjahren Otto
3ten ... gentin in Deutschland war, wird sehr gerühmt:
... Hr. V. auch den Hrn. geh. JustizR. Häberlin
... zung anführt; so ist dies ein kleiner litterarischer
... Denn die angeführte Stelle (Allgemeine Welthist.
... auszuge B. 1. S. 140) ist nicht von ihm, sondern vom
... of. Hausen, von dem die ersten 12 Bogen jenes
es ... rühren. — Die 3te Aebtissin war Adelheid,
Otto des 3ten, der ihr im J. 999. von Rom aus
aren Bischoffsstab überschickte, der noch in Q. auf-
er wird. Eben dieser Kaiser schenckte zu gleicher Zeit
... Gerau, und bestätigte die vorher schon gemachte
... ng von Barby. Adelheid war zuletzt auch Aebt. zu
... Es folgte ihr 1044 Beatrix Tochter K. Hein-
des 3ten, die kaum 6 — 7 J. alt war, und schon 1053
Tod abging. Ihre Nachfolgerin war Adelheid die 2te,
Schwester, die auch Aebt. zu Gandersheim war. Die
e Hälfte des 11ten Jahrhunderts war reich an großen Be-
nheiten, die das Stift und diese Aebt. unmittelbar ange-
; aber weder einheimische Chroniken noch Urkunden ent-
en viel davon. Adelheids Bruder, Kaiß. Heinrich der
, der sie vor seinen Augen nothzüchtigen ließ, erscheint hier

von seiner häßlichen Seite. Er ließ auch in dem kleinen Bezirk des Quedlinburgischen Gebiets eine Menge Schlösser und Burgen anlegen, wovon noch jetzt Ueberbleibsel zu sehen sind. Das Stift litte unter Adelheids Regierung ungemein, ob man gleich ihr die Schuld davon nicht beymessen kann. Unter der 6ten Aebt. Gerburg oder Walburg waren besonders merkwürdig die verheerenden Kriege Heinrichs des 5ten in Sachsen, deren Schauplatz auch das Quedlinburgische nicht selten war. (Bey dieser Gelegenheit können wir unser Befremden nicht länger verbergen, das bey uns an mehreren Orten aufstieg, wenn wir nämlich sahen, daß ein so diplomatischer Forscher, wie Hr. Voigt ist, so oft neuere Geschichtschreiber als Zeugen anführt, z. B. Abel, Schmidt, und — was uns am unbegreiflichsten ist — den so fehlervollen und seichten Barre. S. 164 werden alle diese drey abgehört wegen des Orts, wo Heinrich der 5te im J. 1115 den Sachsen ein Treffen lieferte: warum dann nicht gleich die Quellen, woraus jene Neuere schöpften, oder nicht schöpften?) S. 169 u. f. eine Episode von dem Grafen Herrmann von Winzenburg, mit dessen Sohne gleiches Namens dieses Geschlecht ausstarb. Unter jener Aebtissin ertheilte K. Lothar der 2te der Handlungstreibenden Bürgerschaft in Q. große Freyheiten.

5ter Abschnitt. Allgemeine Bemerkungen über die Begebenheiten des 1sten Zeitraums (S. 177 — 258.) Erst einige Nachrichten von dem Zustand des teutschen Reichs im 10ten Jahrhundert — denn früher kömmt Q. in der Geschichte nicht vor — überhaupt, angewendet auf den damaligen Zustand Quedlinburgs. Q. war, ehe das Stift dort errichtet wurde, ein mit Kriegern besetzter, mit Graben und Mauern umgebener Ort in dem Curte oder in der kleinen Landschaft Quitling. Man muß also die Landschaft Quitling von der Burg oder Stadt Quedlinburg wohl unterscheiden. Die alte Burg oder Residenz K. Heinrich des ersten findet der Verf. nicht, wie gewöhnlich geschieht, auf dem Berge, wo jetzt das Stifthaus stehet, noch anderwärts, sondern auf dem Münzenberg. Dieses Faktum weiß man, seit dem der Hr. Oberprediger Hallensleben ein dortiges Grabmal entdeckte, das durch Gatterers hist. Bibl. (B. 15.) bekannter wurde. In Ansehung der Erklärung dieses Grabmals getrauet sich zwar Hr. V. nicht, dem Hrn. H. in allen Punkten beyzu-

pflichten:

pflichten: inzwischen, sagt er, behält seine gemachte Entdeckung allemal ihren Werth, und seine Erklärung ist sinnreich. Wir müssen, da wir schon so weitläufig geworden, manche kritische Untersuchungen übergehen. Unter andern führt Hr. B. noch mehr Beweise gegen die Meynung, als wenn K. Heinrich der 1ste das Stift zu Q. gestiftet habe. Der unkritische Kettner wird häufig widerlegt und verworfen. — Vom Münzrecht des Stiftes, das ihm schon im J. 993 vom Kaiser verliehen wurde; daraus wird höchst wahrscheinlich, daß auch in dem Gebiete der Stadt schon im 10ten Jahrhundert Silber- oder Goldbergwerke vorhanden gewesen seyn müssen; indem das Münzrecht ehemals nach der Regel nur solchen Reichsfürsten verstattet wurde, die selbst mit Bergwerken versehen waren. Die Quedl. Urkunden bezeugen auch, daß das Quedl. Silber, so wie die dort geprägten Münzen, einen ganz eigenen Gehalt gehabt haben. Es heißt oft: die Zahlung in Quedl. Währung rc. eine Quedl. Mark, oder eine Mark Silber von Quedlinburgischer Wehre. — Wie reich das Stift schon im 10ten Jahrh. gewesen sey, erhellet aus dem Verzeichniß der ihm gemachten Schenkungen S. 224 u. f. Was von S. 232 an, von der Beschaffenheit der Religion, Sitten, Wissenschaften und bürgerlichen Verfassung des ersten Zeitraums beygebracht wird, gilt größtentheils nicht bloß von Q. sondern von ganz Deutschland, oder doch von ganz Sachsen und Thüringen. Schätzbar ist, was S. 250 von der ehemaligen großen Handelschaft angeführt wird. Schon mit dem J. 993 fing die Zunft der Quedl. Kaufleute an; es ist folglich irrig, wenn einige aus einer unrecht verstandenen Stelle Wittekinds, den Ursprung der Zünfte in Deutschland erst ins J. 1153 setzen.

6ter Abschnitt von der Quedl. Voigtey. Ohne sich von dem, was man Voigtey nennet, einen richtigen Begriff zu machen, kann man die Quedl. Geschichte durchaus nicht verstehen. Deswegen giebt der Verf. S. 259 und f. einen Auszug aus seiner Abh. von der Quedl. Erbvoigtey, die in seinen oben angeführten Abhandlungen befindlich, folglich den Gelehrten schon bekannt ist.

7ter Abschnitt von den Klöstern, die der Quedl. Abtey in dem ersten Zeitraum unterworfen gewesen sind. Sieben an der Zahl.

Zweyter Zeitraum. Begebenheiten unter der Erbschutzgerechtigkeit der Grafen von Falkenstein. 1ster Abschn. von den regierenden Aebtissinnen. Die 7te war Beatrix die 2te, Herzogin zu Schwaben; nicht, wie Kettner meynt, eine Tochter Kais. Friedrich des ersten, sondern Herzogs Fried. zu Schwaben, Vaters Kais. Konrad des 3ten. Sie stiftete das Kloster Michaelstein, wo sie auch 1161 begraben wurde. Es folgte Adelheid die 3te, Pfalzgräfin von Sachsen. Aus der ihr von Papst Alexander dem 3ten 1179 ertheilten Bestätigungsbulle, lernt man die damalige Verfassung des Stifts, und die Menge der Güter, die es damals besaß, sehr genau. Diese Adelheid legte den Grund zur Neustadt Q. Es folgte ihr Agnes, Tochter Konrads und Schwester Ottens, Markgrafen von Meissen, eine Dame, die durch ihre gute Wirthschaft grosse Verdienste um das Stift sich erwarb. Unter ihr wurde die schöne Nicolai- oder Schäferkirche in Q. eingeweihet. Es wird dabey bemerkt, daß damals ein Schock Quadersteine zu behauen 18 Pfennige, und solche aus dem Steinbruch nach Q. bringen zu lassen, auch nicht mehr gekostet habe. Nach dieser Aebt. folgte ihre Bruderstochter Sophie, 1205. Sie, so wie die vorige, hatte viele Streitigkeiten mit dem benachbarten Bischoff zu Halberstadt, der sich einer gewissen Oberherrlichkeit über das Stift anmaßen wollte. In Ansehung der Oeconomie war sie das Gegentheil von der vorigen. Sie lebte ausschweifend, und dem Grafen von Falkenstein suchte sie die Erbschutzgerechtigkeit zu entziehen. Darüber kam sie so ins Gedränge, daß sie abgesetzt wurde, und nur unter Versprechung harter Bedingungen wieder zu ihrer Würde gelangen konnte. Andre Geschichtschreiber verschweigen die schlimmen Eigenschaften dieser Aebt., und erheben sie auf Kosten der Wahrheit.. Bertradens I. Regierung war kurz und nicht reichhaltig an sonderlichen Begebenheiten, aber doch merkwürdig durch eine Streitigkeit, welche Veranlassung zu einem allgemeinen Gesetz in dem Lehnrecht geworden ist, nämlich daß keine Schwester das Lehn ihres Bruders erben könne. Sie war die erste Aebt. aus dem freyherrlichen Stande. Von dieser Zeit (1230) an bis ins 15te Jahrhundert findet man keine Aebt. vom fürstl. Geblüte. — Kunigunde, aus dem Hause Kranichfeld und Kirchberg. — Osterlinde von Falkenstein. — Gertrud von Amfurth. Sie gab ihre Einwilligung in den Verkauf der Schutzgerechtigkeit von

Seiten

Seiten des Grafen von Falkenstein an den Grafen von Blankenburg 1237.

2ter Abschnitt. Allgemeine Bemerkung über die Begeb. dieses Zeitraums. Hier wird aus der damaligen Beschaffenheit des kaiserl. Ansehens in Deutschland gezeigt, wie es der Graf von Falkenstein wagen konnte, seine erworbene erbvoigteiliche Rechte an dem Stift Q. dem Grafen von Bl. zu verkaufen. Weiter folgen einige diplomatische Bemerkungen, und eine Zurechtweisung des Hrn. v. Erath in Betreff der Ambachtmänner. Von den Befugnissen eines Erbschirmherrn geistlicher Stifter 2c. Von dem damaligen Sittenverderb in den Klöstern. Weil Epko von Repko unter dem Schutz und der Leitung des Grafen Hoier von Falkenstein den Sachsenspiegel verfertigte; so wird S. 386 u. f. Nachricht davon ertheilt. Hr. V. vermuthet, der Graf habe das erste Exemplar des auf seine Veranlassung in teutscher Sprache verfertigten Sachsenspiegels der Stadt Q. geschenckt. Wenigstens sind auf der dortigen Rathsbibliothek jetzt noch 2 Manuscripte des Sachsenspiegels zu sehen, die Hr. V. sehr kostbar nennet. Aus dem ersten, das man der Urschrift an die Seite setzen darf, hat er eine Schriftprobe in Kupfer stehen lassen, und eine andre aus dem andern Codex, der das sächs. Lehnrecht, das Landrecht und den Schwabenspiegel, wie auch das Brustbild enthält; wie auch aus einem 3ten etwas jüngern Manuscript, das Hr. Konsistorialrath Boysen, nebst einigen arabischen Handschriften und seltenen Büchern der Schloßbibliothek geschenckt hat. — Von der Handlung in Deutschland überhaupt. — Von Kalandbrüderschaften, dergleichen auch eine in Q. war.

3ter Abschnitt. Von den Klöstern, welche in diesem Zeitraume der Abtey zu Q. unterworfen gewesen sind. Von den 7 Klöstern, die im vorigen Zeitraume dem Stift unterworfen gewesen, bleiben nur 4 in diesem übrig; 3 wurden in den damahligen unruhvollen Zeiten ihm entrissen; dagegen bekam es 2 andere.

Dritter Zeitraum. Begebenheiten unter der Schutzgerechtigkeit der Grafen von Blankenburg und Markgrafen von Brandenburg, von 1237 bis 1273. 1ster Abschn. Regierende Aebtissinnen. — Gertrud noch aus dem vorigen. Sie veräußerte verschiedne Güter des Stifts; z. B. die einträgli-

träglichen Güter in der Mark Duderstadt verkaufte sie, oder, welches nicht viel besser ist, sie gab sie, gegen Empfang einer gewissen Geldsumme, als Lohn, theils dem Herz. Otto von Braunschweig, theils dem Markgr. Heinrich von Thüringen. Sie rechtfertigte sich deshalb in verschiedenen Urkunden. Hr. V. behauptet, sie habe während ihrer 37jährigen Regierung mehr als ihre Vorgängerinnen, vielleicht auch mehr als ihre Nachfolgerinnen, zur Verbesserung der Stiftsgüter gethan. — Bertrade die 2te; man weiß nicht aus welchem Geschlecht. Unter ihrer Regierung bricht Hr. V. die Geschichte ab, weil die Schutzgerechtigkeit 1273 eine Veränderung erlitt.

2ter Abschn. Allgemeine Betrachtungen. Hr. V. zergliedert eine Urkunde vom J. 1241, woraus der vorher von ihm entwickelte Unterschied und die Beschaffenheit der Ober- und Untervoigtey noch unumstößlicher erhellt. Uebrigens blieb in diesem Zeitraume alles in dem vorigen Zustande ꝛc.

Diesem ersten Bande ist S. 437 u. f. angehängt: Verzeichniß der Gebohrnen, Verehlichten und Gestorbenen im Stift Quedlinburg vom 1 Advent 1773 bis zum ersten Advent 1784, nach den Kirchspielen, Jahrszeiten und Alter. Mit Anmerkungen. — Ein, wie es scheint, genaues und vollständiges Register macht den Beschluß des ersten Bandes, dessen Nachfolger wir begierig erwarten.

Of.

Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra in Ostindien, von Wilhelm Marsden, ehemahligen Sekretair des Präsidenten und der Regierung des Fort Marlborough. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Charte. Leipzig 1785. 8. 466 S.

Wo der Uebersetzer den kauderwelschen Titel „natürliche und bürgerliche Beschreibung“ hergenommen habe, können wir nicht errathen, im Original steht er nicht, denn daselbst heißt es schlechtweg „The History of Sumatra containing an Account of the Government, Laws, Manners and Customs &c.“ Nach dem Plan unsrer Bibliothek müßten

wir

wir von diesem Buche eigentlich nichts weiter sagen, als daß die Uebersetzung getreu sey, und daß könnten wir dann mit gutem Gewissen versichern. Da aber dieses Buch in seiner Art classisch ist und Epoche macht, da eine der vornehmsten Inseln unsrer Erde so überaus deutlich und lehrreich beschrieben wird, so hoffen wir unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen auch etwas von dem Inhalt selbst sagen. Die Portugiesen, welche hier anfänglich ihren Handel getrieben haben, waren bessere Soldaten und Eroberer als Geschichtschreiber, dieses, und daß ihr bisheriges Glück hier den ersten Stoß bekam, verhinderte sie eine umständliche und genaue Beschreibung des Landes zu geben. Der Holländer eifersüchtige Politik ihres Handels-Systems ließ die Bekanntmachung die Quellen ihres Gewinns nicht zu — denn die Beschreibung des Eschelkron's, welche im Jahre 1781 herauskam, kann auf keine Weise in einigen Betracht kommen. — Nur einem Engländer war es vorbehalten, sich über alle Vorurtheile wegzusetzen, und Herr Marsden hatte Kräfte genug, und vermöge seines Amtes auch die beste Gelegenheit, die Erd- und Menschenkunde durch dieses wichtige Buch zu bereichern. Die ganze Insel wird durch den Aequator in zwey, fast gleiche, Theile getheilt, sie erstreckt sich von Nordwest nach Südost; das eine Ende desselben liegt 5° 33′ nördlicher und das andere 5° 56′ südlicher Breite. Marco Polo, der berühmte Venetianische Reisende, den man aus Unwissenheit, der Erdichtung beschuldiget, hat Sumatra zuverlässig gekannt, ob er gleich den Namen nicht gewußt, sondern sie klein Java genannt hat, und das war auch kein Wunder, denn die Einwohner selbst haben bis itzt noch keinen Namen für ihr eignes Vaterland, und wissen nicht einmal, daß es eine Insel ist. Durch die ganze Insel geht eine Kette sehr hoher Gebirge, und der Berg Ophyr, welcher unmittelbar unter der Linie liegt, ist 13842 Fuß über die Meeresfläche erhaben, mithin zwar sehr hoch, aber doch 6791 Fuß niedriger als der Chimborasso, der Höchste unter den Andes, und 577 Fuß höher als der Pic auf Teneriffa, aber zu keiner Jahreszeit mit Schnee bedeckt. Vier große inländische Seen sind bekannt. Die Gebürge verursachen manchen romantischen Wasserfall. Quellen findet man allenthalben, wo man sie nur sucht, und der kleinen reissenden Bäche giebt es eine unzähliche Menge. Die Hitze ist nicht so groß, als man der Lage nach vermuthen sollte, ja hinter der ersten Reihe der

Berge

Berge müssen sich die Einwohner des Vormittags des Feuers zur Erwärmung bedienen, bis die Sonne eine gewisse Höhe erreicht hat. Frost, Schnee und Hagel sind den Einwohnern ganz unbekannt, aber die Gewitter sind desto fürchterlicher. Da man jedoch nur wenig Beyspiele hat, daß dadurch Menschen getödtet oder Häuser angezündet worden, so ist man bey den heftigsten Blitzen und Schlägen ganz gleichgültig, und man achtet nicht mehr darauf. Warum keine Menschen getödtet werden, schreibt der Verfasser der geringen Bevölkerung zu, und daß keine Häuser angezündet werden, der Niedrigkeit ihrer Hütten, denn er sahe doch selbst Bäume, die vom Blitze zerschmettert waren. Hier sind nur zwey Jahrszeiten, eine nasse und eine trockne, welche durch die Passatwinde verursacht werden. Die trockene Jahrszeit fängt mit dem May an, und dauert bis in September; vom November bis zum März regnet es, die Zwischenmonate als März und April; und dann September und October sind veränderlich. Täglich wechseln See- und Landwinde zur bestimmten Stunde ab, und nur ein heftigen Passatwind kann einige Unordnung verursachen. Der Landwind auf Sumatra ist der Gesundheit schädlich, und wenn man sich schlafend demselben aussetzen wollte, würde der Tod die gewisse Folge davon seyn. Die Abwechselung dieser Winde erklärt der einsichtsvolle Verfasser auf eine den Physiker befriedigende Weise. Unter einer geringen Lage von schwarzer Garten- oder Felderde, findet sich ein röthlicher steifer Thon. Die Bevölkerung ist nur schwach, und daher sind drey Viertheile der Insel mit Gesträuchen und hohen Bäumen bedeckt, und in Süden ist ein undurchdringlicher Wald. An Mineralien hat das Land einen Ueberfluß, aber es mangelt an den Künsten des europäischen Bergbaues. Es giebt hier, wie auf allen Ostindischen Inseln, feuerspeyende Berge; jedoch schien der eine, den der Verfasser zu beobachten Gelegenheit hatte, keine Verbindung mit den Erdbeben, an denen es hier nicht mangelt, zu haben. Die Brandung an den Ufern ist sehr beträchtlich, und europäischen Schiffen und Fahrzeugen gefährlich; einige Indianer lernen aus lebenslänglicher Erfahrung dennoch unbeschädigt darüber weg zu kommen. Die gewöhnliche Eintheilung der Einwohner gründet sich auf die Religion, und nach dieser sind sie entweder Mahometaner oder Heyden. Unser Autor hält es aber, um alle Verwirrung zu vermeiden, für nothwendig, zuförderst das Reich Menangcabow und die Malayen, dann

die

Achenenser; ferner die Battas, dann die Rejangs, und endlich die Lampuhns zu unterscheiden. Da die Niederlassungen der Engländer unter den Rejangs sind, so hat der Verfasser Gelegenheit gehabt, sie genauer als die andern Völkerschaften kennen zu lernen. In Ansehung des körperlichen Baues sind sie noch etwas unter der mittlern Größe, ihre Gliedmaaßen sind größtentheils schwach und dünne, aber übrigens wohl gebaut; ihre Gesichtsfarbe ist kastanienbraun. Die Männer verhindern das Wachsen des Bartes und anderer Haare, durch Abreibung der hervorkeimenden Milchhaare mit ungelöschtem Kalk, und die wenigen Haare, welche nachher einzeln zum Vorschein kommen, reissen sie mit kleinen Zangen aus, die sie auch deswegen beständig bey sich tragen. Der Verfasser glaubt, daß es mit der angeblichen Bartlosigkeit der Amerikaner vielleicht eine gleiche Beschaffenheit habe, nur daß es an genauen Beobachtungen fehle. Da die Sumatraner, unerachtet sie senkrecht unter der Sonne wohnen, doch heller von Farbe aussehen, als die übrigen Indianer, so nimmt der Verfasser dieses für einen Beweis an, daß der Unterschied der Farbe an den verschiedenen Bewohnern der Erde nicht vom Clima allein herrühre. Die geringe Größe der Eingebohrnen, und besonders des andern Geschlechtes, schreibt der Verfasser der frühen Beywohnuug zu. Die Hände der Eingebohrnen, und selbst der Blendlinge sind allemahl kalt. Die Bewohner der Hügel und Berge haben meistentheils große Kröpfe — das kann doch hier nicht vom Schneewasser herkommen, wie man in der Schweiz und in Tyrol glaubt. — Auch die Sumatraner wissen wie die Insulaner in der Südsee aus dem Bast eines Baums eine Art täglicher Arbeitskleider zurecht zu machen. Ihre sonst schönen Zähne verderben sie aus Eitelkeit und färben sie schwarz, manches Frauenzimmer läßt sie bis aufs Zahnfleisch abfeilen, andre zieren sie noch überdieses mit Goldplatten. Ihre so genannten Dörfer legen sie an die Ufer eines Flusses oder Sees an, und wählen dazu, der Sicherheit wegen, eine Anhöhe, welche schwer zu ersteigen ist, und gemeiniglich nur zwey Zugänge hat, sie sind allemal mit hohen Bäumen umgeben. Ihre Häuser sind, der Erdbeben wegen, nur leicht von Holz gebaut, die Wände von Bambusrohr geflochten, und das Dach besteht aus Palmblättern, auch aus andern leichten Materialien. Das Feuer machen sie durch schnelle Bewegung zweyer Stücken Holzes an. Sie leben von Vegetabilien, besonders Reis, doch bedienen

dienen sie sich auch des Büffel- und Ziegenfleisches und des Flügelwerkes. Von allerhand Gewürzen sind sie große Liebhaber, nur ihren eignen Pfeffer halten sie für zu hitzig. Auch der getrockneten Fische bedienen sie sich, essen auch wohl Sago, aber nicht so häufig als andre Indianer. Das wichtigste ihres Feldbaues ist der Reis, welcher in Berg- und Sumpf-Reis eingetheilet wird. Der Bergreis wird in geschwendeten Lande gesäet, und da gleich darauf die Regenzeit einfällt, so ersetzt dieser das in andern Ländern gewöhnliche Stauen des Wassers. Der Reis wird statt alles Dreschens, mit den Füßen ausgerieben. Der Sumpfreis giebt die Aussaat hundertfältig wieder, aber dieses rührt nicht von der besondern Fruchtbarkeit des Landes, sondern nur von dem weitläuftigen Säen her. Der Cocosbaum ist der nächst wichtige Gegenstand des Feldbaues, er wächst am besten in einem niedrigen und sandigen Boden an der See, wo er in 4 bis 5 Jahren Frucht bringt; aber in der weitern Entfernung von der Küste, geht es nicht so geschwinde, der Pflanzer erlebt nie die Frucht, sondern nur seine Urenkel. Dattelpalmen finden sich auf Sumatra nicht. Nach dem Cocos kömmt der Betelbaum, der Sirih, der Cayenn-Pfeffer, Curcuma, Cardamome, Ingber und andere mehr, die wir nicht niederschreiben mögen, weil sich der Verfasser lauter barbarischer Namen bedient hat. Ueberhaupt hat Sumatra an den herrlichsten Früchten einen Ueberfluß und Mannichfaltigkeit, deren sich kein Land auf der Erde rühmen kann. Zum hiesigen animalischen Reiche gehören kleine aber wohlgebaute und dauerhafte Pferde, kleinlichte Kühe, Büffel, Schaafe, zahme und wilde Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen, Mäuse, Rhinoceros, Seepferde, Tiger, Bären, Ottern, Faulthiere, Stachelschweine, Armadille, wilde Schweine, Schweinhirsche, Affen, Zebeth-Tiger, und wilde Katzen, Eichhörnchen, Fledermäuse ꝛc. der Büffel ist von dem europäischen ganz verschieden. Das Geflügel und Insecten müssen wir, da wir ohnehin schon zu weitläuftig geworden sind, überschlagen. Unter die Handelsproducte gehört der Pfeffer, Kampher, Benzoe, Cassia, Rotan, Baumwolle, Caffe, Terpentin, Gummi, Ebenholz, Aloeholz ꝛc. Ein Centner Pfeffer kostet im Lande noch keine 5 Rthlr., der Pfeffer, eine schlingende Pflanze, kömmt allenthalben gut fort, nur nicht im Sand und Thon. Der Sumatranische Kampher findet sich in fester Krystallisation in den Zwischenräumen des Kampherbaums, ist also ganz von dem Chinesischen eigentlich

Japa-

Japanischen verschieden, aber auch in einem so hohem Preise, daß er nur selten und als eine der größten Raritäten nach Europa kömt. So weit geht unser Auszug aus der Naturgeschichte. Wir brechen ungern ab, und müssen die Nachrichten von den Künsten und Wissenschaften, von der Sprache und Schrift, von der bürgerlichen Verfassung, von Gesetzen und Gebräuchen, von ihrer Art zu heyrathen, von den übrigen Gebräuchen, Religion und Begräbnissen ꝛc. unsern Lesern in dem Buche selbst zu studiren überlassen.

Rz.

[illegible]rl Gustav Ekebergs, Königl. Dänischen Schiffskapitains, Ostindische Reise in den Jahren 1770 und 71. in 3 Briefen an den Sekretair der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften beschrieben. Aus dem Schwedischen übersetzt. Nebst einem Anhange geographischer, naturhistorischer und wissenswerther Nachrichten China und die Schinesische Tartarey betreffend. Aus dem Französischen übersetzt. Dresden und Leipzig, bey Breitkopf. 1785. 8. 272 S. ½ B. Vorrede und Titel.

B[illegible] ge der guten Hoffnung den 1sten 1770 [illegible] eschreibung von Schweden bis dahin. [illegible] Indischen Meere zu nutzen, ist die [illegible] gegen das Ende des Decembers festgesetzt, [illegible] ngs eine desto gefährlichere Fahrt haben. [illegible] durch Sturm nach den Hitländischen [illegible] Inseln, wo Hr. E. 1745. in der Nacht [illegible] erlitten, von da westlich nach den Lewesinseln und [illegible] n, und so heftig erschüttert, daß dieser Sturm [illegible] im [illegible] esischen Meere wüthenden Taifong nichts [illegible] Als der Sturm schon abnahm, erhob sich doch das [illegible], die völlig so hoch war als der vor[illegible] [illegible] rs und mit [illegible] her Macht gegen die linke Seite [illegible] s schlug, [illegible] ne eichene 7 Zoll dicke Bretter zer[illegible] [illegible] eiserne Bolzen zerschlug, einen 13 Schiffspfund [illegible] er mit einem dabey liegenden kleinern aufs Ver-

deck warf und die Schaluppe nebst Jolle zersplittert und sammt den Stücken über Bord führte, auch zugleich durch das Verdeck drang. Diese fürchterliche Scene in finsterer Nacht, die hier noch weiter beschrieben wird, ist in dem Originale sehr malerisch gezeichnet, hier aber, wie die übrigen, davon die 2te die bekannte Aussicht der Bay Falso am Vorgebirge der guten Hoffnung, die 3te die Aussicht der von den Portugiesen sogenannten Boucca Tigris oder des Golfo zwischen Makao und Kanton an der Mündung des Taflusses, die 4te die Aussicht der Insel Wampoa in eben dem Meerbusen und die 5te die Aussicht von Kanton zeigt, weggelassen. Beyläufig wird hier von den Meersströmen im Umfange der Schottischen Inseln gehandelt und eine weit ausführlichere Beschreibung der Schottländischen Inseln, als man sie im Büsching findet, gegeben. Die Länge der großen Insel von Sombrough-Head bis Bonne Hill auf Nord Maven, einer Halbinsel, beträgt 54 Meilen, oder 18 Leagis. Sie wird in 17 Distrikte eingetheilt. Auf der Nordseite liegen die Inseln Fula, Houseburra, Vestra, Waley und Papa. Yell hat 2 Kirchspiele und macht mit der großen Insel den Blome Sund. Unst ist die nördlichste. Brassey macht mit der großen Insel einen guten Hafen, worin füglich 100 Schiffe ankern können. Hier ist Carwik die einzige Stadt am Hafen Brasse, wo der Admiral (Statthalter) Unterstatthalter und ihre Schreiber wohnen. Skalloway ist ein großes Dorf. Verschiedene Schottische Familien und andere Herrschaften haben hier Landgüter, deren Unterthanen ihre Abgaben größtentheils in Fischen entrichten. Getraide wächst nicht hinreichend. Pferde und Schafe (eine besondere Art) müssen Winters und Sommers ihre Nahrung draußen suchen. Scheunen sind nicht vorhanden. Das geschnittene Korn wird zusammengepackt und jedesmal, wenn es nöthig ist, gedroschen und zwischen 2 Steinen zermahlen. Bey jeder Mahlzeit kneten sie Mehl und Wasser zu kleinen Kuchen, welche sie am Torffeuer backen und Banef heißen. Ihr Getränk aus Malz verfertigen sie leicht. Sie gießen kochend Wasser darauf und ein paar Tage nachher verzapfen sie es; wenn es all ist, gießen sie neues Wasser darauf, das übrige im Bodensatze giebt ihnen nach gehöriger Zubereitung mit Habermehle und Hammelfette noch ein Gericht, Snur genannt. Brauner Kohl, Fische, Hammelfleisch, Eyer, Seehunde und Geflügel sind ihre gewöhnliche Nahrung. Die See schenkt ihnen Fische, Krebse und von den Strandvögeln Eyer und Federn im Ue-

Ihre Schuhe machen sie sich selbst aus einem
.rhundsfelle. Aus der Schafwolle machen sie sehr
Strumpfe. Die Einwohner bringen mit eigenen Fahr
. dieser Produkte nach Hamburg und vertauschen
ilz und andere Bedürfnisse. Auf ihrer Rückfahrt
Boote und Bretter aus Norwegen mit. Herr
g. e mit seinem Schiffe auch dahin, um es auszu
er beschreibt uns die raube Küste. Auf der Insel
a, welche den Reisenden ein besseres Ansehen zu haben
als Palma, Gomera und Teneriffa, bemerkten sie sehr
a ume, die gleichsam in die Wolken stiegen, und diese
rs für die enannten Regenbäume (pluvialia) welche
den Wolken eine Menge Wassers an sich zie
und es des Tages in Cisternen wieder auslaufen lassen,
t den Mangel des Quellwassers ersetzet. Von da an
Passatwind. Es werden hier und auf der ganzen
e schätzbare Versuche mit dem Inklinationskompasse
m. Pr. Witte gemacht. Unter der Linie, welche sie
. m April passirten, war die Hitze erträglich; das Ther
immer auf 30 Gr. (Ist es das Schwedische,
.. lerpunkte bis zum Kochpunkte 100 Gr. zählt,
nur 24 Gr. Reaumürisch.) Den 3ten Jun. er
ne die Bay Falso am Kap, nachdem sie 88 Tage auf
Norwegen bis hieher zugebracht hatten.

Zweyter Brief. Kanton den 7ten Sept. 1770. Be
g des stürmischen Vorgebirges der guten Hoffnung.
Bayen, Berge und besonders der Bay Falso. Be
u über das Land. Man findet hier ein paar Ellen
Erde einen zähen Thon, mit Sand vermischt. Die
fertigten Ziegelsteine werden in Form eines Ziegel
tellt, und mit Haidekraut und Strauchwerk ohne
t. Nach Hrn. Mentzel geben die gestrichenen
iche äußerlich sogar noch verschmiert werden, einen
ao. Bauholz fehlt, weil keine Waldungen da sind,
aus Java und andern Indischen Orten hergebracht,
ur sehr theuer. Die Häuser werden mit Rohr gedeckt,
6.1½ Ellen lang und nicht dicker ist, als starkes Stroh,
lt 70 Jahre aus. Das Land war (so weit es sich dazu
e) gut angebauet; die kleinen Pflanzungen unten am
mit Steinmauern eingefaßt und inwendig mit Hecken
z rin, Lorbeern und Myrthen in Mannshöhe ge

 zieret.

ziert. Apfelsinen- Zitronen- und Pomeranzenbäume hatten theils Blumen, theils Früchte; Apfel- Birnen- Aprikosen- Mandeln- Kastanien- und Wallnußbäume waren, nachdem der Herbst vorbey war, und sie ihre Blätter abgelegt hatten, bereit, zum zweytenmale Blumenknospen zu zeigen. Alle Küchengewächse fand man in Vollkommenheit, und, so wie man ein Beet abschnitt, ward es gleich von neuem besäet. Wilde Bäume findet man hier gar nicht, oder von krummer und kurzstämmiger Gattung, weil man, um die Weide zu verbessern, alle 7 oder 8 Jahre die Felder abbrennt, wodurch die Bäume Schaden leiden. Der schlechte Boden ist, wie in Norwegen, wegen der Meersdünste und Feuchtigkeiten ohne Dünger sehr ergiebig. Die Schaafe werden so fett, daß ihre Schwänze 7 bis 8 Pf. wiegen mögen. Die Kühe werden eben nicht gemolken und die Pferde nicht beschlagen. In der Kürze, doch als Kenner, giebt er hier ein Verzeichniß der vornehmsten Produkte aus dem ganzen Naturreiche. Das stürmische Wetter, Schnee, Regen und Mangel an Zeit verhinderten ihn mehr zu beobachten. Unterwegens auf dem Indischen Meere unter 14°12' Breite und 124°52' östliche Länge von Teneriffa ward die See in der Nacht auf einmal so weiß, als eine Strecke gefrornes mit Schnee bedecktes Wasser. Er getrauet sich dies Phänomen nicht zu erklären. Vielleicht, sagt er, rührt es doch von einer oder der andern Art Fische in der Tiefe her. Bey einem Regen fiel eine Scolopendra von etwa 3 Zoll Länge auf sein Kleid, welches der Sturm durch eine sehr weite Strecke vom Lande dahin geführt hatte. Drey Monate nachher fielen 2 dergleichen Scheinwürmer unter 15° Breite mit dem Regen aufs Verdeck; einer davon war eine braune Scolopendra, 4 Zoll lang und etwa eine halbe Linie breit, und hatte mehr als 70 Paar Füße. Sie kamen wahrscheinlich von Rio Gambia.

Dritter Brief. Gothenburg den 7ten Jun. 1771. Von Kanton. Viele Jahre lang hatten Fremde die Erlaubniß, ungehindert Landhäuser, Vorstädte und die umliegende Gegend von Kanton zu besehen. Diese Freyheit ward eingeschränkt, und 1759 und 60 gar aufgehoben, und zwar wegen eines Mißverständnisses zwischen der Regierung und den Engländern, welche ohne Erlaubniß eine Fahrt nach Chuxan und Limpo anstifteten, welches unter 30° Breite im eigentlichen Theelande gelegen ist. Die Europäer mußten nun während

daß

ihre Schiffe abwesend sind, nach Makao ziehen, und zwar eine eigene Gasse, wo sie Verachtung und mancherley Beleidigungen erdulden müssen. Hr. Ekeberg beschreibt hier die Küste und Inseln an der großen Bay von Kanton, wobey man sehr eine Karte wünscht, denn die hier beschriebenen Inseln Lemis Lantao und die an die Lemis westlich gränzenden Ladrones (also gar nicht die sehr weit von hier entfernten Marianus- oder Latroneninseln) welche von dem Seeräuber Koxinga (vermuthlich Coxinga) den Namen haben sollen, findet man so wenig auf unsern Karten, als die in N. W gelegene hohe klippige Insel Montango, (Chinesisch Apome) deren Lage dadurch bestimmt ist, daß er in der Folge sagt, sie sey durch eine Scheere westlich mit Sanciam verbunden. Hier ist der für grosse Schiffe einzige gute Hafen Taipa, der gegen den wüthenden Sturmwind Taifong geschützt ist. Dieser pflegt jährlich zwischen Japan und Siam alle Schiffe, die er trifft, mastlos zu machen. Er wird durch eine Art Heerrauch in der Luft vorher angekündigt. Die Portugiesen können seine Herannäherung auch schon aus der Wärme des Wassers bemerken. Gewöhnlich dauert er 12 bis 18 Stunden; je heftiger er aber ist, desto kürzer ist seine Dauer. Die Küste des festen Landes ist hoch und mit Klippen umgeben bis an die grosse Insel Aynam, (auf D'Anvillens Karte Hai-nann) welche, weil wenig Europäer sie besucht haben und Hr. E. 1742. dagewesen ist, hier beschrieben wird. Sie liegt etwa 400 Meilen von Kanton zwischen 10°22' Länge und 20° Breite und hält in die Länge von ONO bis WSW 150 und im Umfange 360 Meilen. Sie schließt den Tonquinschen Golf und ist von der Landspitze Tschin-Chui-tiang durch einen 17 Meilen breiten Sund getrennt. Sie ist fruchtbar an Reis, Zucker, Rohr, Bohnen, Patatos, Taback rc. und einer Menge fester und kostbarer Holzarten, auch allerley Thieren. Der dasige Mandarin nahm die Schweden wohl auf, weil der Kaiser allen an der Küste seines Reichs kommandirenden Mandarinen bey harter Verantwortung befohlen, den gestrandeten und verunglückten Seefahrern zu helfen, auf des Kaisers Kosten den Nothleidenden Kleider, Nahrung und ungehindertes Fortkommen nach Kanton zu verschaffen und sie wider Gewaltthätigkeiten zu schützen. Das Fahrwasser durch den Sund von Makao bis an die Mündung des Kaflusses, woran Kanton liegt, ist durch Inseln verengt, welche Reisfelder enthalten. In allen engen Fahrwassern, wo unaufhörlich eine

unzählige Menge Sampanen oder kleine Fahrzeuge hin- und herfahren, sind Wachthäuser oder gemauerte weiße Pyramiden errichtet, und immer in der Entfernung eines Pu, deren 20 auf einen Grad gehen, ein Pu aber enthält 10 Li. Ausführlich wird die fast alle Geduld ermüdende Behandlung der Europäer in dem Hafen von Kanton, auch die Stadt selbst beschrieben. Rund um die Stadt kann man bequem in 3 Stunden spatzieren. Alles, was man hier sieht, widerspricht der von einigen so hoch gespannten Idee von Fleiß, Aufklärung und guter Polizey unter diesem Volke. Die Vorstadt von Kanton enthält auf der Westseite die Faktoreyen der Europäer, zwischen welchen und dem Flußstrande eine gepflasterte Gasse von 18 Ellen Breite ist. Man hat erst neuerlich den Europäern verstattet, ihre Wohnungen nach ihrem Geschmacke einzurichten, sie mit Glasfenstern (statt der dunkeln Perlenmutterfenster?) zu zieren, Scheidewände mit Steinen statt der Bretterwände dahin zu bauen, und Gypsböden statt der von Matten mit Papier überklebt zu machen. In jeder Faktorey ist ein gewölbtes Zimmer, wo die Gelder verwahrt werden, auch Keller und hinlängliche Magazine für einkommende Waaren und Güter. Davor sind sie vor Feuersbrünsten mehr gesichert, welche ehemals schon verschiedentlich mehrere Faktoreyen mit einigen hundert andern Häusern zernichtet. Ein solches Haus bewohnt jetzt beständig ein Chef oder Aufseher der Kompagnie mit einigen Super Kargos, außer daß sie sich zu Makao aufhalten müssen, wenn keine Schiffe da sind. Man kann annehmen, daß über die Hälfte der Einwohner auf dem Wasser wohnt, wo sie in ihren Fahrzeugen bey den angekommenen Schiffen herumschwärmen und deren Geschäffte nicht blos ist, Menschen und Güter zu fahren, sondern zu betteln und zu stehlen. Ein solches Gesindel ohne bestimmte Lebensart, ohne Religionsgefühle, durch Polizeygesetze ganz in Ordnung zu halten, steht nicht zu erwarten. So sieht man z. B. täglich ermordete, in eine Matte geschlagene Kinder im Flusse umhertreiben, welche von liederlichen Müttern dahin geworfen sind, obgleich starke Strafe darauf gesetzt ist. Lächerlich ist der Aufzug des Hoppo oder Mandarins, welcher kömmt, das Schiff auszumessen, und eben so sonderbar die Art, wie sie darnach das Hafengeld berechnen. Ueberall werden Fremde und Unterthanen durch die Mandarinen und die Menge ihrer Unterbedienten sehr gedrückt. Bey ihrer Götterlehre und der Verschiedenheit der Secten merkt man

durchgehends, daß sie ein höchstes Wesen annehmen.
n Fasten ist bey dem großen Haufen keine Spur von
zu finden. Ihre Lustgärten sowohl auf Honig als
ädten sind reinlich, von artigem Geschmacke und
Gebäude, Teiche, Parterre, Alleen und Blu-
ere sehr glänzend, doch ohne Symmetrie. Man kann
das Geräth für Frauen oder Maitressen (denn Vielwei-
... ist auch hier, wie im ganzen Oriente im Gebrauch) an.
Ihre Kriegskunst ist nicht sonderlich, doch nimmt
zer Anzug gut aus. Man schießt mit langen Röh-
... beln ruhen, auch mit Bogen und Pfeil, und
...sketen. Die Artillerie taugt nichts. Wenn
enge Menschen betrachtet, die man allent-
so ist es unbegreiflich, wie sie alle von einem
sigen engen Bezirke ihre Nahrung haben können.
Fleck benutzt wird. Aber der Chinese ist mäs-
dabey verstatten das Klima und der Boden,
...ners kann gebraucht werden, und doch das ...este
Die Kleidung ist auch einfach und nicht kostbar.
Aufwand verursachen ihnen die Weiber und
...el, ... s letztere eine Folge ihrer Geldbegierde ist.

Bemerkungen auf seiner Rückreise sind we-
Auf der Insel Banca bey Sumatra besuchte
...en Unterkönig, den die Malayen Raja oder Orang-
...nnen. Sein Haus ohnweit Monopin stand auf
und unterschied sich von andern Häusern blos
...oße. Die Treppe an diesem Hause ward um
Thiere willen des Nachts aufgezogen. Es war
... waren in 2 Zimmer abgetheilt: das erste war ein Au-
d das zweyte sein Serail. Er hatte Gelegenheit,
s auseinander zu beugen, und die ganze Dun-
auenzimmerschaar zu sehen, davon einige ihre
... Rücken hatten und ihnen ganz bequem die
... die Achsel gaben. Ihr ganzer Anblick
... Zur Seite des Hauses waren Zinn-
... Schmelzöfen und daneben eine Moskee.

... Anhang ist ein Auszug aus einem vor 15 Jahren
... gedruckten kleinen Buche, welches den Titel führt:
la Ville de Moukden et de ses environs, Poëme
... par Kieng-Long, Empereur de la Chine et de
Tartarie; accompagné de Notes curieuses sur la Geo-

graphie sur l'Histoire naturelle de la Tartarie Orientale et sur les anciens usages des Chinois, composées par les Editeurs Chinois et Tartares. On y a joint une Piece de Vers sur le Thé, composée par le même Empereur, traduit en françois par le P. Amiot, Missionaire a Pecking et publié par M. Deguignes a Paris 1770. Eigentlich hat dies kleine Buch verschiedene Verfasser, den jetzigen Kaiser, Kieng-long, die Gelehrten und Vornehmen seines Reichs, welche dahin sehen müssen, daß alles, was von der Hand des Kaisers kömmt, möglichst vollständig sey, den Pater Amiot, welcher die Schrift aus dem Chinesisch-Tartarischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, ferner den gelehrten Deguignes, der es in Paris mit Vorrede, Anhang und Register herausgegeben, und endlich den Hrn. Bernoulli, der den deutschen Auszug daraus gemacht hat. Man findet hier

1) die Vorfahren des Kaisers Kien-long.
2) Die Vorrede des P. Amiot zu diesem Gedichte des Kaisers.
3) Einen Auszug aus der Vorrede der chinesischen und tatarischen Herausgeber über die Bemühungen des Kaisers, den Mantschurischen Charakteren alle Mannigfaltigkeit der chinesischen zu geben, und von dem guten Erfolge derselben, nach welchem man im Stande gewesen, das Gedicht des Kaisers mit 32 Arten chinesischer und 32 Arten mantschurischer Charaktere drucken zu lassen, also einerley Sache in jeder Sprache auf zwey und dreyßigerley Arten geschrieben. (In dieser Rücksicht muß man sich wundern, daß die Zahl der Chinesischen Charaktere sich nur auf 3390 belaufe.)
4) Edict des Kaisers bey Gelegenheit seines Gedichts.
5) Vorrede des Kaisers über die Verdienste seiner Vorfahren, wodurch Mukden für ihn so ehrwürdig wird.
6) Erste Probe aus den Lobgedichten des Kaisers, welche die Zeit und die äußere Pracht seiner Reise nach Mukden beschreibt, mit Anmerkungen, ohne welche man die Ausdrücke nicht verstehen könnte.
7) Zweyte Probe dieses Gedichts, welche Beyträge zu einer Mantschurschen Fauna und Flora enthält.
8) Fortsetzung der Recension.
9) Nachricht von den Ländern der Tartarey, aus welchen die Mantschutataren hergekommen sind, ein für Geographen

phen so schätzbares Stück, als die vorhin gedachte Fauna und Flora, nebst einem Nachtrage.

10) Des Kaisers kleines Gedicht vom Thee.

In dem ganzen Anhange ist also nichts zusammenhangendes und nichts anziehendes; aber die einzelnen Bruchstücke oder Materialien sind allerdings für den, der sie zu gebrauchen weiß, schätzbar.

P.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Symbolae ad interpretationem sacri Codicis. Vol. I. Fasciculus I. qui continet observationes in Canticum Canticorum. Auctore *Ge. Alex. Ruperti*, Gymn. Stadiens. Conrector. Goettingae, ap. Dieterich. 1782. 114 S. 8.

Der Verf. hat blos Untersuchungen über einzelne Wörter und Bilder des Buchs angestellt; seine Bemerkungen mögen für das hebräische Wörterbuch brauchbar seyn, und seine Parallelstellen aus morgenländischen Dichtern zur Aufklärung mancher Bilder und der morgenländischen Sprache der Liebe dienen können. Aber den innern Gehalt des hohen Lieds, seine Form, und was man sich für Vorstellungen vom Ganzen zu machen hat, läßt er unberührt. Das meiste Verdienst haben unstreitig die Sammlungen des Verfassers aus morgenländischen Dichtern, in denen er ziemlich bewandert ist; neue Aufklärungen dunkler hebräischer Wörter kommen wenige vor. Der Verf. sucht mehr durch neue Bestätigungen die Erklärungen seiner Vorgänger gewisser zu machen. Zur ersten Klasse gehört seine Vermuthung, daß נחל Hohesl. VI. 12. palma نخل bedeute; Hohesl. VII, 10. ישנים, qui plurimum bibant, von وثن in IV larga pocula praebuit, שלג accum-

accumbere, sedere, wie جلس u. s. w. Die gezeigten Einsichten in der morgenl. Philologie machen dem Verf. Ehre.

Fw.

Kurze Römische Geschichte, vornehmlich für die Jugend, von Joh. Heinr. Mart. Ernesti. Koburg, bey Ahl. 1782. 8. 48 S.

Der Vorrede nach zu urtheilen, hat der Verf. den Vorsatz gehabt, ein zweyter Eutropius zu werden, und in diesem kleinen Abrisse der Römischen Geschichte, Gründlichkeit, Auswahl und kraftvolle Kürze zu vereinen; als welche Eigenschaften jenem ältern lateinischen Epitomator noch bis jetzt, in der Reihe classischer Schriftsteller, seinen verhältnißmäßigen Werth erhalten haben. Es muß Aufmerksamkeit erwecken, wenn er von sich selbst und von seinem Werkchen also spricht: „gegenwärtigen Grundriß der römischen Geschichte kann man gewiß nicht für überflüßig halten, wenn man weiß, wie lehrreich sie ist, wie unentbehrlich, besonders zum Verständniß der Alten, wie allgemein interessant. Er soll Lehrern zum Leitfaden im Unterricht und Schülern zur Vorbereitung und Wiederholung dienen. Ob er nicht ein Taschenbuch für allerley Leser und Liebhaber abgeben könne, das will ich unentschieden lassen. — Für die Richtigkeit der Sachen hab ich, soviel als mir möglich war, gesorgt; denn ich habe aus den eigentlichen, ächten und lauteren Quellen geschöpft." Wir sind weit davon entfernt, diesem kurzen Abriß allen Nutzen abzusprechen; aber da derselbe sich nicht wohl weiter erstrecken kann, als der Nutzen einer chronologischen Tafel, so wird man gegen den Verf. eingenommen, indem er unter der Miene der Bescheidenheit, zu wenig bescheiden von seiner Arbeit redet. Daraus, daß die römische Geschichte lehrreich ist, wird er ohnedem im Ernste nicht folgern wollen, daß sein Abriß unentbehrlich sey; denn das erste kann wahr, und, Trotz demselben, das letztere doch falsch seyn.

Kein Leser wird so unbillig seyn, in einem Abrisse der römischen Geschichte, der aus drey Bogen besteht und vom Romulus bis zum Augustulus herunter geht, zu erwarten, daß eigentliche Facta ausführlich erzählt werden. In den meisten Fällen ist dem Namen des Regenten eine sehr allgemein

efaßte Charakteristik beygefügt, die, unserm Bedün
zum Unterrichte in der Geschichte, nicht viel lehrrei-
lt. Wir finden es viel nützlicher, diese aus dem
angezogenen allgemeinen Begriffe ganz zu meiden, und
derselben Stelle lieber einzelne Facta zu berühren, um da
ch auf die Erzählung vorzubereiten oder an dieselbe zurück
ern. Wir würden, wenn unsere Absicht gewesen
diesen Abriß zu etwas mehrern, als zu einer chronolo-
gentntafel zu machen, eine einzige Idee verfolgt
z. B. blos auf Gesetze und Anstalten, oder darneben zu
auf Eroberungen oder Erweiterung der römischen Herr
Rücksicht genommen, und hingegen den persönlichen
akter der Regenten, der gewöhnlich die Geschichte zu ei
faden Gewäsche macht, ganz übergangen haben. Hin-
ist es weit etwas reelleres, durch einen solchen Abriß,
Einsicht in die römische Verfassung aufzustellen und eine
Uebersicht aller Länder, woraus dies Reich bestanden
sie allmählig erobert worden, zu verschaffen.

Gk.

Titus Lukretius Carus von der Natur der Dinge, aus dem Lateinischen, mit Anmerkungen von Franz Xav. Mayr. Leipzig und Wien, bey Mößle. 8. 1784. Zwey Theile.

Wenn ein Dichter, wie Virgil und Horaz, in Prosa auf-
d, so kömmt er zwar allemal um eine Hauptschön-
, um die Harmonie seiner Verse, allein zum Prosaisten
die Uebersetzung, gesetzt, daß sie auch nicht vortref-
sondern blos leidlich wäre, gewiß nicht erniedrigen: da
durch die Wahl des Sujets und durch die herrliche
gesorgt. Ganz anders hingegen verhält sichs mit
Dichter, der einen philosophischen Gegenstand wählte,
immer vermögend war, jede abstrakte Idee zu ver-
, und sich vom Prosaisten itzt durch nichts, als
sche Inversionen und Wendungen, itzt gar nur
ede Sylbenmaas unterscheidet. Ein solcher muß,
er nicht alle Schönheit verliehren, oder als ein verächt-
tergeschöpf erscheinen soll, entweder metrisch, oder
t werden. Dieß, dünkt uns, ist vorzüglich der
Fall

Fall bey Lukrez, dem abstraktesten aller Dichter. Nimmt man ihm sein Gewand, so nimmt man ihm alles, und wir wissen nicht, ob wir das epikurische System dann nicht lieber aus dem trockensten Kompendium, als aus ihm, studiren wollten. Herrn Mayr hat indeß ein anderes beliebt. Er liefert uns seinen Dichter in Prosa, und auch der soll uns willkommen seyn, wenn er durch ihn nicht unpoetischer und unharmonischer geworden ist, als es nöthig war. Um mit dem Verf. recht billig zu verfahren, halten wir uns an den Eingang. Gewöhnlich arbeitet man Anfangs am vorsichtigsten und genauesten. Hier ist er. „Mutter der Abkömmlinge des Aeneas, (warum nicht kurz, wie das Original, der Aeneaden? wer liebt diese Umschreibungen, diese Vervielfältigung des Artikels?) du Wonne der Götter und Wonne der Menschen, (wozu das zweymalige Wonne? eine unkräftige Wiederholung, von der der Lateiner nichts weiß!) allgütige Venus, (so erklärt freylich Creech das Wort alma, aber es wäre wohl die Frage, ob es hier in Bezug auf das Folgende nicht schicklicher die allbelebende Kraft der Liebe bezeichne,) der unter den kreisenden Gestirnen des Himmels das schiffreiche Meer, (sehr schielend! Wie die Worte hier gestellt sind, verleiten sie den Leser, das Meer unter die Gestirne zu zählen, nicht zu gedenken, daß die Idee merklich verstärkt wird, wenn man mit Barth subterlabentia zu Einem Worte macht und es für ein Prädikat von concelebras nimmt,) die fruchtbaren Ebnen der Erde jedem Bewohner verdanken; (terras frugiferentes! wer denkt hier gerade an Ebnen? und concelebras! wie nachdrücklich im Lateinischen, wie gezerrt im Deutschen! Bevölkern hätte den Begriff von concelebras doch gewiß eben so gut und kräftiger ausgedrückt,) denn siehe durch deinen Hinfluß (warum nicht durch dich, wie Lukrez wirklich sagt? Scheints doch, als ob Hr. M. jeden Gedanken recht absichtlich paraphrasire und ausdehne, um die Zeilenzahl zu vermehren!) werden alle Gattungen der Thiere gezeugt, (ey, ey, Herr Uebersetzer, wo gerathen Sie hin? Ueberlegen Sie doch! omne genus animantum heißt: alles, was lebt,) du gewährst ihnen nach ihrer Geburt den Anblick der Sonne. (Immer schlechter! Vor ihrer Geburt konnten die lieben Thiere freylich nicht von der Sonne bescheinet werden; aber so abgeschmackt schreibt auch Lukrez nicht. Seine Worte, ein Kompliment für Venus, sagen nichts mehr, als: durch dich freuen sich die Neugebohrnen der erquickenden Sonne.)

Es

So nachläßig und schülerhaft sind die fünf ersten, wirklich schönen und poetischen Zeilen des Lukrezischen Gedichts übersetzt, und wir können unsern Lesern auf Ehre versichern, daß sich Hr. M. in der Folge nicht bessert, sondern vielmehr von Seite zu Seite untreuer und kraftloser wird. Auch um der Anmerkungen willen braucht sich Niemand das Buch zu kaufen. Sie sind, so wie die vorgesetzte historische Nachricht von Lukrez und Memmius, theils Auszug, theils wörtliche Uebersetzung dessen, was Creech und Lambin beygebracht haben.

Zh.

Philologische Beyträge zur Erläuterung des A. T. aus der merkwürdigen Geschichte Abrahams. Herausgegeben von M. Johann Karl Götzinger, Pfarrern in Sebnitz, der Churfl. Sächs. Societät der Liebe und Wissenschaften in Dresden und der Hochf. Anhalt. deutschen gelehrten Gesellschaft zu Bernburg ordentlichem Mitglied. Wittenberg, gedruckt bey Dürr. 1785. 8. 108 S. ohne die Dedication und den Vorbericht.

Zuerst Proben aus dem Vorbericht, um den Leser in rem praesentem zu bringen, und dann etwas von den Erklärungen selbst, alles mit des Verf. eigenen Worten. „Die große Geschichte Abrahams öffnet mehr als irgend eine andere im A. T. die allerhöchsten Aussichten der göttlichen Regierungsart — die ewige Weisheit erweckte den Abraham zu rechter Zeit, die schlimmen Folgen des bis in die Familie Sems durchdrungenen (durchgedrungenen) Aberglaubens zu dämpfen und die Menschen zum reinen Gottesdienste zu führen. Er war wohl darum zu Erfüllung der wichtigen Absichten, das geschickteste Werkzeug, weil er wahrscheinlich durch seinen hohen denkenden Geist, die Thorheit des Dienstes seines Vaters vorhero schon lebhaft eingesehen hatte, und sodann ohne die geringste Widersetzlichkeit, den Gnadenzügen der göttlichen Vorsehung zu dem Berufe den willigsten Gehorsam leistete. So blieb es dann auch dem unendlichen Geziemen der höchsten Ehre Gottes vollkommen gemäß, den Mann als den ersten Propheten nach der Sündfluth aufzustellen, das Ganze seines gött-

lichen Rathes der Welt bekannt zu machen. Als außerordentlichen Liebling würdigte ihn der Herr, vermöge der hohen Bestimmungen nicht allein der besondersten Offenbarungen, sondern auch einzelener erhabenen Vorzügen. Gegenwärtige philologische Beyträge zur Erklärung des N. T. aus der Geschichte des (dieses) Patriarchen, werden davon die zureichendsten Merkmale an den Tag legen. Aus den vorstehenden Bewegungsgründen, habe (ich) es auch vor dienlich erachtet, die Geschichte auf das N. T. so zu erläutern (vielleicht anzuwenden?) wie sie dem Plane genau entspricht und über viele Stellen darinne das hellste Licht verbreitet. Ich will es der Beurtheilung eines gelehrten Publikums überlassen, (ich auch) ob die Ausarbeitungen den völligen Beyfall verdienen, womit die Herren Verf. der gelehrten Jenaischen Zeitungen, mein Etwas von Beyträgen zur Erklärung des N. T. aus den gottesdienstlichen Alterthümern des alten Bundes über meine Erwartung beehrt haben. (Zum Behuf der Leser, die das so günstige Jenaische Urtheil nicht im Original lesen können, wird noch auf die Beyträge zu den Erlang. gelehrt. Anmerk. St. XVII. 1784. p. 259 verwiesen.) Wenigstens bin (ich) beflissen gewesen, in die Wege der heutigen Geschwindschreiber, eben so wenig als zuvor einzuschlagen. Ich weiß, daß bloße Compendiengelehrsamkeit, in unsern ungläubigen Tagen gar bald verfliegt, wo sie nicht durch Sprachkenntniß und gründliche Philologie unterstützt wird.

Die Beyträge selbst beschäfftigen sich S. 18. mit der Bestimmung des Wohnorts Abrahams und den Berichtigungen des geographischen Begriffs von Mesopotamien und Chaldäa (wo es nun freylich auffällt, daß von Schlözers Meisterabhandlung von den Chaldäern und von Michaelis Spicilegium nichts gesagt wird.) „Ich glaube, sagt der Verf., vollkommenes Recht für mich zu haben, wenn ich annehme, daß die Chaldäer, welche die Geburtsstadt Abrahams vom ersten Anfange der Herabziehung am Euphrat, bewohnt, und vielleicht auch angebauet, eine Sprosse von Archavadäern gewesen sind.“ S. 29. „Die Abkömmlinge von Naher des andern Bruders Abrahams, wohnten ohne Zweifel in der Landschaft Uz, in der sich, nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit auch wohl zuverläßig Hiob befand. Beyde Stellen (Hiob I, 15 und 17.) geben einen Beweis (gegen Lowth und Eichhorn) daß man hier auf das wüste Arabien und

nicht

t auf (an) das künftigte denken dürfe. (Wieder kein Wort
n Michaelis Spicil.) S. 32 — 37. ein sogenannter Be-
daß Stephanus ohnmöglich einen geographischen Irr-
m habe begehen können und daß man also 1 Mos. XI, 26.
mit Apostelg. VII, 4. zu vereinigen, einen ganz andern
g aufsuchen müsse, nämlich S. 38—45. wird bewiesen,
Abraham der jüngste Sohn der Thara war. S. 46.
die merkwürdigsten Stücke in der Geschichte Abrahams
en wohl auch diese, daß nach seinem ersten Eintritte in
naan schon wirklich Königreiche aufgelebt waren. S. 49.
ist auch die Verheißung, in Betracht auf die Ausdeh-
des Landes bis an den Euphrat erfüllt worden? Es ist
die Verheißung selbst, wie sie Abraham empfieng, war
unbedingt. Sie sollte also nach der wesentlichen Be-
enheit der göttlichen Offenbarung, nicht gleich bey dem
tritt ins Land Canaan 1 Mos. XV, 16. auf einmal, son-
ern nach und nach in der Ausbreitung; aber doch ganz wahr-
, vollkommen erfüllt werden. Es enthält im v. 18.
na den unstreitigen Beweiß davon, und man muß es so
phrasiren: certo certius dabo. Das Praeteritum deu-
in Verheißungen die allerhöchste Gewißheit an. Man
es aber mit grosser Zuverlässigkeit darthun können, daß
Israeliten, kraft der Verheißung, das ganze Land vom
Aegypti an, bis an den Euphrat, besessen haben. S. 53.
llein ist denn dabey aus der Bestimmung des Stephanus
p ...lg VII, 2. ὁ Θεος της δοξης ωφθη Αβρααμ, ein
... r Beweiß zu ziehen, daß es die Schechinah,
der ... Gottes gewesen sey? Vom 1 Mos. XII, 7.
kein Zweifel, denn ירא visus est, bemerkt eben das, was
...anus durch ωφθη erklärt. Allein die merkwürdige Er-
...es Heilandes Joh. VIII, 56. zielt offenbar auf die
scheinung der Schechinah im Hayn Mamre 1 Mos.
XVIII. wenn man nur richtig als Philolog erklärt. Nach
... von יום, kann η ημερα nichts anders andeuten,
... ne bestimmte Zeit der göttlichen Offenbarung. Welche
es? ...e wird v. 10. durch כעת חיה, secundum tem-
vi..., d. i. nach 9 Monathen, sehr gemessen angezeigt.
der Erfolg eben so gewiß ein Tag des Sohnes
... ihm geschehene Verheißung. S. 55. Doch
...ißung, die Gott dem Abraham K. II, 3. beson-
ge... n hatte, thut er vor der Einsetzung der Beschnei-
..., K. XV, noch einen herrlichen Bund dazu. Da

der

der Erzvater seine großen und kleinen Heerden in Canaan weiden ließ, so war nichts leichter, als daß die erwähnten Feinde wiederum über seine Knechte herfallen konnten. Dagegen versichert ihn Gott seines schützenden Beystandes v. 1. אל-תירא ne timeas. Wer wollte es nur immer mit dem Hrn. Michaelis übersetzen: ich will freygebig gegen dich seyn. Selbst die hebräische Punktation widerspricht. Man denke sich nur die Begriffe von מָגֵן gehörig. Es liegt in den Worten die nächste Anspielung auf die kleinen Kriegsschilde der Hebräer, welches die Figur eines Dreyecks hatte. Er machte die ordentliche Kriegsrüstung aus. Denn man benannte es von גנן protexit, wie bey den Griechen von ἀσπίς . weil es den Mann zugleich mit drey Seiten des Körpers bedeckte. Ich glaube daher zuverlässig, daß Jes. VI, 13. der Ausdruck ἀναλαμβάνειν τὸν καυσίλιον arma sumere, von der militairschen Redensart לקח מגן sumsit clypeum militarem, erklärt werden müsse.

Treuer konnte ich doch nicht Ordnung, Ausdruck und Resultat dieser Abhandlung angeben, als mit des Verfassers eigenen Worten. Wer weiter fortließt, findet noch eigene Gedanken über Röm. IX, 5. und noch mehr Eigenes in dem Geschmack des Verfassers; aber das lesen die Kauflustigen, wenn ich sie lüstern gemacht habe, schon selbst.

Pm.

M. *Hermanni Fridr. Köcheri* Noua bibliotheca Hebraica secundum ordinem Bibliothecae Hebraicae B. *Io. Christoph. Wolfii* disposita; Analecta literaria huius operis sistens. Cum praefamine *Io. Gottfr. Eichhornii*. P. I. S. 130. P. II. 276 S. in 4. Ienae, impensis Haeredum Cunonis 1783 und 1784.

Der Inhalt der Vorrede, den Herr Hofrath Eichhorn erst dem 2ten Theil vorgesetzt hat, betrifft einen merkwürdigen Gegenstand der Kritik; sie beschäfftigt sich mit nichts Geringerm, als die itzt gewöhnliche Ausübung der Kritik beym A. T. für unrichtig zu erklären, und derselben andre

Wege

Wege vorzuschreiben. Jetzt setzt man den masorethischen Text gewöhnlich sehr herab, und sieht die alten Bibelübersetzungen für weit wichtiger als ihn, in so fern er aus Handschriften und Ausgaben erkannt wird, an. Hr. Eichhorn sucht wahrscheinlich zu machen, daß unser masorethischer Text im Ganzen genommen, mit allen seinen Fehlern und Mängeln, schon vorhanden gewesen sey, als die ältesten Uebersetzer ihre Versionen machten; daß also die Fehler unsers hebr. Bibeltextes tiefer lägen, und die gewöhnlichen Hülfsmittel zur kritischen Behandlung des A. T. nicht zureichten; folglich eine ganz feste Kritik bey derselben nicht zu erwarten stehe. Dieß sehen wir wenigstens als ein Resultat der Abhandlung an, ob es gleich der Verf. nicht selbst ausgezogen hat.

Die Masora, sagt er, ist nicht so verächtlich anzusehen, wie gewöhnlich geschieht; manche ihrer Fehler und Gebrechen liegen nur in ihrer itzigen schlechten Beschaffenheit, da sie noch nicht gehörig bearbeitet ist. Diesen sollte man abhelfen und dann sich freuen, daß man die alte Quelle des Textes der uralten biblischen Bücher näher kennt. Wie glücklich würden sich die Humanisten schätzen, wenn sie die alten Recensionen des Homer noch hätten; oder nur wüßten, welche von den alten Recensionen durch Handschriften auf unsere Zeiten gekommen ist?

Der Text, der in der Masora aufbehalten ist, ist überdieß uralt. Die alten Bibelübersetzungen haben im Ganzen [illegible] en andern Text vor sich gehabt; die meisten Stellen, wo [illegible] von ihm abzuweichen scheinen, sind wohl meist nur frey oder [illegible] h übersetzt. Denn man wird nicht leicht eine hin[illegible] erwiesene masorethische Leseart finden, welche nicht [illegible] irgend einer oder mehrern Versionen deutlich ausge[illegible] re. Bey offenbar fehlerhaften Stellen ist gar keine [illegible] alten Uebersetzungen zu finden; sie stimmen ent[illegible] ne fehlerhafte Leseart ein, oder sie gehen von dem [illegible] igen Texte so weit ab, daß sie sicher nur so einigermaßen [illegible] lben haben auszudrücken oder so gut zu ändern sich bemü[illegible] wie es in ihren Kräften stund. Aquila, der wörtlich[illegible] Übersetzer, hält sich so genau an unsern masorethischen [illegible], daß er gleichsam eine 2te Abschrift desselben zu seyn [illegible]: — gehen die andern weiter von demselben ab, so ist [illegible] wohl Folge ihrer Uebersetzerfreyheiten. Deswegen sind [illegible] Uebersetzer doch immer brauchbar; nur ihr Gebrauch ist [illegible] bränkter. Hie und da können sie eine Leseart erhalten

 haben,

haben, die den Masorethen entgangen, oder die durch die Länge der Zeit verlohren worden ist. — Das Alter des masorethischen Textes beweißt der Verf. auch noch aus Origines und Hieronymus Schriften; wo diese Kirchenväter Lesearten des hebr. Textes anführen, da stimmen sie mit dem itzt üblichen überein; dagegen geben sie auch nichts Bessers bey offenbar verdorbenen Stellen.

Ueberdieß können wir sicher seyn, daß die Masorethen aus guten Quellen ihre Lesearten geschöpft haben. Sie haben gewiß bloß Handschriften zum Grund gelegt, und sich der Conjecturalcritik höchst selten oder gar nie bedient. Sie waren zu sehr von der Heiligkeit des biblischen Textes eingenommen, als daß sie sich solche Neuerungen erlaubt hätten; und im Fall es geschehen wäre, würde unser Bibeltext itzt weit unvollkommener und verdorbener seyn, als er ist. Denn die Conjecturen der Juden, die unter dem Namen der Sebirin bekannt sind, sind äußerst unglücklich, und eben so die Lesarten des samaritanischen Pentateuchs, wo er vom Hebräischen abgeht. Der Verf. zeigt an den beyden ersten Kapiteln des ersten Buchs Mosis deutlicher, als es wohl noch je geschehen ist, daß der Codex Samaritanus unter sehr unkritischen Händen gewesen und schrecklich interpolirt worden ist.

Endlich auch die Herausgeber des A. T. hatten mit größter Genauigkeit den biblischen Text aus Handschriften abdrücken lassen, so wie die Abschreiber ihn bis auf ihre Zeit copirt. daß also dieser alte Text ziemlich genau auf unsere Zeiten gekommen sey.

Bis auf Christi Geburt hinauf glaubt Hr. E. reiche gewiß das Alter des gewöhnlichen masorethischen Textes; weil man ein so hohes Alter mit sichern Belegen erweisen könne. Er glaubt zwar, es reiche bis auf die Zeiten nach dem babylonischen Exilium, da der Kanon des A. T. gemacht worden; nur lasse sich das blos bis zur Wahrscheinlichkeit bringen. Der Verf. versucht einige Beweise dafür in der Kürze vorzutragen.

Seit dem babylonischen Exil haben sich die Abschreiber des A. T. mit der größten Sorgfalt an ihren vor ihnen liegenden Text gebunden: sonst würden alle die itzt noch bemerkbaren Erscheinungen nicht zu bemerken seyn. Hätten sich damals schon die Abschreiber erlaubt, einen Namen Gottes für den andern zu setzen, so würde man in der Genesis nicht die

verschie-

rschiedenen, für sie excerpirten Schriften unterscheiden, und
ch itzt zeigen können, wo der Ordner der Genesis eine an-
re Schrift zu excerpiren anfange. Im Hiob ist auch ein ei-
ner Gebrauch des Namens Gottes. Im Prolog steht
a; im [illegible] zen Gedicht nie. In den spätesten biblischen
[illegible] e eigene, chaldäischartige Orthographie, die in
[illegible] en Verfasser noch weniger mit Chaldäismen
[illegible] waren) nicht angetroffen wird, zu finden, und die
[illegible] Autograph der Verfasser sich allein erklären läßt.
das alles so seyn, wenn nicht immer der bibli-
Text mit der größten Scrupulosität wäre abgeschrieben
[illegible]?

[illegible] keinen Schriftsteller, der auf diese Weise das
[illegible] chen Textes vertheidiget hätte, weshalb es uns
Mühe [illegible] th geschienen hat, den Inhalt der Vorrede
[illegible] auszuzeichnen, zumal da, (wie ohnehin jeder
[illegible]) Hr. E. gar nicht darauf ausgeht, die Fehl-
[illegible] des alttestamentlichen Textes zu behaupten. Viel-
das Ende der Vorrede das Gegentheil. Er beklagt
, daß nach diesen Bemerkungen unser kritischer Reichthum
r zusammenschmelze, oder daß wir an kritischen Hülfsmit-
n fürs A. T. äußerst arm seyen. Ihm scheint es, daß un-
e Abschriften des A. T. alle ursprünglich aus Einem Haupt-
mplar abstammen, das schon sehr fehlerhaft war — folg-
, daß alle Hauptfehler, besonders Lücken, sich nur bemer-
, selten aber verbessern lassen würden. Er macht die-
aus der Geschichte des gesammelten Kanons am Ende be-
eislich.

[illegible] er können wir uns bey dem Buche selbst fassen. Es
[illegible] entlich Supplemente zu *Wolfii* bibliotheca he-
a. die denen gewiß willkommen seyn werden, welche sich
[illegible] Journalen, ältern und neuern, keine Auszü-
[illegible] r oder zu machen Muße haben. Freylich wäre es
[illegible] n, daß Wolfs bibliotheca hebraea eben das Glück
, wie itzt Fabricii bibliotheca graeca, und daß bey
[illegible] Ausgabe dieselbe besser disponirt, und mehr mit
philosophischen Blick, als von Wolf (der bloßer Com-
[illegible] r) geschehen ist, ausgeführt würde. Allein dazu
[illegible] keine Aussicht seyn, und wäre es auch, so würde
halten, daß besonders die Litteratur der Rabbinen
[illegible] bearbeitet würde, da Kenner der Rabbinischen Litte-
die dazu gehörige rabbinische Bibliothek so selten

 sind,

sind, und die Männer, denen man dieses Fach anvertrauen könnte, meist die übrigen zu so einer Arbeit unentbehrlichen Eigenschaften nicht besitzen. Es soll also diesem Nachtrag der Vorwurf nicht gemacht werden, daß gerade zu dem allerschätzbarsten Theil des Wolf, zu der rabbinischen Litterärhistorie, die unbeträchtlichsten Zusätze gekommen sind, weil der Verf. nicht im Besitz der dazu gehörigen Hülfsmittel war. Inzwischen etwas mehr Geschmack und Auswahl bey der Sammlung wäre zu wünschen gewesen. Auch des Verfassers Urtheil wird der Kenner oft nicht unterschreiben. Inzwischen können wir im Ganzen dem Werk das Lob einer nützlichen fleißigen Compilation nicht versagen, das den Gelehrten, die es interessirt, in Zukunft manche Stunde, die sie aufs Zusammensuchen würden zu verwenden haben, ersparen wird.

Freye Untersuchung über die Weissagung Daniels von den siebenzig Wochen. Nebst einem Anhange über den Jüdischen Begriff von einem Messias. Aus dem Englischen von Christian Friedrich Preiß, Professor in Stettin. Halle, bey Gebauer 1783. gr. 8. 68 Seiten.

Wenn doch einmal die Uebersetzer ausländischer Werke die üble Gewohnheit ablegten, ihren Lesern von ihrem Original gar keine nähere Beschreibung zu geben, welches oft Gelehrte zu unnöthigen Ausgaben bey Schriften, die nicht viel bekannt sind, veranlaßt, indem sie leicht nach einer bereits gekauften Uebersetzung das Original sich noch einmal anschaffen, weil sie nicht gewiß wissen, daß sie das Buch schon in einer Uebersetzung besitzen. Wenn wir uns nicht irren, so ist das englische Original, das Herr Preiß, so viel wir ohne die Urschrift zur Hand zu haben, urtheilen können, recht wacker übersetzt hat, zu London 1776 in 8. unter folgendem Titel erschienen: A free Inquiry in to Daniels Vision or Prophecy of the seventy weeks. Da wir, (wenn unser Gedächtniß uns nicht trügt) schon bey der Anzeige der freymüthigen Versuche über verschiedene in Theologie und biblische Kritik einschlagende Materie (Berlin 1783.) unsre Meynung über die äußerst leichte, und nur wegen früh eingesogener Vorurtheile von so vielen großen Männern nicht verstandene

Stelle

Stelle Daniels gesagt haben, so wollen wir nur die Auslegung des englischen Verf. kurz darlegen, und die Ursachen angeben, warum wir sie nicht für richtig halten können. Sollten wir auch von einer Abhandlung von 68 Seiten etwas zu weitläuftig zu reden scheinen, so wird uns doch die Wichtigkeit des Gegenstandes dazu berechtigen.

Der Verfasser erklärt die Stelle nicht vom Messias, sondern vom Cyrus und den Schicksalen der Juden zu seiner Zeit. Den Zusammenhang faßt er also. Daniel sieht am Ende der 70 Jahre noch keinen Anschein zur Erfüllung der Weissagung des Jeremias. Er wendet sich daher in einem Gebete zu Gott, daß er doch das im Jeremias verheißene Glück möchte anbrechen lassen. Daraus folgert der Verfasser, daß die Antwort, die Gott durch den Engel ertheilen lasse, nichts Unglückliches, sondern lauter Glück enthalte, — kurz die Rückkehr der Juden aus dem Exilium und die Wiederherstellung ihres Staats betreffen müsse. (Dieß folgt noch so nothwendig nicht, es ist nur Ein möglicher Zusammenhang. Eben so möglich wäre doch ein zweyter: Daniel erwartete in seinem Gebeth zu früh den Anbruch des wirklichen vollen Glücks; bis dieses seinen Anfang nähme, müßten noch traurige Zeiten hergehen u. s. w. Beyde Arten der Verbindung sind gleich möglich; und welche vorzuziehen ist, muß sich erst aus der Erklärung selbst ergeben.) Nun übersetzt der Verf. also:

V. 24. **Siebenzig Wochen werden abgekürzt (oder nicht volle siebenzig Wochen sind bestimmt) deinem Volk und deiner heiligen Stadt, so wird der Empörung (oder dem Abfall von Jehova) Einhalt gethan, und die andern Beleidigungen geendigt werden, und durch Opfer wird eine Versöhnung für die Bosheit veranstaltet, und die Gerechtigkeit vormaliger Zeiten wieder gebracht, und die Wahrheit der Weissagungen Jeremias besiegelt oder bestätiget und der allerheiligste Altar gesalbt oder eingeweihet werden.** In Rücksicht auf die Worterklärung wäre zwar manches zu erinnern; Sprachkenner würden aber für die Erklärung des Verf. bald den philologischen Schwierigkeiten abzuhelfen wissen; daher wir dabey nicht verweilen. Nur dieß einzige wird kein Sprachforscher und Ausleger sich zu rechtfertigen getrauen, daß der Verf. unter קדש קדשים (dem Allerheiligsten) nichts als

 den

den Brandopferaltar verstehen kann, der 70 Wochen nachher errichtet (Esr. 3, 3.) und bey seiner Einweihung (nach 3 B. Mos. 8, 11.) wohl gesalbet worden sey. Wie kann der Brandopferaltar, der doch nicht im Allerheiligsten stund, das Allerheiligste genannt werden?

V. 25. **Versteh es also wohl, daß seit dem gegebenen göttlichen Befehl Jerusalem wieder aufzubauen,** (nämlich gegeben ward er beym Anfang deines Gebeths, wie ich dich eben belehrt habe,) **bis zur Thronbesteigung des gesalbten Fürsten (Cyrus) werden sieben Wochen seyn.** Aeußerst hart, und zum Theil unmöglich! Sollte לְמֹצָא דָבָר auf den Befehl an den Engel (v. 23.) gehen, den betenden Daniel zu beruhigen, müßte nicht wenigstens noch ein אֵלַי stehen, oder etwas ähnliches (**von der Zeit, da an mich der Befehl ergangen ist**:) Und wie können nur sieben Wochen von der Zeit des Gebeths bis auf den Cyrus verflossen seyn? — oder um deutlicher zu reden, wie kann man annehmen, daß sieben Wochen nachher Darius der Meder (Cyaxares, Astyagis Sohn) gestorben und Cyrus auf den Thron gekommen sey? Cyaxares kam Ein Jahr vorher, ehe Cyrus Babylon eroberte, zur Regierung. So früh nach seiner Thronbesteigung scheint er nicht gestorben zu seyn. Xenophon erzählt, daß Cyrus dem Cyaxares einen Palast in Babylon eingeräumt habe, in welchem er als in seinem Eigenthum leben sollte; daß Cyaxares dem Cyrus seine Prinzessin Tochter nach der Eroberung von Babylon gegeben habe, wodurch Cyrus ein Erbrecht auf den medischen Thron bekam. Nun eroberte erst Cyrus, Ein Jahr, nachdem Cyaxares König geworden war, Babylon. Kann nun wohl der Tod des Cyaxares gleich nach der Eroberung von Babylon angenommen werden? Wollte man inzwischen annehmen, daß Cyrus 7 Wochen nach diesem Orakel Babylon eingenommen, und den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr gegeben habe; so ist zwar diese Schwierigkeit (vom zu frühen Tod des Cyaxares) gehoben, und die angenommene Erklärung wird auf den ersten Blick möglich. Aber ohne es in Anschlag zu bringen, daß man nicht beweisen kann, daß wirklich sieben Wochen von dem Tag des Gesichtes, bis auf Cyri Regierungsantritt, verflossen seyen — wie unwahrscheinlich sieht die ganze Vorstellung aus! Nach dem voranstehenden Gebeth sieht Daniel noch keinen Anschein

zur

zur Erfüllung des Orakels in Jeremias; und doch sollen nachher nur sieben Wochen bis zum Antritt der Regierung des Cyrus (die mit der Einnahme von Babylon angieng) verflossen seyn! Wie wars möglich, daß Daniel sieben Wochen vorher noch nicht ahnen konnte, daß Cyrus der Erretter seines Volks seyn werde? Er sah ja die Siege des Persischen Eroberers vor Augen; Cyrus hatte lange vor der Eroberung Babylon belagert; und Daniel läßt sich nicht beyfallen, daß nun die Rettung seines Volks im Werden sey? Ist dieß nun begreiflich?

Dann (so geht die Erklärung des 25sten Vers. weiter) soll innerhalb 62 Wochen nach seiner Thronbesteigung Jerusalem wieder gebauet werden mit Straßen und Gassen; obgleich wegen der Eifersucht und Bosheit des benachbarten Volks unter bedrängten Umständen. Nach dieser Erklärung verfließen also von dem Regierungsantritt des Cyrus bis auf die Erbauung Jerusalems zwey und sechzig Wochen (denn der Verf. versteht שבעים von eigentlichen Wochen, und leugnet sogar, daß sich bey dem Wort an Jahrwochen denken lasse, wodurch er gewiß eine mangelhafte Kenntniß der hebräischen Sprache verräth.) Die 62 Wochen werden also berechnet. 1) A. Cyri 1, im 7ten Monath langen die Juden in Palästina an, Esr. 3, 1; 2) A. Cyri 2, im 2ten Monath legen sie den Grund zum Tempel, Esr. 3, 8. Wenn nun die Juden im Monath Nisan ausgezogen sind, (wie es wahrscheinlich sey, weil sie auch im Monath Nisan Aegypten verließen,) so beträgt dieß nach Mondenjahren 55 Wochen, und wenn man voraussetzt, daß von Cyri Regierungsantritt bis zum wirklichen Abzug der Juden nach Palästina 7 Wochen verstrichen seyen; so habe man genau die 62 Wochen, die im Daniel stünden. — Nur, wer kann diese Rechnung wahrscheinlich finden? 1) bis so ein Volkszug unter und mit den Umständen, wie sie Esr. 1. erzählt werden, marschfertig wird, erfordern alle dazu nöthige Zurüstungen nicht mehr als 7 Wochen? 2) Am 2ten Mond des folgenden Jahrs wird bloß der Altar errichtet, damit die Kolonie einstweilen ihrem Jehova opfern kann, erschöpft dieses den Ausdruck im Propheten: Straßen und Gassen werden erbauet werden? 3) Nach dieser Vorstellung müßte stehen: nach dem Verfluß von 62 Wochen werden Straßen und

 Gassen

Gassen erbaut werden; itzt lesen wir aber: 62 Wochen lang werden Straßen und Gassen erbaut werden.

V. 26. In den Zeiten, die auf 62 Wochen folgen, wird der gesalbte Fürst Cyrus in einem Treffen geschlagen werden, und Jerusalem nicht mehr unter seiner Herrschaft und unter seinem Schutz seyn. Wie kann doch hiemit die Wahrheit des Orakels bestehen? Ist Cyrus schon in seinem 2ten Regierungsjahre gestorben? Nach Xenophon regierte er ja sieben Jahre! Können 62 Wochen wirklich (wie der Verf. will) eine allgemeine Zeitbestimmung seyn, ohne Nähe oder Ferne anzugeben? Ist dieß in einer Stelle möglich, wo alle übrige Zahlen so genau berechnet werden müssen? Warum ist die Zahl von Wochen wiederholt? Warum wird nicht deutlicher gesagt: „Nachher wird „Cyrus sterben, und Jerusalem weiter keinen Schützer haben." Und wie unbequem wäre alles ausgedrückt! Wie kann לו auf Jerusalem gehen? Warum steht nicht לה?

Und das Volk des ihm folgenden Fürsten (d. i. die Samaritaner, die Unterthanen seines Nachfolgers, Kambyses) wird die Stadt und das Heiligthum, das in ihr gebaut werden wird, verheeren, und eine Flut wird sein Ende beschleunigen, (d. i. ein plötzlicher Ueberfall der Feinde) und die Verheerung wird fortdauern, bis ins 2te Jahr Darius Hystaspis, wenn sich die Reiche der Erde (das persische Reich) vom Kriege ausruhen werden. Durch welche Künste läßt sich wohl diese Erklärung mit der Geschichte in Uebereinstimmung bringen? Ward wirklich unter Kambyses Stadt und Tempel verwüstet? Liegen müßte wohl der Tempelbau; (Esr. 4, 21—24.) aber von Verwüstung weiß die Geschichte nichts! — Und wie manches andre wird hier aus der Geschichte vorausgesetzt, das so ausgemacht nicht ist, das wir aber der Kürze wegen übergehen?

V. 27. Die erste Woche der auf die 62 Wochen folgenden Zeiten (d. i die 70ste nach Ertheilung des Befehls) wird nach der Vorstellung vieler, noch einmal den Bund zwischen Jehova und seinem Volk wieder herstellen; denn im Anfang dieser Woche wird der Grund des Tempels gelegt werden: aber die Mitte der Woche wird dem Brandopfer und Speisopfer ein Ende machen, (oder die Samaritaner werden in der

Mitte

e der Woche den Opfern Einhalt thun,) und an dem
uchen Flügel des Heiligthums wird der Greuel der
erwüstung seyn, bis die bestimmte Verheerung über
r Verwüster kömmt. (d. h. der Platz, der zum Altar
immt war, wird verwüstet und zerstört bleiben, bis Kam-
es der Feind, d. i. der Verheerer der Juden, vertilgt wer-
wird) Um uns nicht zu lange bey diesen Bogen zu ver-
ilen, so erinnern wir nur, daß כָּנָף äusserst willkührlich
der Stelle erklärt werde, wo der Brandopferaltar
hat; und daß wir nicht absehen, wie Cambyses,
nur die Aufbauung der Brandstätte gehindert, nichts
r verwüstet hat, könne שֹׁמֵם Verwüster genannt
rden.

Die Gedanken des Verf. vom jüdischen Begriff eines
essias sind kürzlich diese. Mose hatte der Uebertretung sei-
Gesetze Gefangenschaft gedroht; aber auch Errettung auf
ll der wieder angefangenen genauen Beobachtung dersel-
ve ißen. Es mußte dennoch, so oft die Juden einer Na-
erworfen waren, der Wunsch und die Erwartung in ihnen
gen, daß Gott ihnen einen Retter schenken werde. Sie
ten ihn zuerst als einen siegreichen Fürsten; zur Zeit
U drückung lasen sie ihre Weissagungen fleißig; es wur-
Erklärungen gewöhnlich, welche noch mehr der
schmeichelten und den Begriff vom Messias erhöhten.
r ... waren die Bedrückungen besonders hart; durch
Mittel schienen sie von den Unterdrückungen der
igen Römer, dieser Herren der Welt, nicht können
zu werden; ihre Geschichte erzählte ihnen aber von man-
underbaren Rettungen; sie waren also voll von den
nren, itzt, da die Schinderey der Römer und ihrer Statt-
r am höchsten gestiegen sey, könne eine solche wunderbare
nach ihren heiligen Büchern nicht ausbleiben; und
roe die allgemeine Sage verbreitet, hoc tempore fore,
valesceret Oriens.

Fw.

12. Erziehungsschriften.

Lesebuch für meine Schüler zur Bildung ihres Herzens. Herausgegeben von P. Aegidius Jais, Benediktiner von Benediktbeurn, Professor der ersten Rhetorik zu Salzburg. Salzburg. 1784. In der Mayrs sel. Erbin Buchhandlung. 311 Seit. in 8.

Dieses Lesebuch ist eine Moral für die Jugend, und handelt in drey Theilen die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere nach der gewöhnlichen Ordnung ab. Es ist aber kein philosophisches Lehrbuch, sondern nur eine Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze unter gewisse Titel gebracht. Die Namen der Verfasser jedes Stückes, worunter vornehmlich Klopstock und Gellert sind, hat der H. nicht bemerkt, weil er sie, wie er sagt, nicht allemal wußte, oder vermuthlich nicht sagen mochte. Auch seine eigene Arbeiten bemerkte der H. deswegen nicht, weil er einige Stellen nur travestirt, und bisweilen mitten im Aufsatze wieder ein Buch benutzt habe. Eine seltsame Manier! — Die freylich höchst mittelmäßige Auswahl, Ordnung und andere Fehler entschuldigt Herr Jais mit seiner guten Absicht; aber wenn man auch nichts vollkommenes von ihm zu erwarten berechtiget ist, so sollte er doch wenigstens seinen Schülern keinen Unsinn predigen, wovon gleich der erste Aufsatz „Selbstgespräch eines starken Geistes in der Nacht“ voll ist. Was können wohl folgende Stellen zur Bildung des Herzens und des Geschmacks beytragen!

„Noch immer Krieg der Leidenschaften, und Empörun„gen längst besiegter Begierden! — Gott, wann wird's „Friede in meiner Seele!“

„Immer steht das Gespenst meiner verstorbenen Un„schuld vor mir. Der Himmel weis, hat es je einen Körper „bewohnt? Ist es von Anfang der Schöpfung ein Gespenst,

„oder

„oder der Dunst des gestrigen Abendessens, der in den Hölen
„meines Gehirns irrt.“

Doch wir sind müde, weiter abzuschreiben.

Pf.

Anweisung, wie man Kinder von ihrer Geburtsstunde an bis zu einem gewissen mannbaren Alter erziehen soll, daß sie gesund bleiben, groß und stark werden, und lange leben. Frankf. und Leipzig. 1784. 8. 246 S.

Ob dies wirklich ein neues Werkchen, oder ein älterer Tröster mit einem neuen Titelblatte seyn mag? Warum R. das letztere fast argwohnte, macht die unerträglich schleppende und verlegne Schreibart, in der es abgefaßt ist. Zwar der Inhalt selbst ist herzlich gut gemeynt, und für ununterrichtete Eltern noch immer belehrend. Der Verf. beschreibt die Fehler und die Regeln einer physicalischen Kinderzucht nach vier Zeitpunkten, überhaupt von der Niederkunft der Mutter an, bis zum 15ten oder 16ten Jahre der Kinder, welche Jahre er unter dem gewissen mannbaren Alter versteht. Aber wie wenig er im Ausdrucke und Vortrage geübt sey, wie holperich und langweilig er sich lesen lasse, das läßt sich schon aus obiger Aufschrift des Buches errathen. Die Einleitung fängt so an: „Der Mensch besteht aus zwey *Wesen*, einem „*geistlichen*, welches die Seele, und einem *leiblichen* oder „*materialischen*, so der Leib ist. Die Seele kann als ein „Ausfluß oder als ein von der Gottheit getrennter Funke an„gesehen werden; denn die heil. Schrift sagt, Gott habe uns „nach seinem Bilde geschaffen.“ — Noch finde ich S. 96. in einer Note eine sehr wichtige Definition von einem dummen *Menschen*. Merkt sie euch, lieben Leser! „Ein dum„mer Mensch ist ein Wesen, bey dem *nicht nur allein* die „Verrichtungen des Gemüths, sondern auch die Verrichtun„gen des Leibes schlecht von statten gehn.“

Dl.

Lesebuch für Frauenzimmer, vorzüglich derer des Mittelstandes, herausgegeben von M. Bundschuh.

I. Ban-

I. Bandes I. Stück. Hildburgshausen, bey Joh. Gottfr. Hanisch. 1785. 10 Bog. in 8.

Als der Verf. in seiner Schrift über die Erziehung des Frauenzimmers, dieses Lesebuch versprach, erregte er davon eine gute Erwartung. Wir müßten aber heucheln, wenn wir sagen wollten, daß es diesen Erwartungen sehr entspräche, oder sich durch Inhalt und Einrichtung vorzüglich auszeichnete. Nach welchem Plan der Verf. gesammlet habe, kann man eigentlich noch nicht sagen, oder vielmehr, man merkt in diesem ersten Stücke noch gar keinen. Der Inhalt ist folgender: 1) Deutschlands Mütter und Töchter vor 17 bis 18 hundert Jahren — unsers Bedünkens eine für die Bestimmung des Buchs sehr entbehrliche, auf wenige historische Data gestützte Declamation. 2) Medicinische Gutachten zur Verhütung unnatürlicher und entnervender Laster — eigentlich eine undeutliche Erzählung von Beyspielen weiblicher Selbstbefleckung, mit Wiederholung der bekannten Zimmermannischen Erfahrungen, und der von Hrn. H. Gruner gethanen Vorsichtsregeln zu deren Verhütung; ein medicinisches Gutachten können sie, weil sie ein Arzt gab, darum nicht heißen. 3) Moralien meiner Mutter über das Freyen — etwas witzelnd, doch wahr. 4) Bekanntmachung der 1784 vom K. Preuß. Kriegs- und Domänendirectorium, an Personen des weiblichen Geschlechts ertheilten Preise. 5) Ueber das Verhalten bey Donnerwettern, sehr gut. 6) Nachrichten für Mütter, und solche, die es werden wollen — Recepte für neugebohrne Kinder. 7) Lebensordnung der kleinen Kinder, wenn sie ohne Brust aufgezogen werden; nach der Vorschrift des Hrn. D. Mellin, W. des Kinderarztes. 8) Wider das Wiegen der Kinder. 9) Ueber den Fehler vieler Eltern, besonders der Mütter, bey mehrern Kindern, eines dem andern vorzuziehen. 10) Baumöhl mit fein gestoßenem Zucker gemischt, ein Mittel wider das Husten der Kinder. 11) Macht der Beyspiele, aus der vergeblichen allgemeinen Grausamkeit der Engländerinnen in Jamaika gegen ihre Negersclaven. 12) Geben uns Kleider einen Werth? — eine Anekdote von der Kaiserin Katharina I. die an einem Gallatag ein Kleid von gedruckter Leinewand trug. Wir übergehen noch einige Kleinigkeiten als Zeitungsnachrichten, Auszüge aus Meiners Briefe über die Schweiz und einige Gedichte, die auch von keinem Belang sind.

sind. Unter die nicht angezeigten Druckfehler gehört vermuthlich auch der, wenn S. 147. die Nymphen in den Brunnen Dryaden genennt werden.

Fünf und zwanzig moralische Novellen für die Jugend. Aus dem Italiänischen des Marquis Franz Albergati Capacelli und des Abt Joh. Franz Altanesi übersetzt. Zwey Theile. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1782. zusammen 1 Alph. 4 Bog. in 8.

Im Jahr 1777 setzten die Vorsteher der Schulen zu Brescia einen Preis von hundert Ducaten für denjenigen aus, der in 25, sey wahren oder doch wahrscheinlichen, Novellen, lesbar für Kinder von acht bis vierzehn Jahren, einen Inbegriff der philosophischen Sittenlehre liefern würde, der hauptsächlich Liebe gegen unsre Mitmenschen, gegen das Vaterland, gegen Wahrheit und Tugend, zu befördern schicklich sey. Auf diese Aufforderung arbeiteten dann die beyden auf dem Titel genannten Verfasser ihre Novellen aus, schickten sie zur bestimmten Zeit an die Vorsteher ein, und erhielten einen Empfangschein, mit der Versicherung, daß man ihren Eifer fürs gemeine Beste (Eifer — aber weiter nichts) bewundert habe. Allein, da sie bereits dem Preis entgegen sahen, lasen sie in den Zeitungen, daß der Termin der Beurtheilung, um einiger Verfasser willen, die um Aufschub gebeten hätten, auf ein halbes Jahr verlängert wurde. Dies nahmen nun unsre Verfasser im ganzen Ernste übel, schrieben aufs neue an die Vorsteher, beschuldigten sie des Widerspruchs, der Partheylichkeit, ja gar einer Versündigung an dem gemeinen Menschenverstand, verlangten, ihre Schrift so fort, und ohne die Arbeit langsamerer Federn abzuwarten, den bestimmten Richtern zur Beurtheilung zu übergeben, oder im Weigerungsfall, ihnen zurück zu schicken, um sie drucken zu lassen, und ganz Italien den Betrug, den man ihnen gespielt habe, bekannt zu machen. Das letzte ist nun geschehen, und die Drohung ist auch erfüllt worden. Die Verfasser haben ihre Novellen unter ihren wahren Namen drucken lassen, und wir Deutsche können sie nun übersetzt lesen. Wir haben nicht erfahren, ob und an wen der Preis ertheilt worden ist. So viel aber kann man doch leicht

abse-

I. Bandes I. Stück. Hildburgshausen, bey Joh. Gottfr. Hanisch. 1785. 10 Bog. in 8.

Als der Verf. in seiner Schrift über die Erziehung des Frauenzimmers, dieses Lesebuch versprach, erregte er davon eine gute Erwartung. Wir müßten aber heucheln, wenn wir sagen wollten, daß es diesen Erwartungen sehr entspreche, oder sich durch Inhalt und Einrichtung vorzüglich auszeichnete. Nach welchem Plan der Verf. gesammlet habe, kann man eigentlich noch nicht sagen, oder vielmehr, man merkt in diesem ersten Stücke noch gar keinen. Der Inhalt ist folgender: 1) Deutschlands Mütter und Töchter vor 17 bis 18 hundert Jahren — unsers Bedünkens eine für die Bestimmung des Buchs sehr entbehrliche, auf wenige historische Data gestützte Declamation. 2) Medicinische Gutachten zur Verhütung unnatürlicher und entnervender Laster — eigentlich eine undeutliche Erzählung von Beyspielen weiblicher Selbstbefleckung, mit Wiederholung der bekannten Zimmermannischen Erfahrungen, und der von Hrn. H. Gruner gethanen Vorsichtsregeln zu deren Verhütung; ein medicinisches Gutachten können sie, weil sie ein Arzt gab, darum nicht heißen. 3) Moralien meiner Mutter über das Freyen — etwas witzelnd, doch wahr. 4) Bekanntmachung der 1784 vom K. Preuß. Kriegs- und Domänendirectorium, an Personen des weiblichen Geschlechts ertheilten Preise. 5) Ueber das Verhalten bey Donnerwettern, sehr gut. 6) Nachrichten für Mütter, und solche, die es werden wollen — Recepte für neugebohrne Kinder. 7) Lebensordnung der kleinen Kinder, wenn sie ohne Brust aufgezogen werden; nach der Vorschrift des Hrn. D. Mellin, V. des Kinderarztes. 8) Wider das Wiegen der Kinder. 9) Ueber den Fehler vieler Eltern, besonders der Mütter, bey mehrern Kindern, eines dem andern vorzuziehen. 10) Baumöhl mit fein gestoßenem Zucker gemischt, ein Mittel wider das Husten der Kinder. 11) Macht der Beyspiele, aus der vorgeblichen allgemeinen Grausamkeit der Engländerinnen in Jamaika gegen ihre Negersclaven. 12) Geben uns Kleider einen Werth — eine Anekdote von der Kaiserin Katharina I. die an einem Gallatag ein Kleid von gedruckter Leinewand trug. Wir übergehen noch einige Kleinigkeiten als Zeitungsnachrichten, Auszüge aus Meiners Briefe über die Schweiz und einige Gedichte, die auch von keinem Belang sind.

sind. Unter die nicht angezeigten Druckfehler gehört vermuthlich auch der, wenn S. 147. die Nymphen in den Brunnen Dryaden genennt werden.

Fünf und zwanzig moralische Novellen für die Jugend. Aus dem Italiänischen des Marquis Franz Albergati Capacelli und des Abt Joh. Franz Altanesi übersetzt. Zwey Theile. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1782. zusammen 1 Alph. 4 Bog. in 8.

Im Jahr 1777 setzten die Vorsteher der Schulen zu Brescia einen Preis von hundert Ducaten für denjenigen aus, der in 25, sey wahren oder doch wahrscheinlichen, Novellen, lesbar für Kinder von acht bis vierzehn Jahren, einen Inbegriff der philosophischen Sittenlehre liefern würde, der hauptsächlich Liebe gegen unsre Mitmenschen, gegen das Vaterland, gegen Wahrheit und Tugend, zu befördern schicklich sey. Auf diese Aufforderung arbeiteten dann die beyden auf dem Titel genannten Verfasser ihre Novellen aus, schickten sie zur bestimmten Zeit an die Vorsteher ein, und erhielten einen Empfangschein, mit der Versicherung, daß man ihren Eifer fürs gemeine Beste (Eifer — aber weiter nichts) bewundert habe. Allein, da sie bereits dem Preis entgegen sahen, lasen sie in den Zeitungen, daß der Termin der Beurtheilung, um einiger Verfasser willen, die um Aufschub gebeten hätten, auf ein halbes Jahr verlängert wurde. Dies nahmen nun unsre Verfasser im ganzen Ernste übel, schrieben aufs neue an die Vorsteher, beschuldigten sie des Widerspruchs, der Partheylichkeit, ja gar einer Versündigung an dem gemeinen Menschenverstand, verlangten, ihre Schrift so fort, und ohne die Arbeit langsamerer Federn abzuwarten, den bestimmten Richtern zur Beurtheilung zu übergeben, oder im Weigerungsfall, ihnen zurück zu schicken, um sie drucken zu lassen, und ganz Italien den Betrug, den man ihnen gespielt habe, bekannt zu machen. Das letzte ist nun geschehen, und die Drohung ist auch erfüllt worden. Die Verfasser haben ihre Novellen unter ihren wahren Namen drucken lassen, und wir Deutsche können sie nun übersetzt lesen. Wir haben nicht erfahren, ob und an wen der Preis ertheilt worden ist. So viel aber kann man doch leicht

abse-

absehen, daß die Vorsteher so gar Unrecht nicht hatten, wenn
sie nach Empfang dieser Novellen, den Termin zur Annahme
anderer verlängerten; denn sie sind wirklich so beschaffen, daß
sie einen gelehrten Richter nicht sehr reizen können, ihnen einen
Preis zuzusprechen. Wer sie mit ähnlichen Erzählungen in
Campens Kinderbibliothek oder in Salzmanns moralischem
Elementarbuch vergleichen will, wird leicht fühlen, wie sehr
weit sie den Arbeiten der Deutschen nachstehen. Jede fängt
sich mit einem trocknen moralischen Eingang an, der lesende
Kinder sogleich vom Lesen abschröckt, da jede Moral, die sie
lesen sollen, Geschichte seyn muß. Sie empfehlen sich nicht
durch Wahrscheinlichkeit und sind nicht aus dem Lauf gewöhn-
licher Begebenheiten ausgehoben. Das Unnatürliche hindert
oder schwächt den moralischen Eindruck; das Glück oder Un-
glück, das der Moraliste seinen Tugendhaften oder Lasterhaf-
ten begegnen läßt, ist keine unmittelbare, sichtbare Folge ihres
moralischen Verhaltens, und giebt dem Leser Anlaß der Folge
auszuweichen, daß die Tugend den Menschen glücklich, das
Laster unglücklich mache. Wir wollen zum Beweis dessen,
was wir gesagt haben, die zwey ersten Erzählungen zerglie-
dern. Die erste ist überschrieben: **Die Vermeidung des
Müßiggangs.** Wer erwartet hier nicht eine Geschichte ei-
nes Menschen, den jugendliche Gewöhnung zum Müßiggang
in Armuth, Noth und Laster gestürzt, oder eines andern, den
Arbeitsamkeit und Thätigkeit aus der verdrießlichen Lage des
Lebens gerettet haben? allein die Erzählung des Verfassers ist
folgende. Ein junger Edelmann war überaus fleißig und leg-
te sich besonders mit Einschränkung seiner Erholungsstunden,
stark auf die Dichtkunst. Er zieht mit seinem Vater aufs
Land. Der Vater geht spatzieren, und da er nicht zurück
kömmt, sucht ihn der Sohn auf, und findet seinen Körper in
einem Zaun in Stücken gehauen, und das blutige Messer da-
neben. Mit stummen Schmerze hebt er es auf, und würde
seinem Vater gefolgt haben, wenn es ihm nicht die guten Grund-
sätze seiner Erziehung widerrathen hätten. In dieser Stellung,
das Messer in seiner Hand, und den Vater todt zu seinen Fü-
ßen, finden ihn die Gerichtsdiener. Er wird als des Mords
verdächtig zum Schwerdt verurtheilt, aber mit Verlust seines
Vermögens verbannt. Beydes war nicht möglich: auf die
bloße, in seiner Lage höchst unwahrscheinliche Möglichkeit,
konnte er nicht als Mörder verurtheilt, oder, man möchte
ihn für schuldig oder nicht für schuldig halten, nicht exiliret wer-
den.

den. Vertrieben kömmt er in eine Hauptstadt, wird da — ein elender Improvisatore, und erwirbt sich durch eine Preisschrift von der Erziehung der Edelleute Geld, wird dem Fürsten bekannt, dem er am Geburtstag Verse absingt, und dafür wieder von ihm und seinen Höflingen, und unter andern auch von einem fremden Cavallier, mit einem Ring beschenkt, den er sogleich für den Ring seines Vaters erkennt — o der Thor, der den Ring eines Ermordeten, so kurze Zeit nach dem Mord selbsten trägt, oder gar von sich giebt! Auf Erkundigung vernimmt er, daß dieser Fremde ein Edelmann sey, der wenige Tage vor dem Mord einen Proceß gegen seinen Vater verlohren hatte. Er wird eingezogen, und bekennt Mordthat und Raub. Wenn diese Geschichte die Bestätigung einer Vorsehung, oder der Lehre, daß die Dichtkunst zuweilen das Glück ihrer Freunde mache, zum Zweck gehabt hätte, so möchte sie zu dulden seyn; so aber ist sie höchst unschicklich; denn Erziehungstheoristen und Versmacher können übrigens große Müßiggänger seyn. Die zweyte Novelle hat die Aufschrift: **Man muß sich vor kleine (n) Fehler (n) hüten.** Sanderb, ein weiser Mann in Hindostan, hat einen gutartigen Sohn, an dem er einige kleine Fehler bemerkte, die er ihm nicht abgewöhnen konnte — (sie werden nicht genannt und so gestattet die Lehre auch keine Anwendung.) Er verreiste, und da er zur gesetzten Zeit nicht wieder kömmt, gieng ihm der Sohn aus kindlicher Vorsorge entgegen. Zu Mittage drückte ihn die Hitze, er suchte und fand einen Busch, dessen frische Luft (warum nicht lieber Schatten) ihn erquickte; dabey entdeckte er einen Fußsteig, der ihn auf seinen Weg zu führen schien, und auf beyden Seiten mit Blumen eingefaßt war, (ein Weg mit Blumen eingefaßt, bey Indostanscher Mittagshitze — welch ein Einfall!) Diesem folgte er, um die Früchte des Fleißes zu genießen, ohne sich mit der Erwerbung derselben zu bemühen — Quae? qualis? quanta? Und warum sollte er ihn nicht gehen, da er ihn für den rechten Weg hielt? Soll es Pflicht seyn, einen angenehmen Weg nicht zu wählen, blos deswegen, weil er angenehm ist? Bald aber merkte er, daß es der rechte Weg nicht sey, will aber der großen Hitze wegen ihn nicht umsonst gemacht haben, und denkt immer noch zur rechten Zeit auslenken zu können. Da überfällt ihn die Nacht, und ein schrecklich Gewitter. — Das soll also die Strafe seyn, wenn man Blumenwegen nachgeht! Wie unschicklich ist aber die Erdichtung! War die Heerstraße

frey von Gewittergefahr, und schlägt der Blitz blos auf Blumenwege ein? Alle Gefahren vereinigen sich nun wie in einem Feenland über den armen Wanderer, Blitz, Donner, rauschende Wasser und wilde Thiere. Zum Glück aber entdeckt er an einem fernern Lichte — einen Eremiten, den gewöhnlichen Deus ex machina, der ihm — nicht sagt, warum eben der Weg ihm sein gegenwärtiges Schrecken zugezogen, oder was er bey dessen Erwählung für einen Fehler begangen habe, den er nun büßen müsse, sondern, nach einer Declamation von den Gefahren der Unvorsichtigkeit und den Irrgärten des betrüglichen Vergnügens, den rechten Weg zeigt, auf dem er seinen Vater findet. Hätte sich wohl zu dem Text: man hüte sich vor kleinen Fehlern, eine unzweckmäßigere Geschichte erdichten lassen, als es diese ist? Hätte nicht vielmehr ein Jüngling aufgeführt werden sollen, der sich einen nahmhaft kleinen Fehler, z. E. Unordnung, Unbesonnenheit im Urtheilen, Scherzhaftigkeit, Leichtsinn u. dgl. in der Jugend nicht abgewöhnen ließ, und dadurch in der Folge in einen Schaden oder Verdruß geräth, den er blos diesen Fehler zuschreiben muß? Dann war die Lehre anschaulich, die man hergegen in dieser Geschichte nicht findet, wenn sie nicht auf dem Titel stünde. Und so sind dann die meisten Novellen, die wir gelesen haben, die wir aber, um des Raumes zu schonen, blos nach ihren Ueberschriften anführen wollen. Es folgen also 3) die Pflichten gegen Gott, 4) der Mißbrauch der Reichthümer. 5) Die Pflichten gegen die Eltern. 6) Der Stolz ein Zeichen der Unwissenheit. 7) Verträge muß man ehrlich halten. 8) Verschiedenheit der Neigungen in zweyen Kindern. 9) Die Freundschaft. 10) Die Dankbarkeit. 11) Man muß Wort halten. 12) Das Lachen zur unrechten Zeit. 13) Das Geheimniß. 14) Die Wahrheit. 15) Die wahre Uneigennützigkeit. 16) Die Wohlthätigkeit. 17) Unheil, welches eine böse Zunge anrichtet. 18) Der Neid. 19) Vortheile, welche aus einer guten Zunge entspringen. 20) Die Schmeicheley. 21) Traurige Folgen der Unbescheidenheit. 22) Das Widersprechen. 23) Die Selbsterkenntniß. 24) Die Verzeihung der Beleidigungen. 25) Die Kenntniß der Charaktere anderer Menschen. Wir wollen übrigens dem Buche gar nicht seinen moralischen Werth absprechen; es kann Kindern, nicht nur ohne allen Schaden, sondern vielmehr mit Nutzen in die Hände gegeben werden. Wir wollen nur sagen, daß diese moralischen Erzählungen nicht

vor-

und daß wir sie bereits besser von deutschen
... zen. Doch schließt freylich das Bessere das
... aus. Warum übrigens der Uebersetzer das in dem
Wort Novellen im Deutschen beybehalten
... nicht absehen.

Zf.

13. Wiener und andere katholische Schriften.

... der Ablaß? Von Eybel. Wien, bey Kurz-
... 1782. 8. 61 S.

... immer mit Vergnügen die kleinen Schriften des
... s Eybel an, weil sie an innerm Gehalte alle
... Schriften aufwiegen. Der Verf. zeigt ganz kurz
... aus der Kirchengeschichte, daß der Ablaß in den
... Zeiten des Christenthums nichts anders war, als die
... sung auferlegter Kirchenbußen, mithin nicht Aus-
... eines sogenannten, erst im zwölften Jahrhunderte
... Kirchenschatzes von supererogatorischen Verdien-
... der Heiligen, (darnach der Begriff, als ob diese nicht für
... Verdienste Lohnes genug im Himmel fänden,) nicht Nach-
... Sünden, auch nicht einmal geringer Sünden,
... Nachlassung der Strafen jenseit des Gra-
... o am allerwenigsten ein dem römischen Papste reser-
... Begnadigungsrecht, sondern nur bescheidene nach den
... des Sünders, und der Zeiten z. B. bey ausbre-
... Verfolgungen von den Bischöfen ertheilte Nachlassung
... canonischen Strafen, in der Hoffnung, daß auch
... nach selber den ernstlichen Büßern gemachten Verheis-
... keine weitere Genugthuung fodern, sondern die von den
... ertheilte Nachsicht genehmigen werde. — Das
... ulgentia war in den damaligen Zeiten ganz unbe-
... o wurde erst aus dem Gesetzbuche des Kaisers Theo-
... de indulgentiis criminum nach der Hand entlehnt.
... dann entstunden nach und nach Ablaßbreven auf Kreuz-

 züge,

züge, auf Gebetsformeln, Statuen, Bilder, Rosenkränze, Pfenninge, Amulete, Kreuze, Agnus Dei, Bruderschaften, (auch auf Geldbeyträge zur Schwelgerey der römischen Päbste, z. B. unter Leo X.) ꝛc. nebst privilegirten Altären und privilegirten Messelesen. Die Begriffe der Christen wurden verwirrt, und man hörte noch bey unsern Zeiten immer von Ablässen reden, ohne daß Jemand von dem Worte einen bestimmten Begriff hatte. Diesen Begriff dem gemeinen Manne beyzubringen (welches aber immer sehr schwer ist,) ist nach Rec. Meynung, in jenen Gegenden Niemand geschickter als Hr. Eybel. Sein Vortrag ist ungeschminkt, kurz und faßlich.

Vollkommener Ablaß, gegen die vom Hrn. Landrath Eybel aufgeworfene Frage: Was ist der Ablaß? Von Schweighofer. Wien, bey Kurzbeck. 1782.

Eine Persiflage der drey kernfesten Polemiker, Merz in Augsburg, Fast in Wien, und Gruber in München. Rec. wünschte, daß sie etwas feinere Wendungen und schärferes Salz hätte. Wirklich kann man mit Satyre gegen dergleichen Thoren oft mehr Gutes stiften, als mit ernsthaften Widerlegungen; nur müssen die Gedanken witziger und der Spott beißender seyn. Es ist gar zu gemein gesagt: „Sie (Herr Eybel) „sollen Ihren Büchern den Titel geben: kanonische Barbierstube. Denn Sie barbieren ja alles zusammen. — Wo „haben Sie denn dieses gelernt, ohne Einseifen und mit so verfluchten Messern zu barbieren?“ u. d. m.

F. X.

Die Nachtmütze, oder Elise an Treuhold, eine Replik gegen Herrn Glanzbergs atlassenen Schlafrock. Mit den verlangten Gegenanmerkungen. Regensburg, (Wien) 1784. 219 S. 8.

Glanzbergs (d. i. Sonnenfels) Schlafrock ist schon B. LVII. St. II. S. 609. beleuchtet. Aber hier wird eine Nachtmütze dazu gegeben, die von ganz anderm Gezeug ist, und

und dem verwöhnten Besitzer des Schlafrocks eine sehr unruhige Nacht verursacht haben mag.

Man bemerkt unter den Wienerischen Schriftstellern insbesondere, wie in dem katholischen Deutschland fast überhaupt zu unsern Zeiten, eine sonderbare Friktion der Meynungen und Gesinnungen. Gehässiger und bittrer können nicht leicht die widerwärtigsten Partheyen und Sekten gegen einander geredet und geschrieben haben, als die verschiedenen durch einseitiges Interesse von einander getrennten Innungen des gelehrten Publikums zu Wien. Am offenbarsten und heftigsten ist die Antipathie zwischen Jesuiten und Antijesuiten. Von beyden wird über die andere Parthey geklagt, gelästert, geweint, und gegen die andere geworben, aufgewiegelt, gekämpft. Was herauskommen wird, müssen wir von der Zeit erwarten. Religion sowohl als Staats- und gelehrte Verfassung scheinen in diesem Kriege verwickelt zu seyn, und von dem Ausgange desselben irgend einige Wirkungen erfahren zu wollen.

Der Schlafrock war eine leidenschaftliche Invective auf die Jesuiten; die *Nachtmütze* nimmt sie in Schutz. Treuhold, Glanzbergs Freund, hatte den Schlafrock gelobt, gefördert, und seiner Elise zu lesen gegeben; ein gewisser M. traf ihn in Elisens Händen an, und zeigte ihr, wie er so voll von Lügen und giftigen Lästerungen, keine Lektüre für ihr gefühlvolles Herz sey. Elise schickt also ihrem Treuhold die Anmerkungen dieses M. und trägt ihm auf, sie nun auch zum Druck zu befördern; Treuhold thuts und giebt dem Dinge den Titel *Nachtmütze*, eben so witzig, als Glanzberg seiner Broschüre den Titel Schlafrock. Wir glauben, daß unter Elise, Treuhold und M. wirklich Personen versteckt sind; M. ist ein Jesuit, denn dergleichen Leute halten sich gern in den Spinäcern auf, und bekümmern sich sehr um die Lektüre der Damen; Treuhold ist ein Wienerischer Schöngeist und Müßiggänger, den aber nun seine vom Jesuitergift angesteckte Elise auch schon angesteckt haben wird, besonders da ihn die Liebe so empfänglich für dies Gift gemacht hat. — Doch es ist der Mühe nicht werth, den Schlüssel zu suchen; so was geschieht in Wien alle Tage.

Daß Glanzberg manche Blößen gegeben habe, ist schon in der oben angeführten Recension des Schlafrocks gesagt wor-

ben. Vornehmlich hatte er in den historischen Stellen, die er anbrachte, nicht genaue Kenntniß der Sachen verrathen, und durch seine Verblümungen und Künsteleyen im Styl, die Sache nicht besser gemacht. Daher fand dann auch der Verf. der Anmerkungen viel anzumerken, und zu berichtigen. Indessen wird dadurch die Sache der Jesuiten im mindesten nicht besser, daß Glanzberg sich einige schiefe Vorstellungen macht. Der Commentar über den Schlafrock ist noch weit mehr mit falschen Erzählungen und mit Verdrehungen der Geschichten von ausgemachten Unthaten, Intriguen und Bubenstücken der Jesuiten angefüllt. Zu verwundern ist die Freyheit, mit welcher der sich selbst so nennende Menschenfreund, (die Jesuiten affektiren im Buche des Erreurs et de la Verité sich allein Menschen [Hommes] zu nennen) alles von der Hand wegleugnet, was je diesem gefährlichen Orden zur Last gelegt ist, und am Ende alle die skandalösen Berichte von Königsmorden, Anzettelungen, Verrätheryen, Vergiftungen, Blutbädern, Räubereyen 2c. so zu deuteln weiß, daß der Orden viel mehr Ehre, als Schande, davon erhalten soll. Dabey spricht der Verf. in einem recht triumphirenden und hohnlächelnden Tone wider alle Gegner seiner Leute, doch aber so, daß man nicht selten das böse Gewissen eines gestraften Sünders zwischen einreden hört. Wir wollen weder Proben aus dem Buche, das ohnehin schon seine Zeit gelebt hat, ausheben, noch die lügenhaften Erzählungen und kranken Räsonnements berichtigen, die es in reicher Menge enthält. Es lohnt sich der Mühe nicht, darauf zu antworten. Herr Glanzberg, welcher dann doch ein ganz anderer Mann ist, als dieser verkappter Jesuit, wird doch wohl nicht dazu schweigen.

Fr.

Wiener Kronik, historisch-politisch-philosophisch litterärischen Inhalts Erster Band, 1. 2. 3tes Heft. Wien, 1785. bey Wucherer. 8. 492 S.

Damit das vermuthlich ganz philosophische 19te Jahrhundert dem letzten Viertel des 18ten nicht den Vorwurf zu machen haben soll, daß es aus dem glänzendsten Zeitpunkte keine Kronik erhalten habe, wornach es den Gehalt unserer Aufklärung der Wiener nemlich, hätte bestimmen und vielleicht die wich-

tige

Wahrheit in seine Annalen aufnehmen können, daß die
...eit des 19ten Jahrhunderts im letzten Viertel des 18ten
das Huhn im Hallerischen Ei vorhanden lag, ist der Be-
gungsgrund der Verfasser, diese Monatsschrift herauszuge-
. Bisher, sagen sie, war der größte Theil der Brochüren
eine aufbrausende Gelehrsamkeit, dem Bellarminus und
...onius unter die Nase gerieben; nicht ganz unwichtig dem
..., dem diese Anhänger der römischen Curia und Dataria
etwas gegolten haben. Wahrscheinlich würde man im 19ten
Jahrhunderte weder vom Bellarmin noch Baronius etwas
wi... Man würde diese beyden Helden den Ritterbüchern
...en Fabeln von 1000 und 1 Nacht einschalten, und ihre
...en Feinde würden dann auch das unvermeidliche Schick-
sal der V...gessenheit treffen. (Glück für die Menschen, wenn
sie b...n könnten, daß Bellarmin und Baronius vergessen
..., aber dafür sorgen die im Finstern und Hellen schlei-
...n Jünger derselben mit aller Kunst der betrüglichsten
..., daß dieses nicht zu besorgen stehet.)

Eine Kronik von Wien, sagen die Verf., habe die Ver-
gessenheit nicht zu befürchten. (Hm! das Vergessen trifft sonst
viele Brochüren in Wien). Sie wird aufbehalten werden,
so lange die Geschichte leben wird, nicht der Bearbeitung,
sondern der wichtigen Gegenstände wegen, welche darinn vor-
kommen werden, und womit fast jeder Tag unsers Jahrhun-
derts entbunden wird. Folgende Artikel sind ihre Bestand-
theile: Politische- statistische Nachrichten: Specialre-
vüe der Journale von dem wichtigsten bis auf unsre Real-
zeitung. Privatereignisse und Anekdoten. Wöchentli-
che Musterung der Schriftsteller. Predigtenkritik,
mit wohlmeinenden schwachen Predigern in sanfter Sprache,
mit boshaften Verkezzern in bittere Theaterkritik, auch im
Reich der Moral ist das Theater an die Kanzeln der Pre-
diger knap angeschlossen. Polizei- Schul- Erziehungs- u.
s. w. Anstalten. Kleine Originalaufsätze u. dgl. —
Der 1. §. enthält eine ganz launige Beschreibung Wiens,
nur sollte der Hr. Verf. den heutigen Wienern auch richtig
gesagt haben, was Wien gegenwärtig und immer gewesen
ist. (Wien ist nicht die Hauptstadt Deutschlandes,
sondern nur die Hauptstadt Oesterreichs. Eher könnten wir
Regenspurg, dafür halten. Man kann dieses nicht oft genug
den Wienern wiederholen: denn nach ihren Begriffen von

 Deutsch-

Deutschland, sind die außer Oesterreich liegenden deutschen Länder, ihnen nur Provinzen ihres Reichs, und alle große und gebildete Städte sind ihnen Provinzialstädte, die weit weit in allen Kenntnissen gegen Wien zurück sind.) Es folgt zuerst k. k. Nationalschaubühne und die vom 9ten October v. Jahres aufgeführten Stücke; hier steht viel gutes über das weinerliche Lustspiel, und über das ausschweifend rasende unserer Theatergenien. Noch eine gute Bemerkung S. 57. bey Gelegenheit, da ein Acteur den andern copirte und lächerlich machte, räth der V. den Priestern des Apolls dieses ja zu vermeiden. „Denn seitdem die Mönche anfingen einander „unter sich zu verachten, sind sie dem Publikum selbst alle „mit einander verächtlich worden. Die Priester der Melpo„mene sollten sich dieses zur Warnung dienen lassen.

Predigtenkritik. Von der theatralischen Sittenschule wird der Uebergang zur Kanzel gemacht, weil sie mit der erstern einen gleichen Endzweck habe: „**Tugend und Sittlichkeit zu lehren.**“ **Jene nach der Richtschnur der Natur, diese nach dem geoffenbarten Worte.** Die Verf. glauben, da die Kanzel für das Publikum von größerer Wichtigkeit sey, da diejenigen Lehren, welche ihm von selbiger vorgetragen würden, mit dem Ansehen des göttlichen Worts begleitet, auf Herz und Verstand ungleich stärker würkten, so verdiente diese Lehrart göttlicher Wahrheiten auch die stärkste Prüfung, ob dasjenige, was der Diener des Worts daselbst vorträgt, den ächten Stempel der Wahrheit führet, ob sein Vortrag dem gehörigen Endzweck entspricht, ob er nicht statt der Wahrheit unrichtige, irrige, schädliche Begriffe seinen Zuhören beybringt, und ob er den Weg zu den Herzen derselben geschickt zu finden weiß. (Gründe genung! und warum soll nicht die Predigt eben so wohl der Kritik der Zuhörer unterworfen seyn, als andre öffentl. Handlungen? Warum sollen wir das, was oft der elendeste Stümper auf der Kanzel auswirft, Gottes Wort für unumstößliche Wahrheiten halten, was den Sensum communem beleidiget, was die Menschen irre führt, den Pflichten der Natur widerspricht, und Menschenhaß verbreitet, indem er seine Meynungen oder die Lehren seiner Secte vor unfehlbar erkläret, und daß nur dieser Glaube der rechte einzige wahre sey, und alle andere Menschen unbarmherzig verdammt? Welche gefährliche Folgen daraus entstehen, weiß man allgemein. — Aber wer soll Pre-

kritiken schreiben? Wer sind die Unbefangnen, denen
eit und Einsicht aufs Ganze nicht Eigensinn und
: treibt? — Besser scheint es indessen doch zu kriti
m, als t zu kritisiren, weil die Folge nicht schädlicher
, als die Freyheit der Druckerpressen, wodurch dem
Mann eben so viel widersprechendes gelehrt wird,
die elredner nur lehren können! Freyheit im Han
n, Freyheit im Denken sind Bedürfnisse der Vernunft,
ten jedes Menschen Eigenthum auf immer bleiben:
uf uns der Schöpfer, so sollten wir die Endzwecke der
pfung erfüllen, nicht durch Einschränkung nach dem Sinn
armseligen, so beengt denkenden Politiker, noch weniger
dem Eigennutz der wähnenden Theologen.) — Stati
politische Nachrichten: über Erziehung, das Ele
nd unsers Zeitalters. — Ueber Arbeit, Vermei
M igganges und Betteley, durch zu öffent
anstalten gemachte Verordnungen: Deut
tur: enthält eine wohlgemeinte Kritik des Ma
s zur Wissenschaften und Litteratur 1. B. 1. Theil, her
geben von Otto von Gemmingen. —

Im 2ten Stück continuirt die launige Beschreibung
iens; des k. k. Nationaltheaters und der Predigten
itik: Statistisch-politisch-mercantilische Nachrich
: verständliches und unverständliches unter einander; „Zu
emerken ist, daß der Großherzog von Florenz vom englischen
Gesandten in Wien, einige Kleidungen, Waffen und Haus
räthe der Otaheiter für 10000 fl. erkauft habe."

Im 3ten Stück: Gemählde von Wien fortgesetzt:
edigtenkritik, diesmal kömmts an Hrn. Fock, Superin
. bey der evangelisch lutherischen Gemeinde, welcher mit
t und doch gut beurtheilt wird. Theaterkritik.
eutsche Litteratur. Auszüge aus Journalen, daß
phs Reformation keine Neuerung sey. Etwas über
iten-Reputation. Politische Nachrichten.

Im 4ten Stück; Gemälde von Wien. Predigten
d Theaterkritik. Litteratur über Begräbnisse verschied
Völker: Beytrag zur Jesuitenapologie: Meßhänd
in München kauft von 1000 Messen eine Bibliothek für
0 fl. Anekdoten und politische Nachrichten, daß den

Pp 4 Heiligen

Heiligen zu Rom untersagt worden sey, Schurken ferner in Schutz zu nehmen.

Das zweyte Heft enthält mit gleicher freyer Kritik jene im ersten Hefte benennte Materien. Besonders lesenswerth sind: **Beschreibung Wiens, türkischer Kanzleystil,** eine Erlaubniß dem Baron Tauferer von der Pforte gegeben, mit seiner Schiffsladung frey die Donau und das schwarze Meer passiren zu können. Hier kann man des türkischen Kaysers Zeichen, dessen er sich zur Unterschrift bedienet, kennen lernen. Der Styl ist wie unser alter deutscher langweiliger Kanzeleystyl, und entweder die Türken haben diesen von uns oder wir ehemals von ihnen gelernet: **Theaterkritik über die Nachahmung des Shakespears,** voll Wahrheit. **Historische Nachrichten von den Niederlanden,** die im 3ten Hefte beendiget werden.

Drittes Heft. Unter der Rubrik, **Wiens Beschreibung,** viel gutes und treffendes über den Adel und über Biographen. Etwas S. 346. über des evangelischen Sup. Fok Predigten, so wie über anderer Predigten. **Geschichte der Niederlande, Theaterkritik. Deutsche Litteratur:** Ideen zur Mimik vom Hrn. Engel. **Ueber den primitiven Zustand der Schauspieler,** wahr und launigt. **Ueber Erziehung im Allgemeinen,** und über Ursachen der Verderbniß der Wiener Sitten. Unwissenheit.

Des zweyten Bandes 3 Hefte, bleiben dem ersten Bande gleich. Nur das Merkwürdigste wollen wir daraus anführen. **Erziehung Wiens,** weil sie ganz Charakteristisch für Wien entworfen ist, verdient gelesen zu werden. Die französischen und deutschen Hofmeister, Gouvernantinnen sind gut geschildert; doch glaube man nicht, daß wir uns überredeten, nicht ähnliche Erziehungsarten, auch in den übrigen Residenzen und größern Städten Deutschlandes, so wie bey dem großen, reichern, kleinern und ärmern Adel in Städten und Dörfern angetroffen zu haben? Nur in der Zahl dieser verderbl. Kreaturen liegt der Unterschied, nicht in der Qualität. **Nationaltheater, Redoute, Hetze, Feuerwerk;** Marinellis oder **Kasperltheater,** im niedrigkomischen sucht es seines gleichen, besonders der Kasperl Mr. La Roche. **Fiakre,** Unterhändler der cyprischen Göttin, haben den Courantpreis, sie sind die Quintessenz der Rauheit und Sittenlosigkeit.

Pste

r der Stadt ist sehr gut, in den Vorstädten hingegen
r ...schlecht, man erstickt entweder im Staube, oder er-
Kothe. Armenversorgung, Arbeitshäuser,
des Bettelns, sind vortreffliche Anstalten, und
r von allen Seiten genau untersucht und lesenswerth.
Stelle in Hrn. Nicolais Reise, die vielen übertrie-
te, wird gerechtfertigt erscheinen.

A Predigten- und Theaterkritik, sind noch folgen-
dige ...nre und freymüthige Bemerkungen zu finden:
die Christnachtsmette und deren Misbrauch, wel-
r ...noch in vielen protestantischen Ländern und Städten
zu werden verdiente. Mittel zur Verhinderung
ndermords. Ueber Selbstmord, vom Wegse-
n der Kinder und verschiedne lesenswerthe Anekdoten

ekdoten. Mit diesem 2ten Bande verwandeln die
rf. diese Wiener Kronik in eine Monatsschrift, und
r den Lesern dadurch angenehm zu machen, daß sie
ol auf ihre Arbeiten wenden, und der Uebereilung
: entgehen mögen. Nur bitten wir sie auch mehr
...ie Correktheit des Styls und des Drucks zu sehen. Denn
...an die besten Gedanken mit beyden Fehlern böslich behaf-
vorgetragen werden, mißfallen sie.

Fg.

14. Kriegswissenschaft.

...yträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges
...1756 bis 1763 mit Plans und Charten. 5tes
...tück von J. G. Tielke, Churfürstl. Sächsischem
...rtilleriehauptmann. Freyberg, 1784. in 4.
...lph. 20 Bogen mit Vorrede.

r. Hauptmann Tielke hätte die Fortsetzung seiner Beyträ-
: aufgegeben, da die mehresten Journals, deren er sich
! ...rbeitung dieses Theiles bedienet hat, wider sein Ver-
in den Sammlungen ungedruckter Nachrichten

 zu

zu den Kriegen 40 bis 63, sind abgedrucket worden. Doch da er einmal die mühsame Arbeit, aus 10 Tagebüchern eines zu formiren, unternommen und geendiget hatte, und überdem auch sein Werk durch die beygefügten Plans, nutzbarer und unterrichtender wird, so hat er sich doch zur Ausgabe desselben entschlossen, und er hat auch ohnstreitig, besonders in Rücksicht auf die Zeichnungen, seine Absicht erreichet. Als Beytrag zur Geschichte des Krieges von 56 bis 63, erhält sich dieses Werk noch immer im Werth, denn Beyträge muß man nicht aus dem Gesichtspunkte wie eine Geschichte beurtheilen; wenn diese nur richtige Data enthalten, so kann man damit schon zufrieden seyn, und findet man die verschiedenen Vorfälle, die zu gleicher Zeit geschehen, (wann sie auch gleich keine Beziehung auf einander haben sollten) bey einander, so ist dieses schon eine große Hülfe für den Geschichtschreiber. Allein diese Beyträge gewehren nicht bloß den Nutzen, den man sich von jedem trockenen Tagebuche versprechen kann, sondern die Leser werden auch manche Stellen desselben, besonders am Ende, wo die Bewegungen verschiedener Corps sich mehr concentriren, und also eine mehr zusammenpassende Uebersicht des Ganzen zeigen, besonders unterrichtend und lehrreich finden.

Dieses 5te Stück der Beyträge enthält den Feldzug des Corps unter Anführung des Herzogs von Würtemberg 1761. und der erste Abschnitt gehet bis zur Vereinigung mit dem Platenschen Corps. Der zweyte endiget sich mit dem Ende dieses beschwerlichen Feldzuges, zugleich beschreibt der V. die Bewegungen und Vorfälle des von dem Herzog von Würtemberg abhangenden Bellingschen Corps gegen die Schweden. Im dritten Abschnitt aber setzet der V. seine Untersuchungen über die Feldbefestigung fort. Niemand wird wohl zweifeln, daß die Vorfälle in dem Feldzuge des Herzogs von Würtemberg 1761, nicht ungemein unterrichtend und interessant seyn sollten, sie sind von der Art, wie man sie seit den Zeiten eines Johann Sobiesky und Eugenius von Savoyen nicht gesehen hat, und noch mit dem Unterschied, daß es der Ueberwinder der Türken war, der vor den Verschanzungen des Herzogs von Würtemberg die Laufgräben öffnete, und der Rückzug dieses Generals aus den Verschanzungen vor Colberg, läßt die berühmten Rückzüge der Helden des Alterthums, eines Brasidas, Agesilays, Clearch, Dionysius, Epami-

nondas

Xondas und anderer, weit hinter sich, und erhebt ihn über die Peris und Subises der neuern Zeit. Sollte also nicht ein lehrbegieriger Kriegsmann mit Ungeduld nach einer aufrichtigen Erzehlung dieser schönen und glänzenden Thaten greifen? und gewiß wird ihm das Tagebuch des Hrn. Tielke von dem Feldzuge 1761 den größesten Theil seiner Wünsche gewehren.

Es ist sehr löblich, daß der V. (S. 13.) dem Leser einen Begriff von dem Zustand der Regimenter des Würtenbergischen Corps giebt, und daß er in der Folge seines Journals jederzeit hierauf Rücksicht nimmt. Da die Regimenter besonders am Ende des Feldzuges ungemein geschmolzen waren, so wird dadurch bey glücklich ausgeschlagenen Vorfällen, die Ehre der Preußen glänzender, und die Ursache der Unglücksfälle leuchtet deutlicher in die Augen. Von der unglücklichen Expedition des General Werners, welche der V. (S. 83.) erzählet, urtheilte damals ein geschickter General, daß sie nicht viel Nutzen bringen würde, denn bey einem vorfallenden ernsthaften Angriff wären 300 Mann Infanterie zu wenig, um 2000 Pferde zu unterstützen, und zu schwer, um der Cavallerie bey einem zu unternehmenden Coup zu folgen, weil der glückliche Erfolg nur auf der Geschwindigkeit beruhet.

Die Facta haben wir übrigens in diesem Tagebuch, so viel als uns bekannt, richtig erzählt gefunden. Der V. entschuldiget sich selbst wegen der Namen der Oerter, welche man öfters unrecht geschrieben findet. Mit den bekannten Hülfsmitteln von Pommern kann man leicht in diesen Fehler verfallen, weil die Benennung der Oerter in den besten Pommerschen Karten, besonders von Hinterpommern, fehlerhaft, und auch in diesen Karten viel Oerter mangeln, selbst die Einwohner sprechen diese Namen theils sehr verschieden, theils von der Schreibart sehr abweichend aus. Hin und wieder hätte ein Name aus D. Büschings Geographie berichtiget werden können, da z. B. man schreibt nicht Radüne, (S. 18.) sondern Radupe, doch können dergleichen orthographische Fehler noch keinen Mißverstand verursachen. Allein leichter kann der Leser verführet werden, wenn er (S. 18.) lieset, der General Werner habe Redlin besetzet, und bald darauf daß der Gen. Tettleben zu gleicher Zeit bey Redlin gestanden, und seine Vorposten auf der Kleinpenower Höhe ausgestellet habe. Der Ort, wo der Gen. Tettleben stand, hieß nicht Redlin, sondern Reblin, dieses liegt hinter der Radupe, und hiedurch wird

Baierischen Erbfolgkriege verschiedenes erbauetes Schanzwerk gesehen, daß solches aber nichts weniger, als das Resultat einer gesunden Beurtheilung gewesen sey. Wir mögen uns in diesen Streit nicht mischen, soviel können wir aber versichern, daß dem ohnerachtet über die Anlage dieser Verschanzungen eine Menge Memoires, Dissertations, dispositions d' attaque et de defence, oft aber nichtsbedeutende, viereckichte Redouten zum Vorschein kamen, wovon mehr als im ganzen siebenjährigen Kriege gesehen worden sind, wobey man bald auf die Gedanken kommen könnte, bon vin n'a pur besoin d'un bouchon. Aus der Verschiedenheit des Angriffs auf einen festen Platz und auf die Feldverdecke gründet der Verf. die Anlage seiner Feldbefestigung. Z. B. der Angriff auf Retranchements geschieht in weit ausgedehntern Fronten, als der Angriff auf einen festen Platz. Hier geschieht der Angriff Fuß vor Fuß, bey erstern aber ist Geschwindigkeit die Hauptsache. Hieraus folgert der Verf. S. 227, daß man bey Anlage der Feldbefestigungen hauptsächlich auf den Durchschnitt sehen müsse, man müßte daher 1) den Graben tief und die Brustwehr schwer zu ersteigen machen; 2) mehr auf das Fronten- als Flankenfeuer rechnen; 3) die Zugänge zur Brustwehre so schwer als möglich machen, doch so, daß man sein eigen Feuer nicht hindere; 4) vorliegende und durch Communication mit dem Hauptwall verbundene Schanzen, welche bey Festungen das Wichtigste sind, müssen bey Verschanzungen vermieden werden; 5) müssen die Verschanzungen so eingerichtet seyn, daß man die Vertheidigung in Angriff verwandeln kann. Ueber alle diese Artikel sagt der Verf. viel Gutes, und was auch nicht neu ist, findet man doch darinn in einer unterrichtenden Verbindung zusammengetragen.

Wir sind ganz seiner Meynung, daß es wohl am besten ist, die Besatzung einer Schanze sich außerhalb derselben lagern zu lassen. Was aber die Regel betrifft, welche der Verf. zur Anlage einer viereckigten Redoute S. 230 giebt, wenn die Besatzung sich darinn zu lagern Platz haben soll, so dünket uns, daß dieselbe in der Ausübung viel Schwierigkeiten finden, wo nicht gar unmöglich werden würde, und dieses wird dadurch einleuchtend. Der Verf. nimmt an, daß eine viereckichte Schanze für 200 Mann und 2 Kanonen, wenn man sie nach der gewöhnlichen Art anlegt, genug inwendigen Raum gewähre, um die Besatzung darinn zu logiren, er berech-

bereich-

berechnet denselben nach den Principiis, daß ein Mann liegend 18 Quadratschuh Raum nöthig habe; für eine Kanone aber rechnet er 216 Quadratschuh. Man erhält also für eine Seite der Schanze nach diesen Datis 63 Fuß. Darinne hat zwar die Besatzung sowohl Platz zu liegen, als auch, daß man die Brustwehre 2 Mann hoch besetzen kann. Wenn man aber erwegt, daß die Besatzung doch nicht unter freyem Himmel, sondern wenigstens unter Zelten liegen muß, so ist 1) nicht möglich, die Zelter dichte am Bankert aufzuschlagen, man muß sie wenigstens 8 Fuß davon entfernen. Es bleibt also nur innerhalb ein Quarre von 47 Fuß langen Seiten, worinn man die Zelter aufschlagen kann. Rechnet man 6 Mann in ein Zelt, so hat solches einen Raum von 12 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe nöthig. Es können also in dem inwendigen Raum nur 6 Reihen Zelter, 4 en Front, aufgeschlagen werden, und auf diese Art können schon 56 Mann von der Besatzung nicht unterkommen. 2) Muß man doch zum wenigsten zwey Schritte Zwischenraum zwischen jeder Reihe Zelter rechnen, damit die Soldaten aus und eingehen können, die Brandgassen ungerechnet, und wieviel Raum muß man nicht für Munition, Artilleristen, Apareillen für die Kanonen, wenn sie über Bank schießen, abrechnen? In solchem Fall, wenn die Besatzung in der Schanze campiren soll, dünket uns am besten zu seyn, zuerst eine schickliche Form des Lagers zu bestimmen, so daß es so wenig Raum, als möglich, einnimmt, damit die Besatzung auf die geschwindeste und leichte Art an die Brustwehre rücken könne; werden dadurch die Seiten der Schanze zu lang, so glauben wir, daß der Ingenieur diesem Mangel durch eine solche Anlage abhelfen müsse, daß es nicht nöthig ist, die ganze Schanze zu besetzen. Am besten ist es wohl in diesem Fall, man baue, wenn es die Zeit erlaubt, ein Blockhaus in der Schanze, und richte selbiges zugleich zur Defension derselben ein. Was der Verf. S. 232 von den Batterien saget, wird dem Leser vorzüglich gefallen. Er will, daß man die Batteriestücke in die eingehende, die Feldstücke aber in die ausgehende stellet, Er räth, verdeckte Batterien zu errichten, an, auf diese soll man den Feind mit Feldkanonen locken. Auf Anhöhen empfiehlt er eingeschnittene Batterien, und urtheilt sehr richtig von dem Schießen in zu weiter Entfernung, er giebt die Regel, daß man sich nicht aufhalten soll, auf die feindliche Artillerie zu feuern, wenn die feindliche Colonne so nahe angerückt ist,

daß

daß man sie mit dem Geschütz erreichen kann, und andere gute Regeln mehr. S. 247 handelt der V. von den Durchschnitten, man hat bey selbigen Acht zu geben: 1) auf ihre Bestimmung, 2) auf die Zeit und Materialien, 3) auf die Beschaffenheit des Bodens, 4) auf die Situation, 5) auf die Beschaffenheit des Angriffs, wie dieser nämlich wahrscheinlich zu vermuthen ist. S. 249 glaubt der Verfasser, daß die Fleschen, welche die Preußen vor der Fronte ihres Lagers aufzuwerfen pflegen, nur dazu dienen, daß die Feldwache die Gewehre daran anlehnen kann, und zeiget, daß dieses sehr nützlich sey. Hätte man nur diese Absicht bey dem Aufwerfen der Fleschen, so dünket uns, daß es wohl nicht nöthig wäre, 30 oder 40 vom Marsch ermüdete Soldaten durch einige Stunden Arbeit noch mehr abzumatten, 2 Mann könnten in einer Stunde so viel Micken hauen, als nöthig sind, um die Gewehre der Feldwacht daran zu lehnen. Vielleicht hat es mit dem Nutzen der Fleschen eben die Bewandniß, als mit den Brustharnischen der Kuraßier, die auch nur ⅓ des Körpers für kleine Kugeln sichern, aber doch dem Mann eine gewiße Dreistigkeit und Zutrauen erwecken. Dadurch daß man mit der Stellung der Feldwache der Figur der Feldschanze folget, gewinnt man noch zwischen zwey Fleschen ein kreuzendes Feuer. S. 264 redet der V. von der Vertheidigung des Grabens, welche bey den mehresten Feldschanzen sehr schwach ist. Es könnten zu Vertheidigung des Grabens einer Redoute Caponniers nicht überflüßig seyn, wenn sie in der Art angeleget würden, wie sie in den vorläufigen Betrachtungen, welche dem bey Crusius 1783 herausgekommenen kurzen Unterricht von Angriff eines festen Platzes vorgesetzet, und darinn S. 40 beschrieben sind. Der V. hat nicht unrecht, wenn er den Pallisaden auf der vertieften Berme ihren Nutzen zugesteht S. 270 Cünot gehet zwar zu weit, wenn er will, daß die hinter diesen Pallisaden postirten Soldaten mit Gabeln die Faschinen, welche der Feind in den Graben wirft, wegnehmen und über die Pallisaden ziehen sollen. Wir glauben aber, daß diese hinter den Pallisaden stehende Truppen dem Feind sowohl das Füllen, als Herabsteigen erstaunend erschweren, und die Hitze seines Angriffes sehr mäßigen werden, und es wird gewiß nicht ohne Nutzen seyn, bey jedem Graben, dessen Tiefe über 12 Fuß und drüber, dergleichen Pallisaden auf eine 6 Fuß vertiefte Berme zu setzen. Die Gründe, aus welchen der Verf. die Bermen, so wie man sie gewöhnlich macht,

ver-

verwirft, sind sehr richtig. Ganz spitzzulaufende Gräben räth der Verf. nur auf Anhöhen, oder wenn man bey schwachen Profilen einen breiten Graben haben will, an. S. 290 hält er es sehr zuträglich, Wolfsgruben in den Graben zu legen. Hierbey finden wir zu erinnern, daß man sie 1) nicht zu nahe an der Böschung des Grabens legen muß, denn dieses könnte zum Nachschießen Anlaß geben, 2) müßte man die aufgeworfene Erde nicht zwischen den Löchern liegen lassen, denn hierdurch würde die Tiefe des Grabens verringert werden, und da der Feind im Graben nicht, oder doch wenig gesehen werden kann, so könnte er sich dieser Erde zu Füllung der Wolfsgruben bedienen, 3) wäre es gut in diesem Falle die Wolfsgruben rund zu machen, weil dieselben alsdenn kleinere Zwischenräume zwischen sich lassen, als die viereckichten. S. 292 empfiehlt der Verf. die Fußangeln zu Vertheidigung der Feldwerke, und zeigt, daß die Alten selbige schon kannten. Sie waren von dem Nutzen dieses Vertheidigunsmittels so eingenommen, daß sie in ihrer Ermangelung zuweilen eine Art starker Disteln ausstreueten. Nicias bediente sich derselben mit gutem Erfolg gegen die Syrakusanische Cavallerie. (Polyaeni Liber I, cap. 39.) Der Nutzen der eingeschlagenen kurzen Pfähle, der vor Alters ebenfalls bekannt war, ist auch in neuern Zeiten nicht gänzlich in Vergessenheit gerathen, man hatte dergleichen Pfähle auf das Glacis bey der Belagerung von Grave eingeschlagen, die Brandenburger, welche den Sturm auf das Glacis am 23sten October 1674 thun mußten, wurden dadurch ungemein aufgehalten, verloren viel Leute, und bey dem dritten Sturm wurden sie erst Meister von dem bedeckten Wege. Sturmpfähle in der Brustwehre S. 296 sind, wie der Verf. ganz recht bemerkt, ein übel Vertheidigungswerk, auf die Berme gehen sie eher an, verdecken doch aber den Feind in dem Graben, und können ohne große Gefahr abgehauen werden. Zuletzt giebt der Verf. verschiedene Zeichnungen nebst Beschreibung nach dem Folard, Guischard und Lo Looz, von den Verschanzungen des Cäsars vor Alesia. Der Verf. berichtiget dieselben an einigen Orten; so z. B. verwirft er mit Recht die Meynung dieser Schriftsteller, welche glauben, daß die Gräben vor den Verschanzungen des Cäsars keine Böschung gehabt haben, sondern perpendikulair sind abgestochen worden. Es ist dieses aus dem Text nicht zu beweisen, und ist nichts, als ein Zusatz der Ausleger, der wider die Natur streitet. Eben so wenig aber

hat der Verf. Ursache, nach der Meynung des Guichard, die Verschanzung 2000 Fuß von dem Vorgraben zu entfernen. Die Entfernung von 400 Fuß, welche in den Commentarien des Cäsars angegeben wird, hat unsers Erachtens nichts Widersprechendes. Wir finden an mehr, als einem Orte, daß man die Weite von 400 Römischem Fuß damals hinlänglich hielt, die Truppen aus dem Pfeilschuß zu ziehen. Polybius sagt uns, daß, wenn der Abstand der Zelter von der Brustwehre 200 Fuß weit genommen wird, dadurch die Truppen hinlänglich in den Zeltern vor den feindlichen Pfeilen gesichert waren, oder doch, sagt er, werden die Schüsse sehr ungewiß seyn. (Polybius Lib. VI, cap. 5.) Es ist bekannt, daß die Pfeile der Alten zwar weiter trugen. Vegetius schreibt, daß die Bogenschützen in einer Weite von 600 Fuß nach dem Ziel geschossen haben. (Veget. Lib. II. cap. 23.) Andere, als der Pater Daniel in seiner Vergleichung der alten und neuen Kriegsverfassung, will beweisen, daß die Pfeile auf 600 Schritt, also wenigstens 1200 Fuß weit getragen haben, und man weiß, daß Murath X. einen Pfeil über zwey Säulen, die 1500 Ellen aus einander standen, schoß. (Kriegsbibl. VI. St. S. 120.) Man begreift aber leicht, daß die Schüsse mit Pfeil und Bogen ungemein verschieden gewesen seyn müssen, weil hierbey vieles auf die Leibesstärke der Schützen ankömmt, und niemals wird man die größte möglichste Weite eines Schusses für die Basis zu Regulirung der Schußweiten annehmen. Unsere Musketen, wenn sie unter einem Winkel von 45 Grad abgeschossen werden, tragen auch 1000 Schritt weit, demohngeachtet nehmen wir doch nur 300 Schritt vor die Schußweite von kleinem Gewehr an. Eben dieselbe Bewandniß hat es mit dem Schießgewehr der Alten, sie bestimmten die Schußweiten in solcher Entfernung, in welcher der Schuß eine gewisse und nachdrückliche Wirkung thun konnte. Nimmt man hierbey dasjenige zu Rathe, was andere Schriftsteller von der Wirkung der Pfeile sagen, als Hr. Rösch in seinen Römischen Alterthümern bemerkt, daß ein Pfeil auf 150 Schritt (300 Fuß) noch durch Harnisch und Schild dringen konnte, ferner, daß Cäsar den Zwischenraum von einem Treffen zum andern, (welches man doch gemeiniglich in solcher Weite nahm, daß das Schießgewehr nicht mit seiner ganzen Kraft wirken konnte,) 300 Fuß weit rechnet, (Caesar de Bell. Gall. Lib. I. cap. 82.) so erhellet

t hieraus, daß eine Weite über 300 Fuß hinlänglich gehal- wurde, die Soldaten vor der gewissen und größesten Wir- der Pfeilschüsse zu sichern. Warum sollte man also den reiber der Commentarien des Cäsars Schuld geben, die le verfälscht zu haben, worinn gesaget wird, daß der raben des Cäsars zur Bedeckung der Arbeiter, 400 Fuß von den Verschanzungen ist gezogen worden, da diese e in Rücksicht der Schußweiten der Pfeile, der Absicht isars völlig entspricht.

Freylich wäre es für diejenigen gut, wenn Cäsar den räben in einer Entfernung von 2000 Fuß von seinem inchement aufgeworfen hätte, welche diesem Vorgraben ungeheueres und übermäßiges Profil geben, denn da- rückte er näher an die Stadt, und der Umkreis dessel- ürde geringer. Es war das einzige Mittel, die Arbeit, t sonst beynahe in das Lächerliche fallen würde, abzu- t. Man denke sich nur einen Vorgraben, den Ablan- ; Guichard und andere Uebersetzer einen fosse perdu ßt, und der nur in der Absicht aufgeworfen wird, die iche Reuterey abzuhalten und die Bogenschützen zu ent- , damit die Arbeiter ungestört an den Verschanzungen n können, diesen Graben will man 20 Fuß tief machen, tiefer, als die Gräben vor der Verschanzung. Daran, n wir, wird wohl keinem Anfänger in der Befestigungs- der Sinn kommen, und was noch das sonderbarste ist, diese Tiefe ein Zusatz der Herren Commentatoren. Wer in folgender Stelle der Commentarien einen Graben 0 Fuß Tiefe: „fossam pedum XX latum directis late- duxit, ut eius solum tantum pateret, quantum sum- bra distabant.“ (Bell. Gall. Lib. VII. cap. 72.) Das t bezieht sich in dieser Stelle bloß auf die perpendiculai- e, denn der Text sagt hier, daß der Graben unten so ls oben (summa labra) gewesen Es ist also eine der Commentatoren, diesem Graben eine Tiefe von anzudichten, der Geschichtschreiber hat nicht daran ge- Das Ungereimte dieser Hypothese fällt bey einigem nken sogleich in die Augen, wenn man nur den In- eses Grabens, die Anzahl der Arbeiter, und die Zeit, denselben aufzuwerfen nöthig ist, berechnet. Der Vor- hatte einen Umfang von 10,000 Römischen Schritten

oder 50,000 Römische Fuß, jeden Fuß zu 11¼ Zoll Rheinl. gerechnet, geben 46879 Rheinl. Fuß,*) und zur Tiefe und Breite 18¾ Fuß, also wird dieser Graben 114,267 Schachtruthen enthalten. Man berechne die Zeit und Mannschaft, und erwege, daß die Erde auf eine Tiefe von 18¾ Fuß dreymal muß geworfen werden, und daß oberhalb wenigstens 2 Reihen Arbeiter anzustellen sind, und um die herausgeworfene Erde aus einander zu werfen, so hätten 25,000 Arbeiter 15 Tage damit ihre volle Arbeit, und Cäsar brachte überhaupt nur auf alle seine Verschanzungsarbeit 40 Tage zu. Dieser Graben konnte der Absicht des Cäsars schon entsprechen, wenn er 5 Fuß tief war. Die auf beyden Seiten aufgeworfene Erde konnte dem Graben eine Tiefe von 10 Fuß geben, und welcher Cavallerie wird es einfallen, über einen Graben von 10 Fuß tief, 20 Fuß breit, dessen Ränder auf eine Tiefe von 5 Fuß perpendiculair abgestochen sind, zu setzen? und ist es nicht höchstwahrscheinlich, daß Cäsar, um die Tiefe des Grabens zu ersparen, demselben keine Abdachung gegeben hat, denn hierdurch wurde er für die Cavallerie des Vercingetorix desto undurchdringlicher. Wir finden die Einrichtung dieses Grabens deshalb so umständlich in den Commentarien beschrieben, um sie von der gewöhnlichen Fossa punica, die nur 3 Fuß tief und auf einer Seite perpendiculair abgestochen war, zu unterscheiden. (Hygini Gromat. Castrametatio.) Es ist auch außer Zweifel, daß der letzte Graben, oder so zu sagen, der Hauptgraben, an einigen Orten mit Wasser angefüllt gewesen, denn die Commentarien sagen deutlich, quarum *interiorem* campestribus ac dimissis locis aqua ex flumine derivata complevit, und Ablancourt

*) Wir wissen nicht, aus welchem Grunde Hr. H. Tielke in seinem Feldingenieur Tab. I. den alten Römischen Fuß 1403⅗ und den Rheinländ. 1391⅓ gegen den Pariser Fuß verglichen, annimmt, da man doch in allen Nachrichten findet, daß der alte Römische Fuß kleiner gewesen, als der jetzige Rheinländische ist. Sowohl der am Campidoglio, als auf dem Grabe des Baumeisters im Belvedere, und der in dem Weinberge Mattei bey Rom sind kleiner, als der Rheinländische, und überdem nimmt Hr. H. Tielke in der 11ten Tabelle den alten Römischen Fuß größer, als in der ersten an, und eben so groß, als den Rheinländischen.

court hat ganz recht übersetzet: le plus proche du rempart. Ueberhaupt hat die Beschreibung der Circumvallation und Contravallation des Cäsars vor Alesia noch manche Berichtigung nöthig, wozu wir aber hier keinen Raum haben.

Es ist für einen Zug von der Bescheidenheit des Verf. zu halten, wenn er denjenigen, welche seiner Gesellschaft überdrüßig zu werden anfangen, bekannt macht, daß er mit dem 6ten Stück seine ganze Arbeit beschließen wird. Bey solchen guten Materialien aber, wie in diesem 5ten Stücke zu dem Kriege von 1756 bis 1763 enthalten sind, möchte wohl dieser Fall bey den wenigsten Lesern eintreffen.

Kf.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Johann Caspar Lavaters vermischte gereimte Gedichte, vom Jahr 1766 bis 1785. Für Freunde des Verfassers. Winterthur, bey Heinrich Steiner und Comp. 1785. 1 Alphabet 7 Bogen in 8.

„Hat je ein Autor mit Wahrheit sagen können: Viele „Freunde verlangten eine korrekte, vollständige, von ihm selbst „besorgte Ausgabe, so kann ichs." — Diese vielen Freunde des Hrn. Lavater müßten einen sonderbaren Kützel nach schlechten Versen haben. Denn auch die nachsichtigste Kritik wird auf diesen 32 Bog. äußerst wenig finden, was sich nur von irgend einer poetischen Seite vortheilhaft auszeichnete. Mitunter eine gute Zeile, ein erträglicher Gedanke, aber s, was die bewegte Seele eines Dichters verriethe. Hr. L. sagt, daß er sich dieser Sammlung weit „mehr freue, „weil sie eine nicht unbeträchtliche Urkunde seiner von „Gott gesegneten Existenz sey, als weil sie allenfalls hier „und dort einen dichterischen Gedanken enthalte." Freylich

 die

die allenfalls, hier oder dort befindlichen dichterischen Gedanken, berechtigen ihn nur zu einer sehr mäßigen Freude.

Erstes Buch, Geistliche Gedichte. Hr. L. giebt in seiner Person den einleuchtendsten Beweis des Satzes, daß man mit viel Scharfsinn ein mittelmäßiger Philosoph, und mit noch mehr Phantasie ein noch mittelmäßigerer Dichter seyn könne, und daß nur die regelmäßige Mischung aller Geisteskräfte den wahrhaft großen Mann mache. Er phantasirt, wo er rühren will, und räsonnirt, wo er die Einbildungskraft unterhalten sollte. Die Gedichte dieses Buches sind fast durchgehends in dem Bravourstyl gewisser neumodischer Hymnen geschrieben, nur daß man hier noch mehr Geschrey, noch mehr Hyperbeln, noch mehr!!! und Kälte, und noch weniger ächte Empfindung und deutliche Gedanken findet. S. 12.

> Oft muß ich auch lange weinen,
> Suche Trost und finde keinen!
> Heiß ist oft mein Durst nach Licht,
> Aber ich erdürst' es nicht!

Wie nah gränzt dieser Ausdruck an Nonsense! Wie seltsam sind folgende Zeilen:

> „Heut hab' ich dich gezeuget, heut!"
> So sprach vor seiner Engelschaar,
> Der ewig seyn wird, ist und war,
> Der Vater zu dem Sohn und rief
> Dem Todten, der im Grabe schlief:
> „Du großer Hirt der Schafe!
> „Steh' auf aus deinem Schlafe!"

Wie niedrig und ganz dem Gegenstande unangemessen folgendes Gleichniß!

> Ja! Allmacht nur dein schweigend Wollen,
> Fügt neue Welten still den alten Welten an,
> Versengt, wie Flamme Haar, Systeme von
> Planeten.

Besonders müssen wir doch ein S. 60. befindliches Gedicht hieher setzen, welches wir mit Erstaunen hier gefunden haben. Es ist überschrieben: Wenn nur Christus verkündigt wird, oder Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche. Wir können nicht umhin einige Anmerkungen hinzuzufügen. Wir finden in diesem Gedichte

chte leider die Bestätigung dessen, was schon sonst gesagt
orden, daß Hr. Lavater durch Umgang mit den Katholiken
if Gesinnungen gerathen ist, welche den Absichten derjenigen
tholischen Geistlichen, welche ihn (sicherlich ohne daß er es
eiß, oder bey seiner schnellen Einbildungskraft, die so oft
ion vor seinem Verstande vorausgalopirt, auf die Folgen
nkt) zum Werkzeuge brauchen, um die katholische Religion
iter dem Scheine der Toleranz und der Bruderliebe wider
Protestanten angenehm zu machen, sehr angemessen sind. Er
eiset in diesem schon 1781 vor 5 Jahren verfertigten Gedichte
e Gebräuche des Katholicismus (selbst diejenigen, welche von
rnünftigen Katholiken für Aberglauben und Mißbräuche erklärt
rden) ohne alle Einschränkung, ohne die geringste Mißbilli-
ng, an. Das Gedicht lautet folgendermaßen:

Der kennt noch nicht, dich Jesus Christus,
Wer deinen Schatten nur entehrt —
Mir sey, was dich nur, Jesus Christus,
Zu ehren meynt, verehrungswerth!
Wenn's Täuschung uns, nur Fabel wäre;
Es falle nur zu deiner Ehre — *a*)
Es mag mich drücken und betrüben,
Um deinetwillen will ich's lieben;
Erinnert's nur an dich; trägt's nur
Von dir die allerschwächste Spuhr.

Nicht lachen will ich, lieber weinen;
Es lache, wer hier lachen kann! *b*)

a) Ists [illegible] h, daß ein vernünftiger Mann so etwas den[illegible] [illegible] kann? Wenn es verehrungswerth ist zu Je[illegible] täusch[illegible], so sind die allerabsurdesten Legenden ge[illegible] Wenn Hrn. Lavater alles verehrungswerth ist, was [illegible]e gefabelt ist, so müssen ihm der erdichtete Brief des [illegible] an Christum, eben so wie D. Bahrds Briefe im Volks[illegible] [illegible] verehrungswerth seyn. Der letztere fabelt auch, sei[illegible] Meynung nach, zu Jesu Ehre. Ists denn ganz einerley, ob [illegible]sus durch Fabel oder durch Wahrheit verehret wird? So [illegible] es ja nicht der Mühe werth die Wahrheit zu suchen!

b) Höchst leere Zeilen! Lachen wird ein vernünftiger Prote[illegible]t nicht beym katholischen Gottesdienste. Aber wohl wird er be[illegible]ren, daß so viele unnütze Menschensatzungen dabey vorkommen, Gott danken, daß wir durch die wohlthätige Reformation der sim[illegible], reinen, edlen, wohlthätigen, ächtchristlichen Religion [illegible] gekommen sind. Hievon ist leider in diesen Reimen Lavaters [illegible] Protestanten, keine Spur!

Verliehrt das Große sich im Kleinen;
Verhüllt die Wahrheit sich in Wahn!
Die Wahrheit in dem Wahn zu finden;
Zu ahnden sie, sie zu empfinden;
Mich aus dem Schutt empor zu heben,
Sey meine Freude, mein Bestreben!
Umringen schwache Brüder mich —
Die dich verehren nicht, wie ich. c)

Was ist es, daß ich um mich sehe?
Was ist es, daß ich höre hier?
Spricht nichts in der gewölkten Höhe,
In dieser Tiefe nichts von dir?
Das Kreuz, dein Bild, dort übergüldet, d)
Ists nicht zu Ehren dir gebildet?
Das Rauchfaß links und rechts geschwungen
Das Gloria — im Chor gesungen —
Des ew'gen Lichtleins stiller Schein —
Der Kerzen Licht — meynt dich allein! e)

Warum wird, als um dich zu loben,
Den Tod der Liebe f) Jesu Christ,
Die Hostie empor gehoben?
Weil sie nicht mehr, weil du sie bist. g)

Die

c) Ein anderes ists schwachen Brüdern gern ihren Glauben und Gewissen zu überlassen, ein anderes ists, leere Ceremonien und ganz unnütze Dinge als wichtige Sachen preisen.

d) Solche übergüldete Bilder sind in dem größten Theile der katholischen Kirchen so elend, so stumpf gemacht, daß es unbegreiflich ist, wie Lavater, der Physiognomist, sie ohne Widerwillen ansehen kann.

e) Daß dieß alles Jesum allein meyne, möchten wohl ächte Protestanten nicht zugeben können. Diese Ceremonien sind erdacht, um der Hierarchie ihre Ehre und Herrschaft zu befestigen.

f) Welche Kauderwel!

g) Was soll man sagen, wenn man aus dem Munde eines protestantischen Geistlichen dieß höret? Die Transsubstantiation ist weder in Vernunft noch Schrift gegründet. Glaubet Hr. Lavater etwa, sie könne in einer von beyden gegründet seyn? Und ist doch noch ein protestantischer Geistlicher? Doch ich erinnere mich, daß er alles, was zu Jesu Ehre gefabelt ist, ohne weiteres für verehrungswerth hält; also muß ihm freylich, auch die Transsubstantiation, verehrungswerth seyn! Man sieht hier, wohin solche verwirrte Begriffe führen.

Dir beugt die glaubende Gemeine
Das Knie! — — Dir macht, nur dir, die kleine
Schon früh belehrte h) Schaar der Jungen
Das Kreuz, regt Lippen dir und Zungen,
Schlägt dir mit Andacht und mit Lust
Mit kleiner Hand dreymal die Brust! i)

Geküßt wird dir zu Lieb die Stelle,
Die trug dein angebetet Blut!
Der Chorknab klingelt dir die Schälle! k)
Dir thut der Küster, was er thut!
Vereinter Reichthum ferner Länder;
Die schwehre Pracht der Meßgewänder;
Der Schnörkel an des Ritters Schilde;
Das Flittergold am Mutterbilde;
Am Hals die falsche Perlenschnur
Meynt dich doch, Jesus Christus, nur. l)

An Marmorgleichen Hochaltären
Wem ziert mit Zweigen sich die Wand?
Am Leichnamsfeste, wem zu Ehren
Enttröpfelt Wachs des Sängers Hand?
Wem streut man Blumen auf die Bahnen?
Wem trägt man goldgestickte Fahnen? m)

h) Belehrte? daß Gott erbarme! wie schlecht sind die Kinder bey den Katholiken belehrt! des Canisius Catechismus auswendig lernen und beichten, das ist alles.

i) Das gedankenlose Bekreuzen, wobey die Kinder nichts denken, kann ein Mann wie Lavater loben.

k) Kann man etwas ungereimteres sagen? Bey den vergeblichen Ceremonien denkt der Chorknabe und der Küster doch wohl eher an seinen Hrn. Prälaten, oder an den P. Confessionarius, der ihm eine Pöniteuz auflegen kann, als an Jesum.

l) In der That fast möchte einem die Gedult reißen, wenn ein Mann, der noch auf gesunden Menschenverstand Anspruch machen will, so etwas ungereimtes sagen kann. Das Flittergold und die falschen Perlen, die Schnörkel an den elenden Muttergottesbildern, sollen Jesus Christus etwas angehen? Soll man auf diese Art Jesus Christus meynen, oder ists nicht vielmehr Erniedrigung und Entehrung der ächten Christusreligion, wenn Flittergold an deren Stelle gesetzt wird?

m) Wer jemals eine Processionsfahne oder Wallfahrtsfahne gesehen hat, muß erstaunen, wenn die albernen Dinger auch

Wem die Ave Maria schallen;
Bist du's nicht, dem sie niederfallen? n)
Ist Mette nicht, nicht Vesperzeit,
Nicht Prim und Nona dir geweiht?

Den Glocken in zehntausend Thürmen,
Mit ganzer Städte Gold erkauft,
Dem Blitzstrahl und den Donnerstürmen
Zu wehren, feyerlich getauft — o)
Ward Ihnen, da in Gluth sie flossen,
Dein Bild am Kreuz nicht angegossen?
Gezogen, oder schwehr getretten —
Zur Arbeit rufend und zum Beten —
Schallt dir, schallt dir nicht überall
Der Glocken andachtreicher Schall? p)

Nach deiner Huld nur, Christus, sehnet
Sich jeder Freund der Einsamkeit!
Nur dich glaubt, dich nur meynt und wähnet
Wer sich der keuschen Armuth weyht! q)
Nicht Benedikts, nicht Bernhards Orden

Wär

unter dem Scheine, daß sie zu Christus Ehre getragen werden, vertheidigt werden sollen. Vernünftige Katholiken schämen sich solcher Dinge, und Lavater lobt sie.

n) Die geplapperten ave Maria, wodurch der Maria eine Ehre erzeigt wird, die nach protestantischer Art nur für Christus gehört, sollen dennoch auch Christus ehren? Dieß sagt ein protestantischer Geistlicher, dieß sagt ein Mann wie Lavater!

o) Wenn jemand sagen sollte: Lavater, der vernünftige Mann, Lavater, der Protestant, ehret den absurdesten katholischen Aberglauben, so würden seine Anhänger nicht unterlassen zu sagen, dieß sey eine Verläumdung. Hier läßt er selbst es drucken, daß er die absurde Ceremonie, Glocken zu taufen, damit der absurde Aberglauben, das Läuten der geweihten Glocken könne dem Donner wehren, nicht für absurd hält. Sollte man sich so etwas vorstellen!

p) Diese Glocken rufen zu so vielen Dingen, die Jesus niemals gelehrt hat, sondern die bloße Menschensatzungen sind.

q) Also auch die Mönchsorden, die gezwungene Armuth, welche den Reichthum der Hierarchie macht, die gezwungene Keuschheit, welche Gottes Gebot und dem Wohle der menschlichen Gesellschaft gerade entgegen steht.

Wär' ohne dich gestiftet worden! r)
Von dir zeugt Gottshaus, Klaus und Kloster,
Tonsur, Brewier und Paternoster! s)
Und wem steht, wem, als dir zum Ruhm
Im Klostergang — 'Silentium?

O Wollust, Christus, deines Jüngers
Auch da, wo Einfalt fehlt und flieht —
Zu sehen Spuren deines Fingers —
Da, wo kein Aug' der Welt sie sieht! t)
O Wonne u) dir ergebner Seelen!
Auf jedem Fels, in allen Höhlen;
In jedem Kruzifix der Hügel;
In jedem, an der Straße — Siegel,
Wie abgenutzt x) das Siegel sey,
Zu sehn von dir und deiner Treu!

Wer

r) Ohne Jesus wären die Mönchsorden nicht gestiftet worden. Dieß sagt ein protestantischer Geistlicher, und doch nimmt ers übel, wenn man sagt, er sey dem Katholicismus genciater, als es billig seyn sollte! Wenn Hr. Lavater doch seines Landsmanns Zimmermanns Werk über die Einsamkeit lesen, und die wahren Schilderungen des Mönchsaberglaubens zu seiner Beschämung erwägen wollte.

s) Wie? diese Dinge sollten von Christus zeugen! So hätten ja wohl Luther, Kalvin und Zwingli Unrecht gehabt, daß sie alle diese Dinge abschafften? wohin geräth Hr. Lavater? Vernünftige Katholiken seufzen über diese Dinge, und er als Protestant vertheidiget sie? Tonsur ist das Zeichen des Priesterthums; welches jetzt die Katholiken wieder so gern bey den Protestanten einführen möchten. (s. Berl. Monatsschrift August 1786 S. 193) Kein ächter Protestant kann die Prätensionen des katholischen Priesterthums billigen, noch weniger sie von Christus herleiten, und siehe, Hr. Lavater thut es. Das gedankenlose Abplappern des Breviers und der dem lieben Gotte am Rosenkranze zugezählten Paternoster, wünschen vernünftige Katholiken abgeschafft, und Hr. Lavater, der Protestant, der protestantische Geistliche, sagt, diese ganz unnützen Opera operata zeugen von Christus. Was soll man bey solcher Verwirrung von Begriffen denken?

t) Ja freylich! wo sie wenigstens kein vernünftiger Protestant sehen sollte.

u) Nicht Wonne, sondern wahrhaftig Schwachheit, aufs gelindeste zu reden, ist es.

x) Ja wohl! die ächte Christusreligion ist so sehr unkenntlich bey allen diesen Dingen geworden. Das beseufzen auch redliche Katholiken.

Wer freuet sich nicht jeder Ehre,
Von der du Ziel und Seele bist?
Wem regt, beym Gruß, sich nicht die Zähre
„Gelobet seyst du, Jesus Christ!“
O Heuchler y) der, der Christi Nahmen
Sonst nennt, und nicht ein frohes Amen
Antwortet; Nicht mit Brüderblicken
Nicht sagt mit innigem Entzücken:
„In Ewigkeit! Ja Ewigkeit
„Sey Jesus Christ gebenedeyt!“ z)

Wir wollen erwarten, was vernünftige Christen, sie mögen Protestanten oder Katholiken seyn, zu diesen Gesinnungen Hrn. Lavaters sagen werden. Wenn ihm alles, was nur auf die entfernteste Weise auf Jesus kann gedeutet werden, verehrungswerth scheinen will, so wäre es kein Wunder, wenn ihm auch Leute, die sich seiner Schwachheiten gut zu bedienen, und sich bey ihm einzuschmeicheln wissen, auch die Gesellschaft Jesu als ein zu billigendes Institut vorgestellet worden ist, und wenn er Jesu Ehre auch durch Fabeln und Täuschungen zu befördern für Recht hält, so ists weniger zu verwundern, daß er verschiedene zweydeutige Schritte gethan hat, die er, wenn er weniger seiner täuschenden Einbildungskraft nachliefse, mehr auf bestimmte Begriffe als auf unbestimmte Deklamationen, mehr auf die nothwendigen Folgen, als auf den Eindruck des Augenblicks gäbe, gewiß nicht gethan haben würde, und die er gewiß bereuen wird, wenn er jemals ihren schädlichen Einfluß auf die ächte, vernünftige, schriftmäßige, christliche Religion einsehen wird.

Zwey-

y) Der ganz gemeine Mann unter den Katholiken sagt, wenn er jemand begegnet, anstatt eines Grußes, oder anstatt Guten Morgen, die Worte: Gelobet sey Jesus Christus! ohne dabey mehr zu denken, als bey einem guten Morgen an eine unbekannte Person. Hierauf ist die Antwort eines Katholiken, die gewöhnlich eben so gedankenlos gegeben wird: In Ewigkeit Amen! Es ist eine Art von Weidspruch. Wie kann Hr. Lavater denjenigen, der einen solchen gedankenlosen Weidspruch nicht brauche, für einen Heuchler erklären? Es ist ganz unschicklich, so etwas zu sagen.

z) Es sind gewiß Tausende, die Jesum und seine wohlthätige Lehre von Herzen ehren, aber Tonsur, Brevire und Paternoster für elende Opera operata halten, und noch weniger wie Hr. Lavater alles, was zu Jesu Ehren Täuschung und Fabel ist, für verehrungswerth erkennen.

Zweytes Buch. Moralische Gedichte. Gutgemeinte, aber äußerst alltägliche Reime, ohne Plan, ohne alles, selbst ohne jenes philosophische Interesse, das aus einer Folge innig verwebter dogmatischer Gedanken entspringt, und das in Werken, die sich die Miene der Poesie geben, immer doch nur auf den zweyten Rang Anspruch machen darf. Edle moralische Sentiments, aber keine Spur von Poesie. Einige gute Sentenzen, worunter wir doch die von folgender Art nicht rechnen möchten, deren erste eine sehr unbestimmte und falsche Behauptung, und die zweyte eine unbeschreiblich kahle Wahrheit verträgt.

> Ein Feind von Jesus Christ ist Feind von allem Guten! — *)
> Wer immer vorwärts geht, der gehet nie zurück! —

Nicht selten überwirft sich Hr. Lavater sehr mit dem guten Geschmacke. Z. B.

> Nachtschwarze Leidenschaften wimmern,
> Gleich Ungeziefern, um sein Haupt.

Drittes Buch. Vaterländische Gedichte, oder Neujahrsgeschenke der musicalischen Gesellschaft an die Zürcherische Jugend. Schweizerscenen. Auch hier wird nur das nähere Nationalinteresse die Spuren des poetischen Genius weniger vermissen. Viertes Buch. Gelegenheitsgedichte. Gelegenheitsgedichte haben das Recht mittelmäßig zu seyn, und diese hier bedienen sich dieses Rechts im vollen Maaße. Wer nicht Verse dieser Art

> Die Frühlingsfarbe soll dein blasses Antlitz schmücken,
> Und rosenroth dein Fleisch, in Geist getaucht —

schön findet, wird sich vergebliche Mühe geben, wenn er nach andern Schönheiten sucht. Alles das gilt auch von dem fünften Buche, das Trauer- und Trostgedichte sammt einigen Grabschriften enthält. Sechstes Buch. Reimen (Reime) an Verschiedene. „Ich gebe diese für weiter „nichts, als Reimen — als gereimte Gutherzigkeit, und „bin

*) Dergleichen Sentenzen haben die schädlichste Tendenz. Das Odium Theologicum hat sie hervorgebracht. Man stellt seinen Gegner als einen Feind Jesu vor, und nun zugleich als den abscheulichsten Menschen.

„bin sicher, daß kein billiger Mensch das allenfalls mir zu„kommende Verdienstchen von Poesie aus diesen Stücken be„urtheilen werde.“ Das wollen wir auch nicht, obschon wir der festen Meynung sind, daß diese „gereimte Gutherzigkeit“ durch den Druck nichts besser worden, sondern, als Manuscript, sich ohne Zweifel weit schöner ausgenommen haben mag. Siebentes Buch. Allerley. So sehr wir uns auch der Gefahr aussetzen, vom Hrn. Lavater unter jene Kunstrichter gezählt zu werden, die er sehr energisch „seelenlose Krittlerseelen“ nennt; so sagen wir es doch frey heraus, daß die Reime dieses Buches eben so unbedeutend sind, als alle vorhergehenden. Anhang. Nachlese einiger vergessenen Stücke. Wahrscheinlich wird im Kurzen die ganze Sammlung diesen Titel führen.

Za.

Leipziger Magazin zur Naturkunde, Mathematik und Oekonomie, herausgegeben von N. G. Leske, und C. F. Hindenburg. Jahrgang 1784, nebst 7 Kupfertafeln. Leipzig, bey den Herausgebern, und in der J. G. Müllerschen Buchhandlung. 1785. in 8. 536 S.

Da der Band nun vollständig ist, so zeigen wir die 4 Stücke, woraus er besteht, mit einander an. I St. 1 Abhandlung, S. 1—38. Kritter, über die Berechnung der französischen Leibrenten; wozu der Hr. Prof. Hindenburg S. 26. Erinnerungen gemacht hat. 2) Göze, von den Fischlernden, S. 39—49. Eine lehrreiche Abhandlung, und ein Uebel für Fischteiche, das wir nicht anders zu heben wissen, als durch etliche Jahre hindurch befolgte Besäung der Teiche, worin sie gefunden werden. 3) Schreiben an Hrn. Prof. Leske, über die Hornkrystallen. S. 49—57. Sie werden nach Werner's Methode beschrieben. 4) Analytische Untersuchung über die Bestimmung der elliptischen Bahne eines Planeten, aus 4 gegebenen helicentrischen Oertern, und von der Bahne des neuen Planeten; von G. F. Hennert. S. 58—78. Hr. Hennert, Prof. der Mathematik in Utrecht, hat diese Abhandlung lateinisch geschrieben, woraus sie hier erscheint

scheint, es läßt sich daraus nichts ausziehen; die, welche eigentlich dies Magazin am meisten kaufen, lesen sie ohnehin und werden schon alles gelesen haben. 5) Eine freundliche Einladung an die Bienenliebhaber. S. 79 — 83. Hr. M. Stumpf ist Verfasser dieser Schrift, die wir den Liebhabern empfehlen. Das sanfte Streiten an Hrn. St. gefällt uns sehr wohl, eben so sanft müssen wir ihn jedoch belehren, daß er irrt, wenn er entgegen dem Vers. der Geschichte meiner Bienen S. 81. will, die Orangerie, die Faulbäume und der Borratsch möchten der Linde gleich kommen, oder vorgezogen werden können. Er verstehe es, wie er wolle, der Linde können noch bessere zu, oder vielmehr nachgesetzt werden, bey welchen die hier angefügten keine Hauptnahrung, nur Leckerbissen abgeben können. Auch der Hr. Prof. Sprenger hat uns schon lange die Seidenstände zur Bienennahrung angepriesen. Uebrigens sehen wir mit Vergnügen den fernern Beobachtungen des Hrn. St. entgegen; besonders wenn er als ein so würdiger Gelehrter mit der hier vorleuchtenden wahren gelehrten anständigen Gelassenheit zu bessern sucht. 6) Ueber die natürlichsten Mittel, dem Landmanne die Stallfütterung zu erleichtern. S. 83 — 97. Ist nur der Anfang einer Preisschrift, die in den folgenden Stücken erst beendiget wird. Wir beklagen den Hrn. V. daß er den Preiß verfehlet hat, den eigentlich der Hr. Rentsekretär Schneider in Merseburg für seine kurze und bündige Schrift davon trug. Da Hr. Wichmann seine etwas weitläuftig gerathne Preisschrift auch besonders herausgab, so werden wir wohl Anlaß finden, wenn wir die in einem fort abgedruckte Abhandlung zum Urtheile überkommen, davon ein mehreres zu sagen. 7) Morgen- Mittags- und Abendbemerkungen der Luft. Hr. D. Schmiedlein fährt fort, uns seine mühsamen und wichtigen Wetterbeobachtungen mitzutheilen. 8 und 9) enthält Auszüge, Recensionen, Nachrichten, Anfrage und Ankündigung, über die wir des Raummangels wegen so weg gehen müssen. Wir glauben aufmerksam genug gemacht zu haben, und setzen daher nur noch den Inhalt der drey folgenden Stücke her.

II. St. 1 Abh. Von der besten Figur der Gewölber in Schwibbögen. 2) M. Wichmanns Fortsetzung von obiger Preißschrift. 3) D. J. Hedwig vom Unterschiede zwischen Thieren und Pflanzen. 4) P. Hindenburg über den Schachspieler

spieler des Hrn. Kempeln. — D. Schmiedleins Wetterbeobachtungen. 8) Nachrichten und Anzeigen.

III. St. 1 Abh. Wichmanns Beschluß der Preißschrift. 2) Beseke mikroscopische Beobachtungen über Thiere des süßen Wassers. 3) Kritter's — richtige Berechnung der in England gewöhnlichen Jahrrenten. 4) Natürliche Geschichte des Bohon-Upas. 5) D. Schmiedleins Wetterbeobachtungen. 6) Aufsätze und Auszüge. 1) Beseke, von den Mitteln, erfrorne Menschen zurechte zu bringen. 2) Voigt aus Weimar, von Beschreibung des Ilmenauer Bergwerkes. 3) Cyoret, von der Anatomie der Puppe und des Nachtfalters der Weidenraupe.

IV. St. 1 Abh. Ueber die beßte Einrichtung der französischen Dächer, von G. A. Däzl. 2) J. A. Kritter, von der wahren Bestimmung des Unterschiedes der Sterblichkeit der Männer und Frauen bey Wittwenpflegschaften. 2ter Theil. 3) Beseke, über Beobachtung und Räsonnement bey der Betrachtung der Natur. 4) Auszug aus Hrn. Retz Schrift; Meteorologie appliquée à la médicine et à l'agriculture, welche von der Kaiserl. Königl. Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Brüssel den Preiß erhalten hat. 5) D. Schmiedleins Wetterbeobachtungen auf das Jahr 1784. 4tes Quartal. 6) Desselben Resultate der meteorologischen Beobachtungen für 1784.

Mehr läßt der Raum nicht zu von diesem Magazine zu sagen: es empfiehlt sich auch von selbst durch seinen wichtigen Inhalt. Daß künftig zwey solcher Magazine erscheinen, nämlich unter den Titteln: der Naturgeschichte und Oekonomie, und eines: der Mathematik, müssen wir doch auch anzeigen. Vielleicht wird dann auch das so vielen unleserliche in etwas zu affectirter Schreibart weggelassen, so wird das Natur- und ökonomische Magazin mehr angenehm für die Leser.

Sm.

Nach-

Nachrichten.

Der Hr. Domherr Friedrich Wilhelm Karl Graf von Schmettau, dieser große Kenner und Beförderer aller zum topographischen Vermessungswerke gehörigen Wissenschaft, der schon durch die 1780 herausgegebene schöne Karte des Herzogthums Meklenburg Strelitz sich so verdient gemacht hat, hat auch auf besondern Auftrag Sr. Durchl. des regierenden Herzogs von Meklenburg Schwerin, eine topographisch = ökonomisch und militarische Karte dieses Herzogthums mit großer Genauigkeit zusammengetragen. Er will dieses vortreffliche Werk in 16 Sectionen in Kupfer stechen lassen, und öffentlich herausgeben, wofern sich 300 Subscribenten à 10 Thlr. 16 Gr. Brandenb. Kurrant finden. Eine Quadratmeile der Gegend um Parchim nebst der Graduation der ganzen Karte, ist von dem Kupferstecher Hrn. Jäck in Berlin, aufs herrlichste zur Probe gestochen worden, und man kann wohl sagen, daß diese Karte auf solche Art gestochen, keiner engländischen oder französischen etwas nachgeben wird. Diese Probe nebst einer ausführlichen Nachricht wird in der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin umsonst ausgegeben.

* * *

Hr. D. Küster zu Peine im Stifte Hildesheim, will einen Auszug aus Hrn. Hofmanns medicina rationalis systematica herausgeben. Der erste Band soll im December 1786 herauskommen.

* * *

Johann Heinrich Hurter, Königl. Großbritannischer Hofmaler und Direktor einer Mathematischen Instrumentenfabrik in London, hat eine Luftpumpe erfunden, welche, durch eine äußerst einfache Vorrichtung, die Luft 1000 mal, folglich 400 mal mehr als die berühmte Nairnische verdünnt. Er wohnt in Great Marlborough = Street No. 53. in London.

* * *

In des LXV Bandes Erstes Stück S. 235. ist, auf dem Glauben einiger andern Journale, eine unrichtige Nachricht von dem durch verschiedene Schriften vortheilhaft bekannten Herrn Schink eingeflossen. Derselbe hat sich zwar im Jahre 1783. ein Jahr lang zu Gratz in Steyermark aufgehalten, und hat für die daselbst befindliche Nonseulsche Truppe verschiedne Gelegenheitsschriften gemacht, aber Er war nie in eigentlicher Verbindung mit dieser Truppe weder als Dichter noch als Schauspieler, noch weniger ist Er mit derselben, oder mit einer andern Truppe in der Steyermark herumgereißt. Er lebt seit 2 Jahren wieder in Wien, außer aller Verbindung mit dem Theater.

* * *

Der Kupferstecher Hr. Joh. Fr. Bause in Leipzig wird das Bildniß Friedrich des Großen von Graff gemahlt, in derselben Größe, als das von ihm ohnlängst gestochene Bildniß Peter des Großen ausgegeben ist, auf Pränumeration in Kupfer stechen. Der Pränumerationspreis ist 2 Thlr. 12 Gr. in Louisd'or á 5 Thlr. Zur Ostermesse 1787 werden die Abdrücke davon ausgegeben, und die Herren Pränumeranten die ersten und vorzüglichen Abdrücke erhalten.

* * *

Herr Christian Schkuhr, Universitätsmechanikus und Optikus zu Wittenberg, will auf Pränumeration herausgeben: Allgemeines botanisches Taschenbuch für Liebhaber der Kräuterkunde über die mehresten, in Deutschland wildwachsenden, auch ausländisch gewesenen, nunmehr aber fast einheimisch gewordenen Bäume, Sträucher und andere Pflanzen. Dieses nach den 24 Klassen des Linneischen Systems eingerichtete Taschenbuch enthält 500 richtige, nach der Natur, mit der Zergliederung aller Geschlechtstheile, von Ihm selbst gezeichnete, und in Kupfer gestochene Pflanzen. Aus jedem Geschlechte wird allezeit eine, vornehmlich die in der Arzneykunst gebräuchliche Art, und wo keine vorhanden ist, eine auf andere Weise nutzbare, oder schädliche zur Abbildung genommen. Die übrigen Arten werden, so viel wie möglich, deutlich, nach ihrem Bau, und den Oertern, wo sie wachsen, mit Anführung der Zeit, wenn sie blühen, beschrieben.

Besör-

Beförderung.

Se. K. Maj. Friedrich Wilhelm II. König von Preußen, haben gleich nach Dero Regierungsantritt, Se. Excellenz den Staats- und Cabinetsminister Freyherrn von Herzberg mit Dero großem schwarzem Adlerorden beehrt, und ihn zum wirklichen Kurator der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannt. Die großen gelehrten Einsichten dieses großen Staatsmannes sind in ganz Europa berühmt, und die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, hat unter Seiner Leitung gewiß Hoffnung zu mehrerem Flore.

Todesfälle.

Den 17ten August starb zu Potsdam, **Friedrich der Große**, König von Preußen, groß in so vielerley Betrachtung, besonders aber auch als ein Beschützer der Wissenschaften. Er beförderte zuerst in Deutschland und seinen weitläuftigen Staaten Freymüthigkeit im Denken und Freyheit der Presse. Welche wohlthätige Folgen daraus für das Wohl der Staaten, für die Erkenntniß der Rechte der Menschheit, und für Beförderung einer reinen vernünftigen Religion entstanden sind, liegt am Tage. Die Preußischen Staaten verehren schon jetzt in seinem Nachfolger K. **Friedrich Wilhelm II.** ganz ähnliche edle Gesinnungen, und werden durch das, was dieser Herr seit den ersten Tagen seiner Regierung thut, zu den frohesten Hoffnungen berechtigt.

Anzeige.

Es hat Hrn. Lavater gefallen, in den **Hamburgischen Korrespondenten** No. 142. und in die neue **Hamburgische Zeitung** No. 144. folgende Nachricht einrücken zu lassen.

„Obgleich ich nicht verhelen will, und zur Steuer der „Wahrheit zu gestehen verbunden bin, daß ich des Herrn „Sailers von Ingolstadt Gebetbuch für Katholiken, wenige „Stellen abgerechnet, für ein vortreffliches und empfehlungs„würdiges Buch halte, mir auch die Freyheit nicht nehmen „lassen will, Werke, welche ich will, ohne irgend ein altes, „oder neues Inquisitionstribunal um Erlaubniß zu bitten, „zu empfehlen oder zu verschenken, so darf ich dennoch als „heilige Wahrheit bezeugen, vor der öffentlichen Anzeige des

„Herrn Nikolai in Berlin: ‚daß ich von Jesuiten ohne Zweifel „unterstützt, dies Gebetbuch häufig verschenkt, auch in einem „Kreisschreiben dem, den es gereuen würde, es gekauft zu „haben, es um den doppelten Werth abzunehmen versprochen,“ „nicht ein einziges Exemplar gedachten Gebetbuchs, weder „mittelbar noch unmittelbar, weder verkauft, noch verschenkt, „noch ausgeliehen, noch irgend einem Protestanten dasselbe, „für sich oder für Protestanten zu kaufen, beredet, daß ich „an besagtem Kreisschreiben nicht den allergeringsten Antheil „habe, noch von demselben, ehe ich es in Herr Nikolais ge„druckter Schrift las, das mindeste gewußt, so daß ich von „nun an jeden, der besagte Nachricht von Herr Nikolai glaubt, „für äußerst leichtgläubig, und den, so sie ohne Beweise wei„ter verbreitet, für nichts anders, als einen Lügner erklären „kann. Uebrigens behalte ich mir vor, mich über dieses sau„bere Verfahren an einem andern Ort so entscheidend zu er„klären, daß man sehen soll, ob ich mich gegen über gewis„ser Leute zu fürchten Ursach habe. Zürch, den 19ten Au„gust 1786.

„Johann Caspar Lavater.“

Ich will hierauf nur folgendes erinnern, an einem andern Orte vielleicht mehr, wenn es nöthig seyn sollte. Die Entwickelung einiger Thatsachen, welche Herr Lavater geflissentlich in einander verwickelt, wird hoffentlich zeigen, daß er das gar nicht läugnet, was ich behauptet habe, und daß bey dem, was er wirklich behauptet, die Wahrheit der von mir angeführten Thatsachen völlig bestehen kann.

Ich habe gesagt: der Koncipient der Zirkelbriefe, welcher an Hrn. Lavaters zahlreiche protestantische Anhänger des Jesuiten P. Sailers katholisches Gebetbuch empfiehlt, und demjenigen, der es gekauft zu haben bereute, es um den doppelten Preis abzukaufen verspricht, sey Hr. Pfenninger; (Untersuchung S. 89.) und nun erklärt Hr. Lavater, Er selbst habe dies nicht versprochen. Ist dies nicht ein armseliger Behelf, dergleichen [illegible] Hr. Lavater schon mehrmals erlaubt hat! Beweiset d[illegible] armselige Behelf etwas wider mich? Doch Hr. La[illegible]r erklärt auch, er habe „von diesem (schon 1784 geschriebe[illegible] Zirkelschrei„ben, ehe er es in meiner gedruckten Schrift [illegible] das „mindeste gewußt.“ Herr Lavater glaubt [illegible] Wunder, und kann uns also auch wohl zumu[illegible]

zu glauben, was höchst unwahrscheinlich, und einem Wunder ziemlich ähnlich wäre, wofern es wahr seyn sollte. Pfenninger, Lavaters Herzensfreund, schreibt an Lavaters Anhänger Zirkelbriefe, worin unter andern auch die geringsten Kleinigkeiten, die Lavatern, seine Frau und seine Kinder angehen, vorkommen; er giebt Nachricht von den Briefen, welche die geheime Gesellschaft der Philalethen in Paris, an Lavater und seinen Bruder ergehen ließe; er giebt Nachricht, von Lavaters nur wenigen mitgetheiltem eigentlichem Urtheile von dem Wundermann Cagliostro, und von dergleichen Dingen mehr, die man nicht anders als von Lavatern selbst erfahren konn. Es war wohl voraus zu sehen, ein solcher Briefwechsel könne nicht ohne Lavaters Vorwissen geführt worden seyn. Und wie unbestimmt spricht Hr Lavater! Soll man glauben, er wisse überhaupt nicht das mindeste davon, daß sein vertrautester Freund, sein Herzens - Pfenninger, seit mehrern Jahren an seine treuen Jünger diese, Lavatern ganz speciel angehende Nachrichten durch Zirkelbriefe befördert? Oder sollen nur gerade die, die ich angeführt habe, diese, die gerade so bedenkliche Aeußerungen enthalten, Herrn Lavater ganz unbekannt geblieben seyn, bis ich sie öffentlich anführte?

So unwahrscheinlich dies letzte ist, so erklärt es Hr. Lavater dennoch für wahr. Gut! es soll wahr seyn. Aber Hr. Lavater hat eine große Fertigkeit unbestimmt zu reden, als ob es bestimmt wäre. Wenn er es dann wagen darf, (welches ich seinem Gewissen überlasse,) zu sagen: daß er von diesen beyden Zirkelbriefen nicht das mindeste wußte, ehe ich davon öffentlich redete, so wird er sich hoffentlich nicht unterstehen zu behaupten, daß die Nachricht von dem Inhalte dieser Zirkelbriefe eine Unwahrheit sey, und doch ist seine Erklärung so künstlich gedreht, daß man beym ersten Anblicke denken sollte, er wolle besagte Nachricht für eine Unwahrheit erklären, welches doch bey genauer Betrachtung seine Worte nicht bedeuten können. Ich habe diese Zirkelbriefe, von Herrn Pfenniger, Lavaters Herzensfreunde, an Protestanten gesendet, im Originale gesehen; sonst würde ich davon nicht geredet haben. Wenn nun aber Hr. Lavater erst durch mich in einer öffentlichen Schrift Nachricht von diesem geheimen ihn blos angehenden Briefwechsel erhielt, so mußte es ihn doch wohl befremden, daß sein vertrauter Herzensfreund Pfenninger dies alles vor ihm ver-

hee

beelet hatte. — Wie kommts, daß dieses Hrn. Lavater gar nicht befremdet? Wie kommts, daß er so künstlicher Weise nichts weiter erklärt, er selbst habe an diesen Briefen nicht Antheil, aber übrigens kein Wort von dem Inhalte dieser so bedenklichen Briefe sagt, vom Inhalte derselben, der ihn doch so nahe angehet? Die Hauptsache ist doch wohl, daß diese Zirkelbriefe wirklich sind, nicht daß sie Hr. L. in Person geschrieben habe, welches ich nie behauptete. Entweder Hr. Lavater hält Hr. Pfenningers darin von ihm gegebene Nachrichten für wahr, und billigt die darin befindlichen Gesinnungen, oder nicht? Wäre dies letzte, so müßte er nicht über mich, sondern über Hr. Pfenninger ungehalten seyn, der sein Vertrauen auf eine unverantwortliche Art würde gemißbraucht, und ihm kompromittirt haben. Denn was ist natürlicher, als vorauszusetzen: diejenigen Gesinnungen, die Lavaters vertrautester Freund, in einem geheimen, blos für Lavaters eifrige Anhänger bestimmten Briefwechsel äußert, müßten mit Lavaters Gesinnungen übereinstimmen. Ist es aber wahr, was Pfenninger von den Negociationen der geheimen Gesellschaft der Philalethen in Paris, mit Lavatern und seinem Bruder schreibt; hat Lavater den Abentheurer Cagliostro auf so sinnlose Art angepriesen, als es im Zirkelbriefe gemeldet wird; billigt es Lavater endlich wirklich (auch allenfalls nur erst jetzt hinterher,) daß Pfenninger, des Jesuiten P. Sailers katholisches Gebetbuch Lavaters protestantischen Anhängern anpreiset: so bleibt die Sache wohl ganz, wie sie ist, gesetzt auch, daß Herr Lavater vorher von dem Zirkelbriefe nichts gewußt hätte. Es scheint fast, es sey so. Hr. Lavater sagt in seiner Erklärung, P. Sailers katholisches Andachtsbuch sey vortrefflich und sehr empfehlungswürdig. Er behält immer gern eine kleine Hinterthür offen. Er nimmt hier wenige Stellen von seinem Lobe aus, ohne zu bestimmen, von welcher Art diese Stellen sind, Er sagt nicht, ob es auch für Protestanten vortrefflich seyn soll, welche denn doch, Gott sey Dank, wohl längst bessere Andachtsbücher haben, und sie nicht erst von Jesuiten holen dürfen; Er sagt nicht, ob er billige, daß sein Herzensfreund Pfenninger, ein Buch, was denn doch alle Lehren des Katholicismus enthält, an Protestanten, und zwar an unerfahrne und ungelehrte, dergleichen gewöhnlich diejenigen sind, die gern ascetische Bücher

lesen,

lesen, mit so unerhörtem Eifer empfiehlt, daß ihnen der doppelte Preis angeboten wird, wenn es diese Protestanten gereuet, dieses katholische Andachtsbuch gekauft zu haben. Hierauf kommt es doch allein nur an, denn meine Absicht (ich berufe mich auf alle die meine Untersuchung bedächtig lesen) ist ja gar nicht gewesen, Lavatern persönlich anzugreifen, sondern ein einleuchtendes Beyspiel zu geben, wie unter dem Scheine der Toleranz Protestanten von den Katholiken dahin gebracht werden, katholischen Ideen günstig zu werden, und sogar ein katholisches Andachtsbuch zu empfehlen.

Uebrigens ist es leider an sich gar nicht unwahrscheinlich, daß Hr. Lavater fähig ist, ein katholisches Andachtsbuch, seinen protestantischen Anhängern zu empfehlen. Schon im Jahr 1781 machte er ein Lobgedicht auf den katholischen Gottesdienst, und auf alles, was bey den Katholiken gewöhnlich ist. Er, ein protestantischer Prediger und Gottesgelehrter, vertheidigt darin sogar:

— Klaus und Kloster
Tonsur, Brevier und Paternoster

unter dem Vorwande, daß dies alles doch von Jesu zeuge, und weil alles, was zu Ehren Jesu gemeint (NB. nur gemeint ist, selbst wenn es gefabelt wäre,) ihm verehrungswürdig sey. Dies sind seine eigene Worte. Hr. Lavater selbst hat dies Gedicht drucken lassen, in seinen vermischten gereimten Gedichten. (Winterthur 1785. 8.) Ich überlasse allen vernünftigen Protestanten, welche nur dies Gedicht lesen wollen, zu beurtheilen, ob Hr. Lavater in seiner vortheilhaften Meynung von katholischen Dingen zu weit gehe, oder nicht, und wohin es mit der protestantischen Religion käme, wenn alle unsere Geistlichen so dächten.

Daß in Zürch und in der umliegenden Gegend des Jesuiten P. Sailers katholisches Andachtsbuch, unter den Protestanten, besonders unter Lavaters Anhängern sehr fleißig gelesen, und auch heimlich und umsonst ausgetheilt werde, ist mir nun von zwey glaubwürdigen Correspondenten berichtet worden, so daß ich an der Wahrheit der Sache selbst nicht zweifeln kann. Hr. Lavater sagt auch gar nicht, dieß katholische Gebetbuch sey nicht an Protestanten ausgetheilt worden. Er berichtet nur, er selbst habe es nicht ausgetheilt. Als ich diese Nachricht zuerst öffentlich bekannt machte, so war ich so vorsichtig, meines Correspondenten eige-

ne

ne Worte drucken zu lassen. (Untersuchung S. 925) und zum Beweise, daß es mir nur bloß um die Sache zu thun war, und daß meine Absicht nichts weniger war, als auf Hrn. Lavater einen ungegründeten Verdacht zu laden, setzte ich hinzu: „Sollte mein Correspondent sich etwa nur darin irren, „daß die unentgeldliche heimliche Austheilung nicht durch La„vaters (oder Pfenningers, oder sonst durch Lavateri„scher naher Freunde, denn das wäre einerley,) Sorge „geschähe, so wünschte ich, daß Hr. Lavater dieß öffent„lich erklärte. Aber um allen Verdacht abzuwälzen, müß„te alsdenn wohl genau angegeben werden, von wem und „wie eine so befremdliche unentgeldliche Austheilung gesche„hen sey.“ Hr. Lavater hat mir einen Theil meines Wunsches gewährt, indem er öffentlich versichert, daß er P. Sailers katholisches Andachtsbuch, ob er es gleich für vortrefflich erklärt, nicht selbst in Person ausgetheilt habe, (wie es denn auch wohl natürlich ist, daß zu einer heimlichen Austheilung eines katholischen Andachtsbuches nicht ein so berühmter protestantischer Geistlicher, sondern nur irgend ein homo obscurus sich unmittelbar wird brauchen lassen.) Aber den andern Theil meines Wunsches: die Erklärung, daß diese sonderbare unentgeldliche Austheilung eines katholischen Andachtsbuches an Protestanten nicht von Pfenningern, nicht von Lavaters nahen Freunden, geschehen sey, fehlt bis jetzt immer noch. Noch weniger findet man die von mir gewünschte Erläuterung, wie sie denn geschehen sey, und wer denn wohl die Kosten der so seltsamen unentgeldlichen Austheilung eines katholischen Andachtsbuches an Protestanten möge getragen haben? Ich will auch auf die Erfüllung dieses Wunsches gern Verzicht thun; denn ich sehe doch wohl, es werde sich zu einer Sache, die so insgeheim geschehen ist, und welcher man sich doch wahrhaftig vor der ganzen protestantischen Welt zu schämen hat, niemand bekennen wollen, man werde sie durch Winkelzüge eher zu verdunkeln, als ganz aufzuklären suchen, man werde nur sich entschuldigen, und allenfalls lieber andere beschuldigen und verunglimpfen wollen, als daß man die Wahrheit geradezu gestehe.

Selbst die Erklärung Hrn. Lavaters, so künstlich sie gedrehet ist, überzeugt mich davon. Nicht zufrieden, zu bezeugen, daß er an Thatsachen unmittelbar nicht Theil neh-

men

me, deren Existenz deshalb doch unumstößlich wahr bleibt; erlaubt er sich sehr hämische Seitenblicke zu thun. Er sagt: „Er wolle sich von keinem Inquisitionstribunale „die Freyheit nehmen lassen, irgend ein Werk zu empfehlen „und zu verschenken.“ Ist es die Art eines edlen Mannes, eines Mannes, der sich seiner guten Sache bewußt ist, solche gehässige Insinuationen sich zu erlauben? Inquisition involvirt den Begriff des Verketzerns ohne Ursache, des Verfolgens ohne Versöhnung. Ist mein Verfahren gegen ihn von der Art? Da ich von seiner genauen und in der That höchst befremdlichen Verbindung mit den Jesuiten spreche, so setze ich hinzu: (Untersuchung S. 89.) „Damit man nicht „mißverstehe, so will ich sehr gerne zugeben, daß Lavater „hiebey noch recht gute Absichten haben mag; aber ich „gestehe auch eben so offenherzig, daß ich mich nicht überreden „kann, daß P. Sailer und die übrigen Jesuiten mit Red„lichkeit zu Werke gehen.“ So gelinde habe ich von Lavaters Absicht bey seinem Verfahren geurtheilt, und er will gehässiger Weise insinuiren, daß ich wie ein Inquisitor mit ihm umgehe. Sieht man hier nicht deutlich die Leidenschaft des Mannes, der entdeckt siehet, was er geheim gehalten wissen wollte, und der es demjenigen entgelten lassen will, der die Entdeckung machte. Wer sich solche Ausfälle erlaubt, verräth vernünftigen Leuten, was er gern verbergen wollte. Die unpartheyische Welt sey Richter zwischen ihm und mir.

Ich ergreife diese Gelegenheit, noch eine andere Beschuldigung Hrn. Lavaters gegen mich vor den Augen des Publikums zu bringen und näher zu erörtern, die mir nicht gleichgültig seyn kann. Hr. Lavater hat vor wenigen Monaten Deutschland das Schauspiel gegeben, daß er von Stadt zu Stadt zog, um den lauten Beyfall der Menge einzuärndten. Er war, wie der Dichter von ihm sagt: (Gökings Musenallmanach 1787. S. 206.)

So wie ein Luftball anzusehen,
Und wie ein Wunder aus der See,
Wie eine fremde Aloe,
Um welche starr die Gaffer stehen.

Er predigte allenthalben unter erstaunlichem Zulaufe, (auch da, wo man seinen Schweizerdialekt nicht verstand,) er seegnete die Kinder feyerlich ein, (gerade als wenn sie seines Seegens nöthig hätten,) und verschmähte keine der klei-

nen Künste, welche auf kurze Zeit einen wandernden Apostel gefällig machen können. Daß er diese Gelegenheit nutzte, sich bey denen, welche durch verschiedene seiner höchstunüberlegten Schritte aufmerksam geworden waren, **zu entschuldigen**, mag ihm zu verzeihen seyn. Aber höchstunartig war es von ihm, daß er bey dieser Gelegenheit seine Gegner mit halbabgebrochenen Worten und Winken **verunglimpfte**, und den Verdacht auf sie zu bringen suchte, als ob sie **Feinde der christlichen Religion** wären. Freylich, von einem Manne, welcher schon in seinen Schriften diejenigen, die nicht auf seine Art **Christen** sind, für **Atheisten** erklärte, (mit dem gleißnerischen Beysatze, **vielleicht ohne daß sie es wissen,**) war so etwas weniger unerwartet; aber ich frage jeden edeldenkenden Mann, ob dieß **edelmüthig gehandelt** war? Ich übergehe verschiedene mir gemeldete sonderbare Aeußerungen des Hrn. Lavaters, und bleibe nur bey einer der auffallendsten stehen, wovon ich gültige Beweise habe. Hr. **Lavater** erzählte auf seiner letzten Reise: „Es reiseten Leute in „Zürch und in andern Orten herum mit einem **naturalisti**„**schen Glaubensbekenntnisse** in der Tasche, zu dessen Un„terschreibung und Annahme sie jedermann zu bewegen such„ten; er selbst sey schriftlich und mündlich darum angegan„gen worden, und dieß naturalistische Glaubensbekenntniß sey „denn ein Werk Berlinischer Gelehrten, und namentlich mein „Werk, der ich angelegentlich darauf ausgienge, **Sekten** zu „**stiften**, und Leute dazu anzuwerben." Diese ganz absurde Legende erzählte er an mehrern Orten, und sie fand Eingang, bis er auf einen meiner Freunde stieß, welcher rechtschaffene Mann mich besser kennt, und der ihm im edlen Unwillen geradezu sagte: Dieß sey falsch: **So etwas könne mir nie in den Sinn gekommen seyn, und sey meiner ganzen Denkungsart unähnlich.** Darauf verstummte **Lavater**, wußte keine Gründe davon anzuführen, daß dieß angebliche **Glaubensbekenntniß von mir käme**, sagte stammelnd: „Es sey „ihm lieb, das Gegentheil zu hören, er wolle sich nähere Er„läuterungen darüber ausbitten," — und dabey blieb es.

Es scheinen gewisse Leute sich im Besitz zu dünken, daß sie sich alles gegen ihre Gegner erlauben dürfen; und da ist denn die Beschuldigung: **unser Gegner ist ein Gegner Gottes und der Religion**, immer schon seit langer Zeit die bequemste gewesen, und sie fängt seit kurzem auch wieder an

Mode zu werden. Was soll man aber von dem denken, der sie so leichtsinniger Weise braucht, ohne den geringsten Grund seiner Behauptung angeben zu können; und der noch dazu diese Beschuldigung nicht in öffentlichen Schriften macht, wo sich sein Gegner verantworten könnte, sondern der von einem Ende Deutschlands zum andern ziehet, um in gesellschaftlicher Unterhaltung des andern guten Leumund zu beschmitzen? Ist wohl die geringste Wahrscheinlichkeit da, daß ich mir eine solche abentheuerliche Unternehmung hätte in den Sinn kommen lassen? Ich habe allezeit frey, offenherzig und ohne Umschweife gehandelt. Ich habe nie, wie Hr. Lavater und andere, durch allerley Umwege Verbindungen gesucht, nie durch Zirkelbriefe Ideen auszustreuen gesucht, die ich etwa nicht öffentlich zu behaupten mich getrauet hätte, ich habe nie mich hinter schwankende unbestimmte Worte gesteckt, nie affektirt zu klagen, man könne oder wolle mich nicht verstehen, sondern habe allezeit frey, deutlich und bestimmt geredet. Man kann also meine wahre Meynungen in meinen Schriften deutlich finden, und kann wissen, was man sich von mir zu versehen hat. Wo ist in meinen Schriften die geringste Spur, daß ich die christliche Religion umstürzen, und eine natürliche Religion statt derselben hätte einführen wollen, (wie Hr. Lavater auf eine gehässige Weise den Verdacht davon auf mich laden wollte?) Ich habe ja sonst freymüthig genug das gesagt, was ich für wahr und nützlich hielt. Wenn ich auch dieß für nöthig, für nützlich, für möglich gehalten hätte, so würde ich es öffentlich gesagt haben, und ich habe ja beständig, bis jetzt, in der Lage gelebt, daß ich ohne Einschränkungen schreiben durfte, was ich für Wahrheit hielt. Welcher vernünftige Mensch, der meine Schriften mit einigem Nachdenken gelesen hat, kann mir zutrauen, daß ich Sekten stiften wollte, mir, der ich von allem Sektenwesen so entfernt bin, und alle wahre Verbesserung in Moral und Religion nur von der freymüthigsten uneingeschränktesten Untersuchung der Wahrheit erwarte. Und vollends die abentheuerliche Idee, irgend eine Art von Religion durch Missionarien, welche ein Glaubensbekenntniß zum Unterschreiben in der Tasche tragen zu gründen, wie hätte die mir in den Sinn kommen können, der ich so innig von der Unzulänglichkeit und Unzweckmäßigkeit aller symbolischen Bücher überzeugt bin. Ich muß auch gestehen, daß ich in Berlin keinen Gelehrten von eini-

gem Belange kenne, dem die Idee, die Unterschrift eines solchen Glaubensbekenntnisses zu befördern, in den Sinn kommen könnte. Es giebt indessen gutmüthige Leute genug in der Welt, die gern reformiren wollen, und nicht recht wissen, wie sie es anfangen sollen. Von solchen mag dieß angebliche Glaubensbekenntniß herkommen, wofern es wirklich existirt, und nicht etwa blos im Prospectus herumgetragen wird, wie die Werke eines gewissen herumwandernden schönen Geistes.

Ich will Hrn. **Lavater** nicht auffordern, dem Publikum die Gründe vorzulegen, warum er dieß Hirngespinst Berlinischen Gelehrten und besonders mir zuzuschreiben, für gut gefunden hat. Er ist zu sehr gewohnt, sich unbestimmt und schwankend auszudrücken, als daß zu hoffen wäre, man werde durch seine Erklärung ganz auf den Grund der Sache kommen. Und da man, wenn man meine Art zu verfahren, und die seinige gegen einander hält, ihn schwerlich von dem Verdachte lossprechen kann, daß er bey Aussprengung dieses Gerüchts einige kleine **Nebenabsichten** gehabt habe, so möchte er dieselben vielleicht nicht gern ganz wollen fahren lassen. Ists aber bloße **Leichtgläubigkeit** gewesen, so kann diese meine öffentliche Erklärung ihn vielleicht künftig etwas vorsichtiger machen, damit er nicht gleich ein leeres Gerücht glaube, und verbreite, weil es ihm behagen würde, wenn es wahr wäre.

Ich höre auch, daß P. Sailer ein Büchlein wider mich geschrieben hat. Noch ist es mir nicht zu Gesichte gekommen. Wenn ich es gelesen haben werde, wird es sich zeigen, ob es nöthig seyn wird, etwas darauf zu erwiedern. Wenn es nichts weiter enthält, als daß P. Sailer sich **entschuldigen** will, möchte es kaum nöthig seyn. Denn wer weiß nicht im voraus, daß ein Mann, wie P. Sailer, wissen werde, **Entschuldigungen** zu finden, sobald sein künstlich angelegter Plan heller beleuchtet wird, als es ihm lieb ist? Berlin, den 16 Sept. 1786.

Fr. **Nicolai**.



